KRAUSS

ANTHROPOPHYTEIA

ANTHROPOPHYTEIA

Jahrbücher

für

Folkloristische Erhebungen und Forschungen

zur

Entwicklunggeschichte der geschlechtlichen Moral

unter redaktioneller Mitwirkung und Mitarbeiterschaft von

Friedrich J. Bieber, Ethnologen in Wien, Prof. Dr. **Franz Boas,** an der Columbia-Universität in New-York V. S. N., Dr. med. und phil. **Georg Buschan,** Herausgeber des Zentralblattes für Anthropologie in Stettin, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Albert Eulenburg** in Berlin, Prof. Dr. **Sigmund Freud,** an der k. k. Universität in Wien, Prof. Dr. **Anton Herrmann,** Herausgeber der Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn, in Budapest, Prof. Dr. **Juljan Jaworskij** in Kiew, Dr. **Alexander Mitrović,** Rechtsanwalt in Herceg Novi, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Albert Neisser,** an der kgl. Universität in Breslau, Prof. Dr. **Giuseppe Pitrè,** Herausgeber des Archivio per lo studio delle tradizioni popolari, an der Universität in Palermo, **Ferdinand Freiherrn von Reitzenstein,** Vorstand der Ethnologischen Abteilung der I. Hygiene-Ausstellung in Dresden, Prof. Dr. **Karl von den Steinen** in Berlin und anderen Gelehrten

gegründet im Verein mit

Prof. Dr. med. **Bernhard Hermann Obst,**

weiland Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig

herausgegeben

von

Dr. Friedrich S. Krauss

in Wien VII/2, Neustiftgasse 12

IX. Band.

Leipzig 1912.
Ethnologischer Verlag.

Bezugpreis für jeden Band 30 Mk.

Privatdruck.

Nur für Gelehrte, nicht für den Buchhandel bestimmt.
Ohne Genehmigung des Herausgebers darf der Verlag kein Exemplar liefern.
Wer die Anthropophyteia öffentlich ausstellt oder verleiht, setzt sich der Gefahr einer Verfolgung aus.

Zahl: 722



Die Anthropophyteia im Sprachgebrauch der Völker.

XXXIX. Die Bezeichnungen für die Freudenmädchen im Rotwelsch und in den verwandten Geheimsprachen.

Von Prof. Dr. L. Günther in Gießen.

Einleitung.

Die zahlreichen sexuellen bzw. skatologischen Ausdrücke in dem sogenannten Rotwelsch unserer Gauner sowie in den damit verwandten Geheimsprachen (der „Kunden", Dirnen, Krämer) sind in dieser Zeitschrift meines Wissens noch nicht zum Gegenstande einer eingehenderen Betrachtung gemacht worden. Nur einzelne rotwelsche Vokabeln finden sich in dem reichhaltigen Aufsatze von Prof. Dr. Carl Müller über den „erotischen Wortschatz der deutschen Mundarten" usw. (Anthrop. VIII, S. 1 ff.), jedoch ohne ausführlichere Erklärungen und Quellenbelege, während die der Kunden- und Zuhältersprache gewidmeten „Idiotika" von H. E. Luedecke und Fr. W. Berliner (Anthrop. V, S. 7ff., VI, S. 18ff.) grundsätzlich bloß das in Mitteldeutschland noch heute gebräuchliche Wortmaterial zusammengestellt haben. Ein sexuell-skatologisches Glossar über sämtliche genannten Arten der Geheimsprachen, das sich auf ganz Deutschland erstreckte und die Quellen von der ältesten Zeit (15. und 16. Jahrh.) an bis zur Gegenwart berücksichtigte, dürfte daher gewiß manchem Leser der Anthropophyteia erwünscht sein. Es würde dafür jedoch eine solche Fülle an sprachlichen und kulturgeschichtlichen Details zu verarbeiten sein, daß der hier zur Verfügung stehende Raum wohl kaum ausreichte. Ich beschränke mich deshalb zunächst auf einen einzelnen Abschnitt aus dem weiten Gebiet, auf die Be-

zeichnungen für die Freudenmädchen[1]) (Prostituierte, „Huren", „Dirnen" usw.)[2]), deren allbekannte nahe Beziehungen zu dem gewerbsmäßigen Verbrechertum sich schon sehr frühzeitig feststellen lassen[3]). Enthält doch z. B. der sogenannte Liber Vagatorum (um 1510), die erste ausführlichere Sammlung rotwelscher Wörter, bereits nicht weniger als vier Synonyme für den Begriff „Bordell" („Hurhauß"), zwei für die Prostituierten („Huren") und eine Bezeichnung für die „Hurenwirtin"[4]). Seitdem hat sich die Ausdrucksweise unserer Gauner in mancher Beziehung geändert, ältere Wörter sind in Vergessenheit geraten, neue dafür emporgekommen, aber die Einrichtung selber, auf die sie sich beziehen, das Bordellwesen, ist sich im großen Ganzen gleich geblieben. Daher fehlen denn wohl fast in keinem größeren Vokabular Bezeichnungen für die „Priesterinnen der Venus

---

[1]) In meinen „Beiträgen zur Systematik und Psychologie des Rotwelsch und der ihm verwandten Geheimsprachen" (in Hans Groß' Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik) sind in dem Abschnitt über „Die Stände, Berufe und Gewerbe" (= Beitr. II) auch die wichtigsten Ausdrücke für die Freudenmädchen in Betracht gezogen worden. Jedoch ist von diesem Teil der Arbeit zurzeit (Dezember 1911) ungefähr erst die Hälfte im Druck erschienen (in H. Groß' „Archiv", Bd. 38 [1910], S. 193 ff., Bd. 42 [1911], S. 1 ff. u. Bd. 43 [1911], S. 1 ff.), außerdem stehen die einzelnen Vokabeln dort natürlich zerstreut zwischen den übrigen, nach den verschiedensten Gesichtpunkten gruppierten Standes- und Berufbezeichnungen.

[2]) In den Vokabularien sind die rotwelschen (kunden-, dirnensprachl. usw.) Ausdrücke für die Prostituierten sehr verschieden übersetzt worden. So finden sich neben diesem Fremdworte sowie dem deutschen Freuden- (oder Frei-) mädchen namentlich auch: Hure, Metze, Dirne (Bordell-, Lustdirne) u. a. m.; oft sind aber auch allgemeinere Bezeichnungen, wie „liederliche Weibsperson" u. dgl., ja selbst das harmlos klingende „Geliebte" damit auf eine Stufe zu stellen.

[3]) Fr. Chr. B. Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum (Leipzig 1858 ff.), Bd. III, S. 156 bemerkt nicht mit Unrecht, daß „die Prostitution in ihrem ganzen Wesen und Treiben mit dem Gaunertum so fest verwebt ist, daß eins ohne das andere gar nicht gedacht werden kann". Vgl. ebds. Bd. II, S. 329 ff. Für die Neuzeit s. etwa: *Ω Σ*, Die Verbrecherwelt von Berlin, in der Zeitschr. für die gesamte Strafrechtswissenschaft, Bd. VI (1886), S. 259 ff.

[4]) Diese Ausdrücke (Glydenboß, Schrefenboß, Sonnenboß oder Strom = Hurenhaus, Glyd oder Schref = Hure und Glydenfetzerin = Hurenwirtin) werden — mit Ausnahme von Strom — sämtlich noch im Vokabular (unter „Gli[e]d" und „Schref") etymologisch erklärt werden. Über Strom — das wohl zu deutsch „strömen" gehört — vgl. auch Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache (Gießen 1899, 2. Aufl. ebds. 1905), S. 131.

vulgivaga" gänzlich. Daß dies im wesentlichen auch von den Sammlungen der Kundensprache gilt, ist leicht begreiflich, da sie ja nur als ein jüngerer Sproß des Rotwelsch erscheint[1]), von dem Jargon der Dirnen selber endlich ganz zu geschweigen.

Der Stoff ist in der folgenden Darstellung in der Weise gegliedert, daß zunächst — im Abschnitt A — die aus fremden Sprachen entlehnten Wortgebilde vorangestellt und je nach ihrer Herkunft (aus dem Hebräischen, Zigeunerischen, Lateinischen oder Französischen) in vier Kapiteln gesondert betrachtet wurden, während Abschnitt B, der den einheimischen Wortschatz behandelt, nach verschiedenen philologischen Gesichtpunkten gleichfalls in mehrere Kapitel (und Unterabteilungen) zerlegt ist. Innerhalb der einzelnen Kapitel sind dann die Vokabeln (von denen alle schwierigeren etymologische Erklärungen erhielten) in der Regel in alphabetischer, die dazu gehörigen „Belege" in chronologischer Reihenfolge angeführt. Um durch die Zitate der Quellen sowie der einschlägigen Literatur nicht zu viel Raum in Anspruch zu nehmen, habe ich mich dabei bestimmter Abkürzungen bedient, über die hier zur Orientierung des Lesers eine Übersicht vorangeschickt sei.

Übersicht über die benutzten Quellen und die Literatur sowie ihre Abkürzungen.

A. Quellen.

I. Rotwelsch oder Gaunersprache im e. S: Das Hauptwerk hierfür ist jetzt: Friedr. Kluge, Rotwelsch, Quellen- und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen, I: Rotwelsches Quellenbuch, Straßburg 1901. Nach diesem Werke sind grundsätzlich alle älteren und neueren Quellen, die sich dort ganz oder auszugsweise abgedruckt finden, zitiert[2]), und zwar der Einfach-

[1]) Über das intime Verhältnis der „Kunden" zu den Prostituierten s. die Ausführungen von H. E. Luedecke in d. Anthrop. V, S. 4 ff.

[2]) Eine Ausnahme hiervon habe ich nur bei der sog. Rotwelschen Grammatik nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1755 gemacht, da Kluge (S. 238) von diesem Werke, das — trotz zahlreicher Fehler — von den späteren Schriftstellern stark benutzt worden ist, „nur die wenigen Materialien..., die nicht aus den älteren ... Quellen stammen", sowie einige „sonst unbekannte

heit halber in der Weise, daß hinter Titel (bzw. Verfasser) und (ev.) Jahreszahl der einzelnen Glossare, Lexika usw. in Klammern lediglich die Seitenzahl hinzugefügt wurde, die der betreffenden Vokabel oder Stelle bei Kluge entspricht. Es bedeutet also z. B.: Lib. Vagat. 1510 (54: Glyd = hur), daß jenes Wort im Abdrucke des Liber Vagatorum bei Kluge auf Seite 54 steht. Dagegen weisen die den Zitaten nicht in Klammern hinzugefügten Zahlen hin auf die Seiten einiger anderer (bei Kluge entweder gar nicht oder nur dem Titel und dem wesentlichsten Inhalte nach angeführter) Quellenwerke des 19. und 20. Jahrhunderts. Es sind dies die folgenden:

F. L. A. von Grolman, Wörterbuch der in Teutschland üblichen Spitzbubensprachen usw., Bd. I (mehr nicht erschienen): Die Teutsche Gauner-, Jenische- oder Kochemer-Sprache usw., Gießen 1822 (1. Abtlg.: „Gaunerisch-Teutsch", 2. Abtlg.: „Teutsch-Gaunerisch); zitiert: v. Grolman, mit dem Zusatze T.-G., wo es sich um die zweite Abteilung handelt.

Cajetan Karmayers sog. „Gaunerglossar der Freistädter Handschrift" vom Jahre 1835, abgedruckt von Prof. Hans Groß im Archiv für Kriminal-Anthropologie usw., Bd. II—V; zitiert: Karmayer, mit Seitenangabe nach dem Sonderabdrucke (mit durchlaufender Zählung) sowie mit dem Zusatze G.-D., wo es sich um die kleinere Abteilung: „Gaunerisch-Deutsch" (im Gegensatze zu der größeren: „Jenisch-Deutsch") handelt.

A. F. Thiele, Die jüdischen Gauner in Deutschland usw. (2 Bde., 1. Aufl., Berlin 1840), 2. Aufl. ebds. 1842, Bd. I, S. 222 ff.: Wörterbuch der jüdischen Gaunersprache; zitiert: Thiele.

Friedrich Christian Benedikt Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum in seiner sozialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande (4 Bde., Leipz. 1858—62), bes. Bd. IV, S. 515 ff.: Wörterbuch der Gaunersprache; zitiert A.-L. (mit Angabe des Bandes nur da, wo es sich nicht um das Wörterbuch handelt).

Ω Σ, Die Verbrecherwelt von Berlin, in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft (Bd. IV [1884] — VI [1886]), an verschiedenen Stellen, bes. aber Bd. V, S. 426 ff.; zitiert: *Ω Σ* in *Z*. V.

---

oder wenig bezeugte rotwelsche Worte" nach handschriftlichen Einträgen in dem Exemplar der Darmstädter Hofbibliothek mitgeteilt hat. — Bei den Zitaten aus dieser Quelle deutet der Zusatz D.-R. hin auf die zweite Abteilung des Werkes („Deutsch-Rotwelsches Wörterbuch").

Carl Kahle, Die fahrenden Leute der Gegenwart und ihre Sprache usw., Gera 1889, S. 24 ff.: Wörterbuch der Kunden- und Gaunersprache; zitiert: Kahle.

Paul Lindenberg, Berliner Polizei- und Verbrechertum, Leipzig (ohne Jahreszahl [1891] = Reclams „Universal-Bibliothek“, Nr. 2996/7), bes. S. 182 ff.: Kurzes Verzeichnis von Ausdrücken der Berliner Verbrechersprache; zitiert: Lindenberg.

A. Oskar Klausmann und Weien, Verbrechen und Verbrecher, Mitteilungen zum Schutze des Publikums, aus der Praxis für die Praxis, Berlin 1892, Anhang, S. III ff. (Wörterbuch der Gaunersprache); zitiert: Klausmann u. Weien.

Hans Groß, Handbuch für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik (2 Bde., 1. Aufl. 1893), 5. umgearb. Aufl., München 1908, Bd. I, Abtlg. VIII (S. 381 ff.: „Über die Gaunersprache“), Kap. 3 (S. 392 ff.: „Vokabulare der Gaunersprache“); zitiert: Groß.

Derselbe, Enzyklopädie der Kriminalistik, in seinem Archiv für Krim.-Anthrop. usw., Bd. VI (1900), S. 1—96 (enth. u. a. auch verschiedene Gaunerwörter, meist neueren Ursprungs); zitiert: Groß E. K.

Roscher, Moderne Gaunerwörter in Hamburg, in H. Groß' Archiv usw., Bd. III (1900), S. 277/78; zitiert: Roscher.

W. Schütze, Was ist heute noch von der Gaunersprache im praktischen Gebrauch?, in H. Groß' Archiv, Bd. XII (1903), S. 55 ff., bes. S. 62 ff. (Vokabular); zitiert: Schütze.

Max Pollak, Wiener Gaunersprache, in H. Groß' Archiv, Bd. XV (1904), S. 170 ff., bes. S. 203 ff. („Vokabulare der Gaunersprache“); zitiert: Pollak.

Erich Wulffen, Handbuch für den exekutiven Polizei- und Kriminalbeamten (2 Bde., 2. verm. u. verbess. Aufl., Dresden 1905), Bd. II (Teil III, Abschn. 22, S. 395 ff.: Gaunersprache); zitiert: Wulffen.

Ernst Rabben, Die Gaunersprache (chochum loschen), gesammelt und zusammengestellt aus der Praxis — für die Praxis, Hamm i. Westf. 1906; zitiert: Rabben.

Hans Ostwald, Rinnsteinsprache, Lexikon der Gauner-, Dirnen- und Landstreichersprache, Berlin (Verl. d. „Harmonie“, ohne Jahreszahl [1906]); zitiert: Ostwald.

II. Kundensprache: Die älteren Quellen (seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) sind abgedruckt bei Kluge, Rotwelsch I, „Anhänge“, A (Die Sprache der Handwerksburschen), S. 421 ff. Es sind vier Vokabularien, die ich mit Kundenspr. I—IV zitiere. Ferner

enthalten die schon angeführten Arbeiten von Kahle, Schütze und Ostwald viele Kundenwörter; bei Ostwald sind sie durch ein Sternchen besonders kenntlich gemacht; ich habe ihnen in Klammern die Abkürzung Ku. hinzugefügt. Aus den Anthropophyteia kommen in Betracht die schon eingangs erwähnten „Idiotika der mitteldeutschen Kunden- und Zuhältersprache“ von H. E. Luedecke (Bd. V, S. 7 ff.) u. Fr. W. Berliner (Bd. VI, S. 18 ff.). Andere kürzere Zusammenstellungen von Kunden-Ausdrücken (s. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 33 [1909], S. 225, 228/9) enthalten für unser Thema nichts und bedürfen deshalb hier keiner Erwähnung.

III. Dirnensprache: Ältere Wörterverzeichnisse dieses Jargons, der — wie die Kundensprache — im wesentlichen nur eine Abart des Gaunerdeutsch ist, sind schon bei Kluge, Rotwelsch I zu finden (s. z. B. S. 371/72 u. 416 ff.). S. dazu noch:

Ω Σ, Die Verbrecherwelt von Berlin, im Bd. VI (S. 261 ff.) der oben angeführten Zeitschrift; zitiert: *Ω Σ* in Z. VI.

Th. Borstel (Ernst Marré), Die Sprache der Dirnen und Freudenmädchen, Leipzig (ohne Jahreszahl [1904]); zitiert: Borstel.

Ostwald, Rinnsteinsprache usw., wo die Dirnenausdrücke durch ein hinzugefügtes D. kenntlich gemacht sind (ebenso in diesem Aufsatze).

IV. Sog. Krämer- oder Händlersprachen: S. darüber jetzt bes. Kluge, Rotwelsch I, „Anhänge“, B (Krämersprachen), S. 434 ff. Dazu noch:

O. Meisinger, Beitrag zur Kenntnis der fränkischen Händlersprache (des sog. Lotekhôlisch), in der Zeitschr. für hochdeutsche Mundarten, Jahrg. III (1902), S. 121 ff.; zitiert: Lotekhôlisch (Meisinger) sowie:

Rudolf Kapff, Nachträge zu Kluge, Rotwelsch I, in der Zeitschr. für deutsche Wortforschung, Bd. X (1908/9), S. 212 ff. (bringt Ergänzungen zu den schwäbischen Händlersprachen sowie Mitteilungen über einen lothringischen Händlerjargon in der Gegend von Metz); zitiert: Kapff, Nachträge.

V. Fremde Gauner- und Geheimsprachen:

C. Villatte, Parisismen, alphabet. geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot (5. Aufl. Berlin 1899); zitiert: Villatte.

H. Baumann, Londinismen (Slang und Cant), Wörterbuch der Londoner Volkssprache sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunftausdrücke usw. (2. Aufl. Berlin 1902); zitiert: Bau-

mann. — Zu diesen beiden Sammlungen vgl. ferner auch die Glossare von Koštiál, H. v. Keller u. Susruta II in d. Anthrop. VI, S. 19 ff., VII, S. 36 ff. u. VIII, S. 21 ff. (betr. das Englische) u. von H. v. Keller i. d. Anthrop. VII, S. 40 ff. (betr. das Französische).

Über die ungarische Gaunersprache siehe:

Koloman Berkes, Das Leben und Treiben der Gauner, deutsch bearb. v. Victor Erdélyi, Budapest 1889, S. 97 ff. (Wörterbuch der Gaunersprache); zitiert: Berkes.

Auch die Arbeiten in den Anthropophyteia über die slavischen Sprachen (von Prof. Koštiál) wurden hin und wieder zum Vergleiche herangezogen.

B. Literatur:

I. Betr. das Rotwelsch (u. z. Teil auch die übrigen Geheimsprachen):

Zunächst sind hier die bereits unter den „Quellen" angeführten Schriften von Thiele, Avé-Lallemant, *Ω Σ*, Kahle, Lindenberg, Groß, Schütze und Pollak nochmals anzuführen, da sie auch als „Literatur" über die Gaunersprache usw. in Betracht kommen. Außerdem sind noch besonders hervorzuheben:

A. F. Pott, Die Zigeuner in Europa und Asien usw., 2 Bde., Halle 1844/45, bes. Bd. II, S. 1—38 („Charakter der Gaunersprachen"; beschränkt sich nicht bloß auf das Rotwelsch unserer deutschen Gauner, sondern zieht auch die fremden Gaunersprachen, bes. z. B. die spanische, heran); zitiert: Pott.

Jos. Maria Wagner, Rotwelsche Studien, in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Jahrg. XVIII, Bd. 33 (1863), S. 197 ff.; zitiert: Wagner bei Herrig.

Franz Miklosich, Beiträge zur Kenntnis der Zigeunermundarten (3 Teile, Wien 1874 ff. [= S.-A. aus den Sitzgs.-Ber. der Wiener Akad. der Wiss., phil.-hist. Kl., Bd. 77 u. 84]), Teil III (1876): „Zigeunerische Elemente in den Gaunersprachen Europas" (bes. S. 7 ff. betr. das Rotwelsch); zitiert: Miklosich, Beiträge III[1]).

---

[1]) Über die Zigeunersprache selbst gibt außer dem Werke von Pott (s. oben) u. den Teilen I u. II der „Beiträge" von Miklosich namentlich desselben Verfassers Abhandlung „Über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas", Teil VII u. VIII (Vergleichung der Zigeunermundarten, Teil I u. II), in den Denkschriften der Wiener Akad. der Wiss., phil.-hist. Kl., Bd. 26 (1877), S. 161 ff. u. Bd. 27 (1878), S. 1 ff. (zitiert: Miklosich, Denkschriften) sehr ausführlichen Aufschluß. Kleinere Voka-

Hans Stumme, Über die deutsche Gaunersprache und andere Geheimspiachen, Leipz. 1903 (= Heft 32 der „Hochschulvorträge für jedermann"); zitiert: Stumme[1]).

L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners, Leipz. 1905; zitiert: Günther.

E. Kleemann, Die Gaunersprache, ein Beitrag zur Völkerpsychologie, in H. Groß' Archiv für Krim.-Anthrop. usw., Bd. XXX (1908), S. 236ff.; zitiert: Kleemann.

Heinrich Klenz, Schelten-Wörterbuch, die Berufs-, besonders Handwerksschelten und Verwandtes, Straßburg 1910, bes. S. 29ff. unter „Freudenmädchen" (bringt auch die wichtigsten rotwelschen, kunden- und dirnensprachlichen Ausdrücke); zitiert: Klenz.

II. Betr. andere Standesprachen:

1. Betr. die Studentensprache:

Konrad Burdach, Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren (enth. u. a. einen Neudruck des „Idiotikon der Burschensprache" von 1795), Halle a. S. 1894; zitiert: Burdach.

John Meier, Hallische Studentensprache (Festgabe zum zweihundertjähr. Jubiläum der Universität Halle), Halle a. S. 1894; zitiert: J. Meier.

Friedr. Kluge, Deutsche Studentensprache, Straßburg 1895; zitiert: Kluge, Studentensprache.

2. Betr. die Soldatensprache:

Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache (Gießen 1899, 2. wohlfeile [unveränderte] Ausgabe), ebds. 1905; zitiert: Horn.

3. Betr. die Schülersprache:

Rudolf Eilenberger, Pennälersprache, Entwicklung, Wortschatz und Wörterbuch, Straßburg 1910; zitiert: Eilenberger.

III. Sonstiges.

Über die Entwicklung unserer Muttersprache im allg. bieten viel:

Albert Waag, Bedeutungentwicklung unseres Wortschatzes, Lahr i. B. 1901; zitiert: Waag, Bedeutungentwicklung, und

---

bularien der Sprache der deutschen Zigeuner veröffentlichten: Rich. Liebich, Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache, Leipz. 1863, S. 123ff. (zitiert: Liebich) und neuerdings Joh. Jühling in H. Groß' Archiv, Bd. 32 (1909), S. 219ff. (zitiert: Jühling).

[1]) Diese Schrift gibt namentlich über die hebräischen Bestandteile in unserem Rotwelsch mancherlei Aufschluß. Aus der älteren Literatur ist von Wert dafür auch das „Jüdisch-deutsche Wörterbuch", das Avé-Lallemant als „Anhang" zu Bd. IV seines „Deutschen Gaunertums" (s. oben), S. 321ff. veröffentlicht hat; zitiert ebenfalls A.-L. (ohne Angabe des Bandes).

Oskar Weise, Ästhetik der deutschen Sprache, dritte verbess. Aufl., Leipzig u. Berlin, 1909; zitiert: Weise, Ästhetik.

Von den Wörterbüchern unserer Gemeinsprache wurden besonders benutzt:

Jak. u. Wilh. Grimm, Deutsches Wörterbuch, fortges. von Heyne, Hildebrand u. a. m. Leipz. 1854 ff.; zitiert: Grimm, D. W.-B.

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch (1. Aufl. Halle a. S. 1897), 2. verm. Aufl. ebds. 1908; zitiert: Paul, W.-B.

Friedr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 7. verbess. u. vermehrte Aufl., Straßburg 1910; zitiert: Kluge, W.-B.; ferner noch:

Fr. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl. (herausgeg. von Herman Hirt), 2 Bde., Gießen 1909/10; zitiert: Weigand, W.-B.

Von den „Idiotika“ usw. unserer deutschen Mundarten wurden mehrfach herangezogen besonders:

J. Andr. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Ausg., bearb. von Karl Frommann, 2 Bde., München 1872 u. 1877; zitiert: Schmeller, Bayer. W.-B., desgl.:

Herm. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Tübingen 1904 ff.; zitiert: Fischer, Schwäb. W.-B.

Für den Wiener Volkdialekt:

Fr. S. Hügel, Der Wiener Dialekt, Lexikon der Wiener Volksprache, Wien, Pest, Leipzig 1873; zitiert: Hügel, Wien. Dial.-Lex.

Ed. Maria Schranka, Wiener Dialekt-Lexikon, Wien 1905; zitiert: Schranka, Wien. Dial.-Lex., dazu noch:

Karl Reiskel, Idioticon viennense eroticum, in d. Anthrop. II, S. 1 ff.

Für den Berliner Volkdialekt:

Hans Meyer, Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten, 6. Aufl., Berlin 1904; zitiert: H. Meyer, Richt. Berliner; dazu noch:

Karl Reiskel, Eine Auslese von erotischen Wörtern der Berliner Mundart, in d. Anthrop. II, S. 19 ff. u. die Ergänzungen dazu von Fr. W. Berliner in d. Anthrop. VII, S. 32 ff.

Von den übrigen Arbeiten über den Sprachgebrauch einzelner Gegenden Deutschlands in den Anthropophyteia boten — neben vielen anderen — besonders reichhaltiges Material diejenigen von Carl Felix von Schlichtegroll (Bd. VI, S. 1 ff.) und Carl Müller (Bd. VIII, S. 1 ff.). Letztere macht zu den meisten Wörtern auch so ausführliche Angaben betr. die Literatur über die deutschen Mundarten,

daß in der Regel darauf grundsätzlich verwiesen werden konnte. — Die Spezialliteratur über einzelne Kapitel usw. des vorliegenden Aufsatzes kann hier nicht wohl angeführt werden, muß vielmehr dem „Vokabular“ selber vorbehalten bleiben.

Vokabular.

Abschnitt A.

Wörter fremden Stammes.

Kapitel I: Wörter aus dem Hebräischen[1]).

Basmeichel oder (seltener) Basmelochos. Etymologie: Beides sind euphemistische Ausdrücke, deren erster Bestandteil herstammt vom hebr. bath (jüd. bas[s]) = „Tochter“ (s. A.-L. 523 vbd. mit 345 unter „Bas“ u. 342 unter „Bono“), während -meichel zurückgeht auf das hebr. mâchal (jüd. mochal) = „erlassen, verzeihen“ (s. A.-L. 523 u. 403 unter „Mochal“), -melochos dagegen auf das späthebr. mĕlâ’kâ(h) (jüd. melôcho) = „Arbeit, Geschäft, Verrichtung“ (s. A.-L IV, S. 296/97 u. 573 unter „Meloche“ vbd. mit 396 unter „Loach“), so daß Basmelochos also eigentlich „Tochter der Arbeit (oder des Geschäfts)“ bedeutet[2]).

Belege: a) für Basmeichel: A.-L. 523 (Bedeutg.: [Kneipendirne gemeinster Sorte,] meretrix); Groß 394 (Bedeutg.: [Tochter,] Freimädchen); Rabben 22 (ebenso); bei Ostwald 18 Bedeutg. nur: Tochter. — Castelli 1847 (391) u. Fröhlich 1851 (395) haben

---

[1]) Bei der Erklärung der Vokabeln aus dem Hebräischen hatte ich mich der gefälligen Unterstützung durch die Herren Prof. Dr. Hans Stumme (Leipzig) und Dr. A. Landau (Wien) zu erfreuen.

[2]) Diesem Ausdrucke entsprechen genau die deutschen dirnensprachl. Bezeichnungen: arbeiten oder Geschäfte machen für „Prostitution treiben“; s. schon Stieber, Berliner Dirnen- und Diebsprache 1846 (372); ferner ΩΣ in Z. VI 261 u. Borstel 3; vgl. auch A.-L. 544 (Geschäft [u. a. auch] = „das Bordellgewerbe, das Strichgehen, der Akt“); seltener dafür: verdienen, s. A.-L. 618. Nach v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6 sagen die Berliner Dirnen unter sich: sie „gehen auf die Verdiene“. — Analogie: im französ. Gauner-Argot: travailler (u. a. auch) = „sich der Unzucht preisgeben“, entsprechd. travail (u. a. auch) = „Betreiben der Hurerei“ (s. Villatte, S. 290 unter „travailler“, lit. g u. „travail“, lit. e; zu vgl. auch das engl. breadwinner, d. h. „Brotverdiener“, für cunnus (nach Susruta II in Anthrop. VIII, S. 23 [Nr. XXVI, 12]).

Basmaichel in der Bedeutg. „weibliche Scham"; vgl. auch C. Müller in d. Anthrop. VIII, S. 8; b) für Basmelochos: m. Wiss. nur A.-L. 523 (Bedeutg. wie unter a).

Chonte. Etymologie: Das Wort ist dunkler Herkunft. S. die Hypothesen bei A.-L. 530 unter „Chennet sein" vbd. mit II, S. 331 u. IV, S. 371 unter „Chonan". Nach Dr. A. Landau (s. Anm. 1) könnte die Bezeichnung vielleicht zu dem chaldäischen lêchenta = „Kebsweib" gestellt werden. Den Lesern der Anthropophyteia bekannt und deshalb hier nicht ausführlicher zu wiederholen ist die unlängst (Anthrop. VII, S. 39, 40) von F. P. versuchte Herleitung des Ausdrucks von dem biblischen Eigennamen Ham (genauer Châm, in der Aussprache der deutschen und polnischen Juden Chom), dessen Träger — aus Genesis 9, 22 als schamlos bekannt — zum Typus des unzüchtigen Menschen erhoben worden; dazu dann als femin. Chonte, über dessen Entstehung das Nähere a. a. O., S. 40. Eine Identifizierung von Chonte mit Klonthe (Klunte u. a.; s. Näh. noch unten im Abschn. B), welcher Klenz, S. 30 nicht abgeneigt scheint, ist besser abzulehnen. Vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 222/23 vbd. mit Bd. 42, S. 16, Anm. 1.

Belege: Thiele 244 (Bedeutg.: Hure, [Beischläferin, Zuhälterin, Kebsweib]); Stieber, Berliner Dirnen- und Diebsprache 1846 (372: Lustdirne); Zimmermann 1847 (375: öffentliche Dirne); A.-L. 530 (liederliche Dirne); Pollak 209 (Dirne); Rabben 34 (wie Zimmermann); Ostwald 33 (wie Pollak); Borstel 4 (Freudenmädchen); vgl. auch Klenz, S. 30 (ebenso). Wahrscheinlich sind auch Honte oder Hontesse in der allgem. Wiener Vulgärsprache (nach Reiskel in d. Anthrop. II, S. 9) nur Variationen der gleichen Vokabel. — Eine Zusammensetzung mit Chonte ist Chontebaje(i)s oder -bajis = Hurenhaus, Bordell (zu hebr. bajit [bzw. bâjit, bêt] = „Haus"; vgl. A.-L. 341 unter „Bajis" u. 521 unter „Bes" vbd. mit Stumme, S. 13 u. Günther, S. 27). Belege: Thiele 244; A.-L. 530; Groß 398; bei Pollak 209: Chune beiß.

Dappelschicks(e) u. ähnl. s. unter „Schi(c)kse".

Gli(e)d u. ähnl. s. im Abschnitt B.

Kalle. Etymologie: Kalle, das zurückgeht auf das hebr. kallâ(h), d. h. eigentlich „Braut" („Verlobte") (s. A.-L. 553 vbd. mit Weigand, W.-B. I, Sp. 968; vgl. Günther, S. 93 u. in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 227), hat diese Bedeutung — wie im Judendeutsch (s. z. B. Deceke bei A.-L. III, S. 254 u. v. Reizenstein 1764 [247]) — auch in den älteren sowie einigen neueren Quellen der

Gaunersprache noch beibehalten (s. die Zusammenstellung bei Schütze 72), ebenso auch noch in der Wiener Dirnensprache 1886 (417) sowie bei Borstel 5. Schon bei Castelli 1847 (391) findet sich aber die Form Kauli durch das allgemeinere Wort „Geliebte“ wiedergegeben; übereinstimmend noch Ostwald 78 (Nebenbedtg. auch: „Frau“); ebenso für Kalle: Schütze 72 (Nebenbedtg.: „Mädchen“ schlechthin) u. Ostwald (Ku.) 75 (Nebenbedtg.: „Braut“ und „Wirttochter“, letzteres auch schon in d. Kundenspr. III [426, hier nur so] sowie bei Wulffen 399 [hier neben „Braut“])[1]. Nur vereinzelt findet sich — in neuerer Zeit — endlich für Kalle ausdrücklich der Begriff „liederliche Dirne“ oder „Freimädchen“ angeführt, nämlich bei A.-L. 553 (Bedeutg.: [Braut, Schöne, Grisette,] leichtfertige, liederliche Dirne) und Groß 308 ([Braut, Schöne,] Freimädchen)[2]. In dieser Bedeutung erscheint das Wort auch in der — aus Berlin stammenden — Bezeichnung Sechserkalle für eine „Dirne, die nichts taugt, die sich für ganz wenig Geld“ — einen „Sechser“, d. h. ein Fünfpfennigstück

---

[1]) In einzelnen Quellen der Gaunersprache ist Kalle auf den Gebrauch bei Juden beschränkt und diesem Worte als christliches Synonymon Keibe (= Frau, Geliebte) zur Seite gestellt worden, so bes. bei Zimmermann 1847 (380); übereinstimmend auch Borstel 5. Keibe, Keibel oder Keife führt A.-L. 555 schlechthin für „Weib, Frau, Konkubine, Kebsweib“ an, womit auch Groß 409 im wesentl. übereinstimmt; vgl. ferner Wulffen 399 (Keibe = Geliebte); Rabben 72 u. Ostwald (Keibe = Frau und Geliebte); Fr. W. Berliner in Anthrop. VI, S. 19 (Kaibe = Geliebte). Die Form Kefes (= Geliebte, Gattin) haben Fröhlich 1851 (401), A.-L. 555 u. Borstel 5. Abzuleiten ist das Wort besser nicht vom ahd. kebisa (chebisa), mhd. keb(e)se (= Kebsweib, Konkubine), — wofür A.-L. 555 u. Günther, S. 50 —, sondern (nach Landau in den Mitteilungen zur jüdischen Volkkunde, Jahrg. X [1908], S. 36) vom hebr. nekewa = „Weib“, eigentl. = vulva (Loch, Ritze, Einschnitt), also als „pars pro toto“ gebraucht (wobei die Silbe ne als [deutscher] unbestimmter Artikel ['ne = „eine“] aufgefaßt und dann weggelassen worden). S. auch A.-L. 555 unter „Keibe“ a. E. (wo diese Etymologie schon mit der oben genannten zur Wahl gestellt worden) vbd. mit 578 unter „Nekef“ u. 413 unter „Nokaw“, vgl. auch II, S. 330 u. Meisinger in der Zeitschr. für hochdeutsche Mundarten II, S. 74.

[2]) Nicht zu verwechseln mit Kalle ist Knalle, das z. B. nach Fr. E. Schnabel in d. Anthrop. VII, S. 10 in Westfalen für „Prostituierte“ gebräuchlich sein soll (vgl. das student. Knallnymphe, s. Kluge, Studentensprache, S. 20 u. Klenz, S. 32). Es gehört zu den weiter verbreiteten Bezeichnungen knallen = coire, futuere und Knallhütte = Bordell (s. Anthrop. II, S. 9, IV, S. 11, VI, S. 14, VIII, S. 20), die aus der Studentensprache stammen (s. Näh. bei Kluge, a. a. O. S. 100). Knallhütte ist übrigens auch gauner- bzw. dirnensprachl. nach A.-L. 559, Groß 411 und Ostwald (D.) 83.

(vgl. dazu H. Meyer, Richt. Berliner, S. 114), — „hingibt". Belege: Ostwald (D.) 142; Fr. W. Berliner in d. Anthrop. VI, S. 19 (hier mit Beschränkung auf „Soldatendirnen"); s. auch Klenz S. 35 (mit Hinweis auf das gleichbedeutende, in Freiburg i. B. gebräuchliche „Grothensloch")[1] und C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19. Nach v. Schlichtegroll ebds. VI, S. 6 soll in Berlin auch wohl noch genauer zwischen „Dreier-, Sechser- und Sechsdreierhuren" unterschieden werden[2]).

Kdascho, Kdesche (Kedesche). Etymologie: vom hebr. qědêschâ(h) = „Hure", als fem. zu rotw. Kodesch (vom hebr. qâdêsch = „cinaedus") = Kuppler, Wollüstling, insbes. auch Päderast (vgl. A.-L. 560 vbd. mit II, S. 331, Anm. 2; dazu von Neueren Groß 411; Rabben 76; Ostwald 85; vgl. auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 20). Über die angebliche „absichtliche höhnische Verwechselung" von Kedeschos mit Kedoschos („weibliche Heilige, ehrsame Frauen und Jungfrauen" [vgl. im Hebr. d. plur. qědêschîm bzw. qědêschôt, eigentl. „religiös Geweihtes"]) s. A.-L. II, S. 331, Anm. 2 u. IV, S. 312 vbd. mit 446 unter „Kodasch"; vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 228.

Belege: v. Grolman 34 (Kdascho = Bordellhure) u. T.-G. 102 (Kdesche = Hure); Karmayer G.-D. 204 (beide Formen); Thiele 264 (Kedesche = Bordellhure); A.-L. 560 (unter „Kodesch": Kdesche = Metze niedrigster Art, eingezeichnete Bordellmetze, meretrix); Groß 411 (Kdesche = Freimädchen).

---

[1]) Über die älteren Synonyme Deipel (= dioboloris meretrix, quae duobus obolis ducitur") und Hellerhure s. Näh. bei Klenz, S. 30 und 31.

[2]) Vermutlich steckt Kalle im Sinne von „Dirne, Freudenmädchen" auch in der Zusammensetzung Kal(l)frosch (fem. — froschin) = Bordellwirt bzw. -wirtin („Kupplerin"), vgl. A.-L. 553 unter „Kalle". Doch wird diese Bezeichnung auch durch „Schenk- oder Kneipenwirt(in)" wiedergegeben und gehört insofern wohl zu Kalle = Wirtstochter (s. oben im Text); dafür auch Klenz, S. 38. Bei beiden Bedeutungen erscheint dagegen der zweite Bestandteil des Ausdrucks (frosch[in]) nicht recht klar. Belege: Castelli 1847 (391: Kalfrosch[in] = Schenkwirt[in]); Fröhlich 1851 (400: ebenso, das fem. auch = „Wetterhexe" und „Kupplerin"); A.-L. 553 (masc. = Bordell- oder Kneipenwirt, fem. = Bordellwirtin, Kupplerin); Wiener Dirnensprache 1886 (417: Kallfrosch[in] = Schenkwirt[in], fem. auch = Kupplerin); Ostwald 75 (Kallfrosch = Schankwirt); Borstel 5 (Kalfrosch = Kuppelwirt).

Klonthe s. im Abschnitt B.

Kochemer Schicks s. unter „Schi(c)kse“[1]).

Nef(f)ke, Nafke (Nafsk), Nafkine. Etymologie: wohl vom spätheбr. mâphekot = „Herumläuferin, Unzüchtige“; s. Meisinger in der Zeitschr. f. hochd. Mundarten II, S. 74, Nr. 24; vgl. auch A.-L. 577 unter „Nafke“ vbd. mit 412 unter „Něphak“ (während er II, S. 330 u. 331 sowohl für Nafke wie für Nefke noch andere Ableitungen versucht hatte); s. auch Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 233/34.

Belege: a) für die (älteste) Form Nefke: W.-B. von St. Georgen 1750 (217: Nefke = Hure)[2]); ebenso: Neue Erweiterungen 1753/55 (236); Rotw. Gramm. von 1755 (17 u. D.-R. 37); v. Grolman 51 u. T.-G. 102; Karmayer G.-D. 212; b) für Neffke (mit ff.): Krünitz' Enzyklopädie 1820 (351, Bedeutg.: Hure); vgl. Schnabel in Anthrop. VII, S. 13, wonach Neffken = Prostituierte noch heute in Westfalen allgemein gebräuchlich sein soll; c) für Nafke: Pfister 1812 (303: Bedeutg.: Hure); v. Grolman T.-G. 102 (desgl., Nebenform hier [wohl fehlerhaft]: Mafke); Karmayer G.-D. 212 u. 208 (beide Formen ebenso); A.-L. 577 (Bedeutg.: „auf den Strich gehende Gassenhure“); Groß 415 (= Gassendirne); Rabben 93 (= „Straßendirne vierter Garnitur“); Ostwald 107 (= Dirne), danach auch Klenz, S. 33; vgl. in der Winterfelder Hausiererspr. (440): Naffeke = Hure. Auch diese Form ist — außerhalb der Geheimsprachen — mundartlich verbreitet, so z. B. in Oberhessen; s. Näh. bei C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19; d) für Nafsk: Pfullendorfer Jaun.-W.-B. 1820 (340; vgl. 337: vernafzget = „abgehurt“); Borstel 7; vgl. auch Klenz, S. 33; e) für Nafkine: Pfister 1812 (303); v. Grolman 50; Karmayer 212; A.-L. 577, (Bedeutg.: wie unter c). — Das stammverwandte Zeitwort nafkenen (nafsgen) oder nefkenen u. ähnl. für „huren“, „der Unzucht nachgehen“ usw. (s. schon v. Reizen-

---

[1]) Aus dem Hebräischen stammt auch Mesuse, das bei A.-L. 574, Groß 416 und Ostwald 102 für „liederliches Weibsbild“ angeführt ist (das sich einem jeden hingibt). Es ist eine Art Metapher, denn nach A.-L. 574 vbd. mit 363 unter „Sos“ soll es gehören zu hebr. mĕzûsâ = „Türpfosten“, bes. die „Kapsel am Türpfosten mit einer Bibelstelle, welche von jedem, der vorbeigeht, geküßt wird.“

[2]) Vgl. auch schon Waldheim-Lex. 1726 (186: Nefzgerey treiben = ehebrechen). — Nach Ed. Hoffmann-Krayer im Schweiz. Archiv für Volkkunde, Bd. III, S. 244, Anm. 94 soll auch Aftzger = „Metz“ (d. i. Hure) im Basler Glossar v. 1733 (201) hierher gehören.

stein 1764 [248: nafenen]) findet sich auch in solchen Quellen, die das Hauptwort nicht verzeichnet haben (so bei Thiele 286 u. in d. Wiener Dirnensprache 1886 [417]). Auch das sog. Lotekhôlisch der fränkischen Händler kennt nafkene = coire u. die Zus. nafkenšeits (aus Schecks u. ähnl. s. unter „Schi[c]kse") für „Zuhälter" (s. Meisinger 124); betr. unsere Gemeinsprache s. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 14.

Schi(c)kse, Schicks, Schicksel. Etymologie: Dieses Wort hat im Laufe der Zeiten eigenartige Begriffwandlungen durchgemacht. Es ist das femin. zu rotw. Schecks u. ähnl., dem das hebräische scheqeç oder schiqquç zugrunde liegt. Dieses bedeutet eigentlich soviel wie „Greuel" oder „Abscheu" und wurde von den Juden als verächtliche Bezeichnung des Christenknaben gebraucht, während es sich bei den Gaunern — in sehr verschiedenen Formen (wie Schekez, Schejez, Schekes, Scheges, Scheeks, Schecks, Schä(c)ks, Schex u. a. m.) — zu dem Begriffe „Junge, Bursche, junger Mann" (in Zusammensetzgn. auch „Mann" schlechthin) verallgemeinerte, weiter aber auch wohl für „Knecht" und (bes. bei den Kunden) für „Liebhaber", „Zuhälter" u. a. m. vorkommt[1]). In ganz analoger Weise hat sich dann auch das femin. schickzah, bei den Juden = Christenmädchen[2]), bei den Gaunern — als Schi(c)kse(l) u. ä. — allmählich zu den Bedeutungen „Mädchen (Jungfrau), Frau (Frauenzimmer, Weibsbild)" überhaupt, seltener auch wohl „Tochter", „Schwester" u. a. m. und endlich „Beischläferin (Konkubine)" oder „liederliche Dirne, Hure" entwickelt. S. aus der Literatur (außer den Zitaten in Anmerkung 2) noch: A.-L. II, S. 327 u. Anm. 2, IV, S. 110, 310 u. 598 unter „Schekcz" vbd. mit 477 unter „Schokaz"; Schmeller, Bayer. W.-B. II, Sp. 364 unter „Schicksel"; Kluge, W.-B., S. 396 unter „Schicksel"; Rud. Kleinpaul, Das Fremdwort im Deutschen (3. Aufl., Leipz. 1905), S. 40; Meisinger in d. Zeitschr. für hochd. Mundarten, Bd. III, S. 126.

---

[1]) Auch das Jüdisch-Englische kennt shiegatz für „leichtfertiger Bursche" u. dgl.; s. Baumann, S. 205.

[2]) In unserem allgemeinen Sprachgebrauche wird dagegen bekanntlich unter Schickse(l) gerade umgekehrt das Judenmädchen verstanden. „Der Christ vernahm vom Hebräer diese Benennung der Anhänger des Christenglaubens und wandte sie dann seinerseits auf Mädchen jüdischer Abkunft an." (Franz Söhns, Die Parias unserer Sprache, Heilbronn 1888, S. 114; vgl. Günther S. 93; H. Meyer, Richt. Berliner, S. 107; Weigand, W.-B. II, Sp. 703; Klenz S. 34.)

Belege: Im allgem. vgl. für die verschiedenen Formen und Bedeutungen Schütze 88 unter „Schickse". Hier interessieren nur die folgenden Stellen[1]): a) Schi(c)kse: Schöll 1793 (271: Schikse = [Mädchen,] Beischläferin); v. Grolmann 60 (Form ebenso, Bedeutgn.: [Weibsbild,] Beischläferin, [Tochter, Mädchen]), vgl. T.-G. 84 (Beischläferin); A.-L. 598 (Schickse = [Mädchen,] Grisette, Dirne, liederliche Dirne [auch Frau, Wirtin, Aufwärterin]); Groß 426 (im wes. ebenso); Schütze 88 (Mädchen — mit Beigeschmack des Liederlichen); Luedecke in d. Anthrop. V, S. 8 (Prostituierte); übereinstimmend damit auch die allgemeine Umgangsprache in Westfalen (nach Schnabel in Anthrop. VII, S. 6) und Steiermark (hier: Schiksn oder Schipsn nach Koštiál in Anthrop. VII, S. 25 [Nr. XIII, 7])[2]); b) Schi(c)ks oder Schix: v. Grolman 60 u. T.-G. 84 (Schiks, Bedeutg.: wie unter a); Karmayer 140, 141 (Schicks oder Schix = Beischläferin, Hure, Konkubine); A.-L. 598 (Schicks, Bedeutg.: wie unter a). — Schix oder Schicks für „Hure, Prostituierte" ist auch in der älteren Wiener Vulgärsprache gebräuchlich gewesen (s. Castelli 1847 [392, Anm.]; Hügel, Wiener Dial.-Lex., S. 136), die Soldatensprache kennt es für „Geliebte" (s. Horn, S. 130); c) Schi(c)ksel: A.-L. 598 (Bedeutg. wie unter a); Wiener Dirnensprache 1886 (417: hier Schiksel = „Mädchen, welches nebenbei Prostitution treibt"); Groß 426 (Bedeutg.: wie unter a); Borstel 9 (Bedeutg.: Lustmädchen [dagegen Schix bloß = Mädchen]). Auch Schicks'l ist früher in Wien für „Prostituierte" allgemein bekannt gewesen (nach Hügel, a. a. O., S. 136); vgl. das steiermärk. Schipsl (Koštiál, a. a. O., S. 25 [Nr. XIII, 7]) und das tschech.-slovakische šiksla (nach Koštiál in Anthrop. VI, S. 28 [Nr. XIX, 44]). — Von den Zusammensetzungen mit dem Worte kommen hier in Betracht: a) Kochemer Schicks (zu rotw. Kochem [aus hebr. châkâm] = der Kluge, Gescheite, insbes. euphemistische Bezeichnung für die Gauner selber; s. Günther, S. 93) mit doppelter Bedeutung,

[1]) Möglicherweise gehört hierher auch schon der älteste rotw. Beleg für das Wort (vgl. Weigand, W.-B. II, Sp. 703), nämlich Schicksgen im Duisburger Vokabular 1724 (184), weil es durch das verächtlich klingende „ein Frau-Mensch" wiedergegeben ist.

[2]) Auch das sog. old Cant, d. h. die alte englische Gaunersprache, kannte shiksa (shika) oder shickster (auch shakester), das bei Baumann, S. 204 (vbd. mit S. 202 u. 205) zwar nur durch „Mädchen, Weibsbild" wiedergegeben ist, nach Wagner bei Herrig, S. 214 aber auch „Prostituierte" bedeutet haben soll.

nämlich α) „vertraute Frau", d. h. Hehlerin, Gaunerwirtin, welche „die Kochemer" unterstützt, sodann β) Beischläferin, Dirne (im w. S.). Belege dafür: Pfeiffers Aktenmäßige Nachrichten 1828 (363: Beischläferin) u. Borstel 6 (hier: „nicht unter Kontrolle stehende Dirne"); b) Dappelschicks(e), -schix oder Tappelschickse; zu vgl. Tippelschickse(l) (oder Tipperschickse). Zur Etymologie: Die Bedeutungen dieser beiden, in der neueren Gauner- und Kundensprache nicht selten begegnenden Ausdrücke laufen vielfach durcheinander, jedoch scheint der Grundbegriff des ersteren, älteren „Beischläferin" oder „Hure" gewesen zu sein — womit die (im ganzen allerdings seltene) Wiedergabe von dabbeln, dappeln oder tappeln durch „fleischlich brauchen, beschlafen, beischlafen" u. ä.[1]) in Übereinstimmung steht —, während der zweite, der hauptsächlich für die Begleiterin eines „Kunden" auf der Wanderschaft gebräuchlich ist (s. Schütze 96 u. a. m., vgl. z. B. auch Luedecke in Anthrop. V, S. 8), wohl zu tippeln oder dippeln = gehen, wandern, reisen (s. die Belege bei Schütze 95/96 unter „tippeln") zu stellen ist. Sodann kommt aber auch Dappelschickse oder Dabbelschickse in diesem Sinne vor (s. z. B. Klausmann u. Weien VII; Rabben 37; Ostwald 34) und ist insofern von dappeln oder dabbeln = tippeln (vgl. Schütze, a. a. O. vbd. mit den W.-Büchern von Paul [S. 103] u. Weigand [I, Sp. 330, u. II, Sp. 1025 unter „tappeln"]) herzuleiten, wogegen andererseits auch mit Tippelschickse(l) wohl spezieller der Begriff des „liederlichen Weibsbildes" verbunden ist (s. z. B. Kundenspr. IV, S. 433 u. Kahle 35; vgl. auch Rabben 130 unter „Tille"). Für Dappelschicks(e) (-schix) oder Tappelschickse (-schix) = Hure u. dgl. kommen hier folgende Belege in Betracht: Pfeiffers Aktenmäßige Nachrichten 1828 (362: Dappelschicks = „Hure, die die Mannspersonen, die sich mit ihr einlassen, be-

---

[1]) S. z. B. Pfister 1812 (297: dabbelen = fleischlich brauchen, beschlafen); Karmayer 25 (dabbeln = be[i]schlafen, verschlafen, begatten) u. 165 (tappeln = begatten, be[i]schlafen); vgl. auch A.-L. 615 (dappeln [tippen, täppeln] zunächst = coire); Groß 434 (dappeln [tippe(l)n] u. a. = coire). Zur Etymologie s. A.-L. 615 (unter „Tippen"), der dieses Zeitwort (im genannten Sinne) in erster Linie mit „tüpfen, tipfen, tupfen, dupfen, mit einem stumpfen, weichen Körper leicht anstoßen, berühren, ndd. tippen, stippen" usw. in Zusammenhang gebracht hat, woneben er aber auch noch Einfluß hebräischer Vokabeln vermutete (vgl. auch II, S. 331). Tupf'n für coire ist auch sonst landschaftlich hier und da bekannt, so in Wien und Steiermark (s. Reiskel u. Koštiál in Anthrop. II, S. 12 u. VII, S. 25 [Nr. XV, 5]).

stiehlt"[1]); Karmayer 25 (Dappelchix = Hure) u. 165 (Tappelschix, Bedtg.: ebenso); A.-L. 615 (Tappel- oder Dappelschickse = „die Metze, vorzüglich die auf den Strich gehende"). — Fr. E. Schnabel in Anthrop. VII, S. 19 führt als einen in Westfalen allgemein bekannten Ausdruck Toffdeschicks für „Prostituierte" an, das wohl zu rotwelsch tof (duft) u. ä. = gut, schön, vom gleichbedeut. hebr. τôb (A.-L, 615 unter „Tof" vbd. mit 374/75 unter „Tow") gehören dürfte.

Schref(f) s. im Abschnitt B.

Sechserkalle s. unter „Kalle".

Sonne. Etymologie: Dieser Ausdruck könnte wohl dazu verleiten, an eine frivole Metapher, den Vergleich des Freudenmädchens mit unserem glänzenden Himmelgestirn, zu denken; jedoch geht er nur auf die hebräische Bezeichnung für die Prostituierte, zôna, zurück (s. bes. Stumme, S. 13 vbd. mit A.-L. II, S. 331 u. IV, S. 364 unter „Sone"; vgl. Horn, S. 131, Anm. 4; Klenz, S. 33; Günther in H. Groß' Archiv Bd. 38, S. 247/48; auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 20).

Belege: Für sich allein steht die Vokabel m. Wiss. nur in Körners Zusätzen zur Rotw. Gramm. v. 1755 (241: Sonne = „[ehrbare] Hure"). Ziemlich häufig tritt sie dagegen auf in der schon recht alten Zusammensetzung Sonnenboß (-bos, -boos, -bosch), noch älter Sunnenbosß (u. ähnl.) oder (seltener) Sonnenbeth für das Hurenhaus oder Bordell (zur Etymol. von Boß usw. s. schon oben unter „Chonte" am Ende). Diese findet sich in folgenden Quellen: Basler Betrügnisse um 1450 (16: Sunnenbosß [sic]); G. Edlibach um 1490 (19: Sunnenbüß); Lib. Vagat. 1510 (55: Sonnenboß; vgl. auch Teil I, Kap. 3 [39], 6 [41 u. 42] u. 10 [45]); Niederd. Lib. Vagat. 1510 (78: ebenso, vgl. Teil I, Kap. 3 [60], 6 [63] u. 10 [65]); Gengenbach 1516 (83: ebenso); Joh. Agricolas Sprichwörter 1529 (90: Sonnenbeth); Niederländ Lib. Vagat. 1547 (92: Sonnenbosch); Fischart 1593 (wie d. Lib. Vag.); Schwenters Steganologia um 1620 (136: Sonnenbos); Rotw. Gramm. v. 1755 (22 u. D. R. 37: Sonnen-Bos; vgl. auch Abtlg. III, 64); v. Grolman 67 u. T.-G. 102 (ebenso); Karmayer G.-D. 219 (Sonnenboos); auch noch Groß 432 (Sonnenbos); über die Feldsprache (Sonebeth) s. Horn, S. 131; vgl. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 20.

---

[1]) Hier ist (362) dappeln für „bestehlen" angeführt, was sonst unbekannt ist.

Tappelschickse s. unter „Schi(c)kse".

Temegge oder Temeige. Etymologie: wahrscheinlich vom hebr. TEMÊÂ(h), femin. zu TÂMÂ = „unrein". S. Klenz, S. 35 vbd. mit A.-L. 376 unter „Tome" u. III, S. 148; vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 243.

Belege: Rabben 130 (beide Formen; Bedeutg.: Dirne, Freudenmädchen); Ostwald (D.) 153 (im wes. ebenso); vgl. auch Klenz, S. 35 (nach Ostw.) u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19 (Berliner Dirnensprache).

Kapitel II: Wörter aus der Zigeunersprache.

Guidillerschey. Etymologie: nach A.-L. 546 vom zigeun. gudlo (gutlo, gullo) = „süß", als Substantiv auch = „Zucker" (s. Pott II, S. 133 unter „Gudlo", Liebich, S. 138 [gulo = süß, gutlo = Zucker], Jühling, S. 223 [gutlo = süß, Gutli = Zucker, auch Kaffee] u. bes. Miklosich, Denkschriften, Bd. 26, S. 216 unter „gudlo" [mit Hinweis auf d. altind. guda = Zucker])[1]) und tschai (čai, čaj u. ä.), eigentl. = „Tochter", dann auch wohl „Mädchen" (s. Pott II, S. 182/83 unter „Czaj" vbd. mit S. 181/32 unter „Czábo", Liebich, S. 163 [tschai], Jühling, S. 227 [Tschai] u. bes. Miklosich, a. a. O., Bd. 26, S. 188 unter „čavo"), das auch für sich allein im Rotwelsch — in den älteren Quellen in der Form Schey u. ä. bes. für „Frau" schlechthin, bei den Neueren in der Form Tschai und in dem engeren Sinne von „handelndes und zugleich Diebstahlgelegenheit ausspionierendes Mädchen" u. dgl. — vorkommt[2]). Die Bezeichnung Guidillerschey ist demnach ein ähnlicher Euphemismus wie das aus dem Hebräischen stammende Basmeichel (s. oben S. 10).

Belege: A.-L. 546 (als hannov. bezeichnet) u. Groß 405.

---

[1]) In der Gaunersprache selten; s. jedoch noch Groß 405: gudlo = süß (als Subst. = Honig) und Gullo = Zucker.

[2]) Im Waldheim-Lex. 1726 (188) ist das Wort (Zschei = „Mädchen") nur als zigeunerisch angeführt; vgl. auch Wenmohs 1823 (359: schei = Mädchen, hier als ein von den Gaunern gebrauchtes zigeun. Wort erwähnt). Als eigentl. rotwelsche Vokabel hat es m. Wiss. zuerst Pfister 1812 (302: Schey = Frau); s. ferner: v. Grolman 60 u. T.-G. 94 (Schey oder Scheij = Frau) u. Karmayer G.-D. 216 (ebenso). Die neuere Form (Tschai) haben: Groß 435 (Bedeutg.: „Mädchen, welches handelt und dabei ausspioniert") u. E. K. 85 (= „weiblicher Kundschafter"); Rabben 131 (= „handelndes Mädchen, das dabei aber spioniert und Diebstahlgelegenheit sucht, ausbaldowert für andere"); Ostwald 157 (im wesentl. ebenso); zu vgl. auch noch die schwäb. Händlersprache (nach Kapff, Nachträge, S. 214): Tschoj = Mädchen (schlechthin).

Lupni, Lubni (Lubno), Lublin (Lulin). Etymologie: Das Wort, das auch bei den Zigeunern die „Dirne“ oder „Hure“ bedeutet (s. Näh. bei Pott II, S. 334/35 unter „Lublin“, Liebich, S. 144 [lubni], Jühling, S. 223 [Luwni (Lupnie)], Miklosich, Beiträge I/II, S. 32 unter Nr. 19 u. III, S. 14 u. bes. Denkschriften, Bd. 27, S. 7 unter „lubni“) geht nicht sowohl auf das lateinische lupa (s. Liebich, S. 144) zurück als vielmehr (nach Miklosich, Beiträge I/II, S. 32 und Denkschriften, Bd. 27, S. 7) auf das altindische lubh (hind. lubhnā) = „verlangen, begierig sein“; vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 256.

Belege: s. schon Falkenberg 1818 (334: Lupni, hier jedoch nur in der allgem. Bedeutung „Mädchen“); in dem engeren Sinne erst bei Neueren, so: Groß 414 (Lubni oder Lublin = Freimädchen); Rabben 84 (Lubno oder Lulin = Prostituierte); Ostwald 97 (Lubno = Dirne) und danach auch Klenz S. 32 (ebenso); vgl. auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19[1]).

Kapitel III: Wörter aus dem Lateinischen.

Hierfür vermag ich nur ein Beispiel anzuführen, nämlich:

Strices (plur.). Etymologie und Belege: Es liegt bei diesem seltenen und nur auf das Rotwelsch des 18. Jahrhunderts beschränkt gebliebenen Worte wohl eine Verkürzung (und zwar in der Form der sog. Aphärese) von dem latein. meretrices vor. In der Bettlerliste 1742 (209), wo die Bezeichnung m. Wiss. zuerst auftritt, heißt es auch ausdrücklich: „Strices das seye Meretrices“, und auch Schöll 1793 (274), der bei der „Sprache der Bettler“ davon handelt, hat sie zu den Vokabeln aus dem Lateinischen gerechnet. Auffällig erscheint dabei allerdings das S zu Beginn des Wortes; an den Plural von latein. strix = „Ohreule“ als Metapher (wie z. B. in der engl. Gaunerspr. owl, d. h. Eule = Hure, Straßendirne [s. Baumann, S. 156]) ist deshalb nicht zu denken, weil dieser striges lautet. Vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 282 u. Anm. 1.

Kapitel IV: Wörter aus dem Französischen.

Auch hierfür läßt sich mit Bestimmtheit nur ein Ausdruck nennen, nämlich:

---

[1]) Auch die englischen Gauner haben lunan für „Mädchen“ (s. Baumann, S. 121), jedoch ist der zigeun. Ursprung des Wortes nicht ganz sicher (s. Miklosich, Beiträge III, S. 27), obgleich auch den englischen Zigeunern lúbni oder lúvni für „Hure“ bekannt gewesen (s. Miklosich, a. a. O., S. 14).

Mamsell (Zusammenziehung aus dem französ. mademoiselle (s. dazu bes. die W.-Bücher von Paul [S. 344] u. Weigand [II, Sp. 119]) als eine „Bezeichnung, welche sich die Lustdirnen in den Bordellen selbst beilegen" nach Stieber, Berliner Dirnen- und Diebsprache 1846 (372)[1]), ein Seitenstück zu Madame für „die Kupplerin", d. h. die Bordellwirtin (ebds. 372), wie auch jetzt noch im Pariser Argot deren „Titel" lautet (s. Villatte, S. 175). Beide Ausdrücke sind auch noch wiederholt von Borstel 7, obwohl sie inzwischen doch wohl schon etwas veraltet sein dürften.

Außerdem könnte etwa noch in Betracht kommen die vereinzelt im älteren Rotwelsch zu findende Zusammensetzung Poltzmeister (bei A. Hempel 1687 [169]) oder Poltzenmeister (im Waldheim-Lex. 1726 [187]) für „Hurentreiber"[2]), wonach also der erste Bestandteil soviel wie „Hure" bedeutet haben muß. Nach gefl. Mitteilung von Dr. A. Landau (Wien) gehört er vielleicht zu Pülzel oder Pilzel (Piltzl), Pilsel u. ä., das im älteren Judendeutsch (seit dem 16. Jahrh.) für „Jungfrau, Magd" vorkommt (s. u. a. auch Jüdischer Baldoler 1737 [207: Pilsel = Magd] u. Haselbauer 1742 [209: Piltzl = puella]) und auf das gleichbedeutende altfranzösische pucelle oder pulcelle zurückgeht, dem nach richtiger Ansicht auch das rotwelsche Pilsel (Pilz[e]l, Bilzl) = Magd (Jungfrau, Mädchen)[3]) seinen Ursprung verdankt. S. A.-L. II, S. 204, Anm. 2 (während er II, S. 327, Anm. 2 u. IV, S. 525 unter „Bessule" die Ableitung vom hebr. *bĕtûlâ[h]* = „Jungfrau" vorgezogen); vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 272 u. Anm. 1[4]).

---

[1]) In Leipzig war früher Neukirchhofmamsell eine Benennung der Freudenmädchen (nach ihrem Wohnplatze, jetzt Matthäikirchhof); s. Klenz, S. 33.

[2]) In beiden Quellen findet sich auch Poltzerey treiben für „ehebrechen".

[3]) S. schon Rotw. Gramm. von 1755 (18 u. D.-R. 40: Pilsel = Magd); ferner v. Grolman 53 u. Karmayer G.-D. S. 213 (ebenso); A.-L. 524 u. Groß 396 u. 421 (Bilzl, Pilsel, Pilzl = Jungfrau, Mädchen); Wulffen 401 (Pilzel = Magd); vgl. auch: Benzl = Magd bei Pfister 1812 (295).

[4]) Nur im Niederländ. Lib. Vagat. 1547 (92/93) findet sich goute = „een lichte vrouve", das vielleicht zu mittelniederl. gout (neuniederl. goud) „Gold" zu stellen und mithin als eine Art euphemistische Bezeichnung aufzufassen ist.

Abschnitt B.

Wörter deutschen Ursprungs.

Kapitel I: Ältere und neuere rotwelsche (in unserer Gemeinsprache heute gar nicht mehr oder nur noch mundartlich vorkommende) Bezeichnungen mit meist nicht ganz sicherer Etymologie[1]).

S. dazu im allgem. A.-L. II, S. 329 (zu dessen Behauptung, daß „die ältesten Bezeichnungen der Prostitution [z. B. im Liber Vagatorum] meistens deutschen Stammes“ seien, jedoch zu bemerken ist, daß bei mehreren dieser Ausdrücke der deutsche Ursprung noch heute von manchen angezweifelt wird); vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 42, S. 13 ff.

Dielken s. unter „Tille“.

Glid (Glidd, Glied), Glyd (Glyde). Etymologie: Die Ableitung des Wortes ist noch nicht ganz sicher. So hält es z. B. Klenz, S. 31 überhaupt nicht für deutsch, sondern meint, daß es wohl aus dem hebräischen géled, d. h. „Haut“, entstanden sei, wozu er hinweist auf die analoge Bezeichnung Haut als „pars pro toto“ für „Geliebte“ in der Soldatensprache (vgl. betr. die Bedeutung dieses Ausdrucks in der Gauner- und Dirnensprache Näh. noch in Kap. II, lit. a, β)[2]). Aber auch über den ev. zugrunde liegenden deutschen Wortstamm gehen die Ansichten auseinander. Es lassen sich deren drei unterscheiden: 1. Ableitung „vom niederdeutschen glyden“ (ahd. glîtan, mhd. glîten; vgl. Kluge, W.-B., S. 175) = „gleiten, rutschen, ahren (vagari)“; so: A.-L. II, S. 330; 2. Entstehung „aus dem Präfixum -ge vor dem ahd. lîden, lidhan“ (genauer: lîdan; vgl. Kluge, W.-B., S. 287) = „gehen, den Weg nehmen, leiten, begleiten, nd. lyden“; so: A.-L. IV, S. 108; 3. vielleicht am einfachsten: Ableitung von unserem Hauptworte Glied (ahd. gilid[t], mhd. gelit[d], d. h. Gelenk, bewegl. Körperteil), hier im engeren Sinne von „genitale“ oder „vulva“ als pars pro toto; dafür z. B. Horn, S. 131, Anm. 2; vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 42, S 13, 14. Keine Erklärung gibt C. Müller in Anthrop. VIII, S. 18.

---

[1]) Die chronologische Reihenfolge dieser Wörter würde sein: Glid u. ä., Schref(f) (diese beide schon aus dem Ende des 15. Jahrh.), Mödelein (1608), Klonthe, Glunt(h)e u. ä. (Ende des 17. bzw. Anf. des 18. Jahrh.), Klunter-Mandel (1750), Dielken (1818), Tille (Neuzeit).

[2]) Ähnlich übrigens auch schon Wagenseil 1697 (bei A.-L. III, S. 402): Glid vom späthebr. gālad = „nudāri (pellis)“.

Belege: a) für die (älteste) Form[1]) Glid (im plur. Gliden): G. Edlibach um 1490 (19); Niederd. Lib. Vagat. 1510 (Kap. 4 [62] u. 6 [63]); Fischart 1593 (112); Schwenters Steganologia um 1620 (136); Rotw. Gramm. v. 1755 (10; vgl. auch Abtlg. III, 55, 62, 63); ebenso in der Feldsprache, s. Horn, S. 131; b) für Glyd (plur. Glyden): Lib. Vagat. 1510 (54; vgl. auch Teil I, Kap. 2 [38], 4 [40], 6 [41], 17 [48]); Niederd. Lib. Vagat. 1510 (76; vgl. Teil I, Kap. 2 [60], 17 [70]); Niederrhein. Lib. Vagat. 1510 (79); Gengenbach 1516 (83); c) für Glyde (als sing.): Niederländ. Lib. Vagat. 1547 (92); Bonav. Vulcanius 1597 (115); Duisburger Vokabular 1724 (184); d) für Glied: Rotw. Gramm. v. 1755 (D.-R. 37); Krünitz' Enzyklopädie 1820 (351, hier übrigens schon als veraltet bezeichnet); v. Grolman 23 u. T.-G. 102; Karmayer G.-D. 199[2]); e) für Glidd: Groß 404; Rabben 57; Ostwald 60. — Zwei häufig vorkommende Zusammensetzungen mit dem Worte sind Glidenfetzer(in), Glydenfetzer(in) u. ähnl. = Hurenwirt(in), Kuppler(in), das wohl zu rotw. fetzen (= machen, tun) aus latein. facere zu stellen ist (vgl. Pött II, S. 32 u. A.-L. II, S. 119 vbd. mit IV, S. 539), und Glidenboß, Glydenboß u. ähnl. = Hurenhaus, Bordell (s. zur Etymologie schon oben S. 11 unter „Chonte"). Belege: a) für Glidenfetzer u. ähnl.: G. Edlibach um 1490 (19: glidenfätzer = „Frowenwirt"); Lib. Vagat. (Teil I, Kap. 2 [38: glydes vetzer], dagegen im Vokabular [54] nur das fem. Glydenfetzerin); Niederd. Lib. Vagat. (I, Kap. 2 [66: wie Lib. Vagat. I, 2 (38)], dagegen im Vokabular [76] nur glidenvetzerin); Niederrhein. Lib. Vagat. (79: nur d. fem. Glydenfetzerin)[3]); Fischart 1593 (112: glidesvetzer); Schwenters Steganologia um 1620 (136: Klidenfëzerin); Rotw. Gramm. v. 1755 (D.-R. 38: Glidenfetzer, vgl. auch Abtlg. III, 56, 62, 64; das fem.: R.-D. 9 u. D.-R. 38, 39 [hier Gliderfetzerin], vgl. auch Abtlg. III, 55); v. Grolman 25 u. T.-G. 102, 107 (Gliedenfetzer[in]); Karmayer 71 (hier: Gliederfeser[in], während Gliederfetzer mit „Zwietrachtstifter" wiedergegeben und daher wohl etymolog. anders zu erklären ist); über die Feldsprache s. Horn, S. 131; vgl. auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 20; b) für Glidenboß u. ähnl.:

---

[1]) Die Bedeutung ist meistens durch „Hure", dann auch „Dirne", „Freimädchen", „Freudenmädchen" u. dgl. wiedergegeben.

[2]) Im Pfullendorf. Jaun.-W.-B. 1820 (344) findet sich Glied für „Schwester", womit auch das Jenisch der schwäbischen Händler (nach Kapff, Nachträge, S. 214) übereinstimmt.

[3]) Zu vgl. auch Gengenbach 1516 (83: fetzer mit den gliden).

Lib. Vagat. (54: Glydenboß); Niederd. Lib. Vagat. (76: Glidenboß); Niederrhein. Lib. Vagat. (79: wie Lib. Vagat.); Niederländ. Lib. Vagat. 1547 (93: Glydenbosch); Rotwelsches in Dramen des 16. Jahrh. (116: Glidempos); Schwenters Steganologia um 1620 (136: Glidenbos); Rotw. Gramm. v. 1755 (9 u. D.-R. 37: Gli[e]den-Bos); v. Grolman 25 u. T.-G. 102 (Glieden-Bos); Karmayer G.-D. 199 (Gliedenbos); in der Feldsprache: Glidenbeth, s. Horn, S. 131; vgl. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 21.

Klonthe, Klunte (Klunde), Glunt(h)e (Glunt, Glunde, Glund). Etymologie: Dieser Ausdruck, der landschaftlich noch heute zum Teil in ungefähr gleichem Sinne vorkommt (s. Grimm, D. W.-B. V, Sp. 1701 ff.; Klenz, S. 32 [Klunte = Freudenmädchen in Münster i. Westf.]; vgl. auch Felder in Anthrop. IV, S. 5 [Klonte in Solingen „fast im Sinne von Hure"]), zum Teil aber auch als Kosewort gebräuchlich sein soll (so z. B. in Magdeburg nach Franz Söhns, Die Parias unserer Sprache, S. 31; vgl. Günther, S. 98, Anm. 117), hat wohl kaum etwas mit dem hebr. kâlon = „Schande" zu tun (s. dafür Söhns, a. a. O., S. 31, 32), scheint vielmehr unmittelbar aus unserem älteren einheimischen Sprachschatze übernommen worden zu sein; und zwar dürfte er herstammen nicht sowohl (wie A.-L. II, S. 330 meinte) von Klunse (Klünse, Klunze) = „Spalte, Riß" (s. Schmeller, Bayer. W.-B. I, Sp. 133 unter „Klunsen" u. Grimm, D. W.-B. V, Sp. 1299 unter „Klunse") — obgleich auch dies (wohl mit Anspielung auf die vulva[1]) als pars pro toto) als derbes Wort für „Weib" gebräuchlich gewesen (s. Schmeller, a. a. O. vbd. mit Grimm, a. a. O. V, Sp. 1302 unter „Klunze", lit. b; vgl. auch Koštiál in Anthrop. VII, S. 22 [Nr. I, 30]: in Steiermark Klunsn, eigtl. „Spalt"' als pars pro toto = „Weibsbild") —, als vielmehr unmittelbar von der Personenbezeichnung Klunte (Klonte, Klunt, Glunt u. a. m.), einem Scheltworte für Weiber. Nach Grimm, D. W.-B. V, Sp. 1301 ff. kommt übrigens diese Bezeichnung wieder in verschiedenem Sinne vor, nämlich einmal (bes. im Mitteldeutschen) für „liederliches Weib", wahrscheinlich mit dem Grundbegriffe des Schmutzes, sodann (in Niederdeutschland) für „grobes, plumpes Weibsbild", in diesem Sinne gehörig zu niederd. Klunte = „Klumpen" (Dimin. Kluntje, niederländ.

---

[1]) S. hierzu auch die Angaben bei C. Müller in Anthrop. VIII, S. 11. Nach Fr. E. Schnabel ebds. VIII, S. 11 soll in Westfalen auch dafür die Form Klunte gebräuchlich sein.

Klont, Klontje), wie Klütje, Bûrklütje = „vierschrötiges Bauernmädchen (Brem. W.-B. II, S. 810) zu Klute; s. dazu auch Grimm, D. W.-B. V, Sp. 1298 unter „Klunker", Nr. 3, lit. e. Klenz, S. 32, der niederd. Klunter (= Klunker) für Schmutzsaum am Frauenrock" anführt[1]). Vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 42, S. 16, 17.

Belege: a) Die ältere Form des Wortes ist zwar Klonthe, bei A. Hempel 1687 (167), jedoch hat es hier nur die allgemeinere Bedeutung „Jungfer"[2]), während ebds. (168) ein Zeitwort glonthen für „huren" angeführt ist (vgl. auch ebds. 171: wegen der Glonten = „wegen Hurerei"). Zu diesen Formen sei erwähnt, daß noch jetzt in einer Lothringer Händlersprache (nach Kapff, Nachträge, S. 215, 216) Glonde = „Hure", ein Zeitwort glonde = coire und die interessante Lateinisierung Glondianus = Zuhälter vorkommen; vgl. auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 18. — Die Bedeutg. der übrigen Formen ist (soweit eine solche ausdrücklich angegeben) durchweg „Hure" (Dirne, Prostituierte, Freimädchen). Es sind dies: b) Glunt(h)e: Zigeunernamen 1723ff. (183); Münchener Deskription 1727 (191), Neue Erweiterungen 1753/55 (237, hier als soldatisch bezeichnet; vgl. auch Klenz, S. 31); c) Klunde: Duisburger Vokabular 1724 (184); d) Glunde: Hildburghaus. W.-B. 1753ff. (228); Rotw. Gramm. v. 1755 (10 u. D.-R. 37); v. Grolman 26 u. T.-G. 102 (hier auch das Zeitw. glunden = huren); Karmayer 71 (ebenso; Synon. hier auch Glumpen); Groß 414; Ostwald (D.) 60; auch Klenz, S. 31; über das ähnliche Glonde s. schon lit. a; e) Glunt: Pfister 1812 (298); f) Glund: Pfullendorf. Jaun.-W.-B. 1820 (338, 340, Bedeutg.: „Beischläferin" und „Hure"; vgl. 340: glunden = „huren", 337: verglundet = „abgehurt"); Borstel 5;

---

[1]) Vgl. ebds. S. 32: Klüngel (niederd.) in Münster i. Westf. = Freudenmädchen, eigentl. soviel wie „vom Kleide herabhängender Fetzen", überhaupt „Lumpen".

[2]) Daß es sich auch wohl bei Klathe = „Jungfrau" in dem (mit A. Hempel sonst meist wörtlich übereinstimmenden) Waldheim. Lex. 1726 (188) um dasselbe Wort handelt und dieses schon damals einen übleren Nebensinn gehabt hat als das harmlos klingende „Jungfer" erkennen läßt, das dürfte auch aus der (ebds. 187 angeführten) Zusammensetzg. Kladen-Pincke (zu rotw. Pin[c]k[e] u. ä., in Zus. = „Mann", für sich allein auch = „Bauer", e. Worte deutsch. Ursprungs [s. Wagner bei Herrig, S. 233 vbd. mit Schmeller, Bayer. W.-B. I, Sp. 394 u. Fischer, Schwäb. W.-B. I, Sp. 849 unter „Penk"]) mit der Bedeutg. „Hurentreiber" zu entnehmen sein. Vgl. oben S. 21 die Bemerkungen betr. Poltz(en) in dem Synon. Poltz(en)-meister.

vgl. auch Klenz, S. 31. Die Form Klunt kennt die ungar. Gaunerspr. nach Berkes 113. — Von den Zusammensetzungen mit dem Worte bereitet die älteste: Glundbürstere für „Doktor, Gelehrter" im Basler Glossar 1733 (200) wegen der Bedeutung einige Schwierigkeiten. Auch Hoffmann-Krayer gibt darüber in seinen Erklärungen des Wortmaterials dieser Quelle (im Archiv für schweiz. Volkkunde, Bd. III, S. 242, Anm. 27) keine Auskunft. Wahrscheinlich handelt es sich um ein frivoles Scherzwort, da bürsten (sc. ein Weib) noch heute landschaftlich für „beschlafen" (coire, futuere) verbreitet ist[1]). Über Klunter-Maudel = „Hure" (im W.-B. von St. Georgen 1750 [217]) s. Näh. noch unter „Maudel". — Glunden-Kandich oder Glund(en)kanti für „Hurenhaus" oder „Bordell" findet sich bei v. Grolman 26 u. T.-G. 102 (hier die erstere Form) u. Karmayer 71 (hier die letztere Form) und gehört zu rotw. Kandich (Kandig, Kantisch) oder Kanti (Kante, Kande) u. a. m. = Haus (bei Neueren auch wohl allein schon = Bordell), über dessen (nicht ganz sichere) Etymologie zu vgl. A.-L. 553 vbd. mit Wagner bei Herrig, S. 237. Die ungar. Gaunerspr. kennt dafür (nach Berkes 98, 109 u. 122) Kluntbajes (wozu zu vgl. oben S. 11 unter „Chonte"). Als Synonyme für „Hurer" finden sich bei v. Grolman 26 u. T.-G. 102 u. Karmayer 71: Glund(e)-Kaffer bzw. Glunden-Kafer (zu rotw. Kaffer, eigentl. = Bauer, in Zus. aber meist = Mann, zu hebr. kâfâr, jüdd. u. rotw. kefár = „Dorf"; s. Näh. bei Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 33, S. 229, Anm. 1; vgl. auch Kluge, W.-B., S. 223) und bei v. Grolman T.-G. 102 u. Karmayer G.-D. 200: Glunde-Stozem (zu rotw. Stozem, eigentl. = Knecht [auf einer tirol. Alm], dann verallgemeinert = Bursche; s. Landau im Schweiz. Archiv für Volkkunde, Bd. IV, S. 240 vbd. mit Schmeller, Bayer. W.-B. II, Sp. 800, lit. d), endlich nur bei Karmayer 71: Glundenfisl (zu rotw. Fis[e]l oder Fiesel = Mann, Bursche u. dgl., neuerdings auch bes. „Zuhälter", eigentl. — wie schon mhd. visel — „membrum genitale", insbes. des Ochsen,

---

[1]) Dieser Ausdruck stammt aus der Studentensprache (wo er schon 1781 belegt ist; s. Kluge, Studentensprache S. 86 unter „bürsten", Nr. 2) und ist dann auch bei den Soldaten (s. Horn, S. 132) und sonst im Volke gebräuchlich geworden; s. Weigand, W.-B. I, Sp. 311 u. Müller in Anthrop. VIII, S. 13; vgl. auch v. Schlichtegroll u. Schnabel in Anthrop. VI, S. 8 (betr. Norddeutschl.) u. VII, S. 4 (betr. Westfalen: börsseln, d. h. „bürsten", = coire). Analogie im französ. Argot.: épousseter (une belle) = „(mit einer Schönen) den Beischlaf vollziehen" bzw. se faire épousseter = „sich vögeln lassen" (s. Villatte, S. 110 u. H. v. Keller in Anthrop. VII, S. 91).

aber auch des Mannes [penis], also gebraucht als „pars pro toto"; s. Wagner bei Herrig, S. 209 vbd. mit A.-L. III, S. 142 [nur zum Teil richtig]; ferner zu vgl. u. a.: Grimm, D. W.-B. III, Sp. 1690; Weigand, W.-B. I, Sp. 502 unter „Fasel" a. E.; Schmeller, Bayer. W.-B. I, Sp. 768; Fischer, Schwäb. W.-B. II, Sp, 1523, Nr. 4, 5; C. Müller in Anthrop. VII, S. 2 unter „Päsel").

Mödelein, Klunter-Maudel. Etymologie und Belege: Mödelein findet sich schon im Niederländ. Lied 1608 (121) für „Hürelein", Maudel nur in der Zusammensetzung Klunter-Maudel- = Hure im W.-B. von St. Georgen 1750 (217), wobei dann Maudel nur dem Begriffe „Mädchen" (a. a. O. 217: „Mägdlein") entspricht, während Klunter — zu Klunt, Klunde (Glunde) usw. = Hure bzw. glunden u. ä. = huren (s. oben S. 25) gehört. Ebenso kommen die Formen Model (zu dem Mödelein das Dimin. bildet) und Mudel sonst nur in dem allgemeineren Sinne von „Weib, Frau (Dame), Mädchen" vor (s. z. B. für Model: schon Schwenters Steganologie um 1620 [132, vgl. 140: Modl] und dann öfter, noch jetzt in der schwäb. Händlerspr. [481, 483], für Mudel: A. Hempel 1687 [107], vgl. Waldheim-Lex. 1726 [187, hier allerdings Muldel, was aber wohl nur Druckfehler ist]). Die Ableitung des Wortes ist zweifelhaft. Schon Daniel Schwenter (in s. Steganologia um 1620 [132]) dachte an „Modell" (= Weib, „als in welcher der Mensch formirt wird"). Ähnlich auch noch Schmeller, Bayer. W.-B. I, Sp. 1571 unter „Model" (ältere bzw. mundartl. Schreibung für Modell), lit. a (zunächst für „Mutter", scherzhaft figürlich in bezug auf ihr Kind"). Vgl. dazu auch Horn, S. 129 u. 130 Anm. 14 sowie C. Müller in Anthrop. VIII, S. 16 (feldsprachl. Modell = Mädchen) u. Koštiál in Anthrop. VII, S. 30 (Nr. XXXIII, 6), wonach in Steiermark „ein großes Weib" Granadirmoudl (= „Grenadiermodel[l]") genannt wird, d. h. „Form, in die man künftige Grenadiere, d. i. starke, große Männer, gießt". Sonst könnte ebenfalls noch herangezogen werden das mundartl. Mud(e)l = „Katze", aber auch „kurze, dicke Person" (s. Schmeller, Bayer. W.-B. I, Sp. 1570 unter „Mudel", Nr. 1).

Schreff oder Schref. Etymologie: Auch über die Ableitung dieses Wortes sind die Ansichten nicht ganz einig. Nach A.-L. II, S. 330 soll es herkommen „vom niederdeutschen schreep, Streif, Strich, wovon die .... niederdeutsche Redensart: ut de Schreef gan, aus dem Striche (der Schranke) gehen, über die Schnur hauen, wofür (auch) auf den Strich gehen, liederlich umherstreifen ge-

braucht wird“ [1]); vgl. auch A.-L. 612 unter „Strich“. — Grimm, D. W.-B. IX, Sp. 1686 (unter „Schrefenbos“) gibt keine bestimmte Auskunft, wirft jedoch die Frage auf, ob das Wort nicht in Beziehung gesetzt werden könnte zu Schrêfl, Schrêfile, d. h. „Kleinholz, wie es am Küchenherde gebraucht wird“, wozu auch auf schnêf'ln = „das Holz in kleine Stücke spalten“ verwiesen ist. Vgl. dazu Schmeller, Bayer. W.-B. II, Sp. 598: schrefeln (ahd. screfôn, mhd. schreffen) = „nagen, kratzen, ritzen“ und schrafen (niederd. schrapen, schrappen) = „ritzen, kratzen, Einschnitte machen“ (s. auch Kluge, W.-B., S. 413 unter „schrappen“); ferner Schiller u. Lübben, Mittelniederd. W.-B. Bd. IV (1878), S. 135: schrepe(n) (= schrape[n]) = „Striegel. A.-L. II, S. 330, Anm. 2 hat damit auch das niederdeutsche Schimpfwort Schraffel = „Abfall, Nichtswürdigkeit, gemeine Person“ in Zusammenhang gebracht. Klenz, S. 34, 35 stellt neben der Ableitung des Wortes aus dem Deutschen (insbes. mhd. schreffen = „schröpfen“ [vgl. Lexer, Mhd. Hand-W.-B. II, Sp. 790]) auch noch eine solche aus dem Hebräischen (näml. vom spätheb. schārāb [= ſārâf] = „verbrennen“) zur Wahl. Vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 42, S. 14, 15.

Belege: a) für die (ältere) Form [2]) Schreff: G. Edlibach um 1490 (19); Niederd. Lib. Vagat. (78); v. Grolman 64 u. T.-G. 102; Karmayer G.-D. 218; auch feldsprachl., s. Horn, S. 131; b) für die Form Schref: Lib. Vagat. (55; vgl. Teil I, Kap. 5 [41]); Niederd. Lib. Vagat. (Kap. 5 [62]); Schwenters Steganologia um 1620 (136); Rotw. Gramm. v. 1755 (22, vgl. Abtlg. III, 54). Den neueren Sammlungen ist die Vokabel nicht mehr bekannt. Eine Zusammensetzung damit ist Schref(f)enboß u. ähnl. = Hurenhaus, Bordell. Belege: a) für Schrefenboß u. ähnl.: Lib. Vagat. (55); Niederd. Lib. Vagat. (78); Andreae 1616 (130, hier Schresenboß, wohl Druckf.); Rotw. Gramm. v. 1755 (22, vgl. III, 58); b) für Schreffenboß u. ähnl.: Fischart 1593 (113); v. Grolman T.-G. 162; Karmayer G.-D. 218. Die Feldsprache kannte Schreffenbeth (s. Horn, S. 131; C. Müller in Anthrop. VIII, S. 20). Daß bei v. Grolman 60 (unter „Scherfen-Bos“) u. Karmayer 137

[1]) Die zweite der hier angeführten Redensarten ist übrigens wohl nicht identisch mit der ersten, sondern abzuleiten von dem Schnepfenstrich (s. auch A.-L. 612), d. i. der Strich der Schnepfen oder (ndd.) Schneppen, eine metaphorische Bezeichnung für die Freudenmädchen, über die das Nähere noch weiter unten in Kap. VI bei den Ausdrücken „Strichvogel“ und „Schneppe“.

[2]) Die Bedeutung des Wortes ist durchweg „Hure“.

(unter „Schärfenbos") u. 140 (unter „Scherfenbos") neben der (richtigen) Bedeutung „Haus, wo man gestohlene Sachen anbringen kann" (vgl. auch Groß E.-K. 69 u. zur Etymologie von schärfen: A.-L. 596 vbd. mit Günther, S. 50) auch die von „Hurenhaus" angeführt ist, dürfte auf einem Irrtum (nämlich der Verwechselung mit Schref[f]en-Bos) beruhen, der auf die Rotw. Gramm. v. 1755 (D.-R. 37) zurückgeht.

Tille, älteres Dim. Dielken; letzteres gehört zu der älteren Nebenform Diel (s. schon Niederd. Lib. Vagat. [77, Bedeutg.: nur „Magd"]); häufiger: Dille (s. schon Niederländ. Lib. Vagat. 1547 [92, Bedeutg.: nur „een meysken", d. h. Mädchen] u. dann öfter), auch Dilla (s. z. B. Hildburghaus. W.-B. 1753 fl. [287] u. Rotw. Gramm. v. 1755 [6, Bedeutg.: „Mägdlein"]) oder Dill (s. z. B. v. Grolman 16. u. T.-G. 132 [= „Mädchen"] u. Karmayer 29 [= „Magd"]) nebst dem — ebenfalls gleichbedeut. — Dimin. Dil(l)-che(n) (s. z. B. schon Christensen 1814 [318, 329] u. a. m., von Neueren noch Rabben 38 u. zu vgl. auch Pfälzer Händlerspr. [437])[1]. Ebenso hat das Dimin. Tillgen bei A. Hempel 1687 (167) und im Waldheim. Lex. 1726 (184) nur die Bedeutung „Mädchen" und endlich in einigen neueren Sammlungen auch Tille nur den Sinn von „jedes ledige Weibsbild" (so: Kundenspr. IV [433]) oder gar „Weibsbild" schlechthin (so: Kahle 35)[2]. Zur Etymologie: Der Ausdruck ist, wie schon Wagner bei Herrig, S. 227 hervor-

---

[1]) Wenn sich für die Hauptform Dille in manchen Sammlungen auch noch speziellere Bedeutungen (als „Mädchen") angeführt finden, so z. B. Tochter (bei A.-L. 534 u. Groß 400), Zofe, Dienstmädchen (bei A.-L. 534) oder Frauenzimmer auf der Wanderschaft (bei Wulffen 397 übereinstimmend mit d. Kundenspr. III [425] u. Ostwald [Ku.] 37), so kommt sie m. Wiss. doch nirgends ausdrücklich für „Prostituierte" vor. In der alten englischen Gaunersprache soll (das nach Wagner bei Herrig, S. 227 mit Dille gleichfalls zusammenhängende) dell sogar besonders das „unverführte Mädchen" (im Gegensatze zu doxy), weiter dann aber auch „Betteldirne" bedeutet haben (s. Baumann, S. 46). — Das von Schnabel in Anthrop. VII, S. 7 als westfälisch angeführte Fuckedille für „leichtfertige Frauenperson" gehört zu fucken = ficken, d. h. coire (vgl. Näh. darüber bei C. Müller in Anthrop. VIII, S. 13). Dazu Dillenfuck (= „unreines Verhältnis"); s. Schnabel, a. a. O. S. 3; vgl. auch Felder in Anthrop. IV, S. 19. Ob auch Eidilde = Prostituierte nach Luedecke in Anthrop. V, S. 7 noch hierher zu ziehen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Zu vgl. übrigens noch A.-L. 534 (unter „Dille"), wo ein (als hannov. bezeichnetes) Zeitwort eindillen angeführt ist, das u. a. auch „coire" bedeutet haben soll.

[2]) Auch die Pfälzer Händlersprache (437) kennt tilles als Nebenform zu dillche für „Mädchen".

gehoben, auch außerhalb der Gaunersprache bekannt gewesen, so namentlich früher in Holland, wo es besonders für geschwätzige Mädchen gebraucht worden (dille, delle, dilleken = klappei, d. h. „Plaudertasche"; s. u. a. Verwijs u. Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek, Teil II [1889], Sp. 196), wovon noch jetzt holländ. bedillen = „schnippische Bemerkungen machen". Die Herleitung des Wortes vom mundartl. Dille, Tille oder Tülle = „Röhre, Rinne" u. dgl. (vgl. Näh. bes. in d. W.-Büchern von Kluge [S. 467] u. Weigand [II, Sp. 1085]) bei A.-L. IV, S. 168 u. 534 erscheint wohl als zu gesucht (s. dagegen Wagner, a. a. O.; vgl. aber auch Klenz, S. 35, der — allerdings mit einem Fragezeichen — auf das Berlin. Tülle = „Ausguß an Töpfen, Kannen u. ä. [H. Meyer, Richt. Berliner, S. 124] hinweist).

Belege: a) Dielken: nur bei Falkenberg (1818 (333, Bedeutg.: Freudenmädchen); b) für Tille (= Dirne u. dgl.): Roscher 278 („Bezeichnung für ein Frauenzimmer, welches für Geld zu haben ist"); Rabben 130 (Dirne); Kundenspr. II (438: Hure); Ostwald (Ku.) 154 (ebenso) und danach auch Klenz, S. 35; vgl. noch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19 (hier als Berlin. Gaunerspr. bez.). Nicht für den engeren Begriff „Freudenmädchen", sondern nur für „liederliches Frauenzimmer (das mit den Handwerksburschen [Kunden] wandert)" kommt die Zusammensetzg. Tippeltille (zu tippeln = wandern usw., s. oben S. 17) vor. Belege: Kahle 35; Rabben 130 (unter „Tille", Bedeutg. = Tippelschickse); Kundenspr. IV (433, hier mit unzulässiger Beschränkung auf Angehörige der christlichen Konfession, arg.: Tippelschicksel = „jüdische Tippeltille"; s. dagegen: Schütze 96; Ostwald (Ku.) 154[1]).

Kapitel II: Ausdrücke, die (teils ohne weiteres, teils erst bei genauerer Betrachtung) als sog. partes pro toto erscheinen.

1. Benennungen dieser Art nach bestimmten Körperteilen:

S. im allg. über diese Erscheinung in unserer Sprache etwa: Waag, Bedeutungsentwicklung, § 80, S. 87 ff., Nr. 327 ff. u. Weise,

---

[1]) Von unsicherer Etymologie erscheint das (aus Berlin stammende) Nutte = „ganz junge Dirne mit noch kindlichem Aussehen" nach Ostwald (D.) 109; s. auch Klenz, S. 33 u. zu vgl. Reiskel in Anthrop. II, S. 23, wo Nutte schieben = coire angeführt ist. Nach H. Meyer, Richt. Berliner, S. 88 bedeutet nuttig soviel wie „unbedeutend, schlecht", das vielleicht damit in Zusammenhang stehen könnte. — Uber Metze s. das Nähere noch weiter unten.

Ästhetik, § 37, S. 94; Beispiele aus dem Rotwelsch bei Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 217. Aus leicht erklärlichen Gründen nehmen hier den hervorragendsten Platz ein:

a) Bezeichnungen, die ursprünglich nur soviel wie „vulva" oder „cunnus" bedeuteten, dann aber zu dem Begriffe „Dirne" usw. verallgemeinert wurden[1]), wozu auch unsere volktümliche Umgangsprache (bes. in den Mundarten) manche Seitenstücke aufweist[2]). Hier-

---

[1]) Daß das aus dem Hebräischen stammende Wort Keibel u. ä. (= „Geliebte" usw.), vielleicht ferner auch Gli(e)d u. ä. (und nach Manchen auch Klonthe, Klunte u. ä.) ebenso aufzufassen sind, ist bereits an den einschlägigen Stellen bemerkt worden. — Außer Betracht bleiben hier — wie ausdrücklich betont sei — noch diejenigen, an sich gleichfalls hierher gehörenden Bezeichnungen, bei denen zugleich eine Metapher vorliegt, d. h. die vulva also zunächst mit anderen Begriffen (Tieren, Sachen) verglichen worden (und zwar mit solchen, für die unsere Gemeinsprache noch heute allgemein gebräuchliche Benennungen hat), die dann auch auf die Dirnen selber übertragen sind. S. darüber Näh. in Kap. VI.

[2]) Hier werden derartige Wörter auch wohl für „Frauenzimmer" überhaupt gebraucht, so z. B. Loch (eigtl. = vulva, cunnus) nach Felder in Anthrop. IV, S. 3, 4 (in der Form Lok) in Solingen sowie nach v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 5 (in Norddeutschl. Loch „oft kurzweg" für „altes Weib"); vgl. dazu auch oben S. 13: Groschensloch = „Sechserkalle". Nach Koštiál in Anthrop. VII, S. 22 (Nr. I) sind zahlreiche mundartliche Ausdrücke für vulva in Steiermark in ähnlicher Weise als pars pro toto gebräuchlich, so z. B. Fuml (= vulva), das als Schimpfwort für Weiber und bes. für „liederliche Dirnen" vorkommt (a. a. O., Nr. I, 3), womit das niederd. Fummel (= „muliebria") für „Freudenmädchen" (bei Klenz, S. 31 vbd. mit S. 30 unter „Fimmel") zu vergleichen ist. Der landschaftlich weit verbreitete Ausdruck Kutte für vulva (s. dazu bes. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 10, auch Dr. Y. ebds. S. 35) erscheint als pars pro toto in Zusammensetzungen, wie Kwängelkutte = „weibliche Person ohne Energie" (im Bergischen nach Felder in Anthropophyt. IV, S. 12), Möngskutte = Nonne (nicht etwa Mönch!) und Schnabelkutte = großes, mageres Weib (im Westfalen nach Schnabel in Anthrop. VII, S. 12 u. 17). — Die gleichfalls (im Rotwelsch und in den verwandten Geheimsprachen wie auch in unserer volkstümlichen Ausdrucksweise) nicht seltenen Fälle, in denen Bezeichnungen für „penis" als partes pro toto für „Mannperson" u. dgl. vorkommen, können hier nicht eingehender betrachtet werden. Merkwürdig ist es aber, daß einige ursprünglich jedenfalls auf das männliche Geschlechtglied beschränkt gewesene Benennungen hier und da auch für das weibliche Geschlecht Verwendung gefunden haben. So war Nille (das zwar auch für vulva vorkommt, meist aber doch den penis bezeichnet [s. bes. C. Müller, a. a. O., S. 4 u. 10]) bei den Studenten einst für die meretrix gebräuchlich (s. Kluge, Studentenspr., S. 110 u. Klenz, S. 35), und Fiesel (eigentl. ebenfalls penis, bei den Gaunern dann auch = Mann, Bursche, Zuhälter [vgl. oben S. 26]) ist in einigen

her sind — mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit — zu rechnen: Fose, Meis oder Mese (Möse) und Musch mit seinen Variationen.

Fose. Etymologie und Belege: Nach Roscher 277, Borstel 4 und Klenz, S. 30 bedeutet Fose „das Frauenzimmer (die Prostituierte), welche(s) den Zuhälter unterhält (aushält)", während es von Luedecke in Anthrop. V, S. 8 schlechthin mit „Dirne" wiedergegeben ist; damit im wesentl. übereinstimmend auch Reiskel in Anthrop. II, S. 21 (Fose = leichtfertiges Mädchen, in Berlin), Apitzsch ebds. VI, S. 16 (alte Fose = ältere Prostituierte, bei den deutschen Seefahrern) und Schnabel ebds. VII, S. 21 (Vose = Prostituierte, in Westfalen). In gleicher oder ähnlicher Bedeutung findet sich aber — außerhalb der Geheimsprachen — auch wohl Fot(t)se oder Votze (s. bes. v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6 vbd. mit S. 4 [hier: Votzen für Weiber überhaupt]; vgl. auch Schranka, Wien. Dial.-Lex., S. 180, Nr. 4 [Votz'n oder Fotz'n = „eines von den vielen Schimpfwörtern für Prostituierte"] u. Felder in Anthrop. IV, S. 5 u. 14 [Fottse od. Votze in Solingen, Fotse od. Fustse im Bergischen — „schlechtes Mädchen"]). Dieses hängt aber kaum mit dem französischen la fausse zusammen (so v. Schlichtegroll, a. a. O., S. 6), dürfte vielmehr als pars pro toto (vulva = Dirne usw.) aufzufassen sein (s. ausdrückl. auch Schranka, a. a. O., S. 180, Nr. 4 u. Aigremont in Anthrop. VI, S. 44), da Vo(t)ze (Votz'n), Fo(t)ze (Fozn), Fot(t)se zunächst soviel wie „vulva", „cunnus" bedeutet (s. für die Kundenspr.: Luedecke in Anthrop. V, S. 8[1]), über die sonstige landschaftl. Verbreitung des Wortes s. bes. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 9 vbd. mit Schranka, a. a. O., S. 180, Nr. 3 u. Reiskel in Anthrop. II, S. 8 [betr. Wien], Reiskel u. Fr. W. Berliner in Anthrop. II, S. 21 u. VII, S. 33 [betr. Berlin] sowie Anthrop. II, S. 14 [betr. Nordböhmen], IV, S. 5

Gegenden auch für „altes (dürres) Weib" (s. Grimm, D. W.-B. III, Sp. 1690 vbd. mit v. Schmid, Schwäb. W.-B. [2. Aufl., Stuttg. 1844], S. 193 u. Fischer, Schwäb. W.-B. II, Sp. 1523, Nr. 3) oder noch spezieller für „Freudenmädchen" (s. Klenz, S. 30) bekannt oder doch früher bekannt gewesen.

[1]) Auch schon im älteren Rotwelsch begegnet das Wort, und zwar in der Form Potz. S. Körners Zusätze zur Rotw. Gramm. v. 1755 (241: Potz = vulva); vgl. ferner die noch frühere Zusammensetzung Potzmosche = „Jungfrau" bei A. Hempel 1687 (167) u. im Waldheim. Lex. 1726 (188). — Fotzenhuet (= Fotzenhut) findet sich schon im Bubenorden um 1505 als Spitzname eines Gauners (Mitglieds des Bubenordens). Zur Bedeutg. s. Grimm, D. W.-B. IV, 1, 1, Sp. 45; vgl. auch Felder in Anthrop. IV, S. 14, 15.

[Solingen], VI, S. 4, 5, 6 [Norddeutschland] u. VII, S. 21 [Westfalen u. Steiermark]). Zur Etymologie s. bes. Grimm, D. W.-B. IV, S. 1, Sp. 43—45 unter „Fotze" u. Sp. 1061 unter „Fut", u. dazu (zum Teil berichtigend) W. van Helten in der Zeitschr. für deutsche Wortforschung., Bd. X, S. 195/96; vgl. auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 9 [1]).

Meis, Mese, Möse. Etymologie und Belege: Die Formen Meis und Mese, die sich nur bei A.-L. 576 (unter „Muß") u. Groß 418 (unter „Muss") für „Frau, Mädchen, Geliebte, liederliche Dirne (Freidirne)" u. dgl. mehr, dann aber auch für „weiblicher Geschlechtteil" finden (wozu auch noch zu vgl. das Dimin. Mêßle = Mädchen in der schwäb. Händlersprache [483]), sind wohl identisch mit Möse, das bei Ostwald (D) 105 und Klenz, S. 33 in ungefähr derselben Doppelbedeutung (a) Dirne; b) Scheide) angeführt, in dem Sinne von „vulva" aber auch in unserer allgemeinen Umgangssprache (neben Meese, Meise) landschaftlich weit verbreitet ist (s. z. B. Anthrop. II, S. 14 [Nordböhmen], 22 [Berlin], IV, S. 12 (im Bergischen), VI, S. 5 [Norddeutschland], VII, S. 12 [Westfalen] u. 32 [Berlin], bes. aber C. Müller in Anthrop. VIII, S. 10 [mit Anführung mundartl. Literatur]). Es handelt sich also auch hier um Gebrauch eines pars pro toto [2]). Zur (zweifelhaften) ursprüngl. Bedeutung des Wortes

---

[1]) Nimmt man Fose (Vose) = Dirne (eigtl. vulva), so läßt sich auch der Ausdruck Vosenhahn oder Vosenjunge in der bei Ostwald (D.) 164 angeführten Bedeutung „Mann, (der nicht heiratet oder) der die Dirnen nicht bezahlt, der sie unentgeltlich benutzen will", allenfalls erklären; vgl. ebds. die Zeitwörter vosen = „poussieren und geschlechtlich verkehren, ohne feste Absichten zu haben" und herumvosen, gebraucht a) „von einem jungen Mann, der viel Verkehr mit jungen Mädchen hat" (daher nach Reiskel in Anthrop. II, S. 21: Fohsenhahn in Berlin = „Schürzenjäger"), dann aber auch b) „von einer Dirne, die Männern ihre Gunst gewährt, ohne sich bezahlen zu lassen" (vgl. auch Klenz, S. 30). Nach v. Schlichtegroll soll aber Vohsenjunge auch Bezeichnung für „männliche Prostituierte" (Syn. Puzenjunge) — und Vohsen Benennung der Homosexuellen untereinander — sein. Nach andern bedeutet Fohsenhahn einen Anfänger im Gaunertum (der noch nicht in die Diebstahlkniffe u. dgl. m. eingeweiht ist) — so z. B. bei Lindenberg 184 u. Rabben 50, während Fohsenjunge bei Wulffen 398 noch allgemeiner durch „junger Aufpasser" wiedergegeben ist. Dem entspricht endlich wieder Fosenhahn = „dummer Junge" im allgem. Berliner Sprachgebrauch (s. Fr. W. Berliner in Anthrop. VI, S. 19 u. VII, S. 33 gegen Reiskel, ebds. II, S. 21 [s. oben]).

[2]) An die Meise als Vogelname ist daher nicht zu denken, obwohl dieser vereinzelt, z. B. in der Schweiz für „lockeres Weib, Dirnchen" vorkommt, s. Näh. bei Hugo Cohn, Tiernamen als Schimpfwörter, Progr., Berlin 1910, S. 17, Anm. 3.

s. u. a. v. Schmid, Schwäb. W.-B., S. 38 unter „Meis" u. Weinhold, Beiträge zu einem schlesischen W.-B. (Sitz.-Ber. der Wiener Akad. der Wiss., phil.-hist. Kl., Anhang zu Bd. 14 u. 16 [1855]), S. 62 unter „Mèse" sowie in der Zeitschr. des Vereins für Volkkunde IV, S. 342, u. dazu noch C. Müller, a. a. O., S. 10 (mit Ablehnung eines Zusammenhangs des Wortes mit Meise als Vogelname; vgl. Anm. 1).

Musch (Müsch, Müsche[n]), Dimin. Muschel (Muschelche, Müsch[e]l, Mischl), Mosch(e), Muß, Moß. Zur Etymologie: Wie schon Wagner bei Herrig, S. 227 bemerkt hat, ist das Wort (das im Rotwelsch in sehr verschiedenen Formen und häufiger in allgemeinerer Bedeutung, wie „Frau", „Mädchen" u. dgl. vorkommt) für „Dirne", „Hure" vielfach in den Mundarten unserer Gemeinsprache anzutreffen. S. dazu Näh. bes. noch bei Grimm, D. W.-B. VI, Sp. 2731 u. Weigand, W.-B. II, Sp. 238/39 unter „Musche"[1]) vbd. mit Schmeller, Bayer. W.-B. I, Sp. 1681 (hier Musch u. Muschel), v. Schmid, Schwäb. W.-B., S. 396, Weinhold, Beitr. zu e. schles. W.-B., S. 63 unter „Musche" u. Koštiál u. C. Müller in Anthrop. VII, S. 25 u. VIII, S. 19 (Müschn od. Musche in Steiermark). Über die Etymologie sind verschiedene Ansichten aufgestellt worden. A.-L. IV, S. 66 dachte an d. mundartl. Mosche, Musche = Kuh; s. dafür anscheinend auch noch Aigremont in Anthrop. VI, S. 44; dagegen aber schon Wagner, a. a. O., S. 227. Dieser hat das spanische moza = „Dienstmagd" (vgl. mozo = „Knecht, Junge", ital. mozzo, französ. mousse = „Schiffjunge") zur Erklärung herangezogen. Jedoch ist auch dies nicht erforderlich, vielmehr geht das Wort höchstwahrscheinlich von der älteren Bedeutung „cunnus" aus[2]). So: A. Landau in den Mitteilungen zur jüdisch. Volkskunde, Jahrg. X (1908), S. 37 vbd. mit Weinhold, Schles. W.-B., S. 63 u. bes. Weigand, W.-B. II, Sp. 238/9 (zu „spätmhd. mucze, mutz[e] f., ‚weibliches Geburtglied', [noch bayr.-hess. Mutz], entspr. ital. muzza, mozza f. ‚weibliches Glied'"); vgl. übrigens auch A.-L. 576 (wo er bemerkt, daß Musch sowie alle Dimin. und sonstigen Formen

[1]) Hier ist (Sp. 239) erwähnt, daß mussensun = „Hurensohn" schon 1276 im Augsburger Stadtbuch vorkommt.

[2]) Wenn Klenz, S. 33 meint, daß Musch „wohl eigentlich Katze" bedeutet habe, so nähert sich diese Ansicht der im Text vertretenen insofern, als sowohl Katze wie zahlreiche (ähnlich wie Musch klingende) Kosenamen dafür (Mutz, Mau[n]z u. a. m.) auch als Bezeichnungen der vulva vorkommen (worüber Näh. noch weiter unten in Kap. VI).

des Wortes auch bei den Gaunern „zur Bezeichnung der weiblichen Geschlechtteile gebraucht" werden, womit Groß 418 und Ostwald [D.] 106 im wes. gleichfalls übereinstimmen; s. auch A.-L. 601, wo Schmu[e] = vulva, uterus [vgl. auch Groß 429, Rabben 119 u. Ostwald 134: Schmuhe] als eine „Transposition" von Musche aufgefaßt ist). Ob nun Musch(e) (Müsch, Mosch usw.) in diesem Sinne (wofür zu vgl. im allg. auch Reiskel in Anthrop. II, S. 12 [Wien], Schwaab ebds., S. 14 [Nordböhmen], Schnabel ebds. VII, S. 13 [Westfalen]) seinerseits vielleicht eigentlich vom latein. musca, französ. mouche (= „Fliege") abzuleiten (s. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 10) oder etwa gleichbedeutend mit „Tasche" (s. Schwaab, a. a. O., S. 14: in Nordböhmen z. B. Schulmusche = Schultasche) oder endlich gar nur eine Abkürzung von „Muschel" ist (s. Schwaab, a. a. O.) mag dahingestellt bleiben, da diese sämtlichen Ansichten doch nur zweifelhaft erscheinen. Muschel = vulva (bzw. auch = „liederliches Weib" als pars pro toto) kann statt als Dimin. von Musch(e) natürlich auch in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche genommen werden (s. dazu die ausführl. Abhandlung von Dr. Aigremont über „Muschel und Schnecke als Symbole der vulva ehemals und jetzt", in Anthrop. VI, S. 35 ff., insbes. S. 44, 45, woselbst weitere Lit.-Angaben auch über die mundartl. Verbreitung des Wortes; zu vgl. dazu auch Schwaab in Anthrop. II, S. 14 [Nordböhmen], Reiskel ebds., S. 22 [Berlin], Schnabel ebds. VII, S. 13 [Westfalen] u. C. Müller ebds. VIII, S. 10). Der Form Müsche könnte auch *wohl* der Sinn von „Mütze" beigelegt werden (s. Schnabel, a. a. O., S. 13; vgl. auch Felder in Anthrop. IV, S. 12, 13: Müske [d. h. „Mütze"] und Pelzmütze = vulva im Bergischen).

Belege: a) Am frühesten tritt das Wort (mit der Bedeutung „Dirne", „Hure") in der Form Moß auf[1]), jedoch nur in zwei Zusammensetzungen — Clötmoß = „Hure" und Primersmoß = „Pfaffenhure" —, die sich beide im Niederd. Lib. Vagat. 1510 (76 u. 77) finden. Zur Etymologie: betr. Clötmoß s. A.-L. IV, S. 66, 68 vbd. mit Wagner bei Herrig, S. 227, wonach Clöt, Klöt, d. h. niederd. „Kloß", hier soviel wie „Testikel ist, was auch noch heute (bes. in Nord- und Mitteldeutschland) bekannt ist (s. z. B. v. Schlichtegroll in Anthrop. VII, S. 5 [Norddeutschl.], Schnabel

[1]) Mosse für „Frau" kommt im Niederländ. Lib. Vagat. 1547 (93) vor, ferner im Duisburger Vokabular v. 1724 (184) und heute noch in dem sog. Bargunsch von Zeele (469, 474), Moß od. Moss allein für „Weib", „Frau" seit dem 19. Jahrh. (Reichsanzeiger 1810 [290] u. dann öfter).

ebds. VII, S. 10 [Westfalen], Fr. W. Berliner ebds. S. 32 [bei den neumärk. Bauern] u. S. 34 [Berlin]; vgl. auch Felder ebds. IV, S. 4 u. 11 [Klüaten in Solingen u. im Bergischen] u. Kühlewein ebds. VI, S. 14 [Klöss in Frankfurt a. M.]; im Holländischen: de kloot [s. Anthrop. V, S. 2], vgl. W. van Helten in d. Zeitschr. f. deutsche Wortforschg., Bd. XI, S. 55 [Bedeutg.: α) „Kugel, Ball"; β) „Hoden"]). — Die Bezeichnung Primersmoß gehört zu Primer od. Priemer = Priester (s. z. B. Niederländ. Lib. Vagat. 1547 [94] und Bonav. Vulcanius 1597 [115]), das zweifelsohne aus dem Lateinischen herstammt, und zwar entweder unmittelbar von primus „in bezug auf den obenan in der Gemeinde stehenden Priester" (A.-L. IV, S. 69) bzw. (pastor) primarius (s. Klenz, S. 43) oder von prima (sc. hora), „der ersten Betstunde morgens 6 Uhr" (A.-L. IV, S. 82); vgl. Günther, S. 33 u. in H. Groß' Archiv, Bd. 43, S. 54, 55; Kleemann, S. 257. — Pott II, S. 16 dachte an das engl. primer = „Gebetbuch"; nach Klenz, S. 43 soll „jedenfalls zugleich eine Anlehnung an niedd. ‚Priem', d. i. Kautabak", stattgefunden haben; b) Musch (Müsch, Müsche[n]): Schon in der Wiener Kellnersprache 1714 (176) findet sich die Zusammenstellung „Venus-Böck, kretzig und schäbige Muschen" und ferner „der Jungfernwirt und ihrer (sic) Muschen gemeine Maxim" u. a. m.; s. ferner Schintermicherl 1807 (289: Musch = [Weib oder] Hure); Castelli 1847 (391: Form ebenso, Bedeutg.: = Hure); Fröhlich 1851 (405: Form ebenso, Bedeutg.: [Frau, Braut,] Geliebte, Zuhälterin); A.-L. 576 (Musch, Müsche[n] = [Frau, Mädchen, Braut,] Geliebte, Zuhälterin, liederliche Dirne, „Dappelschickse"); Wiener Dirnensprache 1886 (417: Musch = [Frau,] Geliebte, Zuhälterin); Groß 418 (Musch, Müsch = [Frau, Mädel,] Freidirne); Borstel 7 (Musch = Geliebte, Zuhälterin); Ostwald (D) 106 (Musch = [Frau,] Dirne); vgl. auch Klenz, S. 33. Zusammensetzung: Finkelmusch = Hure (bei Karmayer 46; Nebenbedeutungen: Köchin und Hexe [zu rotw. finkeln, fünkeln u. ä. = kochen, sieden, zu Funk[e] = Feuer; vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 42, S. 48 vbd. mit Pott II, S. 34], für letzteres auch bei anderen Finckel-Mosche [s. z. B. A. Hempel 1687 (168)] oder Fin[c]kelmuß [s. z. B. v. Grolman, Aktenmäß. Gesch. 1813 (312) u. a. m.)]; c) von den Dim.-formen tritt zuerst auf: α) Mischl: bei Castelli 1847 (391: [Mädchen[1]])

[1]) Nur für „Tochter oder Mädel" kommt Mischel auch schon bei Schintermicherl 1807 (288) vor; ebenso kennt die Wiener Dirnensprache 1886 (417) Mischl für „Mädchen" schlechthin.

Hure; vgl. auch 390: a doffes Misch'l = ein feines Mädchen); Borstel 7 (Mischl = Prostituierte), vgl. auch Klenz, S. 33; β) für Müsch(e)l und Muschel(che) s. Fröhlich 1851 (405: Müschl = [Mädchen[1],] Geliebte); A.-L. 576 (Müschel und Muschel oder Muschelche, Bedeutg. wie oben unter lit. b; vgl. auch 615 [unter „Tof"]: tofs Müschl = flotte Dirne, „leichte Fliege"); Wiener Dirnensprache 1886 (417: Müschl = Geliebte, [Mädchen]); Groß 418 (Müschel u. Muschel, Bedeutg. wie unter lit. b); Ostwald (D) 106 (Muschel, Bedeutg. wie unter b). Eine Zusammensetzung mit Mischl ist Tapemischl (auch -michel) für „(leichtfertige) Dirne" oder „Freimädchen" (wohl identisch mit dem bei A.-L. 615 unter „Tippen" als Synon. für Tappel- oder Dappelschickse [s. oben S. 17] angeführten Tappermüschel). Belege: Fröhlich 1851 (412: = leichtfertige Dirne); Groß 414 (Freimädchen); Borstel 10 (wie Fröhlich); Ostwald (D) 152 (hier: Tapemichel = Dirne); d) für Mosch(e): Thiele 285 (hier Mosch = [Frau[2]), Braut,] Geliebte, Zuhälterin); A.-L. 576 u. Groß 417 u. 418 (Mosche, Bedeutg. wie unter lit. b)[3]); e) Muß (Muss): nur bei A.-L. 576, Groß 418 u. Ostwald (D) 106, Bedeutungen wie unter lit. b)[4]). Klenz, S. 33 schreibt — obwohl unter Berufung auf Ostwald (der Muß hat) — das Wort Mus (= Freudenmädchen) und deutet dieses als die niederdeutsche Form für „Maus" (Tiername) im Sinne von „cunnus". Es ist deshalb bei den metaphorisch verwendeten Tierbezeichnungen für die Dirnen nochmals hierauf zurückzukommen.

Allenfalls kann hierher auch noch gerechnet werden:

Schummel oder Schumpel, das bei den Gaunern — unter anderen Bedeutungen (wie z. B. Knecht oder Magd, die mit niedrigen Arbeiten beschäftigt) — als femin. auch diejenige von „Konkubine",

---

[1]) Bloß für „Mädchen" schlechthin hat schon Karmayer 114 die Form Müscherl.

[2]) Für „Eheweib" steht Mosch schon im Pfullendorf. Jauner.-W.-B. 1820 (339), für „Weibsbild" hat es auch Karmayer 113. Im Regensburger Rotwelsch (489) bedeutet es „Frau" und „Mutter".

[3]) Nach Rabben 91 u. Ostwald 105 bedeutet Mosche „(junges) Mädchen, (Fräulein)". Über die (ältere) Zusammensetzg. Potz-Mosche s. schon oben S. 32, Anm. 1 unter „Fose".

[4]) In allgemeiner Bedeutung („Frau") schon früher (s. z. B. Pfister bei Christensen 1814 [322] u. a. m.); ebenso das noch ältere Musse(n) (s. schon Hildburghaus. W.-B. 1753 ff. [230] u. a. m.).

„Metze“ (gehabt) hat, während es nach Schmeller, Bayer. W.-B. II, Sp. 420 (unter „Schummel“) u. 422 (unter „Schumpel“) in der bayerischen Mundart als verächtliche Bezeichnung für „Weibsperson“ überhaupt im Gebrauche gewesen ist; vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 42, S. 8. Das Wort findet sich (in dem hier interessierenden engeren Sinne) nur bei A.-L. 605 und Groß 430, die beide auch noch die Nebenbedeutung „vulva“ anführen, wofür Schumpel auch nach C. Müller in Anthrop. VIII, S. 11 z. B. in Thüringen allgemein bekannt sein soll. Mithin liegt wohl auch hier die Verwendung einer pars pro toto vor.

b) Bezeichnungen sonstiger Körperteile als partes pro toto:

Haut. Dieser Ausdruck, der in der Wiener Volksprache für „Prostituierte“ gebräuchlich ist (s. Schranka, Wien. Dial.-Lex., S. 76), kommt bei den Wiener Gaunern in dem allgemeineren Sinne von „Frauenzimmer“ überhaupt[1]), bei anderen dagegen (wie bei den Soldaten und Dirnen) speziell für die „Soldatendirne“ vor.

Belege: a) für die Bedeutg. „Frauenzimmer“: Pollak 215 (Nebenbedtg. hier auch noch: Pferd); b) für die engere Bedeutg.: A.-L. 548 („Geliebte des Soldaten“); Groß 406 (ebenso); Ostwald (D) 66 (Soldatendirne). Über die (norddeutsche) Soldatensprache s. schon A.-L. III, S. 126 sowie Horn, S. 130 (Synonyme: Fell und Schwarte). Analogien: das früher allgemein verwendete verächtliche Hurenbalg oder Schandbalg (s. Klenz, S. 34, zu Balg = „abstreifbare [bzw. abgestreifte] Haut von Tieren“; vgl. die W.-Bücher von Paul [S. 58], Kluge [S. 34] u. Weigand [I, Sp. 142/3]); ferner aus fremden Sprachen: insbesondere[2]) das latein. scortum, d. h. eigentl. „Fell“, sodann im (gewöhnl.) französ. Argot peau (oder peau de chien) = „Hure“ (Villatte, S. 202). Zu vgl. etwa auch in der englisch. Gaunerspr. a bit of meat (d. h. ein Stück Fleisch) = „schlechte Dirne, Hure“, daher auch meat-house = „Hurenhaus“ (s. Baumann, S. 127; vgl. H. v. Keller in Anthrop. VII, S. 38). Auch an das ebenfalls gaunersprachl. fleshbroker (älter fleshmonger), d. h. eigentl. Fleischhändler, = „Kuppler(in)“ bzw. fleshmarket, d. h. eigentl. Fleischmarkt, = „öffentliche Prostitution“ im

---

[1]) Insofern nähert er sich unserem allgemeinen Sprachgebrauche, der bekanntlich Haut für „Mensch“ (ohne Unterschied des Geschlechts) kennt in Wendungen wie „eine gute Haut“, „eine ehrliche Haut.“

[2]) Über die Ableitung von Glid u. ä. = Hure vom hebr. géled (= „Haut“) nach Klenz, S. 31 s. oben S. 22.

gewöhnl. Slang (s. Baumann, S. 65 u. Koštiál in Anthrop. VI, S. 22) sowie an négociant en viande chaude = Zuhälter im gewöhnl. französ. Argot (s. Villatte, S. 197 u. H. v. Keller in Anthrop. VII, S. 44) sei noch erinnert.

Bein, Bein'l. Diese Bezeichnung scheint als pars pro toto für den Begriff „Dirne" auf die Wiener Gaunersprache beschränkt geblieben zu sein (s. Pollak 206), während bei Ostwald (D) 17 Bein oder Ban durch das allgemeinere „Mädchen" wiedergegeben ist; dafür auch bei Pollak 206 Bah[1]) oder Ban[2]). Dazu die Zusammensetzung Rierbein = „häßliche, gemeine Dirne", die wohl als „Rührbein" ausgelegt werden dürfte[3]). Belege: Pollak 227, Ostwald (D) 123 u. danach auch Klenz, S. 34 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19 (hier als Berlin. Dirnenspr. bezeichnet).

Titte. Etymologie: Das Wort ist die niederdeutsche Form für Zitze, d. h. eigentl. „Brustwarze" (s. Kluge, W.-B., S. 508 u. Weigand, W.-B. II, Sp. 1334 unter „Zitze", Klenz, S. 34); zu vgl. die analoge Entwicklung unseres Kinderworts Mama aus d. griech.-latein. mamma (s. Näh. bei Weigand, a. a. O., I, Sp. 118).

Belege: Borstel 10 (hier = „ordinäre Prostituierte") u. Klenz, S. 34 (hier = „Freudenmädchen" überhaupt).

2. Benennungen nach bestimmten Kleidungstücken (als partes pro toto).

S. dazu im allgem. Waag, Bedeutungentwicklung, § 81, S. 89, Nr. 334 u. Weise, Ästhethik, § 37, S. 95; Beispiele aus dem Rotwelsch usw. bei Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 218.

---

[1]) Während Bah sicher nur dialekt. Nebenform von Ban ist, bleibt es fraglich, wie Kah = Dirne bei Pollak 218 u. Berkes 112 zu deuten ist.

[2]) Nach Hügel, Wien. Dial.-Lex., S. 36 war früher Bån im Wiener Dialekt auch wohl allgemeine Bezeichnung für „Mensch" überhaupt, d. h. also (wie bei Haut in unserer Gemeinsprache ohne Rücksicht auf das Geschlecht), daher z. B. a g'sund's Ban = „ein frivoler Mensch". — In der Studentensprache hatte früher auch Knochen (dessen Grundbegriff bekanntlich ebenfalls „Bein" gewesen; s. die W.-Bücher von Paul [S. 70] u. Kluge, [S. 46] neben verschiedenen anderen Bedeutungen auch die von „gemeines Mädchen"; s. die Schriften über die Studentensprache von Burdach [S. 64], J. Meier, [S. 52, Anm. 558 ff. (S. 98]) u. Kluge, [S. 100 (unter „Knochen", Nr. 1]); vgl. auch Grimm, D. W.-B. V, Sp. 1457 unter „Knochen", Nr. 5, lit. c.)

[3]) Dafür spricht auch das Synonym Rierbeutel, dem (= vulva als pars pro toto aufgefaßt) das steiermärkische Riarküwl, d. h. eigentl. „Rührkübel, Butterfaß" zur Seite gestellt werden kann, wozu dann wieder Riarštouk (Rührstock), auch Rührlöffel oder Rührer für penis passen. Das Nähere über diese Ausdrücke noch weiter unten in Kap. VI.

Während derartige Wörter in unserer Gemeinsprache auch für Personen weiblichen Geschlechts nicht gerade selten sind (es sei hier nur erinnert an Blaustrumpf für „gelehrtes Frauenzimmer" und Schürze für „Mädchen"[1]), bekannt namentlich aus der Zusammenstzg. Schürzenjäger), läßt sich aus der Gaunersprache für unseren Gegenstand mit Sicherheit nur ein Beispiel anführen[2]), nämlich:

Gelbseidenes Tüchel für „die gemeinste Sorte der (Wiener) Freimädchen", so benannt nach ihrem Kopfputze.

Belege: A.-L. 544 u. Groß 404 (aber nicht bei Pollak, daher

---

[1]) Das französische Argot kennt tablier blanc (d. h. weiße Schürze) für „Kindermädchen" (Villatte, S. 278).

[2]) Eine beiläufige Erwähnung verdient jedoch auch noch die Bezeichnung Krone, worunter man z. B. in Halle „eine gemeine Dirne" versteht (daher auch: Kronenjunge dort = Zuhälter), woran auch der sog. Hallische Lattcherschmus (492) anklingt, der das Wort u. a. auch für „Geliebte" kennt. Damit stimmen auch im wes. Fröhlich 1851 (402), die Wiener Dirnensprache 1886 (417) und Borstel 6 überein, während die Vokabel im älteren Rotwelsch (ebenso wie das noch früher auftretende Synon. Krönerin) hauptsächlich durch „Weib, Frau", insbes. „Ehefrau", in der Kundensprache dagegen auch wohl durch „Wirtsfrau" (nach Fr. W. Berliner in Anthrop. VI, S. 19 noch spezieller durch „Bordellwirtin") wiedergegeben ist (vgl. Näh. in der Zusammenstellg. bei Schütze 76/77 unter „Krone"). Es liegt nun natürlich nahe, bei dieser Bezeichnung an unser Lehnwort „Krone" zu denken, und nach Meinung einiger Gelehrter soll sie auch in der Tat damit zusammenhängen, zwar nicht etwa als euphemistische Umschreibung für das Weib als „Krone der Schöpfung", sondern entstanden von dem Aufsetzen einer Krone als Hochzeitzeremonie, worüber näher bes. von Hans Stumme in seinen „Maltesischen Studien" (= Heft 4 der Leipziger „Semitistischen Studien", Bd. I, S. 114) gehandelt worden; zu vgl. auch schon Miklosich, Beiträge III, S. 13 (unter „krönen"). Danach würde es dann zu der hier betrachteten Gruppe der partes pro toto gehören. Neuerdings hat jedoch P. Feit im Korrespondenzblatt des Vereins für niederd. Sprachforschg., Jahrg. 1909, Heft XXX, Nr. 1, S. 1 ff. eine andere Deutung versucht, indem er — ausgehend von dem Hallischen Sprachgebrauche u. Gewicht legend auf die Schreibart Kronie (so z. B. im Niederländ. Lib. Vagat. 1547 [93, Bedtg.: „een wijf"]) den Ausdruck für ein altes Schimpfwort hält (Kronie, Karonie, zu französ. carogne, altfranzös. caroigne, wallon. corongne, später coronie mit den Bedeutgn.: Aas; schlechtes Vieh; Schimpfwort für [schlechtes] Weib; vgl. engl. crone); dafür auch Klenz, S. 32. Indessen scheinen dagegen zu sprechen die engere Bedeutg. von Krönerin = „Ehefrau" in den ältesten Quellen sowie namentlich auch Wendungen wie sich crönen (= krönen) lassen = „heiraten", das sich z. B. im W.-B. von St. Georgen 1750 (217) findet. Vgl. noch Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 42, S. 56—58 u. Anm. 1 unter „Krönerin".

bei den Wiener Gaunern heute wohl schon veraltet). Über das Synon. Gelbseidene s. gleich weiter unten (Kap. III, Nr. 2). Analogie: im französ. Argot bourre-de-soie (d. h. Flockenseide) = Mätresse (Villatte, S. 37).

Kapitel III: Von Zeitwörtern abgeleitete Substantive auf -er(in) und substantivierte Eigenschaftswörter.

1) In der ersten Gruppe fällt besonders auf der Gebrauch der männlichen Endung -er, wie er uns z. B. entgegentritt in:

Wallrutscher = „Dirne gewöhnlichster Art", „Straßenhure", insbes. auch „Soldatendirnen, die auf den Festungswällen Rendezvous geben." Der Ausdruck stammt aus der Soldatensprache (Nebenbedeutung hier: Fuß- und Festungsartillerist), und zwar zunächst aus Straßburg i. E. (s. Horn, S. 131; Klenz, S. 35); vielleicht dürfte man daher französischen Einfluß vermuten, da auch das Pariser Gauner-Argot rempardeuse für denselben Begrift kennt (s. Villatte, S. 249); vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 42, S. 68.

Belege: Rabben 139 u. Ostwald (Ku.) 165; vgl. auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19 (als Berlin. Dirnenspr. bez.). — Ähnliche Bildungen (auf -er) aus unserer volktümlichen Gemeinsprache (für den gleichen Begriff) sind: Rasenwälzer in der Leipziger Mundart (s. Klenz, S. 34) und das niederd. Stratenfeger (s. Klenz, S. 30 unter „Feger"[1])), womit wieder das synonyme englische Slangwort streetwalker (s. Baumann, S. 233 u. Koštiál in Anthrop. VIII, S. 20) zu vergleichen ist.

Von den mit weiblicher Endung (-erin) versehenen Wörtern dieser Art sind aus der Gauner- und Dirnensprache etwa anzuführen[2]):

Melkerin = „(Bordell-) Dirne, die den Mann während des Beischlafs bestiehlt", wobei melken hier metaphorisch (s. Kleemann, S. 272) im Sinne von „stehlen" gebraucht ist (argum.: Nachtmelker = „Diebe, so des Nachts die Gärten bestehlen" bei Schlemmer 1840 [368]).

---

[1]) Zu Feger in demselben Sinne (nach Schnabel in Anthrop. VII, S. 36 in Westfalen noch allgemeiner für „tolles [oder auch großes starkes] Mädchen" gebräuchl.) vgl. auch das Zeitwort fegen für „coire, futuere" und dazu die Angaben bei C. Müller in Anthrop. VII, S. 13.

[2]) Aus unserer Gemeinsprache zu vgl. das ältere und (nach Klenz, S. 33) noch jetzt in Leipzig bekannte Mitmacherin = Freudenmädchen. — Das ältere Synon. Hübscherin (18. Jahrh., s. Klenz, S. 31) fällt aus dieser Gruppe heraus, da es von dem Adjektiv „hübsch" gebildet ist.

Belege: A.-L. 573; Wiener Dirnensprache 1886 (417); Groß 416; Rabben 89; Ostwald (D) 102; Borstel 7; vgl. auch Klenz, S. 33.

Pillenträgerin = „Dirne, die Schwangerschaft simuliert". Diese m. Wiss. nur bei Ostwald (D) 114 u. (danach) bei Klenz, S. 34 angeführte Vokabel führt zurück auf das älteste Rotwelsch, denn schon der Lib. Vagat. 1510 handelt in Teil I, Kap. 18 (48) „Von den Biltregerin", d. h. von betrügerischerweise sich für schwanger ausgebenden Bettlerinnen (sachlich übereinstimmend Niederd. Lib. Vagat. I, Kap. 18 [70]). Später ist der Ausdruck (in d. Form Pillenträgerin) dann zuweilen für schwangere Frauen schlechthin angeführt worden (s. z. B. Rotw. Gramm. v. 1755 [18] u. Karmayer G.-D. 213; nur zum Teil auch v. Grolman 53 [neben dem älteren Begriff im Lib. Vagat. usw.]); Hervorhebung der Simulation, aber nicht Beschränkung auf „Dirnen", auch bei Groß 421.

2. Von substantivierten Eigenschaftswörtern sind zu nennen:

Alte. Mit diesem Namen (der im Volke sonst bekanntlich für die Ehefrau beliebt ist) sollen nach Luedecke in Anthrop. V, S. 7 die Zuhälter (in Mitteldeutschland) ihre Dirnen belegen; vgl. auch Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 43, S. 6, Anm. 1.

Gelbseidene = „niedrigstehende Dirne"; vgl. dazu die Bemerkungen oben in Kap. II, Nr. 2 betr. der Syn. Gelbseidenes Tüchel.

Belege: Ostwald (D) 57 u. danach auch Klenz, S. 31 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 18.

Ein Seitenstück dazu ist:

Halbseidene = „nicht kontrollierte Dirne besserer Art" [1]), ebenfalls natürlich nach der Art der Kleidung gebildet [2]).

Belege: Ostwald (D) 64 und danach auch Klenz, S. 31 u. C. Müller, a. a. O., S. 19.

Kapitel IV: Euphemistische Umschreibungen.

Aus der Literatur s. dazu im allgem.: Waag, Bedeutungentwicklung, § 118 ff., S. 126 ft., Nr. 470 ff. u. Weise, Ästhetik, § 27 ff., S. 71 ff., für das Rotwelsch: Günther, S. 17 ff. u. in H. Groß'

---

[1]) Im Berliner Dialekt sollen Dirnen, die noch nicht „der öffentlichen Prostitution verfallen" sind, u. a. die Geheimen, Heimlichen, Verdeckten oder Stillen genannt werden; s. v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6.

[2]) Über andere Bedeutungen des Adjektivs halbseiden (in Berlin u. a. besonders = „bisexuell") s. v. Schlichtegroll u. Fr. W. Berliner in Anthrop. VI, S. 10 u. VII, S. 33.

Archiv, Bd. 33, S. 238 u. Anm. 2. — Weise, a. a. O., S. 80, 81 führt aus, daß die meisten unserer für die Prostituierten u. dgl. gebräuchlichen Ausdrücke euphemistisch sind, so z. B. die Fremdwörter Hetäre, Mätresse, Dame der Demimonde und die deutschen Wörter Metze (s. darüber noch Näh. in Kap. V) und Freudenmädchen; vgl. auch Huldin u. Venuspriesterin (Klenz, S. 31 u. 35) sowie die bei Klenz, S. 30 bis 34 aufgezählten (teils jetzt veralteten, teils auf bestimmte Gegenden beschränkten) Benennungen: eine aus dem Gäßchen (in Leipzig, vgl. Neukirchhofmamsell [oben S. 21, Anm. 1]), Etcetera (ältere Studentenspr.), Nymphe, Grasnymphe, Knallnymphe (ältere Studentenspr.; vgl. auch oben S. 12, Anm. 2), Patentjungfer (in Goslar); vgl. auch oben S. 41, Anm. 2: Hübscherin. — Aus den Geheimsprachen sind zu erwähnen:

1. im allgemeinen:

Bauchfreundin:

Belege: nur bei A.-L. 523 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 18. Zu vgl. dazu der Ausdruck Bauchschwager, nach Reiskel in Anthrop. II, S. 6 in Wien gebräuchl. für „den Vorgänger oder Nachfolger des Liebhabers eines Mädchens" u. dem entsprechend das femin. Bauchschwägerin für „die Vorgängerin oder Nachfolgerin der Geliebten eines Mannes".

Über Wunne(n)berg od. Wonne(n)berg = „(hübsche) Jungfrau (Frau), Geliebte" u. dgl. s. das Näh. noch in Kap. VI (Metaphern), Nr. 3, b.

2. Benennungen nach Verwandtschaftbegriffen:

S. dazu im allgem. Waag, Bedeutungentwicklg., § 140, S. 156ff., Nr. 564ff. u. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 211/12. Für unser spezielles Gebiet kommt eigentlich hierfür nur ein Beispiel in Betracht[1]), nämlich:

Nährmutter, wahrscheinlich zunächst eine Bezeichnung der Prostituierten von seiten der Zuhälter.

---

[1]) Über barmherzige Schwester für Freudenmädchen ist noch weiter unten in Kap. VI bei den Metaphern, und zwar insbes. bei den Berufsübertragungen (Nr. 1), zu handeln, da bei dieser Bezeichnung der ja ursprünglich vorliegende Begriff der Verwandtschaft (vgl. Paul, W.-B., S. 483) sich für uns schon völlig zu dem eines Berufs umgewandelt hat. — Über die aus dem Hebräischen bzw. Zigeunerischen gebildeten euphemistischen Ausdrücke Basmeichel oder Basmelochos und Guidillerschey (bei denen es sich eigtl. um Zusammensetzungen mit dem Begriffe „Tochter" handelt), wurde in Abschn. B (Kap. I u. II) das Nähere mitgeteilt.

Belege: Ostwald „Nachtrag" (D) 2 u. danach auch Klenz, S. 33[1]).

3. Sog. Berufsübertragungen, s. im Kapitel VI (Metaphern), Nr. 1.

Kapitel V: Benennungen nach Eigennamen (weiblichen Vornamen). Im allg. zu vgl. über den Gebrauch von Eigennamen als Gattungbegriffen etwa Waag, Bedeutungentwicklung, § 141 ff., S. 158 ff., Nr. 569 ff. u. Weise, Ästhetik, § 38, S. 95, 96 vbd. mit den Monographien von Wilh. Wackernagel (Die deutschen Appelativnamen, in der Zeitschr. „Germania", Bd. IV, V [1859/60] = Kleinere Schriften, Leipz. 1872 ff., Bd. III, S. 59 ff.) u. Gustav Krüger, (Eigennamen als Gattungnamen, Progr., Berl. 1891, bes. S. 17 ff.)[2]); für das Rotwelsch usw.: Günther, S. 51 ff. u. in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 212. — In der Gauner-, Kunden- und Dirnensprache finden wir weibliche Vornamen (und zwar in der Regel ohne weiteren Zusatz) hauptsächlich verwendet für die Freudenmädchen (sowie mit diesen in Verbindung stehende Personen, wie die Bordellwirtinnen), dann wohl auch für liederliche Frauenzimmer überhaupt[3]). Einer

---

[1]) Mutter ist sonst in der Dirnensprache die Anrede für die Bordellwirtin (s. schon Stieber, Berliner Diebs- und Dirnenspr. 1846 [372, Synon.: Madame (s. oben S. 21) u. Tante]; ferner Rabben 91 u. Ostwald [D] 106); daher für die Bordellwirtin auch die längeren Zusammensetzungen: Commentmutter — das an die Studentensprache anklingt (Belege: *ΩΣ* in Z. VI, 260; Rabben 35; Ostwald [D] 34; vgl. Klenz, S. 17) —, Puffmutter (Beleg: Ostwald [D] 118 u. danach Klenz, S. 17; betr. Puff = Bordell [schon 1795 studentisch] s. Kluge, Studentenspr., S. 116; vgl. [für die gegenwärtige Gemeinsprache]: Anthrop. IV, S. 13, VII, S. 15 u. VIII, S. 15) und Kuppelmutter (Beleg: Rabben 91; vgl. Anthrop. VI, S. 15 [betr. Frankfurt a. M.]). In gleicher Weise verwendet das englische Cant mother (s. Baumann, S. 134 u. Koštiál in Anthrop. VI, S. 22 [Nr. XI, 2]).

[2]) Die wertvolle neuere Studie von Othmar Meisinger, Die Appellativnamen in den hochdeutschen Mundarten, Gymnas.-Progr., Lörrach i. B. 1904 u. 1910 („Nachträge") beschränkt sich grundsätzlich nur auf die männlichen Namen.

[3]) In anderen Standessprachen und in unserer (älteren) Gemeinsprache sind auch historische Eigennamen in dieser Weise verwendet worden, so bei den Studenten einst (um 1500): Helena (s. Klenz, S. 31), in der älteren Literatur (z. B. Lessing): Lais (Name zweier griechischer Hetären; s. Klenz, S. 32) und Phryne (d. h. eigentl. „Kröte", dann Spitzname einer griechischen Hetäre; s. Klenz, S. 34), das wohl noch heute hin und wieder zu hören ist. — Sehr reich ist auch das englische Cant und Slang an solchen aus Eigennamen entstandenen Bezeichnungen für die liederlichen Dirnen, s. z. B.

dieser Ausdrücke muß gesondert für sich vorweg genannt werden, einmal weil er schon seit langer Zeit auch unserer allgemeinen Umgang- und Schriftsprache angehört (so daß er heute bereits einen etwas altertümlichen Anstrich hat), sodann weil wir in ihm überhaupt kaum noch (wie bei den übrigen hier zu erwähnenden Bezeichnungen) den ursprünglichen Eigennamen erkennen. Es ist dies:

Metze (entstanden aus Mechthild [= Mathilde]; s. dazu bes. Wackernagel, Kleinere Schriften III, S. 166ff., ferner die W.-Bücher von Paul [S. 355], Kluge [S. 313] u. Weigand [II, Sp. 177]; vgl. auch Waag, a. a. O., S. 162, Nr. 581 u. Klenz, S. 33), für „Prostituierte" ausdrücklich als gaunersprachl. von Rabben 90 und Ostwald 103 angeführt. Das sog. Pleißlen der Killertaler (441) kennt die Zusammensetzg. hudelmetz für „zugängliches Weib", die übrigens nach Kapff, Nachträge, S. 213 auch allgemein schwäbisch sein soll[1]). Dagegen haben wir das Bewußtsein, daß es sich eigentlich um Eigennamen handelt, noch mehr oder weniger deutlich bei den nachfolgenden Bezeichnungen für „Dirnen" u. dgl. aus unseren Geheimsprachen:

Hanne (Abkürzung von Johanna).

Belege: Rabben 61 (= „Braut, Dirne des Zuhälters; auch Schimpfwort [Bezeichnung für Prostituierte]"); Ostwald (D) 65 (Prostituierte) u. danach Klenz, S. 31. Zusammensetzung: Kletterhanne = „Dirne": nur bei Ostwald (D) 82 u. danach Klenz, S. 32 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19[2]). Analogie: im

---

nach Koštiál in Anthrop. VI, S. 20, 21 (unter Nr. VII): gillian (d. h. eigtl. „Julchen"; a. a. O., Nr. 5), nanny (d. h. „Ännchen"; a. a. O., Nr. 12; daher nanny-shop, gaunersprachl. = Bordell; s. Baumann, S. 140; vgl. Koštiál, a. a. O., Nr. VIII, 1), poll (= Abkürzg. v. Polly, d. h. „Mariechen", „Mimi"; a. a. O., Nr. 11 vbd. mit Baumann, S. 170), tib (von Isabella; a. a. O., Nr. 12, vgl. Baumann, S. 249) u. a. m. Betr. das französische Argot sei an lolo od. lolotte (= „Lottchen"; s. Villatte, S. 172 u. H. v. Keller in Anthrop. VII, S. 42) erinnert.

[1]) Als eine Parallele zu Metze bezeichnet Koštiál in Anthrop. VI, S. 27 (Nr. XIX, 5) das tschechisch-slovakische dorota od. dorka — aus Dorothee. — In dem steiermärkischen Angarl = „liederliches Mädchen" (s. Koštiál in Anthrop. VI, S. 29 [Nr. XXVI, 15]) dürfte der Eigenname Agnes auch nicht mehr leicht zu erkennen sein. Wieweit das Bewußtsein von einem zugrunde liegenden Eigennamen bei den in d. vor. Anm. angeführten englischen Ausdrücken noch vorhanden ist, bedürfte einer besonderen Untersuchung.

[2]) S. dazu Kletterbude = „Absteigequartier für Dirnen" bei Ostwald (D) 82; vgl. Roscher 277 (Kletterbude = „Wohnung, in welche

französ. Argot Jeanneton (d. h. Hannchen) = „Mädchen von zweifelhaftem Ruf“ (Villatte, S. 160; vgl. auch Krüger, Eigennamen usw., S. 17).

Laura. Zur Etymologie: Wenn es sich auch hier gleichfalls wohl um einen Eigennamen handelt (s. auch Kleemann, S. 268), der als eine Art Analogie zu dem männlichen Louis = Zuhälter betrachtet werden kann (so: Fr. W. Berliner in Anthrop. VII, S. 34)[1]), so dürfte er doch wohl erst auf Umwegen entstanden sein. Besonders nahe liegt es, an den (früheren) französischen Gauneraausdruck laure = „Hurenhaus“ (s. Villatte, S. 167; eigtl. griech. Kloster; s. H. v. Keller in Anthrop. VII, S. 43) bzw. an das allgemein bekannte französ. lorette = „galante Dame“ (s. Villatte, S. 172) zu denken (vgl. Günther, S. 81, Anm. 92 vbd. mit Klenz, S. 32); aber auch zu dem deutschen „lauern“ könnte der Ausdruck in Beziehung gesetzt werden, so daß er eigentlich eine Person bedeutet hätte, die auf Herrenbesuch „lauert“, danach „auf der Lauer sitzt“ (gefl. Mitteilg. von Prof. Hans Strigl, Wien)[2]).

Belege: Groß 413; Ostwald 94; vgl. Klenz, S. 32; im allgem. auch Fr. W. Berliner in Anthrop. VII, S. 34[3]).

---

die Mädchen ungeniert Männer bringen können“); Rabben 74 (klettern = „aufsuchen von Räumen, die von Kupplern oder Hehlern benutzt und benötigt werden; demnach ‚Kletterbude‘“); Borstel 6 (im wesentl. wie Ostwald); auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 20 (hier Kletterbude geradezu = Bordell) u. v. Schlichtegroll ebds. VI, S. 8 (klettern und rüberklettern = coire).

[1]) Nach Villatte, S. 173 unter „louis“ Nr. 2 hat übrigens Louis (oder Louis XV.) im „Argot der Zuhälter“ nicht diese selbst (wie heute bei uns), vielmehr (als femin. gebraucht) ein „öffentliches Frauenzimmer“ bedeutet, „auf dessen Kosten der Zuhälter ein vergnügliches Leben führt“, und der Name soll herstammen „von der Sitte mancher Bordelldirnen, sich das Haar zu pudern und Schminkpflästerchen aufzukleben, wie zur Zeit Ludwigs XV.“ — Der Gebrauch eines männlichen Eigennamens für „Dirnen“ zeigt sich uns auch in dem engl. Slangwort tom (= Tom [Thomas] als Name) für „gemeine Straßenhure“ (s. Baumann, S. 254; vgl. tom-boy bei Koštiál in Anthrop. VI, S. 21 [Nr. VII, 4]).

[2]) Nach Weise, Ästhetik, S. 154 wird eine thüringische Kleinbahn (von Weimar nach Rastenberg) „die kleine Laura genannt, weil man immer auf sie lauern (warten) muß“.

[3]) Luedecke in Anthrop. V, S. 8 führt als kundensprachl. an: scharfe Lohre = „Prostituierte, die hinter dem Zuhälter her ist“. — Über Lorumhenne s. weiter unten in Kap. VI bei den metaphor. Tierbezeichnungen.

Trine. Zur Etymologie: Trine, das teils für Mädchen überhaupt, teils für „Dirnen“, teils noch spezieller für solche gewöhnlichen Schlages vorkommt, ist wohl am einfachsten als Abkürzung von Kath(a)rine anzusehen (vgl. Günther, S. 81), wie der Name in dieser Form ja auch der allgemeinen Umgangsprache, wenn auch in etwas anderer Bedeutung (nämlich für ein dummes, einfältiges Frauenzimmer) gebräuchlich ist (s. Wackernagel, Kl. Schriften III, S. 148; Weise, Ästhetik, S. 95, 96; vgl. H. Meyer, Richt. Berliner, S. 124: dumme Trine). Die von Ostwald 156, 157 angenommene Ableitung von Trine aus „Latrine“, die auch Klenz, S. 35 zu billigen scheint, dürfte m. E. doch mehr in das Gebiet der sog. Volketymologien zu verweisen sein.

Belege: a) für Mädchen überhaupt: Schütze 96; b) für Dirne schlechthin: Rabben 131; c) für „Dirne gewöhnlichen Schlages“: Ostwald (Ku.) 156 u. danach auch Klenz, S. 35. — In Norddeutschland kennt wohl auch die allgemeine Umgangsprache das Wort in dem Sinne unter b, zu vgl. Reiskel in Anthrop. II, S. 25 (betr. Berlin) u. v. Schlichtegroll ebds. VI, S. 6 (betr. Norddeutschl.) s. ferner noch Schnabel in Anthrop. VII, S. 2, der unter anderen Zusammensetzgn. mit Trine z. B. Angeltrine für „leichtfertiges Mädchen“ anführt[1]). Eine Analogie dazu enthält auch das französ. Argot; nur ist der Name Catharine dort nicht in der Form der Aphärese (wie Trine), sondern der sog. Apokope verkürzt worden, nämlich zu cat(e)au, cato oder catiche, catin = „liederliche Dirne, Mätresse“ (s. Villatte, S. 54; vgl. auch Krüger, Eigennamen usw., S. 18).

Im Anschluß hieran sei auch noch erwähnt:

Suse (Dimin. von Susanne), das als gaunersprachl. bei Rabben 126 für „leichtlebiges Weib“, bei Ostwald 151 für „liederliches und beschränktes Mädchen“ angeführt ist. Dieser letztere engere Sinn steht in Übereinstimmung mit unserem allgemeinen Sprachgebrauche, wonach Suse (wie Trine) eine dumme Person schlechthin bedeutet (vgl. Wackernagel, Kl. Schriften III, S. 174; Krüger, Eigennamen usw., S. 18).

---

[1]) Auch in der von Luedecke in Anthrop. V, S. 8 angeführten Zusammenstzg. Strichelmine (= Dirne), deren erster Bestandteil jedenfalls zu stricheln = auf den Strich gehen (worüber das Näh. noch in Kap. VI bei der Metapher Strichvogel) gehört, ist der zweite wohl als Eigenname (Mine = Minna) auszulegen.

Kapitel VI: Metaphern (Übertragungen).

Im allgem. zu vgl. Waag, Bedeutungentwicklung, § 43ff., S. 54ff., Nr. 193ff. u. Weise, Ästhetik, § 40ff., S. 90ff.; für das Rotwelsch usw.: Günther i. H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 212ff.

1. Sog. Berufsübertragungen. S. dazu bes. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 213—215 (dort in den Anmkgn. weitere Lit.-Angaben).

Hierher gehören auf unserm Gebiete zwei ironisch gefärbte Bezeichnungen für die Freudenmädchen — barmherzige Schwester und Privatdozentin —, die beide aus der Studentensprache in die Redeweise der Gauner und Dirnen eingedrungen sein dürften.

Barmherzige Schwester. Diese Metapher (vgl. Günther, S. 24; Kleemann, S. 272) tritt in der Studentensprache schon im 18. Jahrhundert (1728 u. 1747) neben den Synonymen mitleidige Schwester (1747)[1]) oder Landschwester (1769) auf. S. die Schriften über die Studentensprache von J. Meier (S. 55 u. Anm. 597 [S. 95]) und Kluge (S. 20 u. 125 [unter „Schwester"] vbd. mit S. 107 [mitleidige Schwester]); vgl. auch Klenz, S. 29 vbd. mit 32 (Landschwester) u. 33 (mitleidige Schwester) u. bes. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 18 (mit Belegen aus der älteren gemeinsprachl. Literatur, so z. B. schon 1675: „Barmherzige Schwester, die dem gemeinen Wesen mitleidig dient" und 1737: „Orden derer barmherzigen Schwestern . . ., die man insgemein Huren zu nennen pflegt"), vgl. ebds. S. 19 unter „Landschwester" sowie auch unter „Klöppel".

Belege: Fröhlich 1851 (412, Bedeutg.: „eine leichte Dirne"); A.-L. 522 (Freudenmädchen); Wiener Dirnensprache 1886 (418: wie Fröhlich); Groß 394, 431 u. E. K. 11 (Freimädchen); Borstel 5 („leichtsinnige Dirne"); Ostwald (D) 18 u. 142 (Dirne); vgl. Klenz, S. 29 u. C. Müller, a. a. O., S. 18.

Privatdozentin. Auch dieser (nach Klenz, S. 34) speziell aus Berlin stammende Ausdruck, heute (in der Dirnenspr.) besonders Spottname für „bessere Dirnen", ist bei den Studenten zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1825, 1831) für die „meretrix" schlechthin gebräuchlich gewesen (s. die Schriften über die Studentenspr. von J. Meier [S. 54 u. Anm. 584 (S. 95)] u. Kluge [S. 12 u. 116])[2]);

---

[1]) Auch Mitschwester soll nach Weise, Ästhetik, S. 80, 81 ein studentischer Ausdruck des 18. Jahrh. gewesen sein.

[2]) Nach Klenz, S. 34 soll er in der Leipziger Mundart noch enger „ein Freudenmädchen, das eine Privatwohnung hat", bezeichnen.

dazu die Redensart privatisieren = „meretrix sein“ (Kluge, a. a. O., S. 116, Nr. 2), womit zu vgl. das noch früher vorkommende privatissime Lektionen geben (schon 1729, nach C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19, woselbst das Nähere; hier auch Hinweis auf das [um 1700 in Leipzig und Breslau studentisch gewesene] Synonym Schüler ex collegio quinto, aus der „fünften Fakultät“, d. h. dem Bordell; vgl. auch Kluge, Studentenspr. S. 33, Anm. 1 u. Klenz, S. 35[1])).

Beleg: nur bei Ostwald (D) 118. Eine Art Analogie dazu ist im französ. Argot: professeur = „alt gewordene Hure“ (s. Villatte, „Anhang“, S. 321)[1])[2]).

2. Metaphern aus dem Tierreiche.

Diese Gruppe von Begriffübertragungen hat sich einer besonderen Beliebtheit zu erfreuen gehabt sowohl in unserer Muttersprache überhaupt (s. Waag, Bedeutungentwicklung, § 47, S. 57/58, Nr. 207, Weise, Ästhetik, § 36, S. 93 u. § 59, S. 152, bes. aber Hermann Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache usw., 6. Aufl., Berlin 1901, S. 36ff.) als auch namentlich in den Standessprachen. Aus der sehr reichhaltigen Spezialliteratur zu vgl. im allgem. etwa noch: Richard Riegler, Das Tier im Spiegelbild der Sprache, Dresden u. Leipz. 1907; Theodor Imme, Sprachliche Zoologie, in der Zeitschr. des Allgem. Deutsch. Sprachvereins, Jahrg. 23 (1908), Nr. 12, S. 353ff.; Hugo Cohn, Tiernamen als Schimpfwörter, Progr., Berlin 1910; für die Studentensprache: die Schriften von J. Meier, S. 50ff. u. Kluge, S. 50ff. („Burschikose Zoologie“); für die Soldatensprache: Horn, Soldatenspr., an verschied. Stellen; für die Schülersprache: Eilenberger, Pennälersprache, S. 28 ff. („Schülerzoologie“); für das Rotwelsch usw.: Günther, S. 67ff.; vgl. auch H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 215, 216 u. Anm. 3.

Auch auf unserem engeren Gebiete sind manche interessante

---

[1]) Zu beachten ist auch bei diesen Bezeichnungen der Gebrauch des masculinum für ein femininum; vgl. oben S. 41 (betr. Wallrutscher u. dgl. m.) u. S. 46, Anm. 1 (betr. das französ. louis und das engl. tom). Der Ausdruck langhaariger oder geschlitzter Kadett = Prostituierte nach v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6 (wozu zu vgl. Schlitzdragoner, -husar oder -reiter als Spottname für „Mädchen“ überhaupt, bes. in Ost- u. Westpreußen [s. Grimm, D. W.-B. IX, Sp. 761, 763, 764 u. zu vgl. Horn, S. 8]) fehlt m. Wiss. in unseren Geheimsprachen.

[2]) Auch Melkerin (s. oben S. 41) kann ev. als (wortspielartige) Berufbezeichnung betrachtet werden.

Beispiele dieser Art zu finden. Übrigens sind hier von der Mehrzahl der Fälle zu trennen und zweckmäßigerweise vorweg zu behandeln:

a) diejenigen Tierbezeichnungen, die zunächst für die vulva (od. den cunnus) und dann erst — als partes pro toto — für die Dirnen selber verwendet worden sind (vgl. oben S. 31, Anm. 1). Diese sind aber nur ziemlich selten, während doch Tiernamen für die vulva (sowie für den penis) in unserer gewöhnlichen Volksprache häufig[1]) und auch in den Geheimsprachen hin und wieder anzutreffen sind[2]). Das Hauptbeispiel einer solchen als pars pro toto gebrauchten Metapher[3]) ist:

---

[1]) Auf eine erschöpfende Aufzählung dieser Bezeichnungen muß hier verzichtet werden, da sie zuviel Raum erfordern würde. Die „Idiotika" der Anthropophyteia enthalten reiches Material dafür. Hervorgehoben sei nur, daß die Vogelnamen — sowohl für die vulva als auch für den penis — überwiegen, worauf noch etwas näher weiter unten unter lit. b, β an einigen Stellen zurückzukommmen ist. — Über den sehr weitverbreiteten Gebrauch von Katze oder ihrer (mundartlichen) Kosenamen für die vulva s. gleich unten Anm. 3.

[2]) Wenn A.-L. 558 u. Groß 410 Kibitz = vulva als gaunersprachl., Ostwald 79 als dirnensprachl. anführen, so ist darunter wohl der Vogelname Kiebitz zu verstehen, der z. B. auch in Steiermark in gleichem Sinne allgemein gebraucht wird (nach Koštiál in Anthrop. VII, S. 22). Jedoch ist noch zu erwähnen, daß Castelli 1846 (391) das Wort (Kibids geschrieben) für penis anführt, womit noch Borstel 5 genau übereinstimmt; vgl. auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 3. — Luedecke in Anthrop. V, S. 8 hat Hummel = vulva als kundensprachl. verzeichnet.

[3]) Als ein weiteres Beispiel dieser Art könnte möglicherweise auch Katze für „Frauenzimmer" (schlechthin) — nach Pollak 218 und Ostwald (Ku.) 77 — angesehen werden, da einerseits Katze (Katte, Miezekatze), Kätzchen und zahlreiche Kosenamen, wie Mau(n)z, Mimi, Buse(l) in unserer Gemeinsprache bzw. ihren Mundarten für die vulva vorkommen (s. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 9, 10 vbd. mit 8 unter „Bellamaunz" u. „Buse[l]"; vgl. auch Anthrop. II, S. 22, IV, S. 12, VI, S. 32) — womit auch fremde Sprachen übereinstimmen (s. Riegler, Das Tier, S. 64 vbd. mit Villatte, S. 58 unter „chat", lit. f und Anthrop. V, S. 8, VIII, S. 34, 38, 40), so daß dieser Sprachgebrauch gleichsam „international" erscheint (H. v. Keller in Anthrop. VIII, S. 40) —, andererseits vielleicht unter „Frauenzimmer" doch spezieller ein liederliches Weib (Mädchen) verstanden werden dürfte mit Rücksicht z. B. auch auf den früheren Studentenausdruck Miez (Kosename der Katze) = „meretrix" (s. Kluge, Studentenspr., S. 107; vgl. Klenz, S. 33 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19) sowie auf das englische Gaunerwort cat = „Hure" (s. Baumannn, S. 26 unter „cat", lit. c; H. v. Keller in Anthrop. VIII, S. 38). Immerhin kann es sich aber auch um einen direkten

Maus oder (niederd.) Mus. Daß der Ausdruck besser nicht als Nebenform von Muß (Musch usw.), sondern als Tiername aufzufassen ist, wurde schon oben S. 35 bemerkt; in dieser Bedeutung aber erscheint er (für „Dirne" u. dgl. gebraucht) wahrscheinlich nicht bloß als unmittelbarer Kosename für geliebte weibliche Wesen (s. darüber Riegler, Das Tier, S. 63 u. H. Schrader, Bilderschmuck, S. 190 vbd. mit Grimm, D. W.-B. VI, Sp. 1819, Nr. 4), sondern als Übertragung einer metaphorischen Teilbezeichnung (für die vulva) auf die ganze Person. S. Klenz, S. 33 u. zu vgl. dazu betr. den Gebrauch von Maus = vulva: Riegler, a. a. O., S. 63, 64 u. Schrader, a. a. O., S. 190 vbd. m. Grimm, D. W.-B. VI, Sp. 1818, Nr. 3, lit. g, bes. aber die Angaben bei C. Müller in Anthrop. VIII, S. 10 (wonach schon im Sanskrit muṣ-ká [= „Mäuschen"] in diesem Sinne vorkommt, s. dazu auch Kluge, W.-B., S. 308 unter „Maus", Nr. 2, a. E.), ferner noch Felder und Schnabel in Anthrop. IV, S. 5, 12 u. VII, S. 13 (Maus, Mus = vulva im Bergischen u. in Westfalen, Dimin. Müsken = vulva, cunnus in Solingen u. Westf.). Analogien in fremden Sprachen bei Riegler, a. a. O., S. 64. Die Soldatensprache kennt ein Zeitwort mausen = futuere (s. Horn, S. 132); vgl. das mundartl. sich abmausen lassen, von Mädchen gesagt, z. B. in der Pfalz und in Schwaben (Fischer, Schwäb. W.-B. I, Sp. 46; C. Müller, a. a. O., S. 12).

Belege: Groß 418 unter „Muss" (Maus = [Frau, Mädel,] Freidirne; Nebenbedtg.: „weiblicher Geschlechtteil"); Ostwald (D) 106 unter „Muß" (im wesentl. ebenso); vgl. Klenz, S. 33 (hier nur Mus).

b) Viel häufiger findet sich die direkte Verwendung von Tiernamen als Vergleichen für die Freudenmädchen. Hierbei lassen sich wieder zwei Hauptgruppen unterscheiden, nämlich: α) Bezeichnungen nach vierfüßigen Haustieren[1]) und β) solche nach Vögeln. Eine

---

Vergleich mit der Katze handeln (wie bei Schmeichel-, Naschkatze, falsche Katze, Kammerkätzchen u. dgl. m. [s. H. Schrader, Bilderschmuck, S. 175]). — Über die Auslegung von Musch (= a) vulva, b) Dirne) als „Fliege" (von mouche, musca) s. schon oben S. 35.

[1]) Bezeichnungen nach sog. „wilden Tieren" — wie das römische lupa (= Wölfin), das auch noch die Italiener in Istrien kennen (s. Koštiál in Anthrop. V, S. 14) — fehlen m. Wiss. in unseren Geheimsprachen. — v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6 führt Caféhyäne als einen in Norddeutschl. bekannten gemeinsprachl. Spottnamen für eine „sich nur in Cafés bewegende Prostituierte" an. — Über Zobel und Hase in d. früheren Studentensprache s. bes. J. Meier, S. 50, vgl. auch Kluge, Studentenspr.., S. 55 u. 135.

kleinere dritte Gruppe bilden endlich γ) die Ausdrücke, die von Insekten hergenommen sind, und zwar namentlich von solchen, die mit den Vögeln das Fliegen gemein haben.

α) Die erste Art der Verwendung von Tiernamen entspricht dem Sprachgebrauche unseres Volks, das — wie H. Cohn, Tiernamen usw., S. 25 bemerkt — „von jeher seine Ekelnamen für die Dirnen (soweit sie dem Tierreich angehören) der Welt der Haustiere, dem Rinde, dem Schweine, besonders aber dem Pferde und dem Hunde“ entnommen hat, „derart, daß im Ahd. merihûnsun, im Mhd. merhensun und studsun (d. h. Mähren-, Stutensohn), im Ahd. zagûnsun, im Mhd. gelegentlich auch zohensun, huntisson, Hundesohn als gleichbedeutend mit dem straffälligen ‚Hurensohn‘ gebraucht wurden“[1]. Obwohl nun das Rotwelsch und die verwandten Geheimsprachen die besonders in den Kreisen der Studenten gebrauchten Vogelnamen für die Freudenmädchen entschieden bevorzugt haben, fehlt es doch auch in ihnen nicht ganz an solchen (den Charakter des Schimpfwortes an sich tragenden) Benennungen nach unseren Haustieren (Rind, Schwein, Hund). Es sind dies:

Kuh.

Belege: Luedecke in Anthrop. V, S. 8. Ebendas. auch die Zusammensetzg. Saibelkuh für „die feinere Dirne“. — Nach Eilenberger, S. 29 bedeutet Kuh in der Pennälersprache „junges Mädchen“ (daher Kuhhandel = „Verteilen der Damen beim Schulball“). Synonyme aus fremden Sprachen: vacca = meretrix bei den Italienern in Istrien, váche (spr. váče) in derselb. Bedeutg. in Friaul (s. Koštiál in Anthrop. V, S. 14 u. 18); desgl. im Tschechisch-Slovakischen: randa (eigentl. alte Kuh) = Hure (Koštiál in Anthrop. VI, S. 28 [Nr. XIX, 28]).

[1]) Belege hierfür bei Cohn, a. a. O., S. 25, Anm. 5—9; vgl. auch Klenz, S. 31—34 unter „Gurre“, „Kommißnickel“, „Nickel“ und „Rosinante.“ — Beachtenswert ist, daß „für das wenig volktümliche ‚Hündin‘ ... viele mundartliche Ausdrücke“ eintreten, s. Cohn, S. 25, Anm. 9; dort ausführliche Zusammenstellung derselben, und dazu noch Klenz, S. 29 u. 35 unter „Betze“ u. „Täw“ sowie aus den Anthropophyteia u. a. bes. Bd. II, S. 13 (Zauk in Wien), IV, S. 14, 15 (Tiew u. Zutl im Bergischen), VII, S. 19 (Tierwe u. Tuele in Westfalen), ebds. S. 25, 29 (Zutl, Zuchtl, Zaittl in Steiermark) u. VIII, S. 19 (Zauche, Zotte u. ä. m. nach C. Müller). — Von Namen besonderer Hundegattungen führt Cohn (a. a. O.) Pudel, Klenz, S. 35 Teckel (als westfäl.) an. — Nach Fr. W. Berliner in Anthrop. VI, S. 19 soll übrigens (in der mitteldeutsch. Kunden- u. Zuhälterspr.) Hunderl als Kosenamen für „eine weibliche Person“ überhaupt gebraucht werden.

Sau.

Belege: Ostwald (D) 155 (bes. in der Mehrzahl: die Säue = „Prostituierte im verächtlichen Sinne"; vgl. dazu i. allgem. auch Klenz, S. 34 (ebd. auch die Synon. Saumensch od. Saubesen) u. v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6 (Sau u. Saumensch in Berlin)[1]. Toppsau: nach Ostwald (D) 155 u. danach auch Klenz, S. 35 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19. Auch das Zeitw. rollen = futuere stammt wohl von der Sau her (C. Müller, S. 15). — Synonyme aus fremden Sprachen: Auch im Slovenischen ist prašica (Sau) = meretrix (Koštiál in Anthrop. V, S. 11), desgleichen bei den Italienern in Istrien: scrota oder porca (Koštiál, ebds. S. 14) und in Friaul: scrove, sporche od. purcita (ebds. S. 18); vgl. auch im Magyarischen: vén dúzna (altes Schwein) = alte Hure (Rétfalu in Anthrop. III, S. 45).

Thele (Teele), Töle. Dies ist (gleich den oben S. 52, Anm. 1 erwähnten Wörtern) eigentl. eine mundartliche, besonders in Berlin (s. H. Meyer, Richt. Berliner, S. 122 unter „Tele"), aber auch sonst in Norddeutschland (s. die W.-Bücher von Paul [S. 546], Kluge [S. 460] u. Weigand [II, Sp. 1050] unter „Töle") gebräuchliche verächtliche Bezeichnung für einen Hund (bzw. eine Hündin).

Belege: Groß 434 (Thele = Freimädchen); Ostwald (Ku.) 155 (Töle oder Teele = Dirne [auch: schlecht zahlender Homosexueller u. Hund]); danach auch Klenz, S. 35. Nach v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6 ist Töle für meretrix in Berlin auch allgemeiner bekannt.

β) Über die Entstehung der für die Dirnen gebräuchlichen Vogelnamen gibt H. Cohn, Tiernamen, S. 24, 25 genaueren Aufschluß. „Die Namen der Singvögel" — so ist hier ausgeführt — „eignen sich wegen (des) munteren Wesens (dieser Tiere) zum Vergleich mit lebhaften, frohsinnigen jungen Mädchen" (vgl. dafür Haubenlerche, Heidenlerche, Wildtaube, Lachtaube, Meise, Wachtel, mundartl. auch Zeisig; s. die Belege das. Anm. 6—8). „Aber der Schritt zum Schimpfwort ist leicht getan. Auch auf leichtfertige Mädchen werden schon früh Vogelnamen übertragen: ‚die vögel wie sie denn von natur leichtfertig seyn' sagt Kirchhof, Wendunmuth Bd. I,

---

[1]) Nach J. Meier, S. 50 soll Sau für Dirne auch studentisch gewesen sein, er gibt aber keinen Beleg dafür; bei Kluge, Studentenspr. (S. 55 u. Vokab., S. 120 unter „Sau") fehlt das Wort in diesem Sinne.

S. 110 (Stuttg., lit. Ver.)[1]. Schon im Mittelalter erscheint ‚Grasmücke‘ als Anrede für ein leichtsinniges Mädchen . . .[2]. Und in der späteren Studentensprache kehrt die Grasmücke wieder im Sinne von ‚Dirne‘ . . .[3]. Ein ähnliches Schicksal erlitten von den Studenten die Dohle, die Schnepfe, der Krammetsvogel, der Kanarienvogel, die Wachtel, die Lerche, dazu kommen Zugvogel, Nachtvogel, Strichvogel, Bleivogel“[4]. An diesen studentischen Gebrauch der Vogelnamen

[1]) Daher hat „auch der allgemeine Gattungname ‚Vogel‘ . . . frühzeitig einen häßlichen Klang erhalten, allein oder mit allerlei Adjektiven, wie . . . lose, leicht, sauber, . . . unnütz, leichtfertig . . . oder in Zusammensetzungen wie Wind-, Laster-, . . . Erzvogel“ (Cohn, a. a. O., S. 25; vgl. Riegler, Das Tier, S. 99). Hiermit im Zusammenhang steht wohl auch die sehr weit verbreitete Bezeichnung vögeln (schon mhd. vogelen) für „coire, futuere“ (s. bes. die Angaben bei C. Müller in Anthrop. VIII, S. 16; nach Luedecke in Anthrop. V, S. 8 auch der mitteldeutsch. Kundenspr. bekannt, während es z. B. bei Ostwald fehlt [vogeln hier (Ku.) 160 = pfeifen]). Denn diese bedeutet — nach richtiger Auslegung — wohl weniger „Vögel fangen“ (so; Koštiál in Anthrop. VII, S. 26 [Nr. XIV, 22],) das hier und da allerdings gleichfalls für coire usw. vorkommt (s. Schwaab in Anthrop. II, S. 16) als vielmehr „es machen wie ein Vogel“ (s. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 16 mit Hinweis auf Weinhold, Dialektforschg., S. 111). Zu vgl. ferner die Bezeichnung Vogel für penis (z. B. in Solingen nach Felder in Anthrop. IV, S. 4, ebenso: uccello bei den Italienern in Istrien u. pták, vták oder fták [d. h. „Vogel“] im Tschechisch-Slovakischen nach Koštiál in Anthrop. V, S. 14 u. VI, S. 24 [Nr. I, 3]).

[2]) Zur Erklärung bemerkt Cohn, a. a. O., S. 24: „(Die Grasmücke) ist nämlich derjenige Vogel, in dessen Nest der Kuckuck besonders häufig seine Eier hineinpraktiziert. Aus dieser Tatsache, die übrigens auch Shakespeare bekannt war (s. König Lear I, 4), schloß man, daß die Grasmücke häufig von Hause abwesend, also unsolide sei.“

[3]) S. die Schriften über die Studentensprache von Burdach (S. 51), J. Meier (S. 50, Anm. 514 [S. 92]) u. Kluge (S. 55, 96) sowie Klenz, S. 32. — Nach H. v. Keller in Anthrop. VIII, S. 43 bedeutet auch das französische maison de claques eigentl. „Grasmückenhaus“.

[4]) Vgl. dazu betr. die Belege Cohn, a. a. O., S. 24, Anm. 13—16 u. S. 25, Anm. 1. Über Dohle, Schnepfe und Strichvogel s. das Näh. des besseren Zusammenhangs wegen noch im Text weiter unten; über Wachtel s. unten S. 56, Anm. 1. Zu Krammetsvogel s. noch Kluge, Studentenspr., S. 55 u. 103 u. Klenz, S. 32; zu Lerche: J. Meier, S. 50, Anm. 513 (S. 92); vgl. Kluge, a. a. O., S. 128 unter „Strich“ („Mädchen wie Lerchen fangen“); zu Zugvogel: J. Meier, S. 50, Anm. 509 (S. 92); Kluge, Studentenspr., S. 136; Klenz, S. 35; C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19; zu Nachtvogel: J. Meier, S. 50, Anm. 508 (S. 92); Kluge, a. a. O., S. 109; Klenz, S. 33, C. Müller, a. a. O., S. 19; zu Bleivogel: J. Meier, S. 50 u. Anm. 511 (S. 92); Kluge, a. a. O., S. 55, 84; Klenz, S. 29; C. Müller, a. a. O., S. 10. — In

hat offenbar die (neuere) Gauner-, Kunden- und Dirnensprache angeknüpft, denn auch hier begegnet uns der Gattungname Strichvogel, ferner die Dohle und die Schnepfe (in der niedd. Form Schneppe), weiter — als ein ähnlicher Vogel — noch die Möwe (als Dimin. Möwchen). Dagegen dürfte die Studentensprache kaum noch direkt vorbildlich gewirkt haben bei einigen neueren (der Kundensprache angehörigen) Verbindungen und Zusammensetzungen mit Henne, wenngleich der Hahn freilich auch dort zur Kennzeichnung gewisser Eigenschaften der Männer mehrfach Verwendung gefunden hat[1]). Zusammen zu betrachten sind zweckmäßigerweise zunächst:

Strichvogel und Schneppe (= Schnepfe). Strichvogel hat bei den Studenten anfänglich (Ende des 18. Jahrh.) noch einen etwas allgemeineren, weniger, üblen Sinn gehabt, nämlich von „Mädchen, die zum Zapfenstreich die Promenade regelmäßig besuchen" (so z. B. 1785 in Göttingen), kommt dann aber im 19. Jahrhundert (1831) geradezu für den Begriff „meretrix" vor (s. d. Schriften über die Studentensprache von J. Meier [S. 50, Anm. 510 (S. 92)] u. Kluge [S. 128 vbd. mit 136 unter „Zugvogel"]) und ist danach dann auch in die (neuere) Dirnensprache (für „Straßendirne") eingedrungen. Man kann nun wohl unter „Strichvögeln" im weiteren Sinne eine ganze Reihe von Vogelarten begreifen, die (gleich den liederlichen Dirnen) in der Dämmerung umherstreichen (so [nach C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19] z. B. Dohlen, Krammetsvögel, Möwen, Schnepfen, Wachteln,

---

den Mundarten unserer Gemeinsprache „kommen auch Meise, Finke und Spatz in ähnlichem Sinne vor" (Cohn, a. a. O., S. 25 u. Anm. 2 u 3 [betr. die Belege]); zu Meise s. auch schon oben S. 33, Anm. 2, zu Spatz und Fink auch C. Müller, a. a. O., S. 18. Auch das französische Argot kennt friquette (d. h. Feldsperling) für meretrix (Müller, a. a. O., S. 18), die englische Gaunersprache hat eine Analogie zu Nachtvogel in owl (d. h. Eule) = Hure, Straßendirne (s. Baumann, S. 156 u. H. v. Keller in in Anthrop. VII, S. 36); ähnlich im französischen Argot chouette (Käuzchen) = „hübsches Freudenmädchen" (s. Villatte, S. 65; vgl. H. v. Keller in Anthrop. VII, S. 42 u. Näh. noch bei Riegler, Das Tier, S. 118). Vgl. auch Wiener Kellnersprache 1714 (176: Venusböck und . . . schändliche Nacht-Eullen). In der Gaunersprache hat dagegen Nachteule (oder Eule) hauptsächl. die Bedeutg. von „Nachtwächter"; s. Günther, S. 68, 69 u. Klenz, S. 103.

[1]) S. dazu die Schriften über die Studentensprache von J. Meier (S. 49) u. Kluge (S. 55 sowie S. 93 unter „Hahn", 94 unter „Haupthahn" u. 97 unter „Kampfhahn"). Ähnlich auch in der Pennälersprache; s. Eilenberger, S. 11 u. 43. Weiteres über Hahn u. Henne noch unten.

Finken), der Strichvogel im engeren Sinne aber ist die Schnepfe. Daß diese („wie im Englischen die Wachtel[1]), im Französischen der Kranich“[2])), zuerst „in studentischen Kreisen“ (vgl. oben S. 51, ferner J. Meier, S. 50 u. Anm. 516 [S. 92]; Kluge, Studentenspr., S. 55 u. dazu noch W. Fabricius in d. Zeitschr. f. deutsche Wortforschg. III, S. 95; vgl. auch; Klenz, S. 34), dann allgemeiner (bes. in d. niederd. Form Schneppe [vgl. Weigand, W.-B. II, Sp. 766 unter „Schnepfe“ a. E.]), zum „Symbol der galanten Dame“ geworden (Riegler, Das Tier, S. 185), soll sich — nach Riegler, a. a. O., S. 185/86 — namentlich auch noch daraus erklären, wie sich dieser Vogel zu bewegen pflegt. „Die Schnepfe hat“ nämlich „einen wackelnden Gang, womit wohl das Schwingen in den Hüften verglichen“ worden ist, das man bei „dieser Art von Weibern beobachten kann“. „Mit dieser Metapher hängt“ — wie Riegler, a. a. O., S. 186 weiter richtig bemerkt — „auch die Redensart auf den Strich gehen zusammen, womit man das allabendliche Auf- und Abpatrouillieren dieser Geschöpfe in gewissen Straßen bezeichnet (Vgl. was Naumann in seiner „Naturgeschichte der Vögel, IX, p. 167 ff. über den Schnepfenstrich sagt).“

[1]) Über d. engl. quail s. Koštiál in Anthrop. VI, S. 21 (Nr. VII, 33); vgl. Riegler, Das Tier, S. 178 („jetzt wenig mehr gebräuchlich“). Die Bezeichnung nimmt (nach Riegler, a. a. O.) Bezug „auf die Unersättlichkeit der Wachtel in der Befriedigung des Geschlechttriebes“. Aus demselben Grunde „nennt der Franzose ein Weib, das seine Verliebtheit in unzweideutiger Weise zu erkennen gibt, caille coiffée (vgl. Villatte, S. 45) oder er sagt auch von ihr: Elle est chaude comme une caille“. Über den Gebrauch von Wachtel in der deutsch. Studentensprache s. schon oben S. 54 u. dazu Erich Schmidt in der Zeitschr. für Volkkunde V, S. 342, 345; für unsere Gemeinsprache s. die Angaben bei Grimm, D. W.-B. XIII, Sp. 175/6, Nr. 3 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19. Die Zusammensetzung Spinatwachtel, in Berlin = „alte Schachtel“ (s. H. Meyer, Richt. Berliner, S. 117), wird dort wohl auch noch spezieller für „alte Hure“ gebraucht (s. v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6); ein bayerisches Synon. dafür ist Dreckwachtel (s. Cohn, a. a. O., S. 17, Anm. 11).

[2]) S. Villatte S. 150 a. E. unter „grue“. Zur Erklärung vgl. Riegler, Das Tier, S. 181: „Da die Kraniche ... oft stundenlang regungslos verharren ..., so sagt man im Französischen von jemand, der lange Zeit an einer Stelle wartend verweilt: Il fait le pied de grue ... oder nur il fait le grue ... Hiermit mag es zusammenhängen, wenn im Pariser Argot grue auf eine gewisse Art von Dämchen angewandt wird, die auf offener Straße oder in Cafés auf zahlfähige Klienten passen“. Übrigens hat grue auch noch die Bedeutg. von „dummes und anspruchvolles Frauenzimmer, dumme Gans“ (s. Villatte, S. 150; Riegler, a. a. O., S. 181), wofür auch bécasse (Schnepfe) und dinde („Pute“) vorkommen; s. Villatte, S. 22 u. 96 vbd. mit Riegler, a. a. O., S. 178.

Belege: a) für Strichvogel: nur bei Ostwald (D) 150 u. danach Klenz, S. 35. — In Berlin soll Strichhure (s. v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6), in Wien Strichmensch (s. Reiskel in Anthrop. II, S. 12) als Synon. gebräuchlich sein. Über Strichelmine s. schon S. 47, Anm. 1. Das einfache Strich kennt für „leichte Dirne“ die Wiener Dirnensprache 1886 (418); doch findet sich hier auch die Nebenbedeutung „Weg, den die Unzuchtdirnen gewöhnlich zur Anlockung der Männer begehen“, die schon in ältere Zeiten hinaufgeht. So ist sich z. B. schon im Hildburghausener W.-B. v. 1753 ff. (222) Strich im allgemeineren Sinne für „Gang (der Spitzbuben)“ gebraucht, womit zu vgl. noch Rabben 126 (Strich = Gang der Dirnen oder Diebe); s. dazu auch Kluge, Studentensprache 128 („auf den Strich gehen und Mädchen . . . fangen“) u. Eilenberger, S. 14 (bei den Schülern: „regelmäßiger Spaziergang in der Stadt“); dagegen haben das Wort (bzw. die Wendung: am oder auf den Strich gehen) nur mit Beschränkung auf die Dirnen: Fröhlich 1851 (409: Strich = „das Herumgehen der Prostituierten“, sie geht am Strich = „sie ist eine leichte Dirne“); A.-L. 612 (Srich, [Schnepfenstrich, Zapfenstrich] = „der zu begehende Bezirk, Weg, auf welchem sich die Freudenmädchen zeigen, um Männer anzulocken“, dann „das Gehen auf diesem Wege selbst“, daher: am oder auf den Strich gehen = „auf der Straße gehen, um Männer zu kirren, das liederliche Gewerbe betreiben“); $\Omega\Sigma$ in Z. VI, 26 (auf den Strich gehen); Borstel 10 ebenso, Bedtg.: sich auf der Straße zum Anlocken herumtreiben); Ostwald (D) 150 (Strich = Weg der Dirne, auf den sie sich Kunden sucht; daher: auf den Strich gehen und feiner, Mittags-, Abends-, Nachtstrich); Luedecke in Anthrop. V, S. 8 (auf den Strich gehen = auf Erwerb ausgehen [v. S. der Dirnen]); für die Verbreitung der Redensart in unserer Gemeinsprache s. z. B. Schranka, Wien. Dial.-Lex., S. 125 u. Anthrop. IV, S. 14 (im Bergischen) u. VI, S. 6 (Norddeutschl.). Rabben 126 führt an: strichen (gehen) auf die Unzucht oder Straftat (entspr. der hier allgemeineren Bedtg. von Strich [s. o.]), Luedecke in Anthrop. V, S. 7, 8: stricheln oder stricheln gehen (als Synon. für: auf den Strich gehen [v. S. d. Dirnen]). Dazu das Subst. Strichler = Zuhälter u. dgl. (s. A.-L. 612; Groß 433 vbd. mit 402 unter „Fiesel“; Pollak 233), neueres Synonym für das ältere Strichbube (s. Fröhlich 1851 [409]; A.-L. 612; Wiener Dirnensprache 1886 [418]; Borstel 10), das früher in Wien auch allgemeiner gebräuchlich gewesen (s. Hügel, Wien.

Dial.-Lex., S. 159), während das norddeutsche Strichjunge eine andere Bedeutung („männliche Prostituierte") hat (s. Ostwald [D] 150; vgl. auch v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6).

b) Für Schneppe[1]): s. Ostwald (D) 136 (Dirne); Luedecke in Anthrop. V, S. 8 (Prostituierte). Das Wort ist auch in unserer Gemeinsprache weit verbreitet; s. bes. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19 u. dazu noch Anthrop. II, S. 25 (Berlin), IV, S. 14 (im Bergischen), VI, S. 6, (Norddeutschl.).

Als „Strichvögel" im weiteren Sinne können, wie bemerkt (s. oben S. 55), auch die Dohle und die Möwe („Möwchen") aufgefaßt werden.

Dohle. Diese Metapher (vgl. Günther, S. 68; Kleemann, S. 272), für „liederliche Dirne" schon im 17. Jahrhundert bekannt (s. d. W.-B. von Stieler 1691 nach Cohn, Tiernamen, S. 17, Anm. 6 u. 24, Anm. 13)[2]), ist besonders bei den Studenten verbreitet gewesen (s. i. allgem. S. 54, Näh. noch bei J. Meier, S. 50 u. Anm. 515 [S. 92] u. Kluge, Studentenspr., S. 55; zu vgl. Klenz, S. 30 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 18) und in manchen Gegenden noch heute auch allgemeiner gebräuchlich (s. Grimm D. W.-B. II, Sp. 1227 [betr. Leipzig]; vgl. Cohn, a. a. O. S. 17, Anm. 6: schwäb. Dulle, preuß.: Speicherdohle; Näh. Angaben daselbst). Für die Geheimsprachen kommen in Betracht folgende

Belege: Groß 408 (Freimädchen); Rabben 38 (Prostituierte); Ostwald (D) 38 (Dirne); vgl. auch Klenz, S. 30.

Möwchen, wohl nur in dieser Verkleinerungsform[3]), nach Klenz, S. 33 „eigentlich eine Art Tauben"[4]).

Belege: als kundensprachl. für „Prostituierte" nur bei Luedecke in Anthrop. V, S. 8; doch soll der Ausdruck (nach

---

[1]) Ob auch vielleicht schon Neppe = Hure in Krünitz' Enzyklopädie 1820 (351) hierher gehört oder nur als Nebenform der (dort ebenfalls angeführten) Bezeichnung Neffke (s. oben S. 14) aufzufassen ist, möge dahin gestellt bleiben.

[2]) Klenz, S. 30 unter „Dohle" führt zur Erläuterung aus Geiler von Kaisersberg († 1510), Postill (Bl. 185) an: „Er sitzet da und lauret, wie eine Duol uff ein Nuß luogt."

[3]) Vgl. jedoch auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19 unter „Strichvogel". Nach Luedecke in Anthrop. V, S. 8 soll Möwe (in der mitteld. Kunden- u. Zuhälterspr.) = penis sein.

[4]) Zu vgl. dazu eine Art Analogie im engl. Slang: soiled doves (d. h. „besudelte Tauben") = „Priesterinnen der Venus" (s. Baumann, S. 221 unter „soiled" u. H. v. Keller in Anthrop. VII, S. 21 [Nr. VII, 16]).

Klenz, S. 33) auch der Leipziger Mundart bekannt sein, in Westfalen dafür Mövken (s. Schnabel in Anthrop. VII, S. 12).

Zu den Verbindungen und Zusammensetzungen mit Henne in der Kundensprache ist zu bemerken, daß diese Ausdrücke höchstwahrscheinlich anknüpfen an das Treiben des Hahns mit seinen Hennen im Hühnerhofe[1]), weshalb denn auch im französischen Argot geradezu poulailler (d. h. Hühnerhof) für „Hurenhaus" vorkommt[2]), womit poule (Huhn) = „Hure in einem öffentlichen Hause" und volaille (Federvieh, Geflügel) = „(diebische) Hure" übereinstimmen (s. Villatte, S. 234 u. 304; vgl. H. v. Keller in Anthrop. VIII, S. 43)[3]). Die zu erwähnenden kundensprachl. Bezeichnungen sind nun:

Glatte Henne = „dufte (d. h. feine) Dirne": bei Ostwald (Ku.) 67 unter „Henne"[4]).

---

[1]) Über die Wendungen unserer Gemeinsprache, die von dem Hahn als Herrscher im Hühnerhofe entnommen sind, s. im allg. H. Schrader, Bilderschmuck, S. 233; betr. die Studenten- und Pennälersprache s. schon oben S. 51, Anm. 1. Über Fo(h)sen- oder Vo(h)senhahn s. oben S. 33, Anm. 1. Merkwürdig ist, daß auch Huhn für Männer gebraucht wird (wie fideles, verrücktes Huhn); für das weibliche Geschlecht verwendet hat es — wie Vögelnamen aus dem Hühnergeschlecht überhaupt (s. Riegler, Das Tier, S. 178) — etwas Geringschätziges an sich (s. z. B. Malhuhn = junge Malerin [s. Klenz, S. 93], vgl. französ. poule d'eau = Wäscherin auf einem Waschboote [s. Villatte, S. 234] und die Beispiele im Text).

[2]) Eine höchst interessante Analogie hierzu bildet das tschechisch-slovakische hampejz oder hampejs = Bordell, das aus dem deutschen „Hahnenbiß" entstanden ist, weil auf dem Hausschild solcher Häuser öfter „ein Hahn gemalt war, wie er eine Henne ‚biß'" (Koštiál in Anthrop. VI, S. 27 [Nr. XVI, 3]). — Erinnert sei hierbei auch an den Ausdruck hahnen für coire (s. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 14) sowie an Hahn, Piephahn (Pithahn u. ä.), Göcker u. a. m. für den penis (obwohl dabei zum Teil an den Hahn am Fasse zu denken ist); s. bes. C. Müller, a. a. O., S. 2, 3 u. 5 vbd. mit Anthrop. II, S. 24, IV, S. 4, VI, S. 1, VII, S. 32; betr. fremde Sprachen vgl. Anthrop. V, S. 2, 3 u. 9, 10, VI, S. 19 u. 24 sowie Baumann, S. 33 unter „cock", lit. c.

[3]) Vgl. auch noch poulette (d. h. Hühnchen) = „leichtfertiges Mädchen" und poularde (d. h. ‚Masthühnchen') = „quabbelige junge Frau", seltener = „unterhaltenes Frauenzimmer" (Villatte, S. 234). — Volaille kommt auch in dem allgemeinen Sinne von „Weibsbild überhaupt" vor (s. Villatte, S. 304 a. E.), womit hen (= Henne) in der englischen Gaunersprache übereinstimmt (s. Baumann, S. 30). Das deutsche Pute (welsches Huhn), sonst i. d. R. Bezeichnung für dumme (Weibs-) Personen soll nach Schnabel in Anthrop. VII, S. 15 in Westfalen „Prostituierte" bedeuten.

[4]) Ohne Zusatz ist Henne bei den Kunden nach Ostwald (Ku.) 67 „wandernde Bettlerin", daher weiter Staubhenne = Mehlbettlerin (zu Staub = Mehl, wie schon im älteren Rotwelsch).

Dufte Henne = „eine gerissene, ansehnliche Kundendirne“: bei Ostwald (Ku.) 140 unter „Spinde“; zur Etymol. von duft s. oben S. 17 bei „Toffdeschicks“.

Lorumhenne = Freudenmädchen: bei Ostwald (Ku.) 147 u. danach auch Klenz, S. 32 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19 (zu Lorum = Unzuchtgewerbe [ebds.] mit zweifelhafter Etymologie, wohl kaum zu latein. lorum = „Riemen, Peitsche“, eher vielleicht zu französ. laure = Bordell [s. oben S. 46])[1].

γ) Von den Vergleichen der Dirnen mit Insekten erklären sich am leichtesten die mit solchen Arten derselben, welche mit den Vögeln das Herumfliegen gemein haben, so früher bei den Studenten Buttervogel, d. h. Schmetterling (vgl. engl. butterfly; s. Cohn, Tiernamen, S. 25 vbd. mit J. Meier, S. 50, Anm. 512 [S. 92], Kluge, Studentenspr., S. 55 u. 86, Klenz, S. 29 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19), unser gemeinsprachl. Nachtfalter, leichte (leichtfertige Fliege (vgl. Imme, a. a. O., S. 359, Nr. 37) oder auch wohl bloß Fliege (für Hure: v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 6; für „Halbhure“ u. dgl.: Felder u. Koštiál in Anthrop. IV, S. 14 u. VII, S. 29 [Nr. XXVI, 5]; vgl. dazu auch Riegler, Das Tier, S. 250), bei den Soldaten (in Dresden) Motten (s. Horn, S. 19; vgl. C. Müller, a. a. O., S. 19), wozu auch das engl. Slang ein Seitenstück hat[2]), u. a. m.

[1]) Im Anschluß an die metaphorischen Tierbezeichnungen für die Dirnen in den deutschen Geheimsprachen sei noch auf eine interessante (auch von C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19 unter „Schwan“ mitgeteilte) Vokabel aus der spanischen Gaunersprache hingewiesen, nämlich auf cisne (d. h. „Schwan“) für die Prostituierte. Es handelt sich dabei wahrscheinlich um eine sog. Enantiosemie (Benennung nach dem geraden Gegenteil), indem man — wie schon Pott II, S. 22 bemerkt — dabei wohl an die — natürlich nur ironisch zu nehmende — „schwanenweiße Unschuld“ jener Personen gedacht hat; vgl. Günther, S. 66; Kleemann, S. 267. — Ein ähnliches (jedoch nicht dem Tierreiche, sondern dem Gebiete der Geschichte entnommenes) Beispiel enthält auch das Pariser Argot in vestale (d. h. „Vestalin, keusches Weib“) = Hure (s. Villatte, S. 301).

[2]) Moth (d. h. Motte) = „Straßendirne, die des Nachts ausfliegt“ (Baumann, S. 34; vgl. H. v. Keller in Anthrop. VIII, S. 38). Die englische Gaunersprache kennt lady-bird (d. h. Marienkäfer) für „leichtfertige Dirne“ (Baumann, S. 100). — Erinnert sei hier auch noch an das (freilich jetzt schon veraltete) Slangwort bat = Straßendirne (s. Baumann, S. 9; vgl. H. v. Keller in Anthrop. VIII, S. 38), d. h. eigentl. die Fledermaus, die zwar einer anderen Tiergattung angehört, aber gleichfalls mit den Vögeln das „Ausfliegen“ und mit vielen Insekten speziell das abendliche Ausfliegen teilt (s. dazu auch Riegler, Das Tier, S. 13).

Aus den Geheimsprachen kommt von dieser Gruppe in Betracht:

Biene nebst der Zusammensetzung Bruchbiene.

Belege: a) für Biene: α) bloß in der allgemeineren Bedeutung „Frauenzimmer" bei Pollak 207 u. Ostwald (D) 22; β) in der Bedeutung „Prostituierte": Luedecke in Anthrop. V, S. 7; γ) noch enger = Soldatendirne: Ostwald (D) 22 (als plur). In letzterem Sinne ist es jedenfalls wohl aus der Soldatensprache übernommen worden (s. Horn, S. 131, vgl. Klenz, S. 29; Cohn, Tiernamen, S. 25; C. Müller in Anthrop. VIII, S. 18). Luedecke, a. a. O., S. 7 erwähnt noch ein Dimin. Bienchen = „ein der Prostitution verdächtiges Mädel"[1]; b) für Bruchbienen = Soldatendirnen: Ostwald (D.) 22, übereinstimmend ebenfalls mit der (sächsischen) Soldatensprache (s. Horn, S. 131; vgl. Klenz, S. 29; Cohn, a. a. O., S. 25; Müller, a. a. O., S. 18). Zur Etymologie vgl. Schütze 65 unter „Bruch" (wonach im Bruch sein bei den Kunden etwa für „in schlechtem [herabgekommenem] Zustande sein" gebraucht wird). Analogie im französischen (Gauner-) Argot: bourdon (eigtl. „Hummel", „Drohne") = meretrix nach H. v. Keller in Anthrop. VII, S. 42; vgl. Villatte, S. 37[2]).

Von anderen, nicht geflügelten Insekten ist endlich noch zu nennen:

Spinne = „Frauenzimmer (Prostituierte), welches den Zuhälter unterhält" (wohl zu spinnen = [Geld] hergeben nach Groß 432 u. Rabben 124).

Belege: Roscher 277 u. danach Klenz, S. 35.

3) Metaphorische Bezeichnungen nach Sachen.

S. dazu i. allgem. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 38, S. 218; vgl. auch Weise, Ästhetik, § 38, S. 97 u. Anm. 1.

a) Während die Vergleiche der Dirnen mit Tieren meist unmittelbar, nur vereinzelt auch auf dem Umwege des Tierbildes (für die vulva) als pars pro toto, zustande gekommen sind (vgl. oben S. 50), liegt das Verhältnis bei den Begriffsübertragungen nach unbelebten Gegenständen gerade umgekehrt, da die meisten derartigen

---

[1]) Fr. W. Berliner in Anthrop. VI, S. 19 hat für denselben Begriff Flittchen (das vielleicht zu flittern, ursprüngl. = „sich hin- und herbewegen" [Paul, W.-B., S. 171] gestellt werden könnte).

[2]) Wenn hier als Grundbedeutung „Schnarrpfeife am Dudelsack" angegeben ist, so ist das doch wohl auch schon eine Übertragung des im Text genannten Tieres. Vgl. bei Klenz, S. 103: Hornis = Nachtwächter (nach Glasbrenner), „weil er mit seiner Knarre schnurrt wie eine ‚Wespe'".

Benennungen sich bei genauerer Betrachtung als solche darstellen, die sich zunächst eigentlich auf die vulva (od. den cunnus) bezogen haben[1]) und dann erst auch auf die Freudenmädchen selber angewandt worden sind. Aus der Gauner-, Kunden- und Dirnensprache[2]) sind hierfür folgende Beispiele (in alphabetischer Reihenfolge) anzuführen[3]):

Geigerl oder Geign (Geige). Die Geige ist „ein altes volkmäßiges Sinnbild für das Weib" überhaupt, dann besonders für liederliche Dirnen[4]) — ursprünglich aber zunächst wohl für die vulva[5]) —

---

[1]) An Vergleichen der vulva (cunnus) mit allerlei Gegenständen ist unsere Vulgärsprache so reich, daß ein vollständiges Verzeichnis derselben hier nicht gegeben werden kann. Jedoch sei bemerkt, daß — wie bei den Tierbezeichnungen dafür die Vogelnamen — hier Benennungen nach gewissen Früchten vorherrschen, so z. B. bes. Pflaume, das (nach Luedecke in Anthrop. V, S. 8) auch kundensprachl. sein soll (vgl. dafür ferner: Anthrop. II, S. 23 u. VI, S. 5; mundartl. dafür Plüme, Prum, Prûne u. ähnl. [s. Anthrop. IV, S. 5 u. 13], auch holländ. de pruin [Anthrop. V, S. 3]; sachl. übereinstimmend auch im Slovenischen: češbja od. češpa [Anthrop. V, S. 10]), weiter auch Feige (Anthrop. IV, S. 5: Fig in Solingen), oder Pfirsich (Anthrop. IV, S. 5: Peach ebds.); nach Luedecke in Anthrop. V, S. 8: Schote (in Berlin = Erbse) u. a. m. Über Bezeichnungen nach anderen Dingen (wie z. B. Musikinstrumenten) s. noch den Text S. 64 u. Anm. 1.

[2]) Auch in unserer Gemeinsprache bzw. ihren Mundarten kommen solche Fälle vor. Wenn z. B. in Steiermark (nach Koštiál in Anthrop. VII, S. 29 [Nr. XXVI, 17]) Flôschn (d. h. Flasche) Bezeichnung für ein liederliches Mädchen ist, so dürfte das ursprünglich wohl ein Name gewesen sein für „das Hauptorgan des Weibes, das die Form einer abgeflachten Flasche hat" (Rud. Kleinpaul, Das Leben der Sprache und ihre Weltstellung [3 Bde., Leipz. 1893], Bd. III, S. 167); vgl. auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 8 (unter „Bulle"). Ein anderes Beispiel aus Steiermark ist Funzn (d. h. Talglicht, Kerzenstumpf) = a) vulva; b) Schimpfwort für Weibsbild (s. Koštiál, a. a. O., S. 22 [Nr. I, 4]).

[3]) Über Muschel u. Müsche — als metaphor. partes pro toto aufgefaßt — s. schon oben S. 35.

[4]) S. dazu im allgem. Grimm, D. W.-B. IV, 1, 2, Sp. 2573 ff. unter „Geige", Nr. 4, lit. a u. b (schon in Fastnachtspielen); ferner Kluge, Studentensprache, S. 92 (Geige = meretrix [1846], ähnl. auch Hausgeige, Nachtgeige); vgl. Klenz, S. 31; C. Müller in Anthrop. VIII, S. 15 (Nachtgeige). Im Magyarischen kommt agg lańt (d. h. alte Leier) für Vettel (eigtl. vulva als pars pro toto) war; s. Anthrop. III, S. 11.

[5]) S. ausdrückl. Klenz, S. 31 unter „Geige"; vgl. auch Grimm, a. a. O., bes. lit. b. — Über diesen Gebrauch des Wortes s. auch Angaben aus der älteren Literatur bei Fr. E. Schnabel in Anthrop. VII, S. 235/36: „Geige und geigen als Bezeichnungen für vulva bzw. coire", u. dazu zu vgl. Anthrop. II, S. 72 u. V, S. 155. S. auch noch unten S. 63, Anm. 1.

wie „der Fiedelbogen für das männliche Glied[1]), und auf der Geige spielen" (oder ähnl.) daher „soviel wie: sich begatten"[2]). Rud. Kleinpaul, Leben der Sprache, Bd. I, S. 372, welcher wohl mit Recht darauf hinweist, daß hiermit auch die Sitte früherer Zeiten zusammenhängt, „gefallenen Mädchen von Amts wegen eine alte Geige" anzuhängen (s. dazu auch Grimm, D. W.-B., IV, 1, 2, Sp. 2573, Nr. 4, lit. c) „und bösen Weibern überhaupt an Hals und Hände" zu legen (s. dazu auch Grimm, a. a. O., Sp. 2574, Nr. 4, lit. d vbd. mit III, Sp, 1624 unter „Fiedel", Nr. 3). Bei den Gaunern scheint die Metapher Geigerl = Hure (s. Günther, S. 24, Anm. 18 u. Kleemann, S. 272) früher besonders in Wien heimisch gewesen zu sein.

Belege: Fröhlich 1851 (398: Geigerl = [Geliebte,] Hure); A.-L. 544 (Geigerl oder Geig'n = Bordelldirne, Metze); Wiener

---

[1]) S. für die ältere Zeit: Grimm, a. a. O., Nr. 4, lit. a vbd. mit III, Sp. 1624; für die Gegenwart: v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 3; vgl. in der englisch. Gaunerspr.: fiddlestick (Baumann, S. 61; H. v. Keller in Anthrop. VI, S. 36). Für das Zeitwort fiedeln = „den Geschlechtakt ausüben" s. (bes. für die ältere Zeit [schon ahd., mhd. videlen, bei Minnesängern, in den Fastnachtspielen, bei Fischart u. in d. Lit. des 17. Jahrh.]): Schnabel, a. a. O., S. 25 vbd. mit Grimm, IV, 1,2, Sp. 2573, Nr. 4, a u. III, Sp. 1625 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 13; vgl. (für den neueren Sprachgebrauch): v. Schlichtegroll, a. a. O., S. 7 (in Norddeutschl.); dazu Fiedel-Else = Freudenmädchen in der Lit. des 17. Jahrh. (s. Näh. bei Klenz, S. 30). Ein Synonym (zu fiedeln) ist bumfiedeln (in Preußen), baumfiedeln (in Schwaben; vgl. Fischer, Schwäb. W.-B. I, Sp. 716 ff.) oder bomfiedeln (niederd.), vgl. engl. to bumfiddle, eigentl. auf der Bumfiedel, d. h. der Baßgeige, hin- und herfahren; s. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 13 (woselbst noch weitere Lit.-Angaben).

[2]) S. in der älteren Studentensprache: einem Mädchen auf ihre Geige streichen = futuere (Kluge, Studentenspr., S. 92; C. Müller, a. a. O., S. 18). Zu den Belegen bei Schnabel, a. a. O. ist noch hinzuzufügen Schwaab in Anthrop. II, S. 18, wo ein Lied aus Nordböhmen mit dem Refrain „Spiel auf meiner Geige" abgedruckt ist. In Kärnten kennt man die Redensart „eins auf der Geige machen" (s. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 13 vbd. mit Lexer, Kärnt. W.-B. [Leipz. 1862], S. 38; vgl. übrigens auch schon Grimm, D. W.-B. IV, 1, 2, Sp. 2573, Nr. 4, a). Auch das einfache geigen = futuere, coire (s. Grimm, a. a. O., Sp. 2578, Nr. 4, lit. c) ist schon Anf. des 18. Jahrh. studentisch gewesen (s. Kluge, Studentenspr., S. 92), von A.-L. 544 auch als gaunersprachl. angeführt worden und in unserer Gemeinsprache hier und da (wie schon in der älteren Literatur [s. dazu Schnabel, a. a. O., S. 235]) noch heute gebräuchlich, s. z. B. Reiskel in Anthrop. II, S. 8 (in Wien: geigna, geignen = coire), v. Schlichtegroll ebds. VI, S. 7 (Norddeutschl.) u. Fr. W. Berliner ebds. VII, S. 23 (Berlin).

Dirnensprache 1886 (417: wie Fröhlich); Groß 404 (Geigerl od. Geign = Freimädchen); Rabben 55 (Geige, südd. Geigerl = Freimädchen); Borstel 4 (Geigerl = Freudenmädchen); Ostwald (D) 57 (Geigerl = Dirne); vgl. auch Klenz, S. 31 u. C. Müller in Anthrop. VIII. S. 18. Da auch sonst noch Vergleiche der vulva bzw. der Frauen mit Musikinstrumenten — auf denen der Mann (beim coitus) spielt — von jeher beliebt gewesen und teilweise noch jetzt gebräuchlich sind[1]), so darf wohl das von A.-L. 525 als gaunersprachl. angeführte:

Blechtute = „abgenutzte, verlebte alte Metze" ausgelegt werden als altes blechernes Horn, Trompete, zu Tute, Tüte, Dute u. dgl., u. a. = Pfeife, Horn, Blashorn (vgl. tuten = ins Horn stoßen, blasen, bes. von Hirten, Wächtern und Türmern; s. Schmeller, Bayer. W.-B. I, Sp. 634; Grimm, D. W.-B. II, Sp. 1767 unter „Dute", Nr. 1; Paul, W.-B., S. 561 unter „Tute", Weigand, W.-B. II, Sp. 1091 unter „Tüte"), das dann metaphorisch wohl auch für vulva vorkommt (s. dazu übrigens auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 8). Der Ausdruck dürfte übernommen sein aus der Studentensprache, in der sich schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts Blechtude für meretrix (schlechthin) findet (s. J. Meier, S. 8 u. Anm. 20

---

[1]) S. hierzu besonders C. Müller in Anthrop. VIII, S. 17. Häufig und alt erscheint namentl. der Vergleich mit Saiteninstrumenten, so z. B. (für coire) die Laute schlagen (schon 1624), auf der Bauchzitter spielen (1675), die Leyer spannen (1680); vgl. Anthrop. VI, S. 480: sunnar la chitára (= Guitarre spielen in Friauler Liedern). Von Vergleichen mit anderen Musikinstrumenten seien noch genannt: auf der Orgel spielen (1781 studentisch; vgl. Kluge, Studentenspr., S. 110); Synon.: orgeln (1787 stud. [s. Kluge, a. a. O.]), noch heute kundensprachl. nach Luedecke in Anthrop. V, S. 8 (bes. in Schlesien), ferner bekannt bei den deutschen Seeleuten (nach Apitzsch in Anthrop. VI, S. 10) sowie auch sonst im Volke (s. Anthrop. VI, S. 7, VII, S. 34, VIII, S. 15); vgl. auch den Leierkasten spielen für „fellatio, analer coitus" (nach Fr. W. Berliner in Anthrop. VII, S. 34), ferner: die Schalmei spielen (v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 8). Im Bergischen kommt (nach Felder in Anthrop. IV, S. 14) Flöte oder Fleute vor a) für vulva (wozu zu vgl. das holländ. fluit in gleichem Sinne [s. Anthrop. V, S. 1]) und b) für „leichtfertiges Weib" (wozu auf Flöte für Magd, Dienstmädchen u. dgl. in der Studentensprache zu verweisen [s. Kluge, Studentenspr., S. 91; Klenz, S. 24, vgl. S. 104 unter „Nähflöte"]). Nach Luedecke in Anthrop. V, S. 7, 8 soll (bei den Kunden usw.) Flöte (od. Pfeife) dagegen den penis bedeuten; vgl. dazu noch Flöte blasen = „irrumare, fellare" (in Berlin nach Reiskel in Anthrop. II, S. 21).

[S. 74]; Kluge, Studentenspr., S. 84; zu vgl. Klenz, S. 29 u. C. Müller, a. a. O., S. 18).

Rierbeutel = „häßliche gemeine Dirne" bei den Wiener Gaunern nach Pollak 227. Auch dieser Ausdruck, dessen erster Bestandteil (wie bei dem Synon. Rierbein) wohl jedenfalls zu „rühren" gehört (vgl. oben S. 39), dürfte ursprünglich soviel wie vulva bedeutet haben. Dafür spricht einerseits der ganz allgemeine Gebrauch von Tasche = a) vulva u. b) Weib schlechthin (oder auch spezieller „liederliches Weib")[1]), andererseits das steirische Riarkiwl (d. h. Rührkübel, Butterfaß) = vulva, wozu dann Riarstouk (d. h. Rührstock, zum Buttern) = penis gehört (s. Koštiál in Anthrop. VII, S. 22 [Nr. 19] u. S. 23 [Nr. VII, 8]); vgl. auch die Synon. Rührlöffel (v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 4) oder Rührer, letzteres kundensprachl. (nach Ostwald [Ku.] 125; vgl. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 5).

Schnalle. Daß es sich bei dieser, auch in unserer Gemeinsprache weitverbreiteten Bezeichnung (s. die „Belege" a. E.) eigentlich um eine pars pro toto handelt, unterliegt wohl keinem Zweifel (s. ausdrückl. auch Klenz, S. 34), da sie für die vulva sowohl in den Sammlungen der Gaunersprache (s. A.-L. 602; Groß 429; Ostwald 135) als auch in unserer Umgangsprache vorkommt (so z. B. in Wien nach

---

[1]) Über Tasche = vulva (in deutschen Mundarten) s. Grimm, D. W.-B. XI, Sp. 149, Nr. 2, a u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 11 (mit Lit. Angaben); vgl. Patronentasche für denselben Begriff bei deutschen Seeleuten nach Apitzsch ebds. VI, S. 15. Betr. die Übertragung auf die Frauen selber s. u. a. Schmeller, Bayer. W.-B. I, Sp. 627 unter „Taschen", Nr. 3 u. Grimm, a. a. O., Nr. 2, b vbd. mit Kleinpaul, Leben der Sprache, Bd. III, S. 167; speziell für „liederliches Weib" (und für vulva) kommt Tôschn (= Tasche) in Steiermark vor nach Koštiál in Anthrop. VII, S. 22 (Nr. I, 13). Daselbst soll weiter die Zusammensetzung Nudltâchn (Nudeltasche, Tasche für die Nudel, d. h. d. penis, wozu nudeln = coire [s. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 15]), eigentl. = vulva, für „mannstolles Weib od. Mädchen, geile Frau" gebräuchlich sein (a. a. O., S. 27 [Nr. XVII, 2] vbd. mit S. 22 [Nr. I, 18]). Nach Klenz, S. 24 bedeutet auch in dem älteren (schon im 16. Jahrh. auftretenden) Spottnamen Faultasche für ein faules Dienstmädchen Tasche soviel wie vulva. Über die Auslegung von Musch = (vulva und) Dirne als „Täsche" s. oben S. 35. — Noch mehr Ähnlichkeit mit Beutel hat das Wort Sack, das in früheren Zeiten (18. Jahrh.) — gleich den Zusammensetzungen Hurensack und Schleppsack (s. dazu Klenz, S. 31 u. 34) — für Freudenmädchen bekannt gewesen (Klenz, S. 34). Jedoch bleibt es hierbei fraglich, ob nicht besser eine unmittelbare Metapher — statt einer auf dem pars pro toto beruhenden — anzunehmen ist.

Reiskel in Anthrop. II, S. 12); s. dazu auch Schmeller, Bayer. W.-B. II, Sp. 574, Nr. 5 u. bes. Grimm, D. W.-B. IX, Sp. 1163, Nr. 5, wonach das Wort zunächst (bei den Jägern) für den weiblichen Geschlechtteil gewisser Tiere (Füchse, Wölfe) üblich gewesen (vgl. auch die W.-Bücher von Paul [S. 465] u. Weigand [II, Sp. 757]). Ob man dann weiter noch bei der Verwendung des Ausdrucks für die vulva der Frauen bzw. die Dirnen selber an „Schnalle" im Sinne unseres gewöhnlichen Sprachgebrauchs (s. darüber Grimm, a. a. O., Sp. 1161/62, Nr. 1) oder in dem — in Südostdeutschland üblichen — von „Türklinke" (s. darüber Grimm, a. a. O., Sp. 1162, Nr. 2, a) denken will, mag dahingestellt bleiben, obgleich der letztere wohl am besten passen würde (allgemeine Benutzung der öffentlichen Dirnen gleich der Türklinke am Hause, s. dafür ausdrückl. auch Koštiál in Anthrop. VII, S. 25 [Nr. XIII, 8]).

Belege: Groß 429 (Freimädchen)[1]); Rabben 120 (Dirne); Ostwald 135 (ebenso); danach auch Klenz, S. 34. Für die mundartliche Verbreitung in unserer Gemeinsprache s. die Angaben bei Grimm, D. W.-B., Sp. 1163, Nr. 5 a. E. sowie bei C. Müller in Anthrop. VIII, S. 11; vgl. auch Schmeller, Bayer. W.-B. II, Sp. 574, Nr. 8, die Wien. Dial.-Lexika von Hügel (S. 148) u. Schranka, S. 147 sowie aus den Anthropophyteia: Bd. IV, S. 14 (im Bergischen), VI, S. 6 (Norddeutschl.), VII, S. 17 (Westfalen: Snalle), VII, S. 25 (Nr. XIII, 8: Steiermark: Schnôln). In der (sächsischen) Pennälersprache soll (nach Eilenberger, S. 16, 64) Schnalle = „junges Mädchen, Tanzstundendame" sein. — Direkt von Schnalle = Dirne ist abzuleiten die Zus. Schnallentreiber = Zuhälter: nach Luedecke in Anthrop. V, S. 8 (wozu bemerkt sei, daß das einfache Treiber in gleichem Sinne auch in der schwäb. Händlersprache [483] bekannt ist; vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 42, S. 80).

---

[1]) Bei A.-L. 602 ist diese Bedeutung noch nicht angegeben. Dagegen führt er (außer Schnalle = vulva) noch an das Zeitw. schnallen = coire, das auch Groß 429 u. Ostwald 135 haben und das landschaftlich auch sonst bekannt ist (s. Anthrop. IV, S. 14, VI, S. 17, VIII, S. 16), sowie Schnallenritt = „Strich", coitus, auf den Schnallenritt gehen = auf den Strich gehen, Syn. schnallenrennen, das aber „auch coire bedeutet". Schnallenritt haben in gleichem Sinne auch Groß 429 u. Ostwald (D) 135, während sie schnallenrennen nur für coire anführen. Ritt in „Schnallenritt" gehört natürlich zu reiten = coire, futuere, das übrigens nicht aus der Soldatensprache stammt (wie v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 8 meint), sondern aus der Studentensprache (s. Kluge, Studentenspr., S. 118 unter „reiten", Nr. 2; vgl. auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 15).

Spinde oder Spinte. Zur Erklärung: Spinde, Spinte sind Nebenformen zu Spind, einem landschaftlichen (bes. norddeutschen) Ausdruck für „Schrank“ („in dem man etwas hineinhängt“) (s. Klenz, S. 35 vbd. mit den W.-Büchern von Paul [S. 510], Kluge [S. 434] u. Weigand [II, Sp. 919]). Ursprünglich dürfte demnach auch dieser Ausdruck — ähnlich wie die gleich weiter zu erwähnenden Zusammensetzungen mit „Büchse“, „Truhe“ u. dgl. m. — sich wohl auf die vulva (als Schrank, in den der Mann den penis hineinhängt) bezogen haben, wenngleich auch seine Auffassung als direkte Metapher annehmbar erscheint.

Belege: Ostwald (D) 146 (Spinde = [reisendes Mädchen,] Prostituierte); Luedecke in Anthrop. V, S. 8 (Spinte = Prostituierte); Schwäb. Händlersprache (482: Spinde = Hure); vgl. auch Klenz, S. 35 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19. Nur bei Ostwald 145 noch die Verbindg. glatte Spinde (Syn.: dufte Henne) = „gerissene, ansehnliche Kundendirne“).

Spritzbüchse. Diese Bezeichnung, die sich in der älteren Studentensprache (schon 1781, desgl. im 19. Jahrh.) für „Mädchen“ findet (s. Kluge, Studentenspr., S. 127 u. dazu Erich Schmidt in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschg. II, S. 293 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 6)[1]), ist sicher als pars pro toto entstanden, da auch das einfache Büchse in unseren deutschen Mundarten sowohl für die vulva wie für „Mädchen“ nachzuweisen ist[2]), wofür auch noch der ähnliche Gebrauch von Schachtel und Truhe eine Unterstützung

[1]) Ähnlich noch jetzt die Pennälersprache, in der Spritzbüchse (oder Spritze) soviel wie „junges Mädchen“ ist; s. Eilenberger, S. 14.

[2]) Über die mundartl. Verbreitung von Büchse = vulva (cunnus) s. bes. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 8 (mit näheren Lit.-Angaben); dazu — aus den Anthropophyteia — noch: Bd. II, S. 7 (Wien), IV, S. 9 (im Bergischen: Büsse), VII, S. 8 (in Westfalen: Büsse), S. 22 (Nr. I, 25: in Steiermark: Pixn, vgl. ebds. S. 26 [Nr. XV, 15]: pixln = coire). An Zusammensetzungen mit Büchse in diesem Sinne ist bes. die westfälische Mundart reich, die z. B. als Synonyme (für vulva) kennt: Rammelbüsse (zu rammeln = coire), Splenterbüsse od. Sprenzelbüsse (zu sprenzeln = harnen) und Stritzbüsse (sic.); s. Schnabel in Anthrop. VII, S. 15, 18, 19. Aus fremden Sprachen vgl. d. holländ. naaldenkoken (d. h. Nadelbüchse) = vulva (s. Anthrop. V, S. 3) sowie das französ. Argotwort tirelire (d. h. Sparbüchse) = vulva (s. Villatte, S. 284 u. H. v. Keller in Anthrop. VI, S. 54). — Über Büchse = Mädchen s. bes. Koštiál in Anthrop. VII, S. 22 (Nr. I, 25 betr. die steirische Zusammensetzg. Pixnmôcha, d. h. „Büchsenmacher“, für „einen Mann, der lauter Mädchen erzeugt“) sowie C. Müller ebds. VIII, S. 8 (hier auch Büchsenspanner = „Liebhaber einer Frau“).

gewährt[1]). Die erste Silbe des Wortes gehört natürlich zu spritzen, hier in dem leicht erklärlichen Sinne von „ejakulieren", coire (vgl. dazu Felder u. v. Schlichtegroll in Anthrop. IV, S. 14 u. VI, S. 7) bzw. zu Spritze = penis (s. C. Müller, a. a. O., S. 6 mit Hinweis auf E. Schmidt, a. a. O., S. 293).

Belege: a) nur für „Mädchen" schlechthin (wie bei den Studenten): Schütze 93; b) auch speziell für „Prostituierte": Ostwald (Ku.) 147 u. danach auch Klenz, S. 35; vgl. ferner C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19 (hier für meretrix als Berlin. Dirnenspr. bezeichnet).

b) Metaphern, die auf unmittelbaren Vergleichen mit Sachen beruhen.

Während derartige Bezeichnungen in unserer gewöhnlichen Umgangsprache sowie auch bei fremden Nationen ziemlich geläufig erscheinen[2]), wüßte ich aus der Gauner- (und Kunden-)sprache nur drei

---

[1]) Über Schachtel = vulva (schon in den Fastnachtspielen) s. Grimm, D. W.-B., IX, Sp. 1965 Nr. 3 u. bes. die näh. Angaben bei C. Müller in Anthrop. VIII, S. 11. Für den Gebrauch des Wortes auch für Weiber s. z. B. R. Kleinpaul, Leben der Sprache, Bd. III, S. 167. Am bekanntesten ist die verächtliche Bezeichnung „alte Schachtel" für ein „ältliches Frauenzimmer" (s. Paul, W.-B., S. 438), die ebenfalls noch damit zusammenhängt (s. Grimm, a. a. O., Nr. 4), wenngleich uns dies nicht mehr recht bewußt ist. Kleemann, S. 273, 279 erwähnt als ein neueres Gaunerwort: auf den Schachtelhandel gehen = „Unzucht treiben". Auch das Tschechisch-Slowakische kennt škatula (= Schachtel) für vulva. — Truhe findet sich z. B. in der gauner- und dirnensprachl. Zusammensetzg. Haartruhe = vulva (nebst der Verbindung: Haartruhe sprengen = notzüchtigen). Belege: Fröhlich 1851 (398); A.-L. 546; Wiener Dirnenspr. (417); Groß 408 u. E. K. 38; Ostwald (D) 64; vgl. Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 33 S. 230, Anm. 1 a. E.). Das ganz ähnliche steirische Schwanztrûchn (= Schwânztruhe, Behältnis für den Schwanz = penis, also jedenfalls ursprüngl. soviel wie vulva) ist nach Koštiál in Anthrop. VII, S. 27 (Nr. XVII, 1) ein Synonym zu dem oben (S. 65, Anm. 1) angeführten Nudltâschn, bedeutet also „männertolles Weib (Mädchen), geile Frau"; vgl. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 19 (hier schlechthin = meretrix). — Weit verbreitet für vulva ist noch Dose (mundartl. Dause, Tese u. a. m.), s. darüber bes. C. Müller, a. a. O., S. 8 u. 11 vbd. mit Anthrop. VI, S. 6, 15, 16 u. VII, S. 5.

[2]) S. für unsere Gemeinsprache Beispiele bei Klenz, S. 29 ff. Meist tragen diese Metaphern zugleich den Charakter des Schimpfworts an sich, so z. B. das schon früher erwähnte mundartl. Klüngel (s. oben S. 25, Anm. 1), wozu als Seitenstück das steirische Fetz'n (d. h. Fetzen, Lappen) = „liederliches Mädchen" (Anthrop. VII, S. 29 [Nr. XXVI, 8]) zu vergleichen; ähnlich auch das niederd. Plâster (d. h. Pflaster; s. Klenz, S. 34; vgl. Anthrop. IV, S. 18), ferner (falls nicht als pars pro toto aufzufassen) Sack u. die Zusammensetzgn. damit (s. oben S. 65, Anm. 1) u. a. m. Dagegen fehlen

Ausdrücke zu nennen, die allenfalls als Beispiele hierfür gelten könnten[1]). Bei dem ersten (Peitscherl), der überhaupt nicht selbständig für sich, sondern nur in einer Zusammensetzung (Peitscherlbua = Zuhälter) erscheint, kann es aber zweifelhaft bleiben, ob er als Dimin. vom mundartl. Peitsche(n) = Hure zu betrachten oder auf ein fremdsprachliches Wort für die vulva zurückzuführen und demnach eigentlich (als pars pro toto) zur Gruppe a (s. S. 61 ff.) zu rechnen ist, während der zweite (Wetterhahn) vielleicht gar nur einem Druckfehler sein Dasein zu verdanken hat und der dritte endlich (Wunnenberg u. ä.), seinem Wesen nach zweifelsohne eine direkte (u. zwar euphemistische) Metapher, in den Quellen nicht speziell durch „Hure" od. dgl., sondern durch allgemeinere Begriffe (wie „[hübsche] Jungfrau [od. Frau]", „Geliebte" u. ä. m.) wiedergegeben ist, die freilich jenen engeren Sinn wohl mitumfassen (vgl. schon oben S. 2, Anm. 2 u. Näh. noch weiter unten).

Im einzelnen ist zu den drei Vokabeln Folgendes zu bemerken:

Peitscherlbua = Zuhälter, ein neueres Synon. zu Strichbube (s. oben S. 57), das Ostwald (Ku.) 112 als Kundenwort verzeichnet hat, stammt aus Wien her (s. Reiskel in Anthrop. II, S. 11), wo es auch den Gaunern bekannt ist (s. Pollak 225) und dürfte in seinem ersten Bestandteile wohl zu dem bayrisch-österreichischen Schimpfworte Peitsche(n) = „Hure" (s. Schmeller, Bayer. W.-B. I, Sp. 415, Nr. 2; Grimm, D. W.-B. VII, Sp. 1530; Koštiál u. C. Müller in Anthrop. VII, S. 25 [Nr. XIII, 4] u. VIII, S. 19) gestellt werden. Daß

---

bei uns doch solche groben Übertreibungen, wie sie bei anderen Völkern geläufig sind, die z. B. oft geradezu von „Abtritt", „Klosett" u. dgl. sprechen (s. z. B. holländ. schijthuis od. sekreet [Anthrop. V, S. 1], sloven. prevejt od. prevet [Anthrop. VI, S. 27]; vgl. auch engl. sewer, d. h. „Abzugkanal" [Baumann, S. 201; H. v. Keller in Anthrop. VII, S. 37]). Mehr ins Humoristische fallen dagegen das französische matelas ambulant (d. h. „wandelnde Matratze") — womit engl. bed-fagot (d. h. „Bettbündel") zu vergleichen — (s. Villatte, S. 183 u. Baumann, S. 10 sowie H. v. Keller in Anthrop. VII, S. 42 u. 38) und das freundliche engl. warming-pan, d. h. „Wärmflasche" (s. Baumann, S. 272; H. v. Keller, a. a. O., S. 38). Unsere Studenten kannten einst die Bezeichnungen Meuble (= Möbel) od. Lager-Meuble (s. Kluge, Studentenspr., S. 107; Klenz, S. 32, 33), unsern Seeleuten liegen dagegen Vergleiche mit Schiffen näher, sie sprechen daher von alten Schraubendampfern oder Fregatten (s. Apitzsch in Anthrop. VI, S. 16). Auch an das Wien. Schlitten (Reiskel in Anthrop. II, S. 12) sei hier noch erinnert.

[1]) Über das aus dem Hebräischen stammende Mesuse s. schon oben S. 14, Anm. 1.

aber weiter bei Peitsche(n) an das bekannte Züchtigungwerkzeug (ein Lehnwort aus dem Slavischen für das ältere deutsche Geißel [s. Kluge, W.-B., S. 343 u. Weigand, W.-B. II, Sp. 391 unter „Peitsche" vbd. mit Paul, W.-B., S. 198 unter „Geißel"]) — also an eine Metapher — zu denken ist, dafür spricht das Vorkommen des (ebenfalls aus dem Slavischen stammenden) Synonyms Karbatsche (s. die W.-Bücher von Paul [S. 284], Kluge [S. 230] u. Weigand [I, Sp. 990]) für „Soldatenhure" (s. Schmeller, a. a. O. I, Sp. 1286, u. Grimm, D. W.-B. V, Sp. 206) sowie des ähnlichen Fuchtel (eigtl. eine Art Degen bzw. ein Schlag damit, von fuchteln zu „fechten"; s. die W.-B. v. Paul [S. 186], Kluge [S. 153] u. Weigand [I, Sp. 594]) für eine „flüchtige, leichtsinnige Weibsperson" (s. Schmeller, a. a. O. I, Sp. 688, lit. b u. Grimm, D. W.-B. IV, 1, Sp. 359, Nr. 5 mit weiteren Angaben). Bei der Auffassung des Wortes als pars pro toto würde eine Anlehnung an das slowenische (bzw. tschechisch-slowakische) pička = vulva (Dim. von piča od. pica) anzunehmen sein; s. dazu Koštiál in Anthrop. VII, S. 25 (Nr. XIII, 4) vbd. mit VI, S. 25 (Nr. II, 10; vgl. auch ebds. Nr. II, 8 u. 1).

Wetterhahn. Diese Bezeichnung, eigentlich ja an sich schon eine Begriffübertragung (vom Tiere auf eine Sache [vgl. Waag, Bedeutungentwicklung, 547, S. 58, Nr. 210 vbd. mit Schrader, Bilderschmuck usw., S. 232]), soll ihre (nochmalige) metaphorische Verwendung für die Freudenmädchen nach Pott II, S. 10 darauf zurückführen, daß solche Personen eine „wetterwendische Zuneigung" zu besitzen pflegen (die sich dreht wie die Wetterfahne im Winde); vgl. auch Günther, S. 72, Anm. 73 a. E. u. Klenz, S. 35[1]). Nun hat aber im älteren Rotwelsch (z. B. schon im Lib. Vagat. 1510 [55]) Wetterhahn lediglich die Bedeutung „Hut" gehabt (übereinstimmend die Feldsprache [s. Horn, S. 67] und viele neuere Sammlungen bis zur Gegenwart [s. z. B. noch Wulffen 404]) — eine Metapher, bei der nach Pott II, S. 10, 11 das tertium comparationis gewesen sein soll, daß sich der Hut auf dem Kopfe des Menschen wie der Wetterhahn auf der Spitze des Daches zu befinden pflegt. Es ist daher nicht unwahrscheinlieh, daß es sich bei Wetterhahn für „Hure" nur um einen Druckfehler (Hure = Hut) handelt, um so mehr als in der Rotwelschen Grammatik von 1755 — wo sich

---

[1]) In ähnlicher Weise wird Wetterhahn wohl auch in unserer Gemeinsprache bildlich für einen „unverläßlichen Menschen" gebraucht; s. dazu Nyrop-Vogt, Das Leben der Wörter, Leipz. 1903, S. 120.

Wetterhahn = Hure m. Wiss. zum ersten Mal findet — dieselbe Vokabel in der deutsch-rotwelschen Abteilung (38) für „Hut" angeführt ist, während sie unter „Hure" fehlt.

Belege: außer d. Rotw. Gramm. (27) noch Groß 437 (Freimädchen) u. Ostwald (Ku.) 167 (Dirne); vgl. auch Klenz, S. 35 u. C. Müller in Anthrop. VIII, S. 17.

Wunne(n)berg oder Wonne(n)berg (u. ähnl.). Daß dieses Kosewort für „(hübsche) Jungfrau (Frau)", „Geliebte" u. ä., in dem wahrscheinlich eine Anspielung auf den Venusberg enthalten (s. Pott II, S. 24; vgl. auch Hoffmann v. Fallersleben im Weimar. Jahrbuch I [1859], S. 336 u. Günther, S. 75, Anm. 79), mit dem Begriffe „des Unehrbaren, bloß zur Sinnlichkeit Dienenden" verknüpft ist, wird man mit A.-L. III, S. 109, Anm. 1 wohl behaupten dürfen[1]. Daher kann es (zumal ja auch sonst „Geliebte" u. dgl. für Ausdrücke vorkommt, die anderswo durch „Hure" u. ä. wiedergegeben) im weiteren Sinne wohl noch zu den Bezeichnungen für die Freudenmädchen gerechnet werden.

Belege: Lib. Vagat. (55: Wunnenberg = „hübsch iungfrau"); Niederd. Lib. Vagat. (78: Form ebenso, Bedeutg.: „suuerlike iunkfrow"); Niederländ. Lib. Vagat. 1547 (94: winnenberch = „een schoon vrouwe"); Schwenters Steganologia um 1620 (142: Wunnenburg = schöne Jungfrau); Wenzel Scherffer 1652 (157, 158, hier plur. Wunnenbergs = schöne Jungfrauen); Rotw. Gramm. v. 1755 (27: Wunnenberg = feine Jungfrau, D.-R. 38: Wonnenberg = Jungfer [ohne Zusatz]); v. Grolman 75 (Wonnenberg oder Wunneberg = Fräulein, Jungfer, Mädchen, Geliebte) u. T.-G. 97 (Wonnenberg = Geliebte), 103 (Wonneberg = Jungfer) u. 110 (Wonne- od. Wunneberg = Mädchen); Karmayer G.-D. 223 (Formen und Bedeutgn. wie bei v. Grolman 75); von Neueren noch Rabben 140 u. Ostwald 168 (Wunnenberg = Jungfrau). Über die Feldsprache s. Horn, S. 130 (Wonnenberg = Mädchen).

---

[1]) Horn, S. 131, Anm. 13 verweist auf ein analoges studentisches Wonneblock; vgl. das Berlin. Kosewort Wonneproppen (etwa = „Liebling"); s. H, Meyer, Richt. Berliner, S. 136. In das sexuelle Gebiet schlagen ein ferner das gaunersprachl. Gleiswonne = „weibliche Brüste" (z. B. bei Schlemmer 1840 [364]), zu rotw. Gleis hier = Milch (worüber Näh. bei Günther in H. Groß' Archiv, Bd. 33, S. 256, Anm. 2, vgl. auch C. Müller in Anthrop. VIII, S. 17) sowie das (jetzt veraltete) gemeinsprachl. Wonneschlauch für den penis (s. v. Schlichtegroll in Anthrop. VI, S. 3).

Nachträge und Berichtigungen.

Zu S. 2, Anm. 1: Von meinen „Beiträgen zur Systematik und Psychologie des Rotwelsch" usw. sind inzwischen vier weitere Fortsetzungen in H. Groß' Archiv, Bd. 46, S. 1 ff., S. 289 ff. u. Bd. 47, S. 131 ff., S. 209 ff. erschienen.

Zu S. 14, 15: nafenen (= „Hurerei treiben") bei v. Reizenstein 1764 (248) ist nur Druckfehler des Klugeschen Abdrucks statt: nafkenen.

Zu S. 16: Zu Schicksel = „Dirne" als mundartl. Bezeichnung (in Österreich) s. auch Albrecht, Die Leipz. Mundart (Leipz. 1881), S. 199 vbd. mit Klenz, S. 34.

Zu S. 24 (betr. Klonthe, Klunte u. ä. in den deutschen Mundarten): Während Glonde auch in Kurhessen, Klunt(e) in Oberhessen, am Rhein und in der Pfalz bes. für „liederliches Frauenzimmer" u. dgl. vorkommt (s. J. Kehrein, Volksprache usw. in Nassau, I, Weilbg. 1862, S. 231; H. v. Pfister, Nachträge zu Vilmars Idiotikon von Kurhessen, Marbg. 1886, S. 80; W. Crecelius, Oberhess. W.-B., Darmst. 1897/99, Bd. II, S. 509), ist in Thüringen Klunte als „Scheltwort für unartige Mädchen" im Gebrauche (s. A. Hertel, Thüring. Sprachschatz, Weimar 1895, S. 139).

Zu S. 32 u. Anm. 1 (betr. Fotze in der Gaunersprache): vgl. noch den merkwürdigen Wiener Gaunerausdruck Fotzblende = Spiegel bei Pollak 212.

Zu S. 34: Betr. die mundartl. Verbreitung von Musche u. ä. = „unzüchtige Weibperson" u. dgl. s. noch Kehrein, a. a. O. S. 286 u. Crecelius, a. a. O. II, S. 611. Ferner ist zur Etymologie des Wortes hinzuzufügen, daß es auch noch in Grimms D. W.-B. VI, Sp. 1731 (vbd. mit 2595) mit Mosche = „junge Kuh" in Verbindung gebracht ist.

Zu S. 52 u. 53: Eine etymologische Erklärung erfordern noch die beiden Ausdrücke Toppsau = Dirne und Saibelkuh = feinere Dirne. Beide sind wohl Steigerungen gegenüber den einfachen Bezeichnungen Sau und Kuh. Dabei ist die Bedeutung von Topp allerdings nicht ganz klar, obwohl es nicht übel von dem (aus dem Niederd. stammenden) frühnhd. Top(p) = „Ende des Mastes" (ndl. u. engl. top = „Spitze, Gipfel, Ende"; vgl. Kluge, W.-B., S. 461 u. 509 unter „Zopf" u. Weigand, W.-B. II, Sp. 1053 u. 1357 unter „Zopf") — als Bezeichnung eines hohen Grades — hergeleitet werden könnte; dagegen ist das Wort Saibel in „Saibelkuh" wohl jedenfalls

identisch mit dem alten rotwelschen Sewel oder Sefel = Dreck, Kot, Mist usw. (s. schon Lib. Vagat. [55] u. dann öfter bis zur Gegenwart), später auch Zöfl (Karmayer 186), Seiwel (Thiele 298) u. Seibel (Zimmermann 1847 [387] u. noch heute Rabben 123 u. Ostwald 142), das auf das gleichbed. hebr. zebel zurückgeht (s. Stumme, S. 13; vgl. auch A.-L. 607; Meisinger in d. Z. f. hd. M.-A. III, S. 125, Nr. 54; Günther in H. Groß' Archiv Bd. 33, S. 249 u. Anm. 1). Daß hierbei gerade das unflätigste Wort im lobenden Sinne erscheint (für die „feineren" Dirnen), kann bei der perversen Denkweise der Kreise, aus denen es herstammt, nicht sonderlich befremden.

Zu S. 52 (betr. Synonyme aus fremden Sprachen zu Kuh = Dirne): Nach Villatte, S. 298 bedeutet auch vache im gewöhnl. französ. Argot. u. a. „liederliches Frauenzimmer" u. vache à lait (d. h. milchende Kuh [des Zuhälters]) die „Hure".

Zu S. 58: Betr. die mundartl. Verbreitung auch der hochdeutsch. Form Schnepfe = Dirne s. u. a. die näh. Angaben bei Grimm, D. W.-B. IX, Sp. 1314, Nr. 2, d.

Zu S. 59, Anm. 4 (betr. Henne in der Kundensprache): Nach einer kleinen Sammlung von Kundenwörtern, die Rud. Fuchs herausgegeben (Spalt. 1907), ist Henne (S. 15) durch „Weibbild" schlechthin wiedergegeben, entspricht also dem englischen Cant-Wort hen (s. S. 59, Anm. 3).

Zu S. 65: Schnalle(n) = vulva findet sich als gaunersprachlich auch schon bei Karmayer 146 angeführt.

Zu S. 70: Betr. das mundartl. Fuchtel = „liederliches (od. leichtsinniges) Frauenzimmer" s. u. a. auch noch Vilmar, Kurhess. Idiotikon, Marbg. u. Leipz. 1868, S. 111 u. Hertel, Thüring. Sprachschatz, S. 99.

XL. Nachtrag zum pommerschen Idiotikon.

(Vgl. Bd. VI u. VII der Anthropophyteia.)

Auch ich erlaube mir hierzu zu bemerken, daß der verbreitetste Ausdruck für die vulva die Kutte (plattdeutsch: de Kutt) ist. So kommen auch diverse Zusammensetzungen hiermit vor. Es wird von einem liebetollen Mädchen gesagt, daß sie „kuttendull“ (kuttentoll) ist. Schoßhunde heißen Kuttenlecker. Es wurde im Anfang der 80er Jahre häufig das bekannte Rebus aufgegeben, auf dem ein Jude die Genitalien einer nackten Frau mit einer Kornähre, Strohhalm o. ä. kitzelt; Lösung:

Kohn neckt die Kutt = Connecticut.

Das größte Schimpfwort, das die gewöhnlichen Weiber zur Verfügung haben, nachdem das ganze Register erschöpft war, ist das Wort „Kahlkutt“ (= kahle, unbehaarte Kutte), gewöhnlich in der Verbindung „du olle Kahlkutt“ (du alte K.)[1]. Dies Schimpfwort, gleichgültig ob wahr oder nicht wahr, greift die Ehre der Beschimpften so an, daß diese meistens ihre Gegnerin gerichtlich verklagt. Als junger Arzt sah ich selbst dort s. Z. die Kopie eines Attestes, das ein dortiger Kreisphysikus ausgestellt hatte, und in dem es hieß: „auf Grund einer Untersuchung bescheinige ich hiermit, daß Frau X. an den Genitalien sogar sehr stark behaart ist.“ — Anfang der 80er Jahre existierte in Greifswald eine puella publica, die allgemeine „Kalkutta“ hieß, weil sie angeblich an den Genitalien nicht behaart war, was bei ärztlicher Untersuchung später aber als unwahr erwiesen wurde. —

Ein anderer Ausdruck für die vulva ist in Pommern (aber mehr hochdeutsch) die Mimi; plattdeutsch noch „de Dos“ (die Dose).

Den Vers von der „Dose“ (Bd. VI, p. 5) kenne ich so:

Mudder, mine Dos' geht up un to!
Mudder, mine Dos' geht ebenso!

worauf die Mutter den Mädchen antwortet:

Dumme Dierns, dat hürt ja so!
(Dumme Mädchen, das gehört ja so!)

In Greifswald wurden von den Fischfrauen sog. Hornfische plattdeutsch ausgerufen als „Hurn(= Horn)fisch“. Da dies aber

---

[1]) Im chrowotischen und serbischen gilt gola pizda gleich so als Schimpf mit dem Nebensinne unsäglicher, verächtlicher Armut. — Krauss.

leicht als „Hurenfisch“ sich anhörte, wurde dieser Ausruf s. Z., wie ich dort studierte, polizeilich verboten, und die Fischfrauen mußten fortan zum größten Gaudium „Hoalt (= holt) Hornfisch!“ (also halb platt-, halb hochdeutsch) ausrufen.

Hinzufügen möchte ich eine s. Z. in Vorpommern sehr verbreitete Alimentationgeschichte.

Einen Knecht, der ein Mädchen geschwängert hat, verhört vor Gericht ein Vorsitzender, der kein Plattdeutsch sprechen kann.

Vors.: Angeklagter, haben Sie mit diesem Frauenzimmer den Coitus ausgeübt?

Angekl.: Wat seggen Se, ick kann Se nich verstahn. (Was sagen Sie, ich kann Sie nicht verstehen.)

Vors.: Haben Sie mit diesem Frauenzimmer den Beischlaf ausgeübt?

Angekl.: Ick kann Se wedder (wieder) nich verstahn.

Da fragt der des Plattdeutschen kundige, anwesende Referendar den Vorsitzenden, ob er den Angeklagten fragen dürfe, nach erhaltener Erlaubnis;

Ref.: Korl, hest du de Diern vögelt? (Karl, hast du die Dirne gevögelt?)

Angekl. (strahlend): Dägt! (= tüchtig!). —

Nachdem dies festgestellt ist, fragt der

Vors.: Angeklagter, wie wollen Sie es mit den Alimenten halten?

Angekl.: Ick verstah Se nich!

Ref. (nach erhaltener Erlaubnis): Korl, wie wist du dat mit de Betahlung hollen? (willst du es mit der Bezahlung halten?)

Angekl.: Dor will ick nix för hebben! (Dafür will ich nichts haben!)

(Man muß hierbei gerade auf den Gegensatz zwischen platt- und hochdeutsch achten, der hierbei sehr lehrreich ist, namentlich auch bei der Antwort des Angeklagten „dägt“, wodurch er die Tat nicht nur bejaht, sondern zugleich sagt, daß er es tüchtig, häufig besorgt hat.) —

(Vgl. Bd. VIII, S. 1 ff.)

1. Penis.

Schwof (Schweif) ist in Pommern sehr bekannt auch in Brandenburg; vgl. das alte Kommerslied „Es lief ein Hund in die Küche usw.“ (Schauenburgs allg. Kommersbuch v. Silcher & Erk, 46. Aufl., Nr. 504, p. 514), von dem Strophe 4 lautet:

„Und schnitt dem Hund seinen Schwof ab, Schnippeldilderich ab, Zachäus ab, Zebedäus ab, Visitenpinsel ab, caudem communem ab.“

2. Testiculi.

Klöten, sehr häufig in Pommern, Mecklenburg in Gebrauch; daher auch (an Universitäten) für Hodenentzündung der Ausdruck: Klötitis. — Auch die Redensart: wenn meine Tante Klöten hätte, so wäre sie mein Onkel.

3. Scrotum.

Bammelgeschirr; daher auch die Variante des alten Verses:

„Ich hab' noch nie ein'n Sack gehabt,
„Der mir so sehr gebimmelt, — bammelt hat.
(statt Frack.)

4. Mammae.

Piezen, in Pommern häufig; ebenso der Vers:

Rietz, ratz, rietz,
Dem Mädel wächst der Piez.

5. Vulva.

Püsch: in Holstein u. Hamburg fast ausschl. in Gebrauch.

6. Coire.

nööken: in Hamburg ausschl. in Gebrauch; auch in Holstein;
büteln (plattd. = beuteln): in Hamburg.

7. Lues.

Bei breiten Condylomen heißt es in Pommern (spez. Greifswald): he het Zwetschen an'n Nors (Arsch); auch Klabusterbeeren.

Hamburg. Dr. med. Paul Müller.

XLI. Die Nomenklatur der Vulva.

Von H. v. K.

In dem von ihm in Gemeinschaft mit W. E. Henley herausgegebenen Werke „Slang and its analogues past and present“ führt John Stephen Farmer nicht weniger als 644 verschiedene englische Bezeichnungen für die „Vulva“ an, denen sich noch 16 portugiesische, 59 spanische, 48 italienische, 12 deutsche und 372 französische anschließen. Der Zweck der nachstehenden Ausführungen, die sich auf die englische und französische Nomenklatur im allgemeinen beschränken werden, soll es nun sein, diesem starren Zahlenmaterial dadurch etwas Leben einzuflößen,

daß der ursprünglichen Bedeutung der einzelnen Worte soweit möglich nachgegangen werden soll, wobei manche interessante Schlaglichter auf die Psychologie des Volkes fallen werden.

Als die primitivsten Bezeichnungen stellen sich diejenigen dar, die an die äußere Gestalt des Geschlechtteils und seine körperliche Lage anknüpfen, also: „Loch, Spalte, Mittelpunkt“. Sie bilden die Basis, auf der sich das ganze mächtige Gebäude mit all seinen Kammern und Nebengelassen aufbaut. Natürlich bleibt es nicht bei solch dürren nüchternen Namen für den von Interesse und Fantasie gleich stark umworbenen Körperteil, sondern meist werden sie durch erläuternde und mehr oder minder kühnen Vergleichen entsprungene Epitheta ausgeschmückt. Bleiben wir zunächst einmal bei der Lochgestalt stehen, da finden wir „Baucheingang, Bohrung, Spundloch, Kreis“. „Büchse, Sparbüchse, Börse, Schale, kleiner Holznapf, Tüte, Körbchen, Beutel, Tabakbeutel, Billardbeutel, Filtriersack, große Satteltasche, Kübel, Kessel, Milchgelte, Zuber, Kochkessel, Tiegel, Fleischtopf, Bratpfanne, Senftopf, Honigtopf, Eimer, Gefäß, Kasten, Truhe, Kahn, Bassin, Kamin, Kohlenbecken, Füllhorn“ deuten darauf hin, daß diese Höhlung zur Aufnahme eines Gegenstandes bestimmt ist. Auf diese gastlichen Eigenschaften der Vulva, die dem Einlaß Begehrenden gern Aufnahme gewährt, weisen im besonderen folgende wohnlichen Worte: „Wohnsitz, Laube, Grotte, Grube, Keller, Vorraum, Mansarde, Nische, Verschlag, Klause, Geheimkammer, Winkel, Küche, Waschhaus, Scheune, Speicher, Gehöft, Hütte, Kloster, Blaubarts Kabinett, Kaninchenbau, Vogelnest, Goldfinkennest, Fleischschiff“, sowie auch „Käfig“ und „Arrestlokal“. „Fliegenfalle, Kummet, Pfostenstock, Mörser, Pflockbüchse, Fingerhut, Zapfenloch“ erlangen erst durch Hinzutritt des notwendigen Instruments ihre Lebensberechtigung. „Lotteriebeutel“ erinnert daran, daß nicht nur Frauenherzen trügerisch sein können, und „Zifferblatt“ an die Uhr, die für manches Menschenleben die Richtschnur anzeigt. „Ring“ und „Viereck“ sind wieder lediglich Reflexe der Augenbetrachtung. Auch mit dem Auge selbst wird ein Vergleich gezogen. Das beweisen Ausdrücke wie „blindes Auge, Ochsenauge, stummes Schielauge, und Auge, das weint, wenn's am schönsten ist.“ Nächst dem Auge wird die Ähnlichkeit mit dem Munde betont, indem die einen von einem „verschwiegenen Munde“, andere dagegen von einem „undankbaren“ reden, während sich ein dritter für „weder Auge noch Unterlippe“ entscheidet.

Als Synonyma für „Spalte“ finden wir: „Bauchrinne, Bauchtal, Gäßchen, Mulde, Scheide, Mittelfurche, kleiner Schacht, zyprischer Engpaß, Gang, Eingang, vorderer Durchgang, Tür, Weg durch die Luken, Einschnitt zwischen den Schenkeln, wichtigste Straße, Strich, Einschnitt im Gebirgpaß, Röhre, Grubenmund, Schlitzdose, Eingang des Laufgrabens, Kunststraße, Tunnel, unterer Eingang, Riß, Hohlweg, Graben, geheimer Schlund, Portal“. Als Vergleichobjekte dienen hier „die Auster, die Feige, die Mispel und die gespaltene Aprikose“. Die Tatsache des Einschnitts in den Körper führt zu dem Begriff der „Wunde“, die entweder ganz prosaisch als „ewige“, sich nie schließende Wunde oder etwas poetischer als die „köstliche“ bezeichnet wird. Aus besonderer Begeisterung geboren sind Ausdrücke wie „göttliche Öffnung“ und „unteres Bett der Schönheit“.

Auch die Farbe findet Berücksichtigung, allerdings vorzugweise nur soweit, als hier die Behaarung das ausschlaggebende Moment bildet. Denn die „Rose“ steht einsam zwischen „Pique-Aß, Schönheitpflästerchen, schwarze Liese, schwarzes Loch, schwarzer Ring, braune Madame, Miss Brown, dunkler Punkt“.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Behaarung, denn sie bietet uns eine reiche Auswahl an weiteren Worten dar. Das weiche Haar erinnert an das weiche Fell gewisser Tiere: „der Katze, daneben Angora- und Zibetkatze, wobei auch der Geruchsinn ein Wort mitredet, Kaninchen mit dem Nebengedanken der Fruchtbarkeit, Murmeltier“; und weiter abgeleitet: „Muff, Husarenmütze, Perücke, Federwischer, Pelzhaut“. Aber nicht nur ein Fell ist weich, sondern auch das Moos; daher „Moosrose, moosige Bank, Mooshütte, bemoostes Haupt“. Aus solch einem Worte, wie „Mooshütte“ beispielweise ergeben sich leicht zwei weitere Vergleichmomente, nämlich das des „Ruheplatzes“ und das des „Waldes“. In die erstere Kategorie fallen Bezeichnungen wie „Polster, Schosland, dankbarer Ruheplatz, Nest im Busch“. Dieses letztere leitet uns schon zu der Gruppe über, die man mit dem Kollektivnamen „Wald, Garten, Feld“ belegen kann. Hierzu gehören: „Bushey Park (in Anlehnung an den beliebten, bei Hampton Court gelegenen Ausflugort der Londoner), Haide, der Wald des toten Gehölzes, Frontgarten, Garten Eden, Anger, grüne Wiese, Obstgarten, Petersilienbett, haarige Gegend, der Natur buschiger Schatz, Gehege, flaumiges Stückchen, Kohlfeld, kleines Stückchen Land.“ Auf den „mons Veneris“ deuten die folgenden Benennungen

hin: „Cap der guten Hoffnung, Cap Horn (für uns Deutsche nur verständlich, wenn wir bedenken, daß „Horn" eine englische Bezeichnung für „penis" ist), Haus unter'm Hügel, wunderbarer Hügel, Hügel der Lust". Etwas abseits stehen Ausdrücke wie „haariges Orakel" und „Schwarzwälder Uhr".

Tragen alle diese Bezeichnungen einen vorwiegend äußerlichen Charakter, so sollen jetzt solche folgen, die von der verschiedenartigen Stellungnahme der Beurteiler der Vulva gegenüber Zeugnis ablegen. Kann es uns da Wunder nehmen, daß die Zahl ihrer Verehrer die der Verächter bedeutend überwiegt! Darum sei auch den ersteren der Vortritt zugestanden. Den Reigen sollen diejenigen eröffnen, die in ihr eine Art Heiligtum erblicken und sich ihr mit überquellender Begeisterung nahen. Sie finden Worte, wie: „Himmel, Heiligtum, Paradies, der heilige Ort, das himmlische Reich; Kapelle, Sakristei, Kanzel, Tempel der Venus, Altar, gleichviel ob der Ehe, der Liebe, der Lust oder der Venus." Sie ist ihnen die „Mutter aller Heiligen und aller Seelen, ein Amulet, das Beste in der Christenheit". Etwas weniger Überschwengliche bezeichnen die Vulva in richtiger Erkenntnis ihrer Machtstellung als „das ABC, das Alpha und Omega, die Axe (um die sich alles dreht), den teuersten Körperteil, das fleischliche Idol, die Anführerin, das Kleinod, die Königin oder das Loch der Löcher, das Schloß aller Schlösser, das Meisterstück, die Glückspinne, das Unvergleichliche, das Tor zur Wonnekammer, die Liebe-Schatzkammer, das Allerschönste, den Mittelpunkt des Entzückens, den Thron des Vergnügens, die wundervolle Lampe". Ein Skeptiker war der Erfinder des Namens „der best-schlimmste Teil". Einem anderen dagegen ist sie sein „Faktotum". Und daß er in dieser Ansicht nicht allein steht, beweist die große Anzahl wirklicher Kosenamen. Da finden wir „Schönheit, Herzenfreund, Kamerad, Kätzchen, Äffchen, Hühnchen, Häschen, Mäuschen, Miez, Ringeltaube, Kropftaube; Liebstes, Zuckerbecken, Herz, Schwarm, Schelm, Liebeliebling". Auch Mädchennamen werden zum Vergleich herbeigezogen. So in „Fanny, listige, holde Fanny, Kitty, Lady Jane, Tante Mariechen, Gretchen, Mary-Jane, Miss Laycock, juckende Jenny". „Schöne Sache, schönes Mündchen, Maßliebe, Lieblingstück, süßes Heim, Elfenbeintor, Mädchenblüte, Damenstern (auch Stern überm Strumpfband), Lebensleckerei, kleine Schwester, Niedlich, Naseweis, Endzweck der Liebe, Leckermaul" sind weitere hierher gehörige Ausdrücke.

Speziell für den Franzosen ist sie die „kleine Ergötzlichkeit“ und das „kleine Ich-weiß-nicht-was“.

Gering ist, wie gesagt, die Anzahl derer, die nur Worte der Verachtung und Geringschätzung finden. Sie bezeichnen sie schlechtweg als „das Ding, das Biest, Dreck, Kleinigkeit, Kinderei (natürlich mit Doppelsinn), was Warmes, Käse, Besen, Hexe, Schlumpe, alten Hut, großes Maul, Schnauze, bequeme Gelegenheit und Ware“. Und dieser aus dem Worte „Ware“ hervorgehende Begriff der Vielseitigkeit zeitigt noch eine ganze Menge speziell für die „vulva der meretrix“ geprägter Bezeichnungen: „Bazar, Hotel, Baracke, Garnison, Schilderhaus, Pfandhaus, Zollhaus, Sprechzimmer, Galanterieladen, Post, Stall, Bienenkorb, Fleischmarkt oder Fischrogenmarkt, Beichtstuhl“. Außerdem: „Almanach, Brevier, Schuldenbuch, Taschenbuch; Broterwerb, Gelderwerber, Portemonnaie“.

Dies führt uns zu denjenigen Namen, die sich mit der Bestimmung der Vulva beim Zeugungakt und dann als Flüssigkeitausscheidungorgan befassen. Naturgemäß ist auch hier die erstere Kategorie die größere. Gewissermaßen als Auftakt oder Ouvertüre möchte ich einige wenige Ausdrücke, die von der ihr innewohnenden Reizfähigkeit handeln, anführen. Sie wird da mit einem „Bissen“ oder „Köder“ verglichen, für den häufig auch ein „Stückchen Fisch, Jam, Fleisch, Lamm, Schweinchen“ gesetzt wird, oder auch „ein Stückchen an der Gabel“. Man spricht ebenso von einem „kleinen Kuchen“ oder „Imbiß“. Noch anderen ist sie „das Zauberbuch, das Gelüste, die offenen Reize, der Magnet, der Mittelpunkt der Anziehungkraft oder der Seligkeit“. Mit besonderem Hinweis auf die Clitoris werden Wortbildungen, wie „Kitzel-Thomas“ oder „Kitzel-den-Jungen“ angewandt.

Auf die Bedeutung als Wahlstatt der Liebeschlacht beziehen sich aber nun die folgenden zahlreichen und fantasiereichen Benennungen: „Butterfaß, Meierei, Tretmühle, Kochmaschine, Hummertopf, Bratenwender, Mahlmetze, Trichter, Flasche, Feuergrube, Schmelzofen, Triebwerk, Mühle, Werkzeugkasten, Instrument, Löschhorn, Gießform für den Piephahn, Liebebrunnen, Liebeambos, Liebekredenztisch, Beschlag, Loch der Befriedigung, Bergwerk der Lust, Stoßquadrat, Feinspinnmaschine, Muskete, Schießscheibe, Cupidos Schießstand, glückliches Jagdgefilde, Wildbahn, Schlachtfeld, Ringplatz, Batterie, fruchtbarer Weinberg, Hafen der Hoffnung, Vergnügungplatz, Salon des Vergnügens, Pflanzschule,

Stehplatz für einen, Stadt der Liebe, Stachelbörse, Geige, Trommel, Hodenrassel, Heuscheuer, Wunderlampe, Liebelampe, Liebekästchen, Nähkästchen, Liebekorridor; Brutplatz, Kindermacher, Fleischerladen; Hahn-Halter, Mann's Falle, Maulwurffänger, Raspel, Aalschinder, Stachelschinder, Pinselschinder, Ziegensauger, Samensauger, Melker, Saftspender, Schaummacher; Priaps Lager, Wiege; Endpunkt der sentimentalen Reise; Blume des Beischlafs; Gentlemans Vergnügunggarten; Haltepunkt (am Wald); Pflaumenbaum; Weg zur Taufe; geiles As; Regenschirm".

Auf die Funktion der Vulva als Harnorgan nehmen die folgenden Bezeichnungen bezug: „Ausguß, Gußrinne, Gosse, Ablaufröhre, Wasserloch, Schleuse, Kanal, Traufe, Bach, Quell, Pißrinne, Pipi-Macher, seltsamer Strom, Stadt am Strom, lebende Fontäne, Wasserkrug, Saucière, Wasserbüchse, Humpen Flüssigkeit" und mit Anklang an den Liebeakt „Liebefontäne, Entenpfütze, Wassermühle, Pißanstalt".

Soweit also die Ausdrücke, die sich an die Loch- und Spaltgestalt der Vulva anschließen; soweit diejenigen, die das Zeugung- und Pißorgan behandeln. Aber noch ist's damit nicht genug. Eine ganze Anzahl restiert, die sich unter die nach vorstehenden Gesichtpunkten Gesammelten nicht einreihen läßt und die man höchstens unter dem Kollektivnamen „Varia" vereinen könnte. Ich nenne folgende: „Abrahams Schoß, Adams Eigentum, Aphrodisischer Tennisplatz, Mittel und Wege, Stoß und Treffer, Verbrecherkolonie, Buchbinders Frau, Geburtzertifikat, Spielzeug, Eckschrank, Immergrün, Fisch, Planmacher, Vorderkastell, Fort, Festung, Jack Straws Schloß, Hans Carvels Ring, Jakobleiter, Hühnersteige, kleiner Platz, wohin Onkels Faulenzer geht, Nachteule, Natur, Ungezogenheit, Heimlichkeit, Kreisel, Meise, Hazardspiel, Kompaß, Knöpfchen, Vorder-Popo, das Schloß des fidelen Kerls, Labyrinth der Begierden, Salbeiblatt, Zeiger der Sonnenuhr, Harnisch, Haushaltung, Pergament, Tisch, Thermometer, Theater der Natur.

XLII. Rumänisches (walachisches oder dakoromanisches) sexuell-skatologisches Glossar.

Aus dem Munde der Unteroffiziere Cornel Cârstean, Leontie Mitrofanovici, Basil Felescu, Aurel Tarangul und Simeon Berariu (sämtlich aus der Bukowina).

Aufgezeichnet von Prof. J. K.

Vorbemerkung; Die angeführten Rumänen haben mir die Versicherung gegeben, daß die hier angegebenen Wörter nicht bloß in der Bukowina, sondern auch in Siebenbürgen, im Banat und in Rumänien gebräuchlich seien.

Aussprache: é = e͡a; ó = o͡a; ĕ, ă, â, î, ê sind dumpfe Vokale, die man sich von Rumänen vorsprechen lassen muß.

c vor e, i = slawisch č, deutsch tsch; sonst = k.
g vor e, i = slawisch dž, sonst = g.
j = slawisch ž.
s immer = deutsch ß, ss.
z = slawisch z, deutsch s wie in „lesen", „Rose".
ţ = deutsch tz, slawisch c.
ş = deutsch sch, slawisch š.
ch vor e, i = k.
gh vor e, i = g.
ḑ wie slawisch z, deutsch gelindes s.
cia, cio, ciu = slawisch ča, čo, ču.

Penis: 1. mädular(i)ul bärbätesc „männliches Glied oder noch wörtlicher „Glied des Bärtigen".
2. cal „Pferd, Roß".
3. ciolan „Knochen".
4. mägulie „Knebel"; „Schmeichler".
5. mäträgúnä „Alraunwurzel".
6. púlä — (nach O. Densusianu aus lat. pubula von pubes).
7. puţä[1]) (namentl. von Knaben) Ableitung von putus „Knabe".

Cîrcumcidere: a täia împrejur; circumcisio: täiere împrejur.

Glans penis: 1. sgämboi.
2. cápul púlei „Kopf des Zumptes".

---

[1]) Bedeutet auch „Kindchen". Von puţă ist abgeleitet puţóiŭ = Rotzbube.

3. căpăţîna } púli = „Kopfende } des Zumptes“.
4. vîrful } „Spitze }

Sperma, semen: seminţă (semênţă) [de om] „Same [des Mannes]“.
Scrotum: 1. púnga boáşelor „Beutel der Hoden“.
2. boáşe (Plural) „Beutel“.
3. trăistă „Tornister“, „Rucksack“.
Testiculi: 1. coádie[1]) (Singular coiu) aus lat. coleus „Hode“.
2. boş (bosiu).
Praeputium: 1. pelcică. 2. prepuţul.
3. pălăria puţei „Zumpthut“.
4. căciula puţei „Zumptmütze“.
Frenulum: aţa puţei „Zumptzwirn“.
Sperma: sĕmênţa (sămînţa) de om „Mannessame“.
Vesica urinalis: băşica udului „Blase des Harnes“ (auch beşica).
Pediculi pulis: 1. pĕdúchi laţ „breite Läuse“.
2. blêndeúşchi.
Penis mihi erectus est: pula m' stă „der Zumpt steht mir“.
Virginitas: 1. fecioriă. 2. fetîă.
Virgo: 1. fecioră. 2. vĕrgură, vergină. 3. jună.
Cunnus: 1. găinúşă „Rebhuhn“, „kleine Henne“, „Hühnchen“.
2. pizdă (pisdă) aus dem Slawischen.
3. cinste (aus altsl. čęstĭ) „Teil, Stück“.
4. bortă „Loch“.
5. pădúre „Wald“.
6. văgăună „Scheide“.
7. parte ruşinoasa „Schamteil“.
Labia pudenda: buze[le] „Lefzen“.
Clitoris: 1. giupîn, jupân „Herr“.
2. lindic(u) aus latein. landica = clitoris, welches aus glandica = „eichelförmiges Ding“ entstellt ist.
Mons Veneris: 1. luncă „Wiese“ (aus altslow. lonka).
2. muntele vinerei „Venusberg“.
Leistengegend, Weichen, Schambug: vintrea.
Mammae: 1. ţîţă „Zitze“. 2. meri de rai „Paradiesäpfel“. 3. găt. 4. piept „Brust“; 5. sin „Busen“[2]).
Papilla mammae: gurguiul ţîţei „Röhrchen der Zitze“.
Mammosa, vollbrüstig: ţîţoasă „großduttelig“, mameloasă.

---

[1]) Davon coáile pópii „Pfaffenhoden“ = Stendelwurz.
[2]) Die Rumänen in Istrien sagen auch úžer „Euter“.

concipere: a rĕmăne(a) grea „gravidam fieri", a se îmbţoroşa „ingravidari".

filius illegitimus: copil din flori „Blütenkind".

abortivum: mijloc de avortare „Mittel zur Abtreibung", doctorie de perḑanie „Arznei zur Abtreibung".

Frucht abtreiben: a ucide pruncul „die Frucht töten", a face să pearḑă pruncul „machen, daß die Frucht zugrunde gehe".

Abtreibung: 1. abort silit „gewaltsamer Abortus". 2. lepădatúră făcută „gemachter Abortus".

abortus: 1. perḑanie (lat. perdere mit slav. Formans!) 2. perdere. 3. avort (abortŭ). 4. lepădătură (bes. vom Vieh).

abortieren: 1. a lepăda „auswerfen". 2. a aborta.

hermaphrodita, Zwitter: fătărău, feteléu (von fată = Mädchen).

Mondkalb: crisnic (slaw. Lehnwort).

monstrum, Mißgeburt: pocitură, monstrŭ.

coire cum animalibus (bestiis): a corci (Präsens: corcescu).

Bastard, species hibrida: corcitură, porcitură.

gravidam reddere: a ingreuna „beschweren". a îngreca „belasten".
a imborţŏşa.
a face grea „schwer machen".
însărcinéz „befruchten" (von sarcină „Leibesfrucht").

graviditas: ingreunare „das Schwersein".
îmborţoşare.

gravida: 1. ingreunată „beschwert, geschwängert". 2. insărcinată „befruchtet". 3. împovorată „belastet". 4. borţoasă. 5. teroasă. 6. greá „schwer". 7. îngrecată. 8. plină „voll, gefüllt".

gravidam esse: a fi insărcinată.

gravidissima est: 1. ea este aproape să nască „sie ist nahe am Gebären". 2. ea se apropie de sorocul când trebue să nască „sie naht dem Termin, da sie gebären muß". 3. Greă mare „großschwer".

pica, Gelüst der Schwangeren: dorinţă „Schmerz, Sehnsucht".

párere, gignere: 1. a nasce (sprich: našte).
2. a face [un copil] „[ein Kind] hervorbringen".

partus, Geburt, Entbindung: facere „das Machen"; nascere „Gebären".

geboren werden, nasci: a se nasce.

Geburtwehen: 1. răsuri.
2. dureri de facere „Schmerzen des Gebärens".

Menstrua; 1. rînduri (rânduri) „Regeln" vom altkirchenslw. rendŭ „Ordnung".
2. regule „Regeln".
3. fire(a) „Natur".
4. soroc(ul) „Periode, Frist" (aus kirchenslaw. sŭrokŭ).
5. Kombinationen aus Nr. 2, 3, 4: soroc la regulă „Termin in der Regel"; firea soroculni „Natur der Periode", sorocul la lună „Mondperiode, Monatfrist".

Menstrua habere: a avea la fire „nach der Natur haben".

uterus: 1. mitră aus griech. μήτρα. 2. găoáce[1]). 3. sgau. 4. matcă (slawisch).

fluor albus; poală albă „weißer Schoß, weißer Weiberrock".

coire, futuere: 1. a fut aus latein. futuere.
2. a se mîrli (ursprüngl. von Schafen gesagt) „wetzen".
3. a goni[2]) (ursprüngl. von Rindern gesagt) „bespringen".
4. a incălica (ursprüngl. von Pferden gesagt) „beschälen".
5. a calca (ursprüngl. vom Hahne gesagt) „treten".
6. a freca „reiben".
7. a se culca [cu X. Y.] „sich niederlegen oder schlafen gehen [mit einer]".
8. a se pui „Junge machen", von puiu = pullus, ein Junges.
9. a se împărechia „sich paaren".

Coitus: 1. împarechiare (împarichére) „Paarung".
2. împreunare trupească „leibliche Vereinigung".

Nachwehen: dureri după facerea „Schmerzen nach der Geburt".

Mutterkuchen: plăcintă mumei „Kuchen der Mutter".

Wochenbett: patŭ de lehuză „Bett der Wöchnerin", lehuzie (griech. Lehnwort).

Wöchnerin: lehuză; ţînără mamă „junge Mutter".

eine Frau entbinden: a moşi o femée.

obstetrix: moaşă.

Nabel: buric(u) (aus latein. umbilicus).

Ein Liedchen:

Le facĭ leli dupa soba? =	„Was machst du, Dirne, hinter dem Ofen?"
Bilesc pizda şi o fac dobă,	„Ich ziehe die Futhaut ab und mache daraus 'ne Trommel,
Şi lindicu ciocanele se	Auf daß der Kitzler wie ein Hämmerlein
Bat în dobă cu iele.	Auf die Trommel schlage!"

[1]) Ursprünglich und eigentlich „Muschelschalen" (Plural).

[2]) Hierzu das Hauptwort goniţă „vacca coitum appetens"; beide Wörter sind serbische Lehnwörter (aus goniti se und gonica).

Liebe, amor: 1. iubire (Lehnwort aus slawisch ljubiti); auch
2. dragoste ist slaw. Lehnwort.
concubitor: tovareş la culcat „Genosse des Lagers“.
concubinatus, „wilde Ehe“: posădnicie.
concubina: 1. ţiitoare .... 2. întreţinută „femme soutenue“.
3. posadnică (slaw. Lehnwort).
libido sexualis: 1. căldură „Hitze“.
2. infierbinţeală „Glut“.
3. dragoste „Liebe“.
4. aprindere „Erhitzung“.
Schürzenjäger: muierélnic.
weibersüchtig: muierátic.
adulterium: précurvie (slaw. Lehnwort).
adulter: précurvar.
adultera: précurvă, adulteră.
libidinosus, geil: 1. aprins „entflammt“.
2. rîncáciu, ursprüngl. „einhodig“ (vom Pferde gesagt).
3. infierbinţat „entflammt, glühend“.
Schlampe, Halbhure: 1. tirfă.
2. scorţotină, scorţolină „der Hure ähnliches Weib“. 3. dubină.
violare, stuprare: 1. a silui (aus dem Slaw.) „vergewaltigen“.
2. a ruşîna „schänden“ (von ruşînă „Schande, Scham“).
ulcus (Schanker): şanchĕr.
gonorrhoea: 1. sculament, scurament „das Rinnen, Tröpfeln“.
2. gonoree, auch 3. triper.
syphilis: mala franţă „französisches Übel“.
2. frenţe „Franzosen“.
3. sifilis.
syphiliskrank: 1. molepsit[1]) de frenţe „durch die Franzosen verpestet“.
2. frenţit „französiert“.
bubo: buboiu.
hernia: 1. boşorogire. 2. surpare.
3. vătămat[úră] „Läsion“ von vătám „lädieren“.
herniosus: boşorog. Herniosum reddere: a boşorogí.
impotentia: neputinţă „Unvermögen“.
impotens: neputincios „unvermögend“.

---

[1]) Lehnwort aus dem neugriech. Aorist „ἐμόλευσα“, sprich: emólefsa.

pediculi pubis: 1. blendeúşchi.
2. pĕduchi laţ „breite (flache) Läuse“.
castratus: 1. scopit, scobit (slaw. Lehnwort) „entmannt“.
2. fără boaşe „ohne Hoden“.
3. castrat „kastriert“.
4. famĕn(u), famăn „Eunuch“.
castrare: 1. a scopi, a scobi (slaw. Lehnwort) „entmannen, verschneiden“
2. a jugăni.
3. a face famĕn „zum Eunuchen machen“.
4. a castra „kastrieren“.
meretrix: 1. curvă (Entlehnung aus dem Slaw.).
2. prostituată „Preisgegebene“.
3. ţolină.
4. fată de plăceri „Mädchen der Freuden“.
5. femee publică „öffentliches Weib“.
6. haită „Aas, Luder“.
7. rufă (vielleicht zu venezian. ruffa = Grind, Aussatz?).
8. caţană „Hündin“.
9. puiţă „läufige Wölfin“.
lenocinium: pezevenclîc (türkisch) „Kupplerei“.
lupanar: 1. casă de curve „Hurenhaus“.
2. bordel.
3. casă de prostituţiune „Haus der Preisgebung“.
vita meretricia: viaţă curvărească „hurerisches Leben“.
leno, Hurenwirt: pezevenchiu (aus dem Türkischen).
lena, Hurenmutter, alma mater: pezevenche (türkisch!).
fornicator: curvar(iu) (slaw. Lehnwort).
fornicatio: curvie, curvăsărie (aus dem Slawischen).
fornicari: a curvăsări; a curvi (Präsens curvesc).
Hurenkind, filius meretricis; copil de curvă, Kind einer Hure.
copil de nouĕ taţĭ „Kind von neun Vätern“.
cacare: a [se] căca, a balega.
bescheißen: 1. a mănji cu scărnă „mit Dreck besudeln“.
2. a îmbalega.
merda, stercus: 1. scărnă. 2. tină. 3. căcat „das Gekackte“.
4. noroiu. 5. murdăriă. 6. merd(u). 7. gunoi(u) „Dünger, Mist“.
8. baligă, balegă.
cacator, Scheißer: om căcăcios „scheißerischer Mann“.
grumus merdae: grămadă de noroiu.
merdosus, dreckig: 1. murdar. 2. tinos.

diarrhoea: treápĕd „das Laufen, der Trab".
podex, anus: 1. dobă „Trommel". 2. noádă (von nodus). 3. dos „Hinterteil."
4. cur „Arsch". 5. şeḑút „Gefäß".
natis, Arschbacke: bucă [şeḑutului] „Backe [des Hinteren]".
Nachtgeschirr: 1. oală „Topf". 2. revariu. 3. ţucal. 4. cumar.
Abort: 1. iaşitóre, éşitoare „Ort des Hinausgehens".
2. îmblătóre, umblăteare (aus ambulatoria) „Gang".
3. privată „heimlicher Ort". 4. chenéf, cheneaf (türkisch).
5. retiradă „Rückzugort".
Abortputzer: vidanjor, curăţitor de iaşitóre.
urina: 1. pişăt, pişat „das Gepißte". 2. ud (aus magyar. hud = Harn).
mingere: 1. a [se] pişa „pissen". 2. a si face udul „Urin machen".
3. a iăşi (ieşi) cu udul „mit dem Harn hinausgehen".
4. a face apă „Wasser machen". 5. a lăsa udul „Harn ablassen".
urinatio: curgerea pişĕtului „Rinnen des Harnes".
urinator, Brunzer: pişorcă.
pedere, farzen: 1. a se bĕşi, Präsens băş vom lat. visire, vissire.
2. a da bĕşine (flaturi, vênturi) „Fürze (Blähungen, Winde) von sich geben".
crepitus ventris: 1. bĕşină[1]) vom latein. visire „farzen".
2. vênt „Wind". 3. flat „Blähung".

XLIII. Litauisches erotisch-skatologisches Glossar.

Zusammengestellt von Prof. J. K.[2])

Ântdrapaniai, ântdrapanes, antdrabužiū „quae sunt in vestibus" = menstrua.
appiauklas = praeputium abscisum.
appiáustīmas = circumcisio; appiáustīti = circumcīdere.
apsieržiluo͡ti = penem recipere in vulvam (urspr. von der Stute).
apsikekšáuti = fornicatione gravidam fieri.
Báltos ântdrapanes „album in vestibus" = fluor albus.

---

[1]) Der Bovist (Pilz) heißt rumänisch bĕşina porcului „Furz des Schweines" (sein deutscher Name bedeutet „Bubenfurz").

[2]) Gewährmänner: 1. Friedrich Wokulat, Agent in Görz. 2. Wilhelm Bartkus, Privatlehrer in Königsberg (schriftlich, durch Vermittlung des Herrn Wokulat).

baltsubínis = podice albo praeditus (für Weiber schmeichelhaft).

bambâbendris „particeps umbilici", i. e. qui alterius coniugem futuit (von bámba = Nabel).

bêz[d]as, bêz[d]alas = stiller Fist.

bez[d]âlius = still fistender Mann.

bezdìne „locus pedendi vel visiendi" (Fistort) = anus, culus.

bezdéti = fisten, bezdéjimas = das stille Fisten.

bŷbis = penis.

bìzdžius = stiller Fister.

bobmudere = obstetrix.

bôstras = spurius, Bastard.

bôstarka = spuria, notha; auch bosrêle, bostruke.

brùkti „in eine enge Ritze zwängen" = futuere.

builis „taurus admissarius" = großer „Steiger".

bulis = natis, Arschbacke; Plural bùlīs = podex.

bulêle, bulìke, bulùže = Ärschchen.

buliu͡ótis = penem recipere in cunnum (urspr. von der Kuh).

čjêsa: jì sâvo čiêsa tùr „suum tempus habet" = sie hat ihre Menstruation.

čjumbas = uterus.

devīntévis „novem patrum filius" = filius meretricis.

devīnmotêrius „qui cum novem mulieribus coit" = großer Steiger.

Didpape = mulier mammosa, vollbusiges Weib.

dīkpisîs „qui frustra coit" = kinderloser Gatte.

drâgantas, drigantas „equus admissarius" = großer „Steiger".

francûzai „Franzosen" = Syphilis.

filtsliūze = pediculus pubis (deutsches Lehnwort).

gašlùs, gašlìngas = lascivus, libidinosus, salax.

gašlìngùmas = salacitas, Geilheit; auch gašlùmas, gašlîste.

gašléti = libidinosum esse.

susi-gáuti = concipere.

géda = pudenda, genitalia.

gimdîti = gignere; gimdîtinis = zeugungfähig, fruchtbar.

gimdîste = partus, Niederkunft.

gvoltavóti = notzüchtigen.

ìšjoda „sehr abgeritten" = meretrix maxima; auch výrū ìšjoda „von Männern geritten".

išgriáušk „erode [culum]" = lambe mihi anum!

ìškekšinis (femin. -ne) = natus (nata) e meretrice.

ìšmanginis = filius illegitimus.

ìšpiautìnis = castratus.
ištrìktis „sich verhauen, fehlhauen" = abortieren.
ìšvadžjótojis = Verführer.
kárpa = papilla, Brustwarze.
karpisîs = qui vaccam futuit.
karpôčjus = Hurenjäger.
kâtpaučiai „testiculi felini", „Katerhoden" (Name einer Pflanze).
kekšáuti = fornicari; apkekšáuti = ein Mädchen verhuren.
kekšâvimas = fornicatio; auch kekšîste.
kekšininkas = fornicator; auch kekšáuninkas.
kêkše = meretrix; kêkšjū bùtas „domus luparum" = lupanar.
kekšìngas = meretricius; auch kêkšiškas.
kêkšinti = 1. puellam meretricem reddere; 2. ein Weib „Hure" schelten.
kekštì = meretricem fieri.
kevekštīs (femin. -te) = natus (nata) e meretrice.
kiaulsnùkis „Schweinemaul" = Zotenreißer.
kīliuóčius = herniosus; meist kuiluótas.
klínas = hernia.
kráujo plūdìmas = „des Blutes Überfließen", id est: menstrua.
krêkintis = subare, brünstig sein (von der Sau aufs Weib übertragen).
krūtìne, krūtìs = mammae, sinus.
krūtìnga = magnis mammis praedita, mammosa, vollbusig.
kûdikju susigáuti „Kind bekommen" = concipere.
kûdikjo namâi „Kinderwohnung" = uterus.
nâmas kûdikjo „Haus der Kinder" = Nachgeburt.
kulìs = 1. testiculus; 2. scrotum; 3. uter (Schlauch).
kúno plevêle „Leibeshaut" = praeputium.
kûno rīkaî = genitalia.
kùlas, kulà = hernia; kùlā tùrīs = herniosus.
kùrva = puella incasta; lupa, fututrix (slawisches Lehnwort).
kûšbendris „particeps cunni" = Hahnrei (da er die Vulva seiner Gattin mit einem anderen teilen muß).
kūšîs = 1. cunnus; 2. pili (Haare) circa cunnum.
lappisîs = „qui cum vulpibus fornicatur" (Schimpfwort).
mârtmerge = „ledige" Mutter; auch mergmarte.
maušti = libidinosam esse (von der Kuh aufs Weib übertragen).
mergîste = virginitas.
mergìšius = prosectator virginum.

mergâvajkis, mêrgvaikis „Mädchenkind“ = Kind einer „ledigen“ Mutter.

mîšti (Präsens mēžù) = mingere, meiere; susimîšti = sich bepissen.

mīžìmas = mictio; mīžalaî = urina.

mišìnis = 1. Zwitter; 2. Mischling.

mìžius, mižnius, mīžâlius = Bettpisser.

mīžalpuodis = „Pißtopf“ = Nachtgeschirr.

mīžêklis „mictor“ = penis.

mìže, mìžia = 1. mictrix; 2. cunnus.

mótervyris „mulier-vir“ = Zwitter.

moteráuti = mulieres (et puellas) prosectari.

mudere = Hebamme.

nâktpuodis = Nachttopf.

n(e)ap(i)piáustīmas = 1. praeputium non circumcisum; 2. homines non circumcisi.

neščià „ferens“ = gravida; n. pastóti = gravidam fieri.

nevaisìnga = sterilis (mulier).

nevaisingîste = sterilitas (mulieris).

nevâlīti = per vim stuprare; auch nevâlē daríti, wörtl. „Zwang antun“.

neviêžlības = incastus; neviežlībîste = incastitas.

nogsubìnis = podicem nudum gestans (monstrans).

nugvoltavóti = notzüchtigen; nugvoltavójimas = Vergewaltigung eines Mädchens.

nusilêngvinti „sich erleichtern“, i. e. cacare.

nuóvalos, nuovalaî = Nachgeburt; von nuo = weg, und valíti = reinigen.

nužáisti, auch apžáisti = gravidam reddere; futuere.

pabulîs = quod est apud nates = Windel.

padrâubelis = fututor.

pagedījimas = masturbatio.

palaida[vimas] = fornicatio.

palaidaviete „locus fornicationis“, „Fickhaus“, = lupanar.

pâpas = papilla, Brustwarze.

pasīlīti = per vim stuprare.

paûtas = testiculus; Plural paûtai auch = penis cum testiculis.

pâvainikis „sub corona conceptus“ = unehelich.

pérsti (Präsens pérdžiu) = pedere, visire, farzen.

pérdimas = das Farzen; pirdis, pirdulîs = crepitus ventris.

pirdà, pirdžius = Farzer, homo, qui multum pedit.

pīzà, pīzdá, pìze = cunnus, feminale.
pramérkti = den „Jungfernkranz“ einbüßen.
priegdininke = concubina.
pìsti (Präsens pisù) = futuere.
priéguolis = coitus; auch priguléjims.
priémote „Nebenweib“ = concubina.
pribuvejà „quae adest“ = obstetrix.
priéuode, príuode = praeputium.
príglobstis = 1. amplexus; 2. sinus, Weiberbusen.
priêguls, priguléjas „qui iuxta iacet“ = concubitor.
priegulà, prigulejà, prigulka = concubina.
priguléti = coire, concumbere.
prisiglaûdele „die sich Anschmiegende“ = concubina.
prišikbuksvis = „Hosenscheißer“.
pūslê = vesica urinalis.
pusiáunaštis, pùs[iáu]rakis = Mitte (Hälfte) der Schwangerschaft.
pūstpisîs „qui frustra futuit“ = kinderloser Ehemann.
puzrà = hernia; puzruótas = herniosus.
rómīti = castrare; rómītas = castratus.
rómījimas = castratio; rómītojis = castrator (hingegen heißt der Sauschneider romìkas).
salduodêge „süß-brennend“ = lüstern, geil (von Weibern).
senóji „mulìer vetus“ = Hebamme.
skalbiákai „Spülung, Waschung“ = menstrua.
sravà „das Sickern, Rinnen“ = menstrua.
srutà = 1. Mistjauche; 2. urina.
stubšikîs = Zimmerscheißer.
subìnšluoste = Arschwisch.
subinê = anus, After; išlùpk [mán] sùbine (= lambe mihi anum).
sunkì „gravis“ = gravida.
susišìkelis = Scheißkerl.
susigavìmas = conceptio.
suvadžiotójis (fem. -toje) = leno, (fem. = lena).
suvístītoja „Windelweib“, d. i. = Hebamme.
svetimlove „Fremdbetterin“ = Ehebrecherin.
šárvai „Rüstung“ = menstrua.
šêšios = Kindbett; šešiáuninke = Kindbetterin.
šikalaî = 1. merda, stercus; 2. defaecatio; šìkti = cacare.
šikâlius, šìknius = Scheißer; šikìne, šiknà = anus, After.

šikininkas, šikinīčjà „domus cacandi" = Abort.
šìkinti = efficere, ut aliquis cacet.
šimtakójis, -ja [utelê] „[pediculus] centum pedibus praeditus", i. e. pediculus pubis.
šúdas = merda; šúdinas = beschissen, dreckig, merdosus.
šudínas = grumus merdae; šūdinéti = 1. vivere in merda; 2. Dreck aufklauben.
šùnjoda „von Hunden Gerittene" = archimeretrix.
tarpsubinis, tarpšikinis = insectum podicis, Arschkerbe.
tredà, trìde, triedìmas = diarrhoea.
skīstì viduriaî „intestina tenua" = diarrhoea.
tôs diênos „idem dies, dieselben Tage", = graviditas.
trìdžius, triedâlius = „qui saepe habet diarrhoeam" (ein Schimpfwort).
triésti = starke Diarrhöe haben; pratrîsti = plötzlich starken Durchfall bekommen.
trêdalas = merda tenuis.
trêsti = libidinosam esse (von der Hündin aufs Weib übertragen).
tursóti = mit vorgestrecktem Arsch stehen oder kauern; pasitûrsinti = sich mit vorgestrecktem Arsch vor jemanden hinpflanzen (Zeichen der Verachtung).
vainìkas = 1. corona; 2. virginitas, Jungfernkranz.
vaisìnga = fruchtbar (von Weibern).
vaîsti = concipere.
Vándenī nusiléisti „Wasserablasen" = mingere.
venčjavonîste pérženkti „Ehe übertreten" = ehebrechen.
vyrmotêris „vir-mulier" = Hermaphrodit.
vīkâdas, zokâdas = Abort.
Žáisti „spielen" = futuere, coire.
žiedaĩ: balti ž. „flores albi" = fluor albus.
žindinîčja = Säugamme.
žīvâtas = uterus, venter matris.
žmogenà „humana [res]" = merda, stercus.

XLIV. Erotisch-skatologisches Glossar der Zigeunersprache.

Nach Angaben der Zigeuner Johann und Maria Hudorović in Pogánce bei Rudolfswerth in Unterkrain zusammengestellt von Prof. J. K.

Vorbemerkung: Der Zigeuner Johann Hudorović und dessen Weib Maria teilten mir mit, daß die Roma (so nennen sie sich selbst) in der Fastenzeit[1]) den Coitus nicht ausüben, da es alles eins sei, ob man Fleisch durch den Mund oder auf anderem Wege einnehme oder genieße. Das sollten jene bedenken, die das Gerede von der Sittenlosigkeit der Zigeuner immer wieder aufwärmen. — Auf meine Frage bestätigte mir Maria H., daß die Brüste der Romaweiber, wenn sie die Kleinen säugen, viel mehr als bei den europäischen Völkern anschwellen. Syphilis ist unter den Zigeunern sehr verbreitet, aber doch nicht so sehr wie Scharlach.

---

penis: 1. kanró, ursprüngl. = „Stachel". — 2. kār, kári eigtl. „Dorn" (davon barékaréskoro „großen Zumpt besitzend"). — 3. kūr.

scrotum: péle. [Džuklano péle = „Hundhode" = Kartoffel].

testiculus: 1. peló[2]). 2. (v)andó, (v)anró, wörtl. = „Ei".

kastriert: bipelengero „ohne Hoden".

coire, futuere: 1. mindžéda (von minč = vulva). 2. biavel. 3. kurel „stoßen", auch kur.

coitus: pujár.

meretrix: 1. mindžédiní (wörtl.: „die gevögelt wird"). 2. lumní, auch lubní. 3. kelavdí „die spielen läßt".

fornicator, Bordellgast: 1. lubnikâno. 2. pirjano, eigtl. „Geliebter". 3. lobar.

hurerisch: lubiháro; huren: pirjav.

fornicatio: pirjaibé.

Regimenthure: saskína.

Geiles Weib: grasní = „Stute". Geiler Mann: kurro „Hengst".

vulva: mindž, minč (davon sanné-mindžákoro = „kleine Futt habend"), auch minsk. Diminutiv mindžorí = Füttchen.

gravida: phari; khabní, khámni; schwängern: khabňar.

Schwangerschaft: khabnoibé. Schwanger werden: khabňo.

Geburt: ben.

---

[1]) Die anderen katholischen Völker hingegen enthalten sich des Coitus höchstens an Quatembertagen, so z. B. die Slovenen; bei diesen existiert das Schimpfwort Kvátrna pízda = „Quatemberfotze" für ein Weib oder Mädchen, daß sich sogar an solchen Tagen gebrauchen läßt.

[2]) Davon pélengeri „Hodenfrucht" = Kartoffel.

gebären, erzeugen (Kinder): 1. džan. 2. silinel. 3. loče, lodže. 4. ben.
Wöchnerin: lehusica, leahúsa.
Brüste des Weibes: 1. čučí[n]. 2. brek[o] mit Dimin. brekoro.
Hebamme: mamí, mamišica.
merda, stercus: 1. gošó. 2. khul, kul [Adj. khulalo].
cacare: chlin, chin, chinavel.
dreckig: khulalo.
anus-podex: bul, bhul, pul [Adj. púleskro].
crepitus ventris: 1. ril, eigtl. „das Trommeln". 2. khan.
ich farze, pedo: me dav rila [„ich gebe Furz"].
Farzer, peditans: rüraló.
urina: mutér[a]. Das Harnen: muteribé.
mingo: muterel, mutrav; paní-keráva = „Wasser machen".
Abort: chindaló „Scheißort", auch chindilnangéro.
Diarrhoe: bugchinípen.
Nachttopf: muteramaskri píri.
ehebrechen: lubekirdaspes.
nudus: nangó.
Jungferschaft: časa.
Jungfrau: rakly.
Sich masturbieren: kuráva.
Zigeunerfluch: del bulí péska da „er soll seine Mutter vögeln!"
Zuhälter, Geliebter einer Prostituierten: minčoró.
Ehe: piáv, sovel (ersteres heißt auch coitus).
Geliebter: piréno oder pirjáno. Die Geliebte: pirni.

XLV. Osmanisches (balkan-türkisches) erotisch-skatologisches Glossar.

Nach Mitteilungen des Handelmannes Hadži Jussuf in Triest zusammengestellt von J. K. in G.

Penis: čük. Cunnus: piče.
coire, futuere: 1. džima etmek „Beischlaf machen", 2. sikyš etmek.
testiculus: 1. tašak (taš = Stein), 2. chysijet.
pollutio seminis: ihtilam.
vesica urinalis: 1. mesané, 2. kavíck.
castratus: 1. tašaksyz, 2. tavaši, 3. chadim (chadym), 4. enenmyš.
castrare: 1. chadým etmék „zum Eunuchen machen", 2. chajé čykarmak.

sperma, semen viri: 1. tochum suji, 2. meni, 3. meni nutfet.
Harnröhre: sidik joli „Urinweg".
urina: 1. bevil (bevl), 2. sidik.
hermaphrodites: 1. chunsá, 2. nermadé.
cunnus: ud jeri, ud jerleri.
mammae, sinus: 1. kudžak, 2. gjöks, 3. sidi, 4. kojun, 5. sada, 6. meme, 7. sine, 8. göjüs.
Brustwarze: 1. emdžek (baši), 2. meme tekmesi.
Wöchnerin: luchuse, lochosa, logusa (griech. Lehnwort).
uterus: 1. rahm (rahim), 2. dul jataji, 3. oglan jatagi „Mädchenmutter".
Jungferschaft: 1. bekjaret, 2. kyzlyk, 3. bikirlyk.
Jungfrau: 1. bekir, bikr, 2. kyz, oglan kyz.
homo cornutus, Hahnrei: 1. kerata[1]), 2. gidi, 3. durzú, 4. kurumsak, 5. kaltaban.
Uneheliches Kind: 1. haram-zadé „illegitimer Sohn", 2. pič, 3. öje, 4. rospu oglu „Hurenkind", 5. veled-i zina „Sohn des Ehebruches".
nackt: 1. urjan (ürjan), 2. čyplak (čeplak), 3. jalyn.
adulter: 1. zani, 2. zinakjar.
gravida: 1. hamile (= tragend), 2. gebbe, 3. jüklü (= „belastet").
graviditas: 1. haml, 2. hamilelik, 3. gebelyk, 4. jüklyk.
menstrua: 1. hajzat, hajyz, 2. ajlyk = „Monatliches", 3. aj baši „Monatsbeginn".
pubertas: 1. bulugijet, 2. evlenedžek jaš.
gignere, parĕre: dogurmak. Partus: dogurluk, dogurma.
abortus: 1. düšyš, düšük, 2. čodžúk düšürmé.
abortieren: düšük etmék „Abortus machen".
Nachgeburt: 1. mešimé, 2. havlá.
obstetrix, Hebamme: ebe. Amme: 1. südana (taja), 2. daja (taja).
coitus: 1. sikyš, 2. džima.
Schändung: 1. kyzlyk bozma, 2. izale-i bekjaret (stuprum) „Verletzung der Jungfrauschaft", 3. rusvaj (risvaj), 4. nebz, 5. lemz, 6. terzil.
stuprare: 1. risvaj etmek „stuprum facere", 2. namuzu bosmak.
meretrix: 1. fahyšé (fahišé), 2. orospu, rospu (rospi), 3. kahpé (kahbé).
lupanar: 1. babullyk, 2. babul-chané.
Prostitution: 1. rospulyk, 2. fahš, 3. kahpelyk (kahbelyk) wörtlich „Hurentum".

---

[1]) Aus griech. κέρατα = „Geweih".

concubina, Maitresse: 1. ödžretlü odalyk „besoldete Geliebte“, 2. odalyk, 3. ojnašma, 4. chalajyk „Dienerin“.

Sinnliche Wollust: 1. šehvat-i nefsanije, 2. šehvet, 3. nefs, nefsi ammare, 4. nefs arzusi, 5. arzu.

wollüstig, geil: 1. atešli, 2. ehl-i safa, 3. ehl-i zevk, 4. nefsani, 5. kajretli, 6. šehvetlü.

Schürzenjäger, geiler Mann; 1. zendost, 2. zenpare (zanpara).

Scheinsprödes Mädchen: yffet füruš bir kari „Keuschheitverkäuferin“.

Syphilis: frengi, frenk ylleti „französische Seuche“.

Zote, Schlüpfrigkeit: 1. fahš, 2. bezaet, 3. hezl.

verführen: 1. ajartmak, 2. baštan čykarmak.

Verführer: 1. ajardidži, 2. azdyridži, 3. baštan čykarydži.

Verführung: 1. ajartma, 2. baštan čykarma, 3. yzlal.

Unzucht, Ausschweifung: 1. zenparelyk, 2. nefsanlyk, 3. nefs, 4. napaklyk, 5. sefihlik.

unzüchtig: 1. napak, 2. arsyz, 3. edebsyz.

Incestus, Blutschande: 1. fügur ül-karabe, 2. zina-ül karabe.

Ehebruch begehen: [irtikjab-i] zina etmek = „[sündhafte] Blutschande begehen“.

Zotenreißer: 1. fahš söjlejidži „Unzüchtiges vortragend“, 2. edebsyz „Unzüchtiger“, 3. chovarda „Schlingel“.

Lustknabe, männliche Hure: pušt.

Sodomiter: 1. luti, 2. kulampara (gulampare), 3. pušt.

Sodomie: gulamparelyk.

circumcidere: etrafyny kesmek „rundherum beschneiden“; als religiöse Zeremonie: sunnet oder sünnet etmek, chatn etmek.

circumcisio: 1. sunnet (sünnet), 2. chatnet, 3. chytan.

circumcisus: 1. sünnetlü, ehl-i sünnet, 2. machtun.

masturbatio: džünübellik.

Sinnlicher Kuß: 1. šeftaly, 2. öpyš, 3. kuble.

fornicatio: zanparelik.

leno: pezevenk; lena: pezevenk-kari; lenocinium: pezevenklyk; lenocinari: pezevenklyk etmek.

podex, culus: 1. makad (mekad), 2. göt.

merda: 1. bok, 2. füzul, 3. nedžaset.

dreckig: 1. pis, 2. murdar.

crepitus ventris: 1. osuruk, osuruš, 2. jel, 3. fiš.

Farzer (Mann): osurgan.

pedere, crepitum ventris edere: 1. osurmak, 2. jellenmek, 3. fiš etmek.

Nachttopf: 1. ördeg, 2. bevildan, 3. havruz.

mingere: 1. čiš etmek „Harn machen“, 2. su dökmek „Wasser vergießen“, 3. išemek.

Abort: 1. memša, 2. ajak jolu (joli) = „Fußweg“, 3. edeb-chane „Anstandort“, 4. kenéf.

cacare: 1. syčmak, 2. hadžet etmek „Notdurft verrichten“, 3. selh etmek, (idem), 4. tegajjüt etmek „Wechsel machen“.

Brunzwinkel: su dökedžek jer „Wasservergießungsort“.

XLVI. Erotisches Idiotikon der Bangallasprache im Kongobecken.

Von W. von der Osten gen. v. Bülow.

Durch die vor einiger Zeit abgeschlossenen Marokkoverhandlungen wurden die Blicke Europas, wie der zivilisierten Welt überhaupt, nach dem Kongo gelenkt, und Zeitschriften wie Tagespresse brachten lange Aufsätze über das von Frankreich an Deutschland abgetretene Gebiet am Sanga und Ubangi.

Da in diesen Gegenden unzählige kleine Bantustämme hausen, von denen jeder seine eigene Sprache hat, so würde sich der Verkehr mit den Eingeborenen ungemein schwierig gestalten, wenn es nicht eine Verkehrsprache gäbe, die von allen Stämmen verstanden und gesprochen wird, nämlich das Bangalla. Dieses Idiom ist die am weitesten im ganzen Kongobecken verbreitete Mundart; man hört sie an der Kongomündung so gut, wie an den Quellflüssen des Kongo; in Katanga, wie im südlichen Kamerun, und sie ist im Begriff, sich immer neue Gebiete zu erobern, denn Angehörige des Bangallastammes sind in ganz Zentralafrika als Köche, Boys und Arbeiter im Dienste des Weißen zu finden.

Die Bangallasprache vermittelt nicht nur den Verkehr zwischen Schwarz und Weiß; auch Weiße bedienen sich dieser Mundart häufig, um sich untereinander zu verständigen, denn da der Kongostaat bekanntlich sehr international ist, so sind so ziemlich alle europäischen Nationen dort vertreten und es ist begreiflich, daß die ungebildeten Elemente der weißen Bevölkerung, wie Handwerker usw. nicht immer des Französischen mächtig sind. Das Bangalla wird aber wegen seiner Einfachheit leicht erlernt und ist

daher durchaus geeignet, den Mangel an französischen Kenntnissen zu ersetzen.

Wie alle primitiven Sprachen, so ist auch das Bangalla verhältnismäßig wortarm und leidet an einem erheblichen Flexionsmangel. Nichtsdestoweniger ist aber das Idiom wegen seines Vokalreichtums sehr klangvoll und klingt aus dem Munde einer Frau oft recht kokett. Relativ umfangreich ist der Wortschatz, der das Erotische betrifft. Hier einige Beispiele:

Anus: monocko na lissocko
Bauch: omma libumu
beschlafen: kulalla na
beschneiden: kokette bindi
bezahlen: kofuta
Cunnilingus: kupelle essolli, kulette essolli
defäzieren: kunene, kunjecke
deflorieren: kussiba na libussu
Ehebruch: bokalli, jambu
entkleiden: kolungula elamba
Erektion: bindi makassi
Fäces: nduffi, nje
Frenulum: singa na bindi
fühlen: kojoka
gebären: kobutta, kubuatta
geil: ikobo
Geilheit: djella na kussiba, ikobo
Geruch: nsulu
Geschlechtreife: lipuka
Glans: muttu na bindi
Gonorrhoe: lissabu, kubelle na bindi
Haar: matitti, sue, nsui
heiraten: kuballa, kussonga
Herz: motimbo, motemo
Hoden: makatta, mbanga
kitzeln: kukula
Klimakterium: moi akuffi
Körper: njuttu
koitieren: kussiba
lecken: kupelle, kulette
Libido: djella
lieben: kulinga
Lippe: litecke na monocko, lolebu
Lues: kuanssa
Mammae: libelle, ntolo
Menstruation: molongo, makila
Mund: monocko
Nates: lissocko, matacko, molucka, monjocko
niederlegen, sich: koke na se
onanieren: kukula bindi, kukula essolli
pädizieren: kussiba na lissocko
Penis: bindi
Präputium: litecke na bindi
Prostitution: ikobo
riechen: kubacka nsulu, kojoka nsulu
saugen: komelle, kukema
Scham: soni
Schamhaare: matitti na bindi (na essolli)
Schamlippen: litecke na essolli
Schenkel: lokollo, libello
Schönheit: bompalla
schwanger: na libumu, na moi
Scrotum: mpjenge na mbanga
Sperma: mombotto na bindi
spreizen (die Beine): kofungula makollo
steif: makassi

Tripper-Sekret: maina na lissabu
unzüchtig: soni te, ikobo
Urethra: djela na minja
Urin: minja
urinieren: kunjecke minja
Vagina: essolli
Vulva: monocko na essolli
Zunge: lolemu.

Die Bezeichnung für „Kuß" und „küssen" fehlt natürlich, da der Bangalla, wie die meisten Neger, den Kuß nicht kennt. Will der Bangalla ausdrücken, daß er selbst und ein anderer von derselben Mutter geboren wurde, so sagt er: „Bisu na je moi mocko", d. h. „Er und ich sind aus einem Bauche".

Für einige der erwähnten Vokabeln fehlt das entsprechende präzise Wort im Bangalla, sie sind daher umschrieben. So z. B. Urethra = djela na minja, d. h. Weg des Urins; Anus = monocko na lissocko, d. h. Mund, Öffnung des Gesäßes; deflorieren = kussika na libussu, d. h. zuerst begatten; Frenulum = singa na bindi, d. h. Band, Bändchen, Faden am Penis usw. usw.

XLVII. Erotisch-skatologische Ausdrücke der Swaheli.

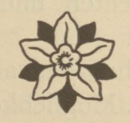
Von Dr. Otto Dempwolff,
Oberstabarzt a. D. der Kaiserlichen Schutztruppen.

mboo: Penis.
pumbo: Skrotum.
mapumbo: Testikel.
govi: Präputium.
mashawa: Sperma.
kuma: Vulva.
kisimi: Klitoris.
kizinda: Hymen.
uke: Uterus.
kinena: Schamhügel.
mavuzi: Schamhaare.
maziwa: weibliche Brüste.
mavele: Euter.
kubusu: küssen.
kushuka: ejakulieren.
kushusha: Ejakulation herbeiführen.
kujishusha: onanieren.
kuwa na damu: menstruieren.
kuvunja ungo: zum erstenmal menstruieren, auch: deflorieren.
mwali: Mädchen in der Zeit zwischen ersten Menses und Defloration.
mshindo: Vergewaltigung.
kuoa: heiraten, vom Mann gesagt.
kuolewa: geheiratet werden, von der Frau gesagt.
kuoana: einander heiraten.
kutomba: koitieren, begatten, vom Mann gesagt.
kutombwa: begattet werden, von der Frau gesagt.
kutombana: einander begatten.

Koitusstellungen:

kuchali: auf dem Rücken liegend.
kwa ubavu: auf der Seite liegend.
kukaa kitako: im Sitzen.
kuima: im Stehen.

kutoka nyuma: von hinten.
kupiga kisimi: die Klitoris klopfen, mit der Glans Penis, als Einleitung des Koitus.
kucheza kiuno: mit dem Becken spielen = Bauchtanz ausüben.
kutikitiza: mahlende Bewegungen beim Koitus ausüben; geschieht nicht nur durch Drehungen des Beckens, wie beim Bauchtanz, sondern auch durch rhythmische Kontraktionen des Diaphragma Pelvis.
munyozi: der Barbier, d. h. ein Mann, der sich umsonst Geschlechtgenuß verschafft.
kutia mimba: schwängern.
kushika mimba: schwanger werden.
kuharibu mimba: abtreiben.
kuzaa: gebären.
kunyonya: saugen.
kunyonyesha: säugen.
kisonono: Gonorrhoe.
kaswende: Syphilis.
matako: Gesäß.
mkundu: After.
mavi: Kot.
mkojo, makoji: Urin.
kunya mavi: defäzieren.
kwenda chooni: „aufs Häuschen" gehen, austreten.
kuyamba: Winde lassen.
kutunda (obsolet): urinieren.
kukoja: urinieren.
kufira: päderastieren.





Abhandlungen.

Die Frauenschürze in Glauben und Sitten der Südslaven.

Eine Studie von Ljuba T. Daničić.

(Mit 37 Abbildungen.)

Vorwort.

Die Schürze ist das weiblichste Kleidungstück, das es überhaupt gibt. Während Hemd, Hose, Kappe, Jacken, Strümpfe, Schuhe, ja selbst Tücher auch Männer tragen, ist die Schürze ausschließlich nur Weibertracht. Der Schuster-, Metzger- und Bäckerschurz sind Handwerkertrachten und haben mit der Volktracht nichts gemein.

Der Frauenschürze wohnt deshalb ein ganz spezieller, fraulicher Zauber inne. Sie gibt Möglichkeiten zu unerhörten Effekten, sie verschönt das Weib, und mit ihrem frohen, zarten und feingestickten Flattern wirkt sie oft wie ein Jauchzen, während ein andermal ihre steifen, soliden, festgewebten Linien der Frauengestalt etwas Ernstes, Würdevolles und Edles verleihen. Die vorgebundene Schürze deutet auf Arbeit, Geschäftigkeit, Fleiß und häusliche Tugenden hin. Müßige Weiber tragen keine Schürzen. Deshalb sehen Männer die Schürze gar so gerne, sie sind ihnen gleichsam ein Zeuge und Bürge für die hausfrauliche und überhaupt echt weibliche Tüchtigkeit der Trägerin. Ein Mannweib (muškarȁ, muškobanja) mag keine Schürze, sagt man, sie mag aber auch vieles andere nicht, was echte Weiber lieben.

Diese innige Fraulichkeit, die die Schürze ausdrückt, bringt es auch mit sich, daß sie in der Erotik ihre wichtige Rolle hat, und ihr eine ganz besondere erotische Macht im Glauben des südslavischen Volkes zugeschrieben wird. Ein Kleidungstück mit einer stark erotischen Atmosphäre, möchte man sagen.

Es gibt Trachten im Südslaventum, die noch heute primitiv sind und den Charakter großer Altertümlichkeit aufweisen, es gibt aber auch solche, auf die die ganze Entwicklung der mitteleuropäischen Zivilisation irgendwie Einfluß geübt, ebenso die westliche wie die östliche Mode ihre Spuren zurückließ und die deshalb schon längst weit vom primitiven Stadium entfernt sind. So kann uns auch die südslavische Schürzentracht viel von der einstigen und jetzigen Lebenweise des Volkes zeugen, und von einer Reihe von Stufen in der Evolution des ganzen Seins des Südslaventums Kunde geben.

Wie alt die Schürzentracht bei den Slaven ist, hat die Forschung noch nicht bestimmt, ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß die dünnen, breiten, weißen, mit Buntstickerei reich bedachten Schürzen viel jünger in der Tracht sind, als die schmalen teppichartigen Wollschürzen. Diese dürfte man zu den ältesten Volkwebereien überhaupt zählen. Ihr einfacher Schnitt erinnert an den Lendenschurz der Naturvölker, also an die primitivste Schürzenform, die es gibt.

Selten ist bei einem Volke der Erde die Erotik in solcher Üppigkeit gediehen wie bei den Südslaven. Und das bemerkenswerteste ist dabei: hier haben wir nicht nur unzählige Volklieder, Volksprüche, Volkzaubereien, die mit den zärtlichsten Namen den Geliebten locken und rufen, es sind wahre Wortflammen, die in allen Tönen von den Freuden und Leiden der Liebe singen und sagen, hier haben wir auch eine Überfülle stark sinnlich gefärbter weiblicher Handarbeiten, Putz und Kleider, und vor allem Stickornamente —, die die Ars amandi mit einer starken subjektiven Ausdruckkraft und bis in ihre letzten Geheimnisse hinein ausschöpfen. Die Kenntnis dieses eigenartigen und üppig entwickelten Volktalents, nämlich die ganz besondere dekorative Umbildung und symbolische Ausweitung der Objekte ihrer erotischen Träume und Wünsche, ist nicht nur durchaus notwendig zur Vervollständigung des großen Bildes, das uns die Psyche des Slaventums darbietet, notwendig zum intimen und gründlichen Studium dieses speziellen Volkes; sondern auch von großem allgemein ethno-

logischem und völkerpsychologischem Interesse. Ich bin selbst oft voll Staunen darüber, wie unendlich viele Möglichkeiten im Bereiche des Erotischen liegen. Freilich der Gegenstand ist seiner Natur nach ein heikler, selbst im Lichte der Gegenwart betrachtet, die sich von einer altväterischen Prüderie ziemlich stark losgemacht hat.

Das Volk spricht aber nicht gerne von den Geheimnissen seines Liebelebens, und man muß sehr weitverzweigte und langwierige Studien machen, um eine Einsicht darein zu bekommen. Man muß vor allem sein Vertrauen gewinnen, sich bereits orientiert zeigen, man muß mit dem Volke leben, leiden, lieben und verzweifeln aus Liebegram, will man in diese bis nun verschlossene Zauberwelt eindringen. Ich gab mir alle Mühe dazu lange Jahre hindurch, kann aber nicht sagen, daß ich den Gegenstand erschöpft hätte. Es ist noch sehr vieles nicht erhoben, nicht erforscht, es ist aber auch für vieles bereits zu spät zum Erforschen. Die Neuzeit hat viele der guten und bösen Geister auf Nimmerwiederkehr verjagt, bevor man ihre Schatten in Büchern und Bildern festhalten konnte. Nur einzelne Spuren weisen darauf hin, daß sie da waren, nur Nachklänge kann man noch vernehmen, undeutlich und rätselhaft, wie aus weiten Fernen.

Der südslavische Bauer kennt und schätzt den Wert des Liebelebens wie selten einer aus den Kreisen unserer kulturbeleckten südslavischen Städter. Mag der Bauer in einem landschaftlichen Paradies Slavoniens und Syrmiens aufgewachsen sein oder in den trostlosen Bergen der öden Lika und des Herzoglandes, mag ihm die Natur seine Tafel noch so karg gedeckt haben, oder mag er in Üppigkeit schwelgen, mag seine Vorstellungwelt von den tollsten Spukgestalten einer grauen Vergangenheit, eines strengen Zauberglaubens bevölkert sein, mag sein religiöses Bedürfnis zu leidenschaftlichem Fanatismus und zur dunkelsten Bigotterie aufgestachelt sein, er bleibt doch überall, in allen Gegenden und in allen Lebenlagen derselbe starke Erotiker, als den wir ihn aus seinen Liebeliedern kennen, aus dem Volkhumor in Erzählungen und Schwänken, aus den vielen, vielen Volkgebräuchen und Sprichwörtern und nicht zuletzt aus Kleidung und Putz.

Die Liebe als vis major wie hoch, wie unendlich hoch setzt sie die südslavische Bauernwelt ein!

Kad se voli, nema grijeha, wenn man liebt, da gibt's keine

Sünde, mit diesen Worten wird auch das unglaublichste erklärt, entschuldigt, begriffen und verziehen. Kein Gut ist so groß wie die Liebe:

Nije blago ni srebro ni zlato	Ein Schatz ist weder Silber noch das Gold,
Već je blago, što je srcu drago!	Ein Schatz allein, was Herzen lieb und hold.

Der Südslave blickt nicht auf das Weib wie auf ein graziöses Kätzchen, oder wie auf eine präraphaelitische Kunigunde hin. Für ihn ist das Weib eine kosmische, gewaltige Kraft, die — wenn sie im Mann Liebe weckt, ganz und gar hinreißt, tötet oder zu neuem Leben erweckt, die den Mann ganz und gar erschüttert, mit hinreißendem Schwunge erobert und sein Leben bricht (lomi mu život). Die Liebe ist für den Südslaven ein süßes, geheimnisvolles Mysterium, das ihn mehr als alles übrige interessiert. Sie ist sein Kismet, sie kommt plötzlich wie das Schicksal und ihr sich zu entziehen ist vergebliche Mühe. Deshalb ist ihm auch die Mutterschaft heilig. Als Geliebten und Mutter gibt er dem Weibe alle Ehren, doch sonst in allen übrigen Lebenlagen ist sie seine Magd. Ein Weib, das weder Mutter noch Geliebte ist, gilt ihm nichts; jene beiden Alles.

Man verstehe mich recht. Nicht den Dithyrambus des südslavischen Weibes will ich singen. Nein, rein sachlich, trocken, von nüchterner Weltkenntnis geleitet, mit der Mathematik der Psychologie sei hier bloß das eine festgestellt: der Südslave hat mehr als mancher andere den Wert der Liebe und der Mutterschaft erkannt. In der Entwicklung der menschlichen gebildeten Gesellschaft fehlte bisher ein wichtiges Element, fehlte die zweite der beiden Urquellen aller Gesittung, aller menschlichen Höherbildung. Der Mutterschaft der Frau gebot man dort Halt, wo sie der Allgemeinheit am dringendsten not tat. Man ließ sie nur bis zur Schwelle des Hauses gelten. Über diese hinaus war sie mißachtet. Man vergaß, daß die Kontinuität des Lebens in erster Linie auf fleischlicher Geburt, auf der Tatsache der Mutterschaft beruht, und daß man daher die seelischen Säfte und Kräfte aus dieser Menschheitwurzel auch sonst im Leben nicht ersticken dürfe. Nicht so dachte der Mann aus dem Volke.

Die Tatsache der Schwangerschaft und des Gebärens hat für den Südslaven immer etwas Erhebendes, Geheimnisvolles und Großes, er umhüllt sie aber nicht wie der scheinheilige Gebildete weder mit einem Schleier und mit falscher Scham, noch gibt er ihr den Charakter des erotisch-zynischen Kitzels, der jenen schein-

heiligen Patronen so behagt. In dem unbegrenzten und unberechenbaren Reich der Liebe sucht er eifrig durch seinen Zauberglauben nach definitiven Formeln. Die hundert Gesichter der Liebe enträtselt er aus den verstecktesten Erlebnissen. Er behandelt das Problem der Sinnlichkeit immer mit großer Hochachtung, er wertet ihre mächtige Potenz und rückt sie auf den ersten Plan in allen seinen Lebenfragen.

Die Südslavin ist oft sehr hübsch, aber ihre sieghafte Gewalt über die Männer strömt ihr doch nur aus der Stärke ihrer Sinnlichkeit zu. Ihr ganzes Wesen ist davon durchdrungen, wie ein Fluidum geht sie von ihr aus, sie gibt ihr das Ingenium des Genießens. Aus den schönen Stickereien und Webereien, die sie liebt, um ihrer selbst willen, und weil sie, wie ein Teil ihrer eigenen Schönheit, zu ihr gehören, strömen Liebkosungen auf sie zurück. Sie empfindet wollüstige Reize beim Anblick dieser Arbeiten, die sie selbst macht, beim Berühren feiner Spitzen, weicher Wolle, feiner Seiden, beim sich Einschmiegen in ihre durchsichtigen Ćenargewebe oder Hauslinons, beim Streicheln hübscher Schürzen und schön gestickter Kleider. Alle diese Gegenstände haben etwas eigenartig Berauschendes für sie, denn alle diese Dinge und die Freuden, die sie geben, sind nur Nebenflüsse eines großen Stromes, der sie unterirdisch speist und dem sie insgesamt entspringen — des Stromes der heißen, ungebärdigen Leidenschaft für den Geliebten.

I. Südslavische Schürzenarten.

Das Kleid, die Volktracht, dessen ganz wichtiger Teil bei der Südslavin die Schürze bildet, ist nicht ein „totes Ding“, es ist nicht die beliebige Äußerlichkeit einer willkürlichen Laune, wie bei den Modetrachten. Die Volktracht bei der Südslavin ist eine „Ausdruckform der inneren Persönlichkeit“, ein Zeichen ihrer Sinnart. Auch die Schürze hat Beziehungen zu der morphologischen und physiologischen Beschaffenheit des Körpes der Trägerin, deshalb unterscheidet sich die Schürze der Südslavin von jenen steifen Schürzenarten, die deutsche Bauernfrauen oder holländische Weiber tragen, wesentlich. — Sie hat Beziehungen zu bestimmten seelischen Grundeigenschaften der Slavin, aus denen sie im letzten Ende herzuleiten ist.

In fast allen südslavischen Ländern trägt man schöne Schürzen, mit Ausnahme einiger Orte: Sarajevsko polje, Gornji Vakuf, und

zu der vornehmen Tracht der Städterinnen (Dimlije oder Hemd und Anterija) Bosniens und Serbiens (suknja, bajadera, libada) trägt man sie nicht. Die Schürzen schmücken den Vorderteil der weiblichen Figur vom Gürtel herab (Latz- oder Trägerschürzen gibt es nirgends), während der Schmuck des Hemdes Brust und Hinterteil (skuti) der Figur ziert. Es gibt aber mehrere Gegenden (Glina, Vojnić, Glamoč usw.), wo die Weiber sogar zwei Schürzen auf einmal tragen und zwar eine vorne, die andere rückwärts. Auch zur Dorf-Dimlije-Tracht (Hosen) trägt man keine Schürzen.

Obwohl die Schürzen äußerst reich an Abwechslung und mannigfachen Stickereien sind, so gibt es im allgemeinen in allen südslavischen Ländern doch nur zwei Hauptformen davon: a) die breite Faltenschürze (naborana pregača) aus dünnem Stoffe mit Woll-Baumwoll oder Seidenstickerei (našav, pošavno vezenje, prutačko tkanje, u zijev tkanje) und Weberei, und b) die schmale faltenlose, gerade Schürze aus Teppichstoff (tapisserie). Sie ist nämlich ganz aus feiner Schafwolle teppichartig gewebt und mit Mosaikstickerei, Perlenarbeit, Fransen und Quästchen geschmückt. Die erste Schürzenart wird ähnlich auch bei den Nordslavinnen getragen und zu einigen deutschen Bauerntrachten, die zweite ähnlich auch bei den Rumäninnen, Kleinrussinnen und Norwegerinnen.

Die Faltenschürze ist weich, appetitlich, duftig, neckisch, heiter und leicht, macht den Eindruck froher Lebenlust und Liebefreude, die faltenlose Teppichschürze ist dagegen ganz ernst, solide, derb und herbe und erweckt den Eindruck von Einfachheit und bescheidenem Sinne. In der Gegend von Prenj-Planina und Konjic (Herzogland) tragen die Bäuerinnen z. B. lächerlich enge Schürzen, die geradezu auffallend anmuten.

In Bulgarien, Mazedonien und Westrumänien tragen die Weiber seit uralten Zeiten zwei Schürzen mit langen oder kurzen Fransen (katrince), eine vorne, die andere rückwärts. Solche Schürzen sieht man schon auf gallisch-panonischen[1]) und boeotischen[2]) Skulpturen. Baron Dr. Fr. Nopcsa bringt in seinen Studien aus Albanien („Glasnik zem. muzeja“, Sarajevo, XXII. Jahrg. 1910, No. 2 u. 3)

[1]) Hampel: „Pannoniai kostüm-képek“. Arch. értes., Budapest, 1880, tab. XXXVIII. Seite 313.

[2]) Fischer: „Haar- und Kleidertracht vorgesch. Karpathen- und Balkanvölker“. Arch. f. Anthrop., Braunschweig, 1909. Seite 11.

ein Bild eines Idols aus Serbien[1]) aus vorgeschichtlicher Zeit (Bild 98), wo eine kurze geputzte Frauenschürze deutlich zu ersehen ist, auch auf Kostümfiguren aus Kreta[2]), aus so alter Zeit sieht man schöne Schürzen, reich verziert, die über einen Glockenrock vorne und rückwärts getragen werden. Die Tracht hat sich eben aus so alter Zeit auch bei den Slaven am Balkan erhalten. Auch die Polinnen aus Rußland (in der Gegend von Polna Rudka und Modlica) tragen Doppelschürzen, eine Tracht, die heute auch dort als Seltenheit gilt. (Vladislaw Reymont beschreibt sie in seinem berühmten polnischen Roman „Chlopi" [die Bauern]: „a kobiety ich urodne co do jednej, w podwójnych zapaskach i w czepcaeh pookręcanych w czerwone chusty" und die Weiber sind alle hübsch, tragen Doppelschürzen und Häubchen mit roten Tücherln umwunden. „Tygodn. illust.", Jahrg. 1903, Warschau.) Sonst tragen die Polinnen überall nur eine Schürze, auf die sie großen Wert und Putz legen.

Ein „Teufel" ist die Frauenschürze, sagt der sinnliche Südslave (oj djevojko, vrag ti tvoj keceljac!) und wenn man das Wesen dieses Kleidungstückes folkloristisch allseitig beleuchtet, so weiß man, warum er diesen hübschen „Teufel" so gerne sieht.

Das Tragen zweier Schürzen auf einmal scheint demnach nicht nur eine Eigentracht der Balkanländer zu sein. Auch die Slovakinnen in Mähren trugen bis vor kurzem noch auf dem Hemde (rubáč) hinten entweder eine schwarze Werktagschürze (šorec) oder eine schön gefaltete weiße Feiertagschürze (fěrtušek), beide kurz, vorne aber trugen sie zu gleicher Zeit noch ein Schürzchen, das oft schön geputzt war. Im ethnographischen Museum in Prag (Saal IX, No. 18) ist eine Frauentracht (Weib aus Velká Lhota, Mähren) ausgestellt, die sehr altertümlich sein soll. Sie ist dadurch bemerkenswert, daß sie ebenfalls doppelte Schürzen (fěrtuše) an hat: die untere aus grobem Haushanfstoff, die obere mit Wolle fein gestickt. Beide trägt sie vorne.

Auch die alte Lundenburger Slovakinnentracht zeigt schöne Schürzen. Diese Tracht haben die Slovaken von den benachbarten Chrowoten übernommen (die sind jetzt zum Teil čechisiert

---

[1]) Hoernes: „Eine prähist. Tonfigur aus Serbien". Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien, 1891.

[2]) Reinach: „La Crète avant l'histoire". L'Anthropologie 1904. Seite 269–271. (Alles von 1—4 nach Dr. Nopcsa zitiert.)

in den Dörfern Themenau, Hlohovec und Novà Ves, teils sind sie germanisiert), die im XVI. Jahrhundert in Niederösterreich kolonisiert wurden. Die Chrowoten haben sich nur allein in den Dörfern Frellersdorf, Gutenfeld und Neu-Prerau erhalten[1]). Die Namen der breiten Schürzen, Hemden und Hauben, auch der Stickereiornamente sind aber die gleichen geblieben dort oben unter den Böhmen und Germanen wie unten im Südslaventum (Zagorje, Granica).

Diese breiten, vielbeblumten, reichen, heiteren Schürzen unterscheidet eine ganze Welt von Gebräuchen und Volkanschauungen von den schmalen dürftigen Schürzen von kaum 25 cm Breite, die im heißen Herzoglande wie durstige, lange, schmucklose Zungen am Leibe hängen und eher als symbolische Abzeichen, denn als Schmuck gelten können.

In der Gegend von Glina, Topusko, Gore (Chrowotien) tragen die Weiber Schürzen aus dünnem selbstgewebtem Linon mit Berliner Wolle reich und bunt bestickt, aber geschmacklos und dabei sehr teuer. Es ist aber erst eine Tracht der Neuzeit, gegen die der alte Pfarrer Batušić in der Kirche strenge Kanzelreden hält, weil die Weiber sich selbst sehr oft verkaufen, nur um diese teuren Schürzen erstehen zu können. Früher trugen sie Schürzen mit billiger Mafezweberei, die ihrer Tugend keinen Schaden schufen. In Babina Greda (Slavonien) und in Südungarn tragen die Bauern-

---

[1]) Über diese Chrowoten schrieb J. Herben im „Čas. Matice Mor." vom Jahre 1882 und auch Dr. J. Karásek, ein bekannter Ethnograph im „Sborník Čechů Dolnorakouských", Wien, Jahrg. 1895. (Anzeiger der niederösterreichischen Čechen).

Auch A. Malec interessierte diese Tracht, wie man aus seinem Artikel in „Hlídka", Jahrg. 1898, 1899 und in „Česky Lid" VII sieht.

In dem seltenen Werke von Wilh. Horn aus dem Jahre 1837: Mährens ausgezeichnete Volkstrachten, mit 30 Bildern, welches Jos. Klvaňa mit einer ausführlichen Beschreibung in der 7. u. 8. Nummer des Prager deutsch und čechisch erscheinenden ethnographischen Anzeigers für das Jahr 1910 darstellt, sieht man auch drei Bilder aus chrowotischen Dörfern in Mähren (Mikulovo, Gutfield) mit schönen gestickten breiten Schürzen (celý květovany), so wie sie auch heute in den Orten Sunja, Sirek, Petrinja, Goldovo, Čazma in Chrowotien gemacht werden. Die Schürzen in Mähren aus dem Jahre 1837 waren blau oder rot, selten weiß, mit Bändern geschmückt aber nie gestickt. Das heutige Sticken der schönen Schürzen in Böhmen und Mähren stammt von den Südslaven her. Jos. Klvaňa sagt: „Zajímavo je, že fěrtůšky nejsou vyšity (bei der Tracht in Mähren). Vyšivání přišlo patrně později z jihu." (Seite 158, Obr. 12.)

weiber breite, lange Schürzen aus purer Seide und bei Kot und Regen heben sie dann Hemd und Schürzen so hoch auf als nur möglich, was auch das sicherste Mittel ist auf Abwege zu geraten. Eine Tracht, die die Geistlichen in der Kirche oft verfluchen und zur Hölle verwünschen. Die geistlichen Herren behaupten, die Schürzen und Hemden wären nur deshalb so breit und so lang gemacht, damit die lockeren, glühendheißen Weiber einen Vorwand hätten, sie bei Kot und Staub so hoch als möglich aufschürzen zu können und ihre nackten Beine herzuzeigen. Sie raffen sie nämlich rechts und links (die Kleider) fast bis zum Gürtel hinauf, so daß nur vorne und rückwärts der Körper knapp bedeckt ist. — Die reichen Falten von Hemd und Schürze werden geschürzt und flott in den Gürtel gesteckt. Die Weiber aus der Babina-Greda-Gegend sind von sehr schönem Körperbau und durchaus nicht von strengen Keuschheitansichten. Ob da die hochgehobene Schürze allein die Schuld trägt?

Wenn dann im Sommer die erste Heumahd in großen Haufen auf dem Felde liegt und nach Himmel und Erde duftet, dann locken die Dorfbuhlerinnen („vucalice") die Burschen zu Liebenächten im feinen, qualmenden Heulager. Sie breiten auf das frische Heu ihre großen breiten Schürzen aus und es schläft sich gar süß darauf — zu zweien. Am Morgen, wenn sie dann am Dorfbrunnen mit den strengen Dorfweibern zusammenkommen, dann wehen sie absichtlich und prahlerisch mit den Schürzen recht viel herum, so daß der Heuduft jedem laut entgegenschlägt. Dabei weiden sie sich köstlich an der Wut der Ehrbaren, die mit heimlichem Neide und offenen Schimpfworten den Buhlerinnen begegnen und die verräterischen Schürzen begucken. Ein nie versiegendes Motiv zum Dorfklatsch (tandrče im jezik kô vreteno), der satirisch ätzend umhergreift. Ein wirksames Abwehrmittel gegen die Begehrlichkeit dieser „vucalice" ist die Wildfrucht peuka. Sie wird von Zigeunerinnen gesucht und an die Dorfweiber abgegeben. Man kocht sie und mit dem Absud bespritzt man heimlich die Schürzen der Buhlerinnen, dann ist ihre Verführungkunst von keiner Wirkung.

In der Gegend von Ogulin (Chrowotien) wird jedes Weib, das eine geputzte dünngewebte Schürze trägt, als Dirne qualifiziert. Der Volkmund bezeichnet es dann gleich mit dem Worte kurva (ein ganz schlampiges Individuum) und ruft ihr zu: Rogàva, rogàva (du Hörnige, weil der Kopfputz aus Hörnern besteht, in der

Gegend von Bistra, Duga Resa usw.), pazi se, da se ne objesiš o trn, skupi te tvoje paučine, da te ne razdere! (Gib Acht, daß du an einem Dorne nicht hängen bleibst, nimm diese deine Spinnwebefetzen zusammen, damit der Dorn dich nicht zerfetze, du Fetzen!) Das neckige Bimmelbammel der Fransen oder Spitzenvolants auf den Schürzen reizt die Sinne der Männer und zieht ihre Blicke auf die Füße und Brüste der Weiber. Daher der Haß. Damit haben wir die verschiedenen Bedeutungen der Schürzenarten, welche nunmehr zum jetzigen Schürzenbegriffe gehören, zusammengefaßt. Sie prägen die Physiognomie dieses hübschen, originellen, nicht gerade immer angenehmen, oft gefährlichen, manchmal verderblichen, ab und zu aber auch ganz reizenden, netten, liebeerweckenden und liebespendenden oder ernsten und düsteren Kleidungstückes.

Zur Weinlese legt man immer die schönsten Schürzen an. In solch einer südslavischen herbstlich strahlenden Landschaft ist die Luft erfüllt von der späten Kraft des Jahres, durchwürzt von Verheißung der Ernte, der Liebe und der Lese und durchatmet vom Duft reifer Früchte. So ist die Atmosphäre um diese schönen üppigen Schürzen, ein solcher Hauch der Erfüllung, ein solcher Schimmer der Verheißung bleibt dann für immer leuchtend und würzig in den feinen Falten dieser Tracht. Aus kostbaren Mustern spricht die Liebe und aus weichen, schmiegsamen Nationalstoffen, aus Stoffen, die nur dem Schmuck und der Zierde dienen, die nur Ornat und Festgewand sein können. Eine schimmernde Herrlichkeit ist in diesen Schürzen, ein glanzvoll üppiger Luxus, ein Prunk, der mit dem einfachen Bauerndasein dieser Leute seltsam kontrastiert. Es ist ein unwiderstehliches Locken in diesen Schürzen, eine köstliche Verführung ist in ihnen, in ihren beständig zu Umarmungen drängenden und flatternden Bewegungen, im frohbewegten Leichtsinn ihres Schnittes, in dem aufschimmernden Jubel ihrer Stickereien und Spitzen, in den sinnlichen Liebkosungen ihrer Ornamente! Was für Akzente der Überredung und des Verstehens weiß die Stickerin in ihre Schürze zu legen, wenn sie es auf einen Mann „abgesehen hat"! Was für weiche, süße, lockende Gesten der Karesse schmiegt sie dann in die breiten Volants und in die reichen šupljike (Lochstickerei)! Die Schürze ist solcherart das Kleid der Zärtlichkeit, das Kleid des Flirtes vor aller Welt! Die Schürze ist aggressiv und doch nur ein Spielzeug. Deshalb ist sie der Liebling der Männer. Je mehr ein Mann männlich ist,

um so mehr hat er vom Kinde in seinem Wesen und um so mehr sucht er und liebt er im Weibe — das Spielzeug. Das ist das ganze Schürzenzaubergeheimnis.

II. Das Farbige der Schürzen.

Das Farbige spielt eine große Rolle im Kampfe um die Liebe. Die gleiche Sehnsucht wohnt allen Geschöpfen der Erde inne: sich untereinander auszuzeichnen. Jeder einzelne kämpft um den Vorrang, sucht irgendwelche Mittel, um sich hervorzutun, schmückt sich und spreizt sich, damit er ins Auge fällt. Farbe ist gleichsam ein Synonym für Freude. Die Trauer wird durch einen neutralen Ton ausgedrückt: schwarz, weiß, grau. Die Südslavin dreht ihre freudige Schürze links um und trägt sie linkseitig, wenn sie trauert. Aber ihr innerstes Wesen sucht die Freude, sucht die Sonne, die Liebe und die Farbe. In der Liebe jauchzt ihr Leben, in der Sonne schreit Liebsehnsucht in tausend Tinten, in der Sonne schreit die Farbe[1]). Sie schmückt sich unendlich gerne. Mit glänzendem Golde, mit bunten Seiden, mit zauberhaften Mittelchen schmückt sie ihren Körper, diese hübsche Schöpfung der Natur. Es ist ihr selbstverständlich geworden, daß sie ihre Reize durch Farbenorgien hebt. Auch der Mann, der liebefrohe Südslave, will aber nicht zurücktreten, auch er will nicht farblos umhergehen, wie der moderne Mann in seinen ewig schwarzen oder grauen Gewändern. Auch er setzt Glanzlichter auf den Kopf, um den Gürtel, um die Waden, er trägt bunte Westen und Mäntel, glänzende Knöpfe, Spitzen und Stickereien, weil auch er sich nach der Farbe und nach Liebe sehnt. Der Südslave tut gar nie so, als wenn ihm an Putz und Glanz nichts läge, er schmückt sich gerade so gerne wie die Frau. Die farbfrohen südslavischen Männertrachten zeigen von der Eitelkeit der Männer, die der moderne Mann den Frauen für alle Ewigkeit in Pacht gegeben hat. Den modernen Männern genügt das schwarze oder graue Futteral, wie sie auch in der Liebe nicht nach den süßesten Früchten greifen, sondern sich nur zu oft mit angefaulten, wurmstichigen,

---

[1]) Der Reiz des Farbigen kann aber auch verhängnisvoll werden. Die Epilepsie (padavica) wird z. B. auch so weggezaubert: man nimmt eine schöne rote Schürze und bedeckt den Kranken, wenn der Anfall kommt. Dann wirft man am Freitag vor Sonnenaufgang die schöne, rote Schürze auf einen Kreuzweg. Wer sie nimmt und trägt, bekommt die Epilepsie, jener Kranke ist aber davon frei.

verdorbenen Gemüsen begnügen. Ein lustiges Gewand paßt nicht auf ihre zappeligen, nervösen, überarbeiteten Glieder. Der schwarze Zeremoniendreß ist geradezu der Ausdruck unserer Zeit, die alles ausgleicht, nivelliert und auch die Seelenstimmungen des einzelnen nicht an die Oberfläche kommen lassen will.

Die bunte südslavische Volktracht drückt dagegen die Stimmung des Volklebens deutlich aus. Der innere Mensch dieses Volkes paßt zu dieser Buntheit, gerade wie der äußere. In der Schürze sucht die Südslavin ihren Durst nach Farbe und nach Lebenlust am stärksten zu löschen. Mit ihr berauscht sie sich förmlich. Vorne am Körper da leuchtet sie, da blitzen gestickte Ornamente, da tanzt die ganze Sehnsucht den wirbelnden Farbentraum. Mit der Schürze hat das Weib noch einen Schmuck mehr als der Mann, noch ein Mittel mehr ihn zu erobern. Der Vorderteil ihrer Person, gleichsam die Zielscheibe der Frauenreize dient als besonderes Operationfeld für Schmuck und Farbe. Auf die Schürze gestattet sich die Südslavin heute genau so wie in früheren Jahrhunderten alle reizenden Ungezogenheiten abzuwälzen, die sie so gern in ihrer ganzen Erscheinung zutage fördern möchte. Auf der Schürze ist ihr kein Muster zu bunt, keine Wolle oder Seide zu grell und so ist ihr oft Gelegenheit gegeben zu wahren Farbenorgien. Die farbensüchtige Südslavin sucht überall nach dem Ausdruck. Ihr Hemd genügt ihr nicht in seiner weißen Jungfräulichkeit, sie stickt darauf oft Muster, die in den tollsten Kapriolen auf den Brüsten tanzen und auf den Ärmeln glitzern. Ihre Schürze leuchtet aber noch mehr als die ganze Kleidung lustig in die Welt hinein, sie hilft ja den Frauen am meisten die hübschen Pfauenräder um die Männer zu schlagen, die immer von Erfolg sind. —

In der Lika in Chrowotien ist es Brauch, daß man sich zu Neujahr beeilt, frisches Quellwasser in das Haus zu bringen. Welches Mädchen zuerst Wasser herbringt, heiratet die erste. Welches den Wassereimer mit einer bunten Schürze bedeckt, wird Glück in der Liebe haben. Die allererste Wasserträgerin am Neujahrmorgen bringt pures Gold im Eimer mit ins Haus — sagt man.

Wenn jemand beim Ohre ein Geschwür hat (kad stoči pod uhom čir), dann nimmt man Fransen von einer Frauenwollschürze, wärmt sie am Feuer und bestreut sie mit Kampfer. Damit belegt man das Geschwür (to privale na čir) und läßt sie darauf so lange, bis es vergeht. Diese Mitteilung habe ich von der Serbin maja

(Hausmutter) Joka Kukića aus dem Dorfe Osek in Sarajevsko Polje (Bosnien), unweit von Sarajevo, erhalten. Dort hat man bis zur Okkupation Bosniens und des Herzoglandes kurze, bunte, wollene, selbstgewebte Schürzen getragen und ging im Winter und Sommer im bloßen Hauswebehemde. Jetzt tragen die Weiber dort keine Schürzen mehr, sondern schwarze Dimije (Pluderhosen, reich gefaltelt) aus gekauftem Stoffe. Es ist das eine mehr vornehme Tracht (šeherska moda sagt maja Joka); aber das Heilmittel braucht man noch heute. Die Fransen müssen dann von einer karavlaška prežina geholt werden (Schürze einer bosnisch-rumänischen Serbin), oder man nimmt bloß ungewaschene Wolle (sjernate vune) dazu. Viel wirksamer ist jedoch das Heilmittel, wenn man Schürzenfransen gebraucht, versichert maja Joka. Solche braucht man auch gegen andere Krankheiten, man verbrennt sie auch und gibt den Brustkranken nur das Pulver ein. Dieses ist auch als erotisches Zaubermittel bekannt (kad muško izgubi snagu) für verlorene Mannkraft, oder wenn das verliebte Mädchen ihren ašik plötzlich verliert. Was tut sie nicht alles in solchem Falle! In südslavischen Zonen wird es kaum irgendeinen Menschen geben, der da nicht gerne helfen möchte, dem das Wort ašik nicht Stimmung ins Gemüt weht. Es streicht ja immer in der Luft, es blickt ja durch jede Finsternis der Seele und des Tages, es durchbricht den Stumpfsinn der Nichtdenkenden und wirft einen leichten Silberćenarschleier vor die scharfen Augen der zu viel Denkenden. Sevap ist es dem ašikluk zu helfen, darum tut es die Südslavin so gerne (osevapila se).

Weiber, die (in der bosnischen Krajina) sich schon zu den Alten zählen, tragen keine Putzschürzen mehr. Einfaches Gewebe, billigen Stoff, diskrete, dunkle Farben tragen sie; ganz resignierte Töne und meist Schürzen ohne allen Ornamentschmuck: nichts wissen die Sinne mehr und nichts mehr die Seele von den Lockungen der Wollust, nichts mehr von der trügerischen Geschlechtsehnsucht des Blutes. „I stara ovca sô zoblje!“ rufen die übermütigen Männer ihnen zu und laden sie zum Tanze ein, aber umsonst. Oft sieht man schon 35—40jährige Weiber in Altweiberschürzen (babinske pregače) herumgehen. Damit zeigen sie an, daß sie keine Liebe mehr begehren und daß ihr ganzes Innere nun mehr den harten Schritten — die zur Totengrube führen — aufhorcht. Sie werden dann von den Männern meist nicht mehr beachtet, kein heißer Blick trifft sie, wenn sie auf dem Markte, beim Spinnen oder bei Wall-

fahrten unter Leute kommen. Die Schürze ist förmlich ihr Aushängeschild, das sie sich freiwillig umgehängt haben. Das Psychologische des Kostüms wirkt dann mit mächtiger Suggestion auf ihre Psychen zurück und läßt sie ernst, düster und trübe einhergehen. So wird der Rest ihrer Lebenlust zurückgedrängt — oft viel zu früh. Aber so will es der heilige Adet (Volkbrauch) und besser ein Dorf geht zugrunde, als der Adet (bolje da nestane sela, nego adeta).

Aus der Tracht des einfachen Volkes ist immer leicht auf die Normaltemperatur seines Denkens und Empfindens zu schließen und ist an konventieller Artigkeit nicht viel in Abzug zu bringen. Das Kleid ist gleichsam die Etikette seiner Seelenstimmung, die Aufschrift des Inhaltes. Alles was ein Weib ist, trägt sie mit sich herum, ihr ganzes Sein ist darin verbildlicht: omnia sua secum portans.

Während die faltenlose, teppichartige südslavische Schürze überall schmal ist (besonders in der Prenj-Planina-Gegend), ist sie in Mazedonien (Altserbien, Bitolje) ziemlich breit. Unter diese breite, dicke Schürze macht sich die serbische Bauernbraut schon am Hochzeittage künstlich einen bedeutend großen Leibumfang, so daß ihre ganze Erscheinung plump, schwerfällig und gar wohlbeleibt aussieht. Wird sie dann schwanger, so braucht sie nur sukzessive diesen Ballast an Kleidern von sich abzuladen, um immer gleich umfangreich einherzugehen und um die Schwangerschaft bis zur Entbindung zu verbergen. Im ethnographischen Museum zu Belgrad sieht man eine Figurine in einem solchen halb-zentnerschweren Hochzeitstaat mit der ziegelroten Deckschürze. Der Zweck dieser Schwangerschaftverheimlichung trotz aller Legitimität ist offenbar der: das Weib während ihrer schweren Zeit vor bösem Zauber zu schützen. Die Furcht vor diesem Zauber ist hier größer als die weibliche Eitelkeit, die sonst überall am Hochzeittage am stärksten zutage tritt. Hier wird sie gewaltsam zurückgedrängt. So eine bauchige Braut ist uns anderen komisch, wenn wir den Glauben des Volkes nicht kennen. Die Last ihrer Kleider symbolisiert zugleich die am Trauungtage übernommene Last des ehelichen Lebens, der schweren Pflichten des Weibes und der Muttersorgen. Auch diese Schürze ist zweiteilig, d. h. sie wird vorne und rückwärts zu gleicher Zeit getragen. Sie ist mit Metallperlen und Glasperlen geschmückt und außerdem mit 16 Meter langen

wollenen Schnüren geziert. Ein breiter, dehnbarer versilberter Gürtel hält sie fest.

III. Schürzennamen.

Wie die Form, der Schnitt und die Musterung der südslavischen Frauenschürze, so ist auch ihr Namenreichtum groß. Während der Deutsche in allen Gegenden nur den Namen „Schürze“ (Schurz) und Fürtuch kennt, haben die Südslaven in jeder Gegend einen anderen Namen für dieses Kleidungstück. Hier die üblichsten: kecelja, keceljac (Slavonien, Südungarn) — pregačica, pregača (Bosnien, Serbien) — lizdekača, oprežina (Herzogland) — traveza [trapeza, griech.] (Dalmatien) — oprega, opregalj (Serbien) — stražnja pregăča, gatarka pregača (Krajina, Grenze) — prega (Überschürze, Otok in Slavonien) — opregljača (Syrmien) — zapreg (Slavonien) — fertun, fertok, vertok [aus dem deutschen Fürtuch] (Chrowotien) — ogrnač (Ragusa) — pregljača (Altserbien) — prežina (Herzogland) — pripasača, klječanica (Teppichschürze, Lika, Chrowotien) — zapregljača (Bosnien) — zastor (Sunja, Chrowotien, die Böhmen haben nur für dieselbe Schürzenart „zastěra“, weil sie sie von den Chrowoten übernahmen, und zwar aus der Gegend von Galdovo in Chrowotien) — šircla [Schürzle] (Slavonien)[1]) — zaslon (Oberchrowotien). Anders sind die Schürzen der jungen Mädchen und anders jene der jungen Weiber. Gleichsam schillernd vor Lebenlust, vor lautem süßem Jubel sind jene der Mädchen; — blitzend in aller Kenntnis des Lebens und vibrierend in allen Empfindungen der Reife sind jene der jungen Weiber.

Während die jungen Mädchen in ihren Liebangelegenheiten mehr mit Tüchern, Handtüchern und Goldtüchlein herumwirtschaften (Siehe meine Studie: Das Handtuch und das Goldtüchlein im Liebeleben der Südslaven, Anthropophyteia VIII. Bd.), tun die verheirateten Weiber, die lustigen Witwen und die Geschiedenen

---

[1]) Obwohl die Schürze ein älteres Kleidungstück zu sein scheint als das Hemd, so ist es doch von Belang zu konstatieren, daß der Name des Hemdes košulja bei allen Slaven der ganz gleiche ist, während slavische Schürzennamen nur bei den Südslaven zu finden sind, die Nordslaven haben fěrtůšek (Böhmen) und fartuch (Polen), also den deutschen Namen. Auch der Südslave kennt fertun, kommt aber nur in Oberchrowotien (Glina, Sisek) und Slavonien vor. Wo ist der urslavische Schürzenname hingeraten? Was sagen die slavischen Philologen dazu? Ich befrug einige, ohne jedoch nur eine Antwort zu bekommen.

(raspuštenice) dasselbe mehr mit Hemden und Schürzen, „weil das Weib, je älter es wird, um so mehr schamlos ist“, sagt das Sprichwort (kad su ženske postarije, svašta laju i svašta čine).

So wird die Schürze, deren eigentlicher Zweck der Schutz des Hemdes (und angeblich der Tugendspiegel) der Trägerin sein sollte, sehr oft zur Vermittlerin und Helferin in erotischen Dingen, zur Verführerin und zum Lockmittel für allerlei verbotene Genüsse. Darum singt man in Slavonien so gerne:

Oj divojko, vrag ti tvoj keceljac! Nema sveca, da si bez keceljca Ni nedelje, da si bez kecelje!	O Magedein, ein Teufel ist dein Schürzlein! Kein Festtag je dich ohne Schürzlein fand, Kein Sonntag je dich ohne Schürze sah!

Der Bauer aus der Krajina in Bosnien sagt auch, wenn er von der Frauenschürze reden muß, da oprostiš: pregača! (verzeihe den Ausdruck: Schürze!), als ob er ein Schandwort gebrauchte und nicht gern als ungezogen und anzüglich gelten möchte.

Die putzsüchtige Südslavin aus Slavonien (Djakovština) hat viel früher das Geheimnis der „geraden Front“ entdeckt, welches erst jetzt bei der eleganten Frauenwelt in Mode ist. Sie hat ihre schön gestickte Putzschürze vorne immer etwas tiefer im Schlusse gebunden als rückwärts — um so den Schein einer größeren Schlankheit zu erwecken. Dasselbe tut das jetzt moderne Mieder mit der „geraden Front“ — in ganz Europa und sonst überall, wo es Modedamen gibt. Die südslavische Bäuerin kannte diesen Trick viel früher und erschien wirklich fescher (u svojoj tančini = in ihrer Schlankheit); denn dadurch, daß die Schürze um die Mitte vorne tiefer liegt, als rückwärts, springt auch die Bauchform weniger hervor, der Hinterteil aber umsomehr. Also genau das, was die moderne Schönheitlinie heute verlangt, oft freilich viel zu arg und viel zu karikaturenhaft, was bei der slavonischen Nationaltracht vermieden wurde. Als mich bei einem Volkfeste in Punitovci vor 20 Jahren Bäuerinnen in ihre hübsche Tracht kleideten, da erklärten mir die gefallsüchtigen Dorfmädchen ihr Geheimnis offen und aufrichtig, indem sie auch mir die schöngewebte tkanica (das Gürtelband) vorne ziemlich tief um die Mitte herabdrückten und erst unterhalb dieses festen Bandes die schleierdünne Spitzenschürze (rasplitanka pregača) banden. Die Figur bekam dadurch etwas ganz Adrettes, Nettes und eine Schlankheit, die der rund und gleichmäßig um den Leib gebundene Gürtel nie hervorbringt.

Im Gegenteil, auch schlanke Mädchen erscheinen dann plump und bäuchig (tuntasta, zdepnasta), und erwecken den Spott der schmucken Bauernmädchen und Bauernburschen Slavoniens. Ein Umstand, der für den gesunden Schönheitsinn des Volkes Zeugnis ablegt. In Slavonien geben die jungen Mädchen sehr darauf acht, nie ihre Schürzen einseitig um den Leib zu binden, sonst könnten sie leicht einen Witwer zum Manne bekommen (bože zakloni! Gott verhüte es!) Ein Witwer ist den Mädchen aber greulich:

Da ja znadem, da ću za udovca,
Ja bih svoje ruho popalila,
Nek se svila pod nebesa svija
Nek se zlato u topove zbijá.
Izišla bih na najveće brdo:
Sve bih brdo suzam pokapala
A sevdahom svijet opasala!

Wüßt' ich, ich müßte einen Witwer heuren,
Da tät ich meine Ausstattung verbrennen,
Damit die Seide himmelan zerflattre,
Auf daß das Gold daran zu Schlacken schmelze.
Dann tät besteigen ich den höchsten Berg,
Den ganzen Berg mit Tränen vollbenetzen,
Mit Liebegram die ganze Welt umgürten!
Bosnien (Savegegend).

Der sehr gute Erzähler und Maler Professor Dragan Melkus aus Essek in Slavonien schildert (in einer Erzählung aus dem Leben Slavoniens) vortrefflich den psychischen Zustand eines heiratlustigen, alternden Mädchens, indem er nur kurz sagt: „Sa dolaskom Ignjata pazila Bara više na sebe, svaki čas se pokazala u novoj pregači . . .“ (Mit der Ankunft Ignazs achtete Bara mehr auf sich, jeden Moment zeigte sie sich mit einer neuen Schürze . . .)[1]. Die Frauenschürze ist wie kein anderes Kleidungstück Gegenstand des Spottes und fauler Witze bei allen Slaven. Der Pole singt lose:

A co ty tam maś —
Co fartuśkiem zakrywaś?
A co ty tam maś —
Co paluśkiem zatykaś?[2])

[1]) „Mi“ — Buchausgabe des Esseker Schriftstellerklubs, S. 68. „Bračne družice Ignjata Iglovića Makazovog“, 1910, Essek. Eine ganz eigene Schürzenpsychologie das!

[2]) In der Sammlung polnischer Liebelieder von Wojciech von Drozdanowski und von Volodymyr Hnatjuk (Anthropophyteia, VII, 352—365) wird auch die Schürze sehr oft als Liebevermittlerin, Kupplerin und Anklägerin oder als Verräterin der Schwangerschaft) erwähnt — und oft bitter

In den üppigen Weingärten Slavoniens (kod pudarenja) gibt es gar viele süße Schäferstunden. Durchgetriebene Bäuerinnen locken die Bauernburschen zum Mittagschläfchen auf ihrem Schoße, und sie bespritzen ihre Schürzen dann mit süßen Gerüchen, manche haben dies aber gar nicht nötig, denn ihre Schürze (d. h. sie) riecht angenehm auch ohne künstliches Zutun. Weiber, die das wissen, fesseln die Burschen ganz leicht, sie kommen immer wieder (kô cucak) „wie junge Hündchen" — zum Spotte des Dorfes. Der Geruch hat es ihnen angetan. Solche Weiber werden von anderen Nichtriechenden viel beneidet; aber welches Weib den süßen Geruch nicht von selbst hat, oder ihn durch den „bösen Blick" ganz plötzlich verliert — was nur zu oft geschieht — die kann tun, was sie will, bekommen wird sie ihn nicht mehr. Das ist ein uralter Glaube im Volke. Auch die Berberen in Marokko kennen ihn. (Siehe: Otto Artbauer: „Kreuz und Quer durch Marokko." Stuttgart, Strecker.) So erzählt das Journal des Savants vom Jahre 1686 von einem Prager Mönche, der „allein mit der Nase die klugen von den törichten Jungfrauen unterschied".

Die Schürze schützt aber auch vor bösem Blick, darum singt ihr zärtlich das Mädchen zu:

---

genug verwünscht. (In Marokko läßt sich die Braut am Hochzeittage von Dienerinnen rund um das Haus tragen und diese rufen an jeder Ecke: „Schütze diese Schönheit ohne Duft, o Prophet!")

Eine andere Variante dieses Liedes:

Idzie dziewcze po lesie Pyta Pan ju co nesie: Co dziewczyno, co tam maś Co fartuszkem przykrywaś?	Es geht ein Mäderl durch den Wald Ein Herr frägt sie, was sie trägt: Was Mädchen, was hast du da? Was deckst du mit dem Schürzchen zu?
Dziewcze fartuch podniesło Pokazalo co nieszlo Ani gruszki, ni jabka Tyłko chlopcom zabawka.	Das Mädchen hebt das Schürzchen auf Und zeigt was es trägt: Weder Äpfel, noch Birnen Sondern Spielzeug für die Burschen.
Dziewcze fartuch podniesło Pan ju pyta co nieszło: Nie pytaj mnie co ja mam Tylko poprosz, to ci dam!	Das Mädchen hebt das Schürzchen auf Der Herr fragt, was es trägt: Frag' nicht was ich habe — mehr Sondern bitte schön, dann geb ich's her!

Keceljicu veze Marica djevojka
Keceljicu veze, kecelji govori:
Keceljice, moje milovanje,
Kakav će te junak potrgati?
Ne će Jozo, živ majci ne bio!
Hoće Rade, radosna mu majka!

Ein Schürzlein stickt das Magedein Mariedl,
Sie stickt am Schürzlein, redet zu dem Schürzlein:
— O Schürzlein mein, o Liebgekose mein,
Was für ein Kämpe wird dich wohl zerschleißen?
Nicht Jozo, nein, o stürb er seiner Mutter!
Doch Rade wohl, die Mutter freu sich seiner!

Aus Slavonien.

Der „böse Blick" raubt dem Weibe diesen süßen Geruch. Dagegen schützt man sich, wenn man in der Schürze eine Nadel trägt, mit der Spitze nach oben. Daran glauben nicht nur die Südslaven, sondern auch die Kleinrussen. Wer den bösen Blick schon hat, soll seine Schürze „verkehrt" zusammenfalten und unter einen großen Stein legen. So durch neun Neumondsonntage.

Wenn man in Bosnien und im Herzoglande die Geringfügigkeit irgendeines Besitzes bezeichnen oder einen eitlen, aber armen Protzen (biva gazda) Lügen strafen will, so sagt man das Sprichwort: Eh, ima nešto pregačice zemlje! (Er hat etwas Feld (Grund) wie ein Schürzlein so groß.) Auch das zeigt an, daß man die Schürze auch als Bagatelle — unter Umständen — ansieht. In andern Fällen ist sie trotzdem ein Prunkstück, ein Prahlgegenstand. Die Südslavin besitzt fast nie ein Kleidungstück, das mit ihrer Individualität nicht im Einklang stünde. Die armselige Serbin aus Ljubinje (Herzogland) trägt harte, schmale Schürzen (35 cm) aus schwarzer Hauswolle, nur unten am Rande dürftig in Farben gestickt (vezeno na stanu), die wohlhabende Banaterin dagegen feine Spitzenschürzen, seidengestickte üppige, weiche, breite Stücke, die ein kleines Vermögen aufwiegen und von dem Hange zum Luxus deutlich Kunde geben.

Von einer unglücklichen, armen Frau, deren Mann entweder krank oder durch Trunksucht arbeitunfähig geworden ist, sagt man in Dalmatien und Bosnien: U pregači je djecu ragjala! In der Schürze hat sie ihre Kinder zur Welt gebracht, d. h. sie mußte selber hochschwanger noch in Tagelohn gehen und da kommt es vor, daß sie mitten in der Arbeit die Niederkunft überraschte. Dann nimmt sie eben ihr Kindchen in die Schürze und trägt es heim. Die erste Hilfe geben ihr andere Arbeiterinnen, oft ent-

behrt so ein armes Weib selbst auch diese. Eine Wöchnerin findet aber immer mitleidige Herzen, wenigstens für die erste Zeit nach der Niederkunft. Die Polen haben dasselbe Sprichwort.

Wenn ein armes Mädchen in ein gutes Haus heiratet, so werfen ihr (in Sirmien) die übrigen weiblichen Hausgenossen vor: svu je prćiju u kecelji donijela. (Ihr ganzes Heiratgut hat sie in der Schürze mitgebracht.)

Die kräftigen, schön gebauten Likaerinnen tragen (in Radošević-selo, Komlenić-brdo, Oguliner Gegend) keine großen Schürzen bloß aus dem Grunde, weil sie ihre hübschen, gesunden Körperformen nicht unter reiche Faltenarrangements verstecken wollen. Ihr Hemd ist rockartig (Schoß) gemacht und wenn sie es heben, kommt kein Unterrock zum Vorschein. Sie bespötteln andere: Kad digne suknje vide se sve neke drolje. (Wenn sie die Röcke hebt, sieht man noch eine Menge Fetzen.) Bei diesen Likaerinnen sieht man nur die schönen gestickten Strumpfbänder (gajtanom vezene) und die nackten Beine. Diese einfachen Bäuerinnen kennen seit alten Zeiten her genau das pikante Raffinement moderner Frauentoilette, die jede Bewegung beim Gehen erkennen läßt, als wäre das Kleid durchsichtig und die der Ästhetiker Vischer mit den Worten: „In Kleidern nackt gehen“ geißelte[1]).

---

[1]) Meine Studie, „Das Hemd in Glauben, Sitte und Gebräuchen der Südslaven“ gab zur Frage „seit wann die Südslaven Hemden tragen“ Anregung. Es wurde behauptet, daß das Hemdtragen auch heute in einzelnen Orten des Südslaventums nicht üblich sei. Das ist aber nur relativ wahr, denn sie tragen auch in solchen Fällen eben nur eine einzige Kleidungart und nichts unterhalb, oder reicht das Hemd (košuljac, opleće) nur bis zum Gürtel (Chrowotien: rukavci) und man könnte dann in solchen Fällen nicht von absoluter Hemdlosigkeit sprechen. Es ist ein Hemd da, aber in anderer Form und oft mit anderen Namen. Professor (an der Belgrader Universität) Dr. Jovan Erdeljanović schrieb mir: „In Serbien trug das Volk eine Art Kleid (haljina) aus weißem Tuche, das bei den Männern bis zum Knie und bei den Weibern bis zur Ferse reichte. Darunter kein Hemd. Auch heute ist diese Tracht in vielen Orten üblich, aber man trägt auch ein Hemd darunter.“ Ob das die urslavische Volktracht war, ist noch eine Frage. Vielleicht wurde das durch viele Kriege seines ständigen Felderbesitzes mit Hanfkultur beraubte Serbenvolk zu dieser Wollkleidung getrieben, die es aber in ruhigen Zeiten sofort wieder mit dem Leinenhemde unterhalb trug und trägt. Prof. Erdeljanović sagt: „Ich habe durch meine Forschungen festgestellt, daß vor 120—130 Jahren in Serbien noch die Mehrzahl der Bauern keine Hemden trug und früher trug sie schon gar niemand. Für Montenegro gilt dasselbe (siehe meine

Von einer Frau, die es versteht mit ihrem Manne recht zärtlich zu tun, während sie ihn betrügt (oderana), sagt der Ungar: „Minden okos asszony oly alakban viseli kötényét, hogy a tarka fele kivül legyen.“ (Jede gescheidte Frau trägt ihre Schürze in einer Weise, daß die bunte Seite nach außen kommt.)

Die Schürze ist eben ein gar gemütlich gutes Ding: auch die sittsamste, tugendhafteste Maid darf es sich gestatten, mit dem Schürzlein zu spielen, dies Spiel hat immer ein flimmriges Brio, ein verschwebendes Etwas, das die Männeraugen in oszillierender Ungewißheit anlockt: ob'st her gehst (wie der Wiener sagt). Brutal markierte Dirnenderbheit findet in der Schürze eine reizvolle Waffe, aber auch unschuldvolles Liebespiel kann mit dem verlegenen Greifen ans weiße Schürzlein, die zärtliche Angst einer bangenden Mädchenseele ausdrücken. Auf beides „fallen die Männer rein“ — et c'est tout ce qu'il faut. — Un tablier blanc c'est si frais! sagt die pikante Französin (Eine weiße Schürze ist so frisch anzusehen!), sie läßt die ganze Schönheit der Unterwäsche ahnen, die raffinierte Gewähltheit der Hemden, Höschen und Unterröcke, sie ist quasi deren Aushängebogen voll köstlichster Versprechungen.

Studien: „Kuči“ (im serb. Ethnogr. Anzeig. der serb. Akademie, Buch VIII) und „Brašonožići“ (ebendaselbst, Buch XII.) Dort tragen auch heute noch viele Bauern keine Hemden.“ — Das ist freilich glaubhaft, denn Montenegro ist kein Agrikulturland, während Schafe in den Bergen leben können. Das Serbenvolk in Serbien und Montenegro wurde durch spätere Armut und durch das lange Elend der Türkenkriege zur Hemdenlosigkeit gezwungen, aber die von Serbien nach Ungarn und nach Deutschland emigrierten Serben (vor 300 Jahren) trugen die feinsten Leinenhemden seit uralten Zeiten, wie auch heute noch. So auch die Chrowoten und Slovenen. Als im Mittelalter im Abendlande selbst noch das allgemeine Hemdtragen unter reicher Oberkleidung nicht üblich war (sogar bei Rittern und Kriegern nicht), da erregten die slavischen Krieger in ihrer nationalen Hemdentracht überall Verwunderung und man bezeichnete sie bald als „das Volk, das im bloßen Hemde herumgeht“.

Als Gegenbeweis zur Behauptung des Prof. Erdeljanović kann ich ananführen, daß mir der Belgrader Prof. Tihomir A. Gjorgjević ein Stück eines alten Leinengewebes (nach Art der heutigen Bauernweben für Hemden) gab, das er im Jahre 1909 in Žagubica in Serbien im Neznano groblje (ungekanntem Friedhof) in mehreren Gräbern fand. Er verlegt die Entstehung dieses Friedhofes in das Jahr 1670. Also trugen doch schon damals die Serben Leinenhemden! Die Leinenstruktur sieht man deutlich, obwohl nur kleine Reste gefunden wurden. Das Geweberestchen befindet sich nun im Anthropophyteia-Museum des Dr. Krauss in Wien.

Baba Jeka, die alte Zauberin aus Mali Bukovac in Chrowotien, trug immer eine Schürze mit zwei Tascherln, darin ihre Pülverchen lagen. Sie war die letzte vielleicht von jenem Geschlecht seltsamer Wesen, die die Liebe in witzige Spiele und tragische Probleme verwickeln können, bei denen den Leuten schwül wird, bei denen die Natur ihre Pedanterie verliert und in einen verblüffenden Tanz der Unmöglichkeiten ausartet, einem Matchiche des Unerhörten. Baba Jeka ist längst gestorben, ihre Schürze brachte ich aber in das Museum der Handelkammer (ethnogr. Abteil.) zu Agram[1]) wo sie wegen ihrer reichen Stickerei einen Ehrenplatz einnimmt.

Frédéric Mistral hat einen kleinen silbernen Schmuck für jedes junge Mädchen gestiftet, das der Schürze des provençalischen Nationalkostüms treu bleibt. Er ist ein Fanatiker seines Landes und dessen Sitten, er liebt jene süßen, angenehm-streichelnden, seidenfeinen Stimmungen aus schmerzlich-süssen Zärtlichkeiten gewoben, die jenen niedlichen Schürzerln eigen sind[2]).

IV. Schürzenzauber.

Marica Kovačević aus Vrbovsko in der Lika sagt: „Bei uns glaubt man: Wenn sich einem Weibe die Schürze sehr oft von selbst aufbindet und herabfällt, so glaubt sie (die Südslavin überhaupt), daß ihr da ihr Gatte oder Liebhaber untreu ist. Es gibt aber wirklich Weiber, die gewiß sehr sorgfältig ihre Schürzenbänder binden, und sie lösen sich trotzdem immer von selbst. Vrag i' znao!“ (Der Teufel mag von ihnen wissen!)

Meine Dienstmagd, eine dralle Serbin, Joka Milić, trug immer hübsche, feine Tändelschürzen (od izvode ili sade platna) mit der sie kokett herum spielte, wenn sie mit den Burschen zusammenkam. Joco Savić, ein Arbeiter aus Belgrad, band ihr einmal die Schürzenbänder (die rückwärts gebundenen) auf, und mit raschem Griff trug er ihr die schöne Schürze davon. Erst nach einigen Tagen bekam sie die Schürze wieder, durch eine alte Kupplerin;

---

[1]) Das Agramer Museum besitzt eine sehr reiche Schürzenkollektion, an 500 Stücke, die ich alle selber durch viele Jahre lang gesammelt habe.

[2]) Mit seinem „Museon Arleten“ hat er seinen Landsleuten ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Für dieses wundervolle Werk hat er den größten Teil seines Nobel-Preises geopfert.

aber sie war ganz durchlöchert[1]) und nicht mehr zum Tragen Anstatt sich zu ärgern, war das Mädchen im Gegenteil ganz entzückt davon und wie toll lief sie jetzt dem frechen Joco nach, den sie früher gar nicht mochte. Das Ende vom Liede war: Kindgeburt und — Kindmord. Deshalb heißt es im Volkglauben, es brächte Unglück, wenn ein Mann einem weiblichen Wesen die Schürzenbänder öffnet. Was Joco tat, geschieht oft und ist durchaus kein vereinzelter Fall hierzulande.

„Wenn ein Weibsbild bei der Arbeit oder beim Tanz die Schürze verliert, bekommt sie Schläge", sagt man auch im Banat und in der Bačka als Bonmot.

Wenn ein hübsches Mädchen verschrieen zu werden fürchtet, so bindet sie ihre Schürze links (natraške) um, so lange sie in der verdächtigen Gesellschaft weilt (Banat, von M. Gj.).

Wenn sich ein Frauenzimmer beim Wäschewaschen, Reiben der Dielen oder des Geschirres sehr stark die Schürze benetzt (ako iskvasi jako kecelju), die sie vorgebunden hat, so wird sie einen Trunkenbold zum Manne bekommen (bit će joj čoek pjanac). Dieser Glaube ist bei allen Südslaven stark verbreitet.

Schüttet sich ein Mädchen beim Brunnen oft die Schürze voll Wasser, so bekommt sie einen alten Junggesellen zum Mann oder einen alten Witwer (ako se polijeva i čoek će ju polijevati.) Bosnien, Odžak.

Beim Waschen, Plätten, Faltenlegen (knjigati) der Schürzen singen die übermütigen Weibsleute gerne Lieder voll aromatischer Zärtlichkeit:

Oj pregačo moja šlingována
Noćas ćeš mi leći kraj dragana!
Pregačice vezenih volana
Dosta si mi muških omotala
Još jednoga, pa više nikoga:
Još Jovana, još dilbera moga!

Juchhei, du meine ausgeschlungne Schürze,
Heut Nacht sollst du zur Seit dem Liebsten ruhen!
O trautes Schürzlein mit Volantgesticke,
Genug an Männern hast du schon umwunden,
Nur einen noch und weiter keinen Kunden:
Nur Jovan noch, nur meinen Liebsten noch!

---

[1]) Joco durchlöcherte nämlich das dünne, ausgewaschene Gewebe mit seinem membrum virile und das Mädel wurde davon liebtoll. Auf diesen Brauch verliebter Burschen soll im Zusammenhang mit dem Volkglauben an einer anderen Stelle in den Anthropophyteia noch die Rede kommen.
Krauss.

Wenn man die Wolle für eine Schürze mit Zigeunerfett (beim Spinnen) von Zeit zu Zeit einfettet, so kann man mit so einem Gespinnst Geld und Gut glücklich verbergen oder — finden. Dieser Glaube ist in Serbien sehr verbreitet. Im August des Jahres 1911 brachten alle Belgrader Blätter die Sensationnachricht, daß im Dorfe Boškovci der Bauer Pašić einen Zigeuner in sein Haus lockte, ihn da abschlachtete und abkochte, so daß nur die Knochen übrig blieben. Das Fett wollte er zum Schatzgraben im Kloster St. Roman verwenden.

Auf das Band einer Frauenschürze bindet man ein Stück von einem männlichen Hosenbande an und trägt es so verknüpft. Beim Knüpfen sagen die verliebten Zauberinnen: Nikog ne ću, — tvoga Jocu hoću! (Niemanden will ich, aber deinen Joco will ich, d. h. den Mann der Freundin.) So wird Joco verzaubert und sein Herz ist festgebunden an „sie“, die ihn begehrt. Ein vielbekanntes Zaubermittel in Bosnien.

Übermütige Burschen öffnen den Mädchen gerne heimlich die rückwärts gebundenen Schürzenbänder, was anständige Mädchen aber furchtbar ärgert, denn es symbolisiert den gar zu leichten Sieg des Mannes über jenes Mädchen, dem „so etwas“ geschieht. Bittere Tränen vergießt deshalb, wem es just passieret. Ich selber erinnere mich aus meiner Bakfischzeit eines solchen Streiches, den mir und meiner „besten Freundin“ ein junger Chrowot angetan. Unsere Schürzen fielen bei einem Spiele plötzlich zur Erde und der „Strick“ schlich sich lachend davon. Wie viel kränkten wir uns damals! Und nie, nie mehr sprachen wir ein Wort mit jenem Studiosus, auch dann nicht, als er längst seinen „Doktor“ hatte. Die Schmach konnten wir nicht verwinden!

— Daj mi curo, što te molim
Daj mi, kad te jako volim
Ili dala il ne dala
Ti se, mlada, pokajala:
Ukrašću ti dvi pregače
Neka, cura, svu noć plače: —
Ko ukrade pregačicu
Taj će dobit djevojčicu
— Ubila ga moja muka!

Um was ich bitte, Maid, gewähre,
Weil ich dich heftig lieb, gewähre!
Du magst gewähren, nicht gewähren,
Dein Trotz wird sich zu Reu verkehren.
Zwei Schürzen werd ich dir entwenden,
Die Nacht soll dein Gewein nicht enden.
Wer da das Schürzlein fortgestohlen,
Der wird zum Preis das Mädchen holen.
— Mein Herzeleid ihn töten solle!

Ja sam dala groš-pamuka
I četiri bile svile
Dok sam vezak udarala
Dok sam vunu navengjala!

Ich gab für einen Groschen Wolle
Und Seide weis für Groschen vier,
Bis ich das Muster fertig stickte,
Bis ich die Schafwollfäden durchzog!

Ein polnisches Sprichwort sagt: „Gdy brzusek błądzi, fartusek ne rządzi". Wenn das Bäuchlein auf Irrwege gerät, hört das Schürzenregiment auf, d. h. die Schürze als Putz- und Lockmittel für die Männer.

Die polnische Maid nimmt überhaupt ihre Schürze oft zum Gegenstande recht frivoler Liebelieder. Z. B.:

Nieszczęsliwy ten fartusek, o Jezu mój,
Com nabrala słodkich grusek, Boze
mój!

Unglücklich ist dieses Schürzlein, o
Jesu mein,
Weil ich süße Birnen pflückte hinein,
mein Gott!

Darauf singt ihr der Bursche zu:

Nie było jéść słodkich grusek
Nie bylby cię bolał brzusek!
Dziewczyno moja!

Hättest nicht gegessen süße Birnlein,
Täte dir jetzt nicht weh' dein Bäuchlein!
Mein Magedein!

Noch drastischer ist das Mägdlein aus Małagoszczy in ihrer Schürzenanklage:

A brzuśku mój, brzuśku,
Coś mi tak skaradny!
Oj co mnie nie che obstać
Fartusek jedwabny?!

O Bäuchlein, mein Bäuchlein,
Wie bist du so gräßlich!
Drauf will nimmer gut passen
Das seidne Schürzlein.

A brzuśku moj, brzuśku,
Coś mi tak wysocki,
Oj co mnie nie obstanie
Sukienka na bocki?

O Bäuchlein, mein Bäuchlein
Wie bist du so hoch,
Drauf will nicht mehr passen
Mein Röcklein rot.

Selbst mit alten Weibern treibt man Schürzenspott:

Umarła babka w Skawinie
Któz jej złodziejki owinie?
Owinie babę w fartusek
Zapasecka ze grusek.

Es starb die Alte in Skawin
Wer wickelt ihr die V . . . ein?
Das tät man der Alten mit der Schürze
Worin sie Birnen pflückte.

Oj w jednym grobecku,
Da i w jednéj trumnie
Będzies sie, babisko
Przytulała do mnie!

O, in einem Grabe
Und in demselben Sarge
Wirst du, meine Alte,
Dich an mich schmiegen.

Die Schürze tut so manchen guten Dienst. Sie macht den Anfang zu manchem süßen Ende:

Kajześ fartuch podziala?
Na łącém go stérała.
Na łące Jaś wólki pas:
Moje dziewce gęby das!

Wo hast du die Schürze hingetan?
Auf die Wiese hab ich sie gebreitet,
Auf der Wiese hat Jaś seine Ochsen
geweidet:
„Gib mir deinen Mund mein Mädel!"

— Oj najświętsa Panienko
Jezusie kochany:
Da połóz mi chłopaka
Wedle samėj sciany!
Bo ja bez kochania
Nie mogę spać w nocy!
U mnie wsyćkie myśli
Idą mi na ocy!

O heiligste Jungfrau,
Geliebter Jesus:
Leget mir den Burschen
Zur Mauer hin (im Bett)!
Weil ich ohne Liebe
Nicht schlafen kann des nachts,
Alle meine Gedanken
Steigen mir zu den Augen heraus!

Die Schürze ist das Wahrzeichen der Weiblichkeit und als solches auch oft das Zeichen der Feigheit und Mutlosigkeit.

Andreja P. Jovičević, ein Montenegrer aus Rijeka, erzählt in der „Bosanska Vila" (Nr. 16 u. 17, Jahrg. XXV) von den Heldentaten der Montenegrer am Lesender im Jahre 1843 (Junački zatvor na Lesendru, 1843. g.). Es war im Kampfe mit den Türken, die mit 50—60 Schiffen ankamen, während die Montenegrer wenig an Zahl die Kula na Lesendru verteidigten. Als sie einsahen, daß sie verloren sind, verließen sie die kula und verbauten das Tor davon, damit keiner mehr in ihr Schutz suchen könne. Einer gab dem andern das Gelöbnis, daß jener, der trotzdem in die kula zurückkehren möchte, eine *Frauenschürze umgehängt* bekomme. So starben alle den Heldentod.

„*Hinter die Frauenschürze sich zu verstecken*" gilt auch bei den Südslaven als bekannte Redensart für dumme, feige Männer, deshalb auch jene Drohung für die tapferen Krieger Montenegros. Auch das Wort *Schürzenjäger* ist hier dem Sinne nach bekannt: *leti za keceljama, miriše mu kecelje.* (Er läuft den Schürzen nach, die Schürzen duften ihm, locken ihn mit ihrem Dufte an.)

Wenn ein Mann in Bosnien von einer Frauenschürze träumt, so deutet das auf *unangenehme* Nachrichten hin. Daran glauben alle Südslaven. Auch für Weiber *ist es nicht gut* von Schürzen zu träumen, auch sie reden von der Schürze nicht immer mit Respekt. In Altserbien (Šale, Skadar) sagen die Frauen bei jeder Gelegenheit: Ovo nije *moj*, — kad ja nijesam rodila sina, koji smije ginut gde Šalski junaci ginu, no je doŝâ kod majčine pregljače, tu da mi ga narod u pjesme pjeva. (Das ist gar nicht der meinige! Habe ich denn einen Sohn geboren, der so wie die Helden von Šale zu sterben weiß? Seht, er ist zur Schürze der Mutter gekrochen, und hier soll ihn das Volklied einst besingen!) Die dortige Serbin ist in ihrer Vaterlandliebe der einstigen Spartanerin

ebenbürtig[1])! Selbst kleinen Buben verweigern es die Mütter sich beim Gehen an der Mutter Schürze anzuhalten, wie es kleine Kinder überall gerne tun. Mani pregače! heißt es gleich (Laß' ab von der Schürze!) aus Furcht, es könnte das ein böses Omen werden.

Auch der Volkwitz und das Volklied bespöttelt einen Feigling, indem es ihm das Schürzenregiment anbietet: De pripaši žensku ogrnjaču (in Dalmatien) oder:

A pripaši žensku oprežnicu:	Geh, gürt dir eine Weiberschürze um,
Uzmi prelu, predi vunu bjelu!	Nimm eine Spindel, spinne weiße Schafwoll[2])!

In Dalmatien sagt man auch: „Leti za materinim ogrnačem kô kanič za brodom! (wie der Kahn nach dem Schiff.)

In der Ragusäer Gegend werden verzärtelte Muttersöhnchen gehänselt: drži se materi za ogrnač (er hält sich noch an die Mutterschürze). Solche werden von den jungen Mädchen gemieden, denn es bedeutet eine böse Schwiegermutter. Ein feiger trottelhafter Mann wird vom Volke baba bez kecelje (Weib ohne Sehürze) genannt, und man ruft ihm zu: Ostaj doma, Jeremija, kod svojih vretena! (Bleib daheim, Jeremias, bei deinen Spindeln.)

Einem männlichen Kinde, das lange an der Mutterbrust saugt, sagt die Mutter: Sakrij se otraga za pregaču, a ja ću ti sisu prebacit preko ramena, pa sisaj, da te ne vidi svijet! (Verstecke dich hinten unter meine Schürze, und ich werde dir die Brust über die Achsel werfen. So sauge, damit dich die Leute nicht sehen.) Selbst kleine Buben schämen sich dann und werden im Stillen entwöhnt, allerdings erst im 4—5 Jahre oft.

In der Gegend von Sarajevo (Bjelašnica) tragen die Bauernweiber auch schmale, lange Wollschürzen, die weder einen praktischen, noch einen dekorativen Zweck haben, so ganz schmal, faltenlos und einfach sind sie, nur ein Symbol, weiter nichts. Ein Weib kam zu mir mit Himbeeren und mein Gast, ein Knabe, faßte sie an der Schürze, um mich darauf aufmerksam zu machen. Sofort schrie der Bauernbube, der dem Weibe die Himbeeren

---

[1]) Im Guslarenliede nämlich, das da Heldenmütter sehr gern feiert. Von jenen, die sich der heilen Haut ihrer Söhne freuen, schweigt der Guslar. Krauss.

[2]) Diese Wendung kehrt häufig auch in den epischen Liedern der Turkotataren wieder, wie überhaupt die Phraseologie der Guslarenlieder auch sonst jener der Asiaten gleicht. Krauss.

trug: Šta je grabiš za prežinu, j . . . ti pas mater! Grabi sebe! (Warum greifst du sie an der Schürze an, der Hund möge deine Mutter v . . . . .! Greif dich selber an!)

Wenn eine stillende Frau fern von ihrem Säugling irgendeine Arbeit verrichtet (Feld- oder Gartenarbeit) und sie fühlt plötzlich ein Spannen in den Brüsten, so weiß sie, daß ihr Kind jetzt weint (reže ju mlijeko = die Milch schneidet sie). Sie soll ihre Schürze fester binden und das Kindchen wird wieder einschlafen.

Bei den Armeniern auf russischem Gebiet wickelt man den Säugling in ähnlichem Falle in eine mit Salz bestreute Schürze ein, was böse Geister fernhält und dem Kleinen für sein ganzes Leben Gesundheit und Leibstärke erteilt. In Bosnien geschieht das nur mit kranken oder arg „verschrienen" (urečeni) Kindern (aber nur in Ribnik): Mašalah! Mašalah!

In der Schürze trägt man zumeist gepflückte Früchte, darum ist die Schürze auch das Symbol der Üppigkeit (z. B. Obst pflückt man in die Schürze, Kraut, Salat, Oliven, ja selbst das Gras für die Kühe). In Dalmatien tragen die Weiber nur selten Körbe beim Arbeiten. Alles kommt in den breiten ogrnač, den man in den Gürtel steckt, wenn er dann voll ist. Größte Dürftigkeit bezeichnet das Sprichwort: „Nema ni ogrnača!" (Sie hat nicht einmal ein Schürzlein.)

Auch Säuglinge trägt man gerne in der Schürze, und sie schlafen dort süß. Junge Mütter sieht man gerne in dieser Pose, deshalb hänselt man alte Jungfern (usigjelice), wenn sie übermütig ihre jeweiligen Verehrer abweisen: Neka drži mačku u ogrnaču! (Sie soll eine Katze in der Schürze tragen ihr Leben lang.)

Auch in Mähren bei den Nordslaven scheint dieser Volkglaube zu herrschen. Die alte Vlasta Dušek trug ihren Enkel Pepičko immer in der Schürze, wenn sie in den Park zum Spaziergang kam: damit er besser schlafe.

Weil die Frauenschürze eine so echte und verdichtete Weiblichkeit besitzt, weil sie einer so gesteigerten Koketterie wie kein anderes Kleidungstück fähig ist, glaubt das Volk, daß ihr auch eine vielhältige Zauberkraft innewohnt. Die Seele des Volkes lockt aus ihr eine ganz wunderbare Flamme des Imagination.

Seja seju svjetuje:	Die Maid berät die andre Maid:
Kada budeš u kolu,	Wann du dich drehst im Reigentanz,
Ne diž' čove sa zemlje	Heb nicht empor das tuchne Kleid,
Ni pregače sa bedre,	Auch von der Lende nicht den Schurz,
Vezen rukav sa ruke	Gestickten Ärmel nicht vom Arm,
Jer će muški na muke.	Denn Männern schafft es Folterqual!

Warzen zu haben gilt als ein Zeichen von sexuellen Fehlern, deshalb graust dem Volk davor. Um sie los zu kriegen, gehen die Weiber am Neumondfreitag unter einen Baum (Baumseelenzauber) und suchen da einen Maulwurfhügel (krtinu) auf. Davor knien sie auf ihre ausgebreitete Schürze (in Vrbovsko, Chrowotien) und werfen sich die Maulwurferde über den Kopf, indem sie auf den Mond schauen und neunmal sprechen: Kako si ti, mjeseče čist, onako i moje ruke bile čiste! (Sowie du, Mond, rein bist, so sollen auch meine Hände rein sein!) Dann laufen sie ohne sich umzusehen fort. — Verliert ein Mädchen „ihre Tage" (odnijelo joj vrijeme) und bekommt dazu noch Warzen, so geht sie am Neumondsonntag vor Georgi in den Wald (oder Garten) und macht so viel mal zu je drei Einschnitte in einen Baum, wie viel sie Warzen hat. Dann reibt sie die Warzen an die Rinde des Baumes und wischt sie in eine fremde Schürze ab (in die Schürze der ersten Frau, der sie am Heimwege begegnet). Sie wird ihre Regel wieder bekommen, sobald jene Einschnitte jemand zählt. Auf den Baum bindet sie eine rote Franse ihrer Schürze, die lockt die Zähler an. Frau Joka Milanović aus Kiseljak heiratete mit vierzehn Jahren, verlor ihre Regel und tat also durch drei Jahre vor Georgi. Dann erst wurde sie wieder ganz in Ordnung (u redu). Aus der Gegend von Prnjavor[1]) hörte ich von demselben Volkglauben bei den Ruthenen, nur singen die Burschen hier den bunten Mädchenschürzen zu:

Żeby nie ta czarna wrona	Gäb's nicht die schwarze Krähe,
Siedzelyby chłopczy doma;	Säßen wohl daheim die Burschen.
Dziewcze lube, co tam maś	Liebste Maid, was hast du dort
Co fartuskiem przykrywaś?	Zugedeckt mit deinem Schürzlein?

Die Polinnen tragen auch gerne hübsche Schürzen aus dünnem Gewebe, mit kleinen Volants, und darauf wie auch am Gürtelband zittern viel bunte Bänder herum und geben der kleidsamen Tracht einen echt weiblichen Charme. So einen Bänderschmuck tragen auch die Chrowotinnen in Lukov dol, wo er rückwärts in

[1]) Polnisch-ruthenische Kolonie in Bosnien.

einer üppigen Fülle herabhängt und rep (Schweif) heißt, der den Männern viel Stoff zu faulen Witzen gibt. Dieser Schmuck soll gewiß denselben pikanten Reiz haben, wie die zwei langen seidenen Schürzenbänder der französischen Mode des galanten Zeitalters, die man suivez-moi (folget mir, steigt mir nach!) zubenannte. Volkerotik und Modetorheiten haben oft und oft dieselben psychologischen Motive, die die Frauenreize hervorheben möchten.

Wolle zum Spinnen einer Schürze darf man nie am Mittwoch waschen (Herzogland).

Am Fasching (bijele poklade) brät man Eier und halbiert die Schale jeden Eies und legt sie in eine Frauenschürze. Dann nimmt man einen langen Zweig eines Haselnußstrauches und fädelt die Eierschalen darauf, indem man jede jemandem aus der Verwandtschaft und Bekanntschaft widmet. Zuletzt befestigt man das Ganze oberhalb der Haustür.

Zu Weihnachten, bevor sich das Hausgesinde küßt (mirbožaju se), nimmt die Mutter eine eingefädelte Nadel (schwarze Wolle aus einer Schürze) und hält sie am Hintern, wo sie den Faden siebenmal durch die Nadel zieht. Dann näht sie ihn in die Schürze der jüngsten Tochter ein, dieweil die andern fragen: „Was tust du da?“ Sie antwortet: „Ich nähe die Augen der Feinde zu!“

Wenn man die Ochsen zum erstenmal zum Ackern führt, und wenn man den Samen zum Säen aus dem Hause trägt, dürfen die Weiber den ganzen Tag nicht ihre Schürzenwolle spinnend das Haus verlassen.

Eine Gebärende soll gut Acht haben darauf, daß ihre Geburthelferin keine aufgeschürzte Schürze oder solche Ärmel trägt, alles muß (ispravno) glatt angelegt sein.

Die Zagorjerinnen aus Chrowotien (Pušće, Bistra) glauben mehr an Schürzenzauber als an jenen des Hemdes. Selbst verheiratete und alternde Weiber hoffen damit noch Liebe erwecken zu können. Wenn sie ihre reichgefaltelten, schöngestickten Schürzen mit den Fingern liebkosen, da überläuft sie ein Verständnis, das auch aus der Natur zu ihnen spricht. Daß dem Verblühen ein heftigerer Reiz entströmen könne, als dem Entknospen, daß der tötliche, süße Schmerz des Endes dem Liebgenuß die feinste Wohllust gibt, das braucht ihnen kein Psycholog zu erklären. Mehr als eine sprach mir staunend davon, glaubt aber, es wäre nur der Zauber, von dem nicht jede weiß, den nicht jede

zubereiten kann. So eine Zagorjer rogava (hörnerartige Kopftuchunterlage, die den hübschen Gesichtern ein reizendes Relief verleiht) kann den Männern wirklich leicht den Kopf verdrehen — mit ihrer feschen Schürzenstrategie.

Von den koketten Französinnen aus der Zeit Louis XVIII. weiß man, daß sie ihre royalistische Gesinnung mit achtzehn Säumchen, die sie auf ihre Schürzen nähten, kundgaben — zum Trotze gegen die Anhängerinnen Napoleons. So spielte die Schürze auch in der Politik ihre Rolle und zwang die Männer darauf zu blicken bei jung und alt.

V. Schürzenmuster.

In dem erotischen Schürzenspiel der Südslavin offenbart sich — wie in nichts sonst — der Frauenhumor. Die Schürze ist oft der Gegenstand loser Witze, kecker Gesten, anzüglicher Persiflage und beißender Satire. Hier sieht man, wie viel Begabung und Sinn für Humor unsere kerngesunden Weiber besitzen! Während bei den Frauen der mittleren und oberen Klassen die Konvention, die falsche Ethik und die falsch gedeutete Schicklichkeit allen Humor ertöten, ist die frische Fröhlichkeit der Bauernweiber oft von einem erstaunlichen Verständnis für den allgemeinen Zusammenhang der Dinge begleitet, der sie verhindert, gar vieles zu tragisch zu nehmen. So z. B. prägten die Frauen der Broder Gegend in Slavonien ein sonderbares Attribut: ono je nemarišregimenta, mit dem man sie vor anderen auszeichnet, nämlich wegen ihrer köstlichen Sorglosigkeit und guten Laune.

Unsere Frauen der mittleren und oberen Schichten sind untereinander oft in einer noch viel dümmeren Weise geziert, als wenn sie mit Männern sprechen; die Bäuerinnen dagegen reden über alles wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und nur junge Mädchen spielen zuweilen die Gschamigen.

Alles das kann man beobachten, sieht man ihnen beim frohen Liebgetändel zu. Wie sie die Männer locken und fesseln können, wie unerschöpflich ihr Geplauder und ihre Gesten sind! Wie die Schürze dabei ewig und immer in Tätigkeit und Bewegung ist, ähnlich wie der Fächer beim Salonweibchen. Und wie die Blicke der Männer an diesem Spiel hängen, um ja keine Geste ungenossen zu lassen! Unvergleichlich ist die Sicherheit der Gesten dieser Mädchen, mit der sie überall das erotisch Besondere herausholen, mimer wieder hinreißend die Anmut ihres Spottes und die auf-

rauschende Pracht ihres Temperamentes. Immer wieder spürt der Mann die Fülle ihres Wesens, den strotzenden Reichtum ihrer Jugend und die heiße Kraft ihrer erotischen Wünsche[1]. Eine besondere Feierlichkeit liegt deshalb auch über allen Stickereien der Südslavin, über diesen tief mystischen Gleichnissen, ganz aus dem Geist der Erotik geboren, und dabei von eigenster Sonderart. Mit Vorliebe wählen sie Blumen und süße Früchte zu ihren Schürzenmustern, als Sinnbildern alles Lebens. Blumen und Früchte, aus denen südslavische Zaubergeister entschweben.

Die Schürzenmuster der Südslavin sind reich und dabei doch anderartig, als jene der Hemden und Tücher. Sie erinnern mehr an die allgemein slavischen, an die Muster der Böhmen, Slovaken und Ruthenen. Das böhmische illustrierte Werk „Styl" (měsíčník pro architekturu umělecké — řemeslo — a upravu městi, Monatblatt für Architektur, Gewerbe, Kunst usw., Verlag des „Manes" in Prag, 1908, Nr. 3/4) bringt z. B. drei wunderschöne böhmische Schürzen (zástěra) aus der Gegend von Netolic, Kralovic, Plzen und Paváži, die sehr stark den südslavischen (aus Sisek, Sunja, Galdovo) ähnlich sind. Die Darstellung der Ornamente ist hier der Ausdruck einer selbstwüchsigen, bei reicher Fantasie von allem modernen Schulstaube freien, ihre Kunstwelt sich selber bereitenden, unabhängigen und unerschrockenen Persönlichkeit. Selten hat eine moderne Stickerin so die Bilder der Welt mit eigenen Augen betrachtet, selten je eine so ihre Eigentümlichkeit in jedes Motiv, in jede Linie der Arbeit hineingelegt, wie die Slavin es tut. Mit solcher Selbständigkeit des Kunstsinnes hat sie uns viele neue Muster gebracht. Wer die ganze Schönheit südslavischer Stickereien kennen will, der darf sich nicht mit dem Besehen bloß einiger Arbeiten begnügen, der darf nicht einzelnes herausgreifen und daran seinen Witz üben (wie es z. B. der Kürbis-

---

[1]) Wie sehr die Kleider erotische Gefühle wecken, sah man erst vor kurzem wieder aus einer Zeitungnachricht über ein Liebedrama, das alle südslavischen Blätter und auch einige österreichische beschrieben. Der serbische Jurist Marković aus Belgrad in Serbien hat in Lovrana mit seiner Geliebten, der Frau eines Belgrader Schneidermeisters Danica Vasić gemeinsam sterben wollen. Er tötete sich, doch ihr fehlte der Mut bei dem Anblick seiner Leiche. Aber einen Monat später (im August 1911) schoß sie sich in Belgrad im Schlafzimmer ihres Mannes eine Kugel in den Kopf und blieb sofort tot. Die Brüste der Schönen fand man mit Kleidungstücken (Hemd, Tüchern usw.) ihres Geliebten, des Marković — belegt.

schädel und „Schreibfex“ Andrija Milčinović in Agram tut). Wer Kenner sein will, der muß sich in das Ganze zu versenken wissen und es in seiner eigentümlichen Art unbefangen mitzuerleben suchen, der muß diese Kunst von innen heraus, nicht von außen her verstehen wollen; der muß alle Seiten des Volklebens — und insbesondere die erotischen genau kennen lernen. Bei solcher Forschung aber stellt die Ornamentik der Südslavin fast ein System dar, das sich als ein zusammenhängendes Kunstwerk zeigt, das keineswegs bloß einzelne neue Motive bringt, sondern das eine durchaus eigentümliche Art der Behandlung einführt. Die intuitive Erfassung der Seelenstimmung der Stickerin, ihre feurige Inbrunst der Seele entzückt uns moderne Menschen überaus. Diese Ornamente haben gewiß bleibenden Wert. Die Südlavin ist in allen ihren Arbeiten gegenwärtig mit ihrer ganzen sprühenden Persönlichkeit. Wer diese Techniken mit feinerem Auge ansieht, wird all ihre frischfröhlichen, übermütigen, spöttischen und verliebten Kololaunen erkennen, aber auch jene tief nachdenklichen, stillen, dem Schicksal stumm ergebenen, fatalistischen und melancholischen Mienen des tragischen Mädchens von Leitengeben (Kosovo). — Es ist heiß pulsendes Liebeleben in diesen Arbeiten, Leichtlebigkeit, Heiterkeit, Schwärmerei; aber auch ernster, tiefer, uralter Volkglaube an Welträtsel und Geheimnisse, die mit der Macht des Zaubers bezwungen werden sollen.

Bei den Serbinnen Ungarns ist das Radmuster (koleta) auf Schürzen sehr beliebt. Es symbolisiert den bekannten Brauch zum Johannisfeste. Dann entfachen die Burschen an Flußufern (meistens kommt die Donau in Betracht) kleine Feuer, in die sie mittels langer Stöcke kleine Räder so lange hinein halten, bis sie lohen. Nun werden diese flammenden Holzscheiben unter Hersingen uralter Lieder in das fließende Gewässer gerollt:

Alaj, da sam dikina ja perina,
Da sam kolo okretalo
Da sam ruža mirisalo
Crvenila bih se ja, oj Milica! oj Milica!

Heissa! Wär' ich doch des Liebsten Federbett!
Wär ich doch das Rad, das Schwingdichrad!
Wär ich doch die Rose düftereich,
Rot erglüht ich, hei Milica! hei Milica!

Hierauf wird unmittelbar der Name der Geliebten genannt. Klopfenden Herzens lauschen während dessen die Mädchen, die bisher in den Wasserspiegel voll Andacht geschaut haben, auf die letzten

Worte des Liedes, denn jedes fühlt sich geschmeichelt, wenn sein Name hörbar wird. Es denkt an glückliche Heirat.

In Böhmen stellen sich an jenen Abenden Burschen und Mädchen am Johannisfeuer in einer kreisförmigen Reihe auf, schauen sich im hellen Flammenscheine eindringlich an, und indeß die Mädchen mit den Schürzen kokette Gesten machen, trachten die Burschen über die Gefühle der Schönen ins Reine zu kommen. Dann werfen sie sich (die einander liebsten) dreimal nacheinander Blumenkränze durch die Flammen zu, und es bedeutet treue Liebe, wenn man die Kränze geschickt auffängt und sie nicht beim Wurfe zur Erde fallen oder sich zertrennen und zerblättern. In Polen ist ein ähnlicher Brauch mit Feuer-, Wasser- und Kranz- (kolo) Zauber.

Bayrische Liebepaare kennen ein solches Feuerspringen Hand in Hand ebenfalls, wobei die Burschen Liebelieder jodeln. Z. B.:

Unterm Kopf und übern Kopf
Tu ich mein Hütle schwinga,
Mädle, wenn Du mi gerne hast,
Durchs Feuer mußt mit mir springa.

Ich sah so manchen erotischen Zauberbrauch auch bei andern Völkern, mir kommt es aber vor, als ob die Südslavin ihre ganz persönliche Art der Liebgebärde habe, daß von ihr ein eigenartig süßer, ganz eigener Taumel auf die Männer ausgehe, ein Taumel, der da bezwingt. Sie hat im erotischen Spiel und Tanz eine unbegreifliche Kraft des Wesens, sie hat das instinktive Wissen um alle Dinge des Lebens, das ihr Stolz und Selbstbewußtsein verleiht. Sie hat den Schwung, der hinreißt, sie hat entschieden Talent zur Liebe. Das macht ihre Zaubermittel so wirkungvoll, ihre Kleider glühend vom Atem der Verliebtheit und ihre Schürzen verführerisch, wie keine anderen.

Der Südslave verschafft sich durch seinen reichen Zauberglauben das wichtigste Mittel zum Herzenglück: die Glückstimmung. Darin ist viel mehr Lebenkunst als man im ersten Augenblick glauben möchte. Die Kunst zu leben gipfelt ja in der Kunst, Stunden der Stimmung zu schaffen. Durch den Zauberglauben gelingt es dem Südslaven ganz sicher, dem eintönig-einschläfernden, oft auch kummervollen Lauf der Tage immer wieder neues Hoffnunglächeln zu entlocken. In diesem uralten Glauben findet er die Wärme inniger träumerischer Gefühltöne, die gleich duftigen, rosigen Nebeln aus lieben Erinnerungen aufsteigen, um das

banale Alltaglicht für ein Weilchen mit holder Poesie zu verklären. Die Südslavin liebt die süße Heimlichkeit ihrer Zaubermittel, sie liebt die Mystik darin über alles. Wir wissen ja alle — auch wir Modernen — wie sehr Stimmungen das Volk packen, wie es liebevoller und gütiger ist, wenn man durch ein wenig fantastische geheimnisvolle Bräuche sein Empfindungleben aufwühlt, wie gefühltrunken es wird, wenn man ihm nicht alle Träume von Glück und Liebe nimmt. Die Zaubereien können die Seele des Südslaven auf vielfache Weise bereichern, sie erwärmen das Gemüt, sie durchbrechen die herbe Rechenkunst des Lebens, den Geiz des Schicksals, die Kargheit der Schöpfung, sie verschönern sein ganzes Dasein, besonders seine Feste, seine neuen Abschnitte in der aufsteigenden Linie des Lebens, sie sind wie ästhetische oder praktische Zäsuren im Rhythmus der Entwicklung. Was wäre das Weihnacht- und Osterfest, das Sippenfest, was wären die Hochzeittage ohne den Stimmungzauber der uralten Volkbräuche? Was wären der Kolotanz, was der Ašik, was die Erntefeste und Kirchweihtage ohne sie?! — Darum hat die Urweisheit der Völker in den Ablauf der schweren Werkstunden Festtage eingeflochten, Tage, an denen der uralte Zauber wieder auflebt, an denen die Sorgen nicht mehr die Herzen zerhämmern, sondern der Pendelschlag des Glückes, nach dem die Menschenseele dürstet, mit feierlichem, geheimnisvollem Gleichmaß an unser Ohr schlägt. So sind die Feiertage und Feste für den Südslaven Tage voll Wohltat und Herrlichkeit, so sind sie kluge Geschenke der Zaubergeister an die Menschheit. Er greift aus dem Vorrat der vereilenden Zeit solche Tage heraus, schmückt sie mit Zauberstimmung und schleift sie sinnvoll zu schimmernden Juwelen. Wie hallen sie von alten Volkliedern, wie flüstern sie von alten Geschichten, wie locken sie mit süßem Kuchen und fetten Braten, wie duften sie von Blumen und von seidigen Stickereien, von glänzenden Goldkleidern und weißen, dünnen Spitzen! Ihre Stimmungen knospen schon Wochen vorher in Haus und Hof, in Küche und Keller, in Kirchen und auf Tanzplätzen. Die kräftigsten Zaubereien haben ihre Wirkung solchen Tagen zu verdanken.

VI. Heilkunst mit der Schürze.

Wie die Angst vor Krankheiten die Fantasie des Menschen erregt, wie sie die Leidenschaften und den Zauberspuk besonders

bei großen Epidemien aufwühlt, zeigt uns auch die Zauberheilkunst mit den Frauenschürzen. Diese gewaltige Furcht vor Erkrankungen muß man sich ausmalen, um zu verstehen, daß man auch an solche Heilmittel allgemein glaubt. Die Weihnachtmesse ist im ganzen Südslaventum der sehnsüchtig erwartete Moment für allerlei Zauber. Da darf die Schürze auch nicht ohne Rolle bleiben. Hat eine Frau einen Mann mit schwachen Füßen (das kommt oft vor), so geht sie (in der Bačka) zur Mitternachtmesse in einer dunklen Schürze. Und wenn dann plötzlich der Volkgesang in der Kirche losbricht, so rauschend, siegreich und seltsam, daß man wie von einem Schauer gepackt zusammenfährt, dann bindet sie ihre Schürze los und kniet darauf, kniet ruhig, während die ganze Kirche frohe Lieder singt, die hinreißend, betäubend, gleich Hochzeitgesängen klingen und Tod und Krankheit überwinden. Dieser Gesang klingt wie weltlicher Jubel an dem heiligen Orte, es sind aber uralte Weihnachtmelodien, Mettengesänge wirbelnd und laut, voll Jauchzen und voll echter Volktöne. Es sind Lieder, die nur in dieser einen Nacht laut werden und die voll heilkräftigen Zaubers sind. Davon bekommt die dunkle Schürze der gläubigen Bäuerin auch ihren Teil ab. In der ersten Neumondsonntagnacht nach Weihnacht führt man den Mann mit den kranken Füßen auf eine Wiese oder Waldlichtung hin, wo kein Hahnschrei zu vernehmen ist und die Dorfheilkünstlerin macht einen Kreis um ihn. Er aber sitzt auf jener dunklen Schürze seines Weibes und darf sich nicht rühren die ganze Nacht hindurch, mag da kommen, was da wolle. Es kommen auch in seine Nähe (aber nur bis zum Kreis heran, nicht weiter) gar allerlei Schrecknisse (strahovi), ja sogar Wasser und wilde Tiere, Schlangen und Würmer, er fühlt schreckliche Angst und Bangen, wenn er aber bis zu dem ersten Sonnenstrahl ausharrt, kann er gesund aufstehen, die Krankheit ist weg. (Jer je u njemu bio vilovski vjetar). Der Odem von den Feen, der ihn irgendwo traf, ist weg. (Z. B. er ging an einem Orte vorbei, wo Vilen tanzen, oder wo etwas gezaubert wurde, gdje je nabačeno.) Auch die Bräute (mlade) leiden viel von solchen bacanije, besonders wenn sie früh am Hochzeitmorgen das erste Mal um Quellwasser gehen. Der Schürzenzauber kann da nützlich sein, und so kommt es dann oft vor, daß jemand anderes (anstatt der Braut) auf diese bacanije tritt, und das Fußleiden bekommt (z. B. Kinder, Männer, Greise, auch Tiere). Dieser Volkglauben ist uralt, ich hörte davon in der

Gegend von Sambor (Südungarn), in der Lika (Chrowotien) und in Bosnien (viel), ja auch an der Grenze Serbiens (Zvornik).

In Gorjani (Slavonien) ist es Brauch, ein krätziges (šuge) Kind vor Sonnenaufgang am Wasserweihtag (vodokršće) nackt bis zum Flusse zu tragen. Die Mutter, die es trägt, muß an einem Fuße unbeschuht sein, und in der linken Hand trägt sie ihre Schürze. Am Flusse soll sie das Eis durchbrechen und das Kind dreimal ins Wasser tauchen, bis es am ganzen Körper naß ist. Nun wickelt sie es in die Schürze ein und ohne sich umzusehen, läuft sie zu Haus und legt das Kind in ein erwärmtes Bett. So verliert es die Krätze — oder es stirbt (uzme ga Bog). Dr. Fr. Gundrum spricht auch von diesem Brauche in seinem Buche Pučka kupališta, Agram 1911.

Von Professor J. Miodragović her weiß ich, daß es in entlegenen Dörfern Serbiens Brauch ist, kranke Kinder von gesunden und glücklichen Leuten überspringen zu lassen. Eine Mutter, die bereits mehrere Kinder verloren hat und deren letztes auch kränkelt, legt dieses auf ihre Schürze und mitten auf die Dorfstraße, wenn sie hört, daß dort Leute vorübergehen müssen, die ihrem Kinde das Leben retten könnten. In einem Dorfe bat eine Mutter den Lehrer und seine 30 Schüler über ihr Kind zu springen, als sie des Weges kamen. Das Kind wurde gesund und sie beschenkte den Lehrer zum Danke mit schön gearbeiteten Wollstrümpfen. In Chrowotien (in der Lika) legt man einen kranken Säugling ebenfalls auf die Schürze der Mutter, wenn er podrašćeno ist, d. h. wenn man glaubt, daß sein Magen irgendwohin in die Höhe rückte. Dann ruft man die Dorfheilkünstlerin na podsikanje, d. h. zum Ausmessen des Kindes. Dazu nimmt man einen Faden von jenem Strahn, den ein Ochse[1]) als polažajnik (als erster Weihnachtbesuch) auf seine Hörner als Angebinde erhielt. Mit diesem Faden mißt man das Kind vom Kopf bis zu den Füßen ab und hier

[1]) Der Ochse kommt bei den Serben als erster Weihnachtbesuch ins Haus. Selbst über Treppen führt man ihn in den oberen Stock der Häuser. Hier empfängt man ihn mit allen Ehren, bestreut und beschüttet ihn mit Frucht und schmückt seine Hörner mit einem Strahn Hausgespunst. Auch reicht man ihm Wein und Brot. Nach ihm kommt ein junger Mann als zweiter Weihnachtbesuch (polažajnik), den empfängt man ebenso, nur bekommt er statt des Gespunstes ein schöngesticktes Handtuch. Diese Besuche bringen Fruchtbarkeit und Feldsegen. (Man wählt dazu ein ruhiges Tier = mirno blago. Einen ähnlichen Brauch kennen auch die Polen: wodzić turunia.)

schneidet man den Faden ab. Dabei sagt man: Daj Bože dulje nego šire! (Gott gebe, es wäre länger als breit.) Dasselbe tut man, indem man das Kind von der linken bis zur rechten Mittelfingerspitze mißt. Den Faden vergräbt man dann unter einem Obstbaum zusammen mit den Exkrementen des Kindes. Auch wenn das Kind an Bauchweh erkrankt, ako se prisunulo, legt man es auf eine Frauenschürze und hier wird sein Nabel mit einem brennenden Kerzchen gewärmt, darüber ein Glas gestürzt (meće mu se čaša). In Bosnien übt man denselben Brauch. Hier heißt es von einem hübschen Kindchen, das nicht recht gedeiht: pojedu ga oči (nun fressen es die Augen der Leute auf, die es zu viel bewundern). In Wirklichkeit füttern die Mütter hier zu Lande bereits ihre Säuglinge mit Unmassen von schwarzem Kaffee (auch oft bloß nur mit Kaffeesatz), wovon die Kinder zugrunde gehen. Ich sah trotzdem auch Kinder, die bei solchem Futter dick und fett wurden. Den Bošnjakinnen ist es nun eine große Ehre, recht oft schwanger zu gehen und viel Kinder drauf los zu gebären. Kinder groß zu ziehen braucht nicht immer zu gelingen. Wenn nicht — so ist eben der böse Zauber schuld daran und das Kind stirbt. Arm und reich denkt so, selbst ein bosnischer Millionär Juda Altarac aus Sarajevo hatte keine anderen Ansichten. Kismet!

Erkrankt ein junges Mädchen, so behandelt man es ebenso (ako izgubi svoje ružice, svoj cvijet, svoje stvari), wenn es seine Regel verliert. Aber nun geschieht die Zauberheilung streng geheim. Die Dorfheilkünstlerin (baba) muß verkleidet und zu später Nachtzeit kommen, damit sie ja niemand sieht und hört. Sonst wäre es mit dem Liebeglück des Mädchens aus. Kein Bursche würde es mehr begehren. Mädchen dürfen nicht krank sein, denn es gilt als große Schande[1]). Die Heilung gelingt aber — sagt man — immer, denn die armen Mädchen sind infolge ihrer großen Herzangst so aufgeregt, daß die Regel wiederkommt, kaum daß sie nackt auf der Schürze liegen und oft schon bei den ersten Gesten der baba. Diese entlohnt man immer reich, aber nicht

[1]) In Bosnien dachte man u stari zeman (früher zu alter Zeit) genau so. Unlängst hörte ich aber in der Baš-čaršija beim Kräutler-Hodža eine junge Bošnjakin ganz laut sagen: Daj mi tripl-zejtin, ako Boga znaš, hodža! (Gib mir Öl gegen Tripper, wenn du von Gott zu sagen weißt, Hodža!) Und sie zog aus den Tiefen ihrer Pluderhosen ein Fläschchen heraus, daß er ihr — sie dabei segnend — gerne füllte.

mit Geld, sondern mit Eiern und Frucht. Sie verlangt den Lohn nicht, to bi bilo ispod časti njezine, es wäre unter ihrer Würde.

Damit die Hennen viel Eier legen und viel Hühner gedeihen, wird am Faschingdienstag (in der Lika) kein Geschirr gewaschen. Am Aschermittwoch in aller Frühe verwendet man zum Geschirrwaschen ein Stück von einer alten Waschschürze (za sudoper). Dieses wird dann mit geschlossenen Augen bis zum ersten Strauch getragen, dort aufgehängt, und offenen Blickes, ohne sich umzusehen, kehrt dann das Weib heim. Nun muß der Geier immer auf jenen Strauch blicken und sieht die jungen Hühner nicht, wenn er sie zu holen kommt.

Auch das tut man za kvočku. Am selben Tage nimmt ein junges Weib süße Zwetschken oder Nüsse in ihre Schürze und klettert damit hinauf zum Hühnerstall. Beim Klettern ißt sie die Früchte. Nun frägt sie ein männlicher junger Hausgenosse: Šta to kusaš, Maro? (Was naschst du da, Maria?) — Kusam spletnju! sagt sie. Sie meint damit das Unkraut, das in der Frucht wächst und das sie so zu vernichten wünscht (Spletnja = das Störende, Unnötige, Verwickelte). Auch za kvočku (zum Gedeihen des Geflügels) kommt am Aschermittwoch ein polažajnik, der gackert laut und lustig und wird reich beschenkt. Bringt er aber kein glückliches Gedeihen, darf er sich nächstes Jahr in dem Hause nicht wieder zeigen; sondern es geht ein anderer statt seiner.

Als ich nach langer Kinderlosigkeit eines strammen Knaben genas, da kamen von allen Seiten kinderlose bosnische Frauen zu mir, um dieses Kind — von dem sie Wunder hörten — zu sehen: Mašalah! Mašalah! Sie hofften von mir zu hören, welche Mittel ich gebrauchte, um so ein starkes Kind zu kriegen. Sie beichteten mir bei dieser Gelegenheit alle ihre intimsten Geheimnisse, nur um auch mich zum Reden zu bewegen. So erfuhr ich Dinge, die man sonst nie zu hören bekommt und bäte man auch noch so darum.

Die alte Spagniolin Rena Altarac hat selber elf Kinder geboren, ihre vier Töchter sind aber alle kinderlos und drei Söhne sind infolge geschlechtlicher Störungen irrsinnig und verblödet. Sie kam mit ihren jüngsten zwei Töchtern, zweien hübschen Frauen, die sehnlichst Kinder wünschten. Mazalta erzählte: „ich tat alles, was man mir riet. Ich brachte drei Säcke voll Früchte ins Haus, legte meine Schürze darauf und schlief die ganze Nacht mit meinem Manne auf diesem Lager. So tat ich es neunmal, an neun Neu-

monden. Ich hatte meine Brüste mit dem Hosenbande meines Gatten abgebunden, ich trank Milch von einer volušica — Kuh (eine Kuh, die Kopf und Hörner wie ein Ochse hat, und deren Milch zauberkräftig ist), ich trank Macina trava (gemeinen Baldrian, valeriana officinalis) und alles — alles ohne Erfolg!“ Ihre Schwester, Rega, klagte: „Sieh, ich habe immer die vollen Hände mit Warzen (das Volk glaubt, dies käme von geschlechtlichen Fehlern) und ich kann deshalb keine Kinder haben. Ich wusch mir Gesicht und Hände mit dem Mutterkuchen von unserer Mara kmetica (die Frau des Kmeten, Pächter), ich schaute stundenlang dem Händchenspiel des Neugeborenen unserer Wäscherin zu (das Volk glaubt, daß die Händchen eines Säuglings golden sind, deshalb darf man ihm im ersten Jahre nichts von Metall in die Hände geben, sonst weicht das Gold der Hände zurück. Das Anschauen dieses Goldes erhöht die Zeugungkraft); ich räucherte meine Gebärmutter mit Fransen und Bindfaden von Weiberschürzen gebärender Bäuerinnen aus Osek; ich ging zur berühmtesten Zauberin aus Mostar, zu Ličanka Mara, und sie beräucherte meine Gebärmutter mit ježeva kožica (Häutchen eines Igels). Ich mußte 99mal meinen Rücken nach vorne beugen, während sie ober mir einen Besen aus Ruten (od pruća) zerbrach, neun Ruten kreuzte und die neunte weit weg warf, indem sie den Spruch sprach, der meinen weißen Gebärmutterfluß bannen sollte (es ist derselbe Spruch, der in den Anthropophyteia VII, 89 steht). Dann zog sie über meinen Kopf eine mješina (Weinschlauch) und beräucherte mich wieder mit Kräutern und mit rauchenden Wollfransen von Bauernschürzen. Joj, dosta sam muke vidila, dosta sam deverala, dosta preko glave prenjela — und alles ohne Erfolg“. (Genug habe ich mich geplagt und bemüht, genug mir über den Kopf steigen lassen.)

Die Weiber in Bosnien (Gorica) bringen zum Brunnen (na česmu) ihre Schürzen mit der Absicht, darauf Vogelmist zu sammeln, den sie ihren fiebernden Säuglingen geben (kad imadu vatru). Andere schneiden Erdäpfel in Scheiben und trocknen sie auf der Mutterschürze in der Mittagsonne neun Tage hindurch. Gestoßen zu Pulver dienen die Erdäpfel als Heilmittel gegen den Durchfall der Säuglinge (za proljev), der bekanntlich die meisten Kleinen hinwegrafft. So wird Goethes Wort:

Ihm ruhen noch im Mutterschoße
Die guten und die schlechten Lose,

hier ganz plastisch verwirklicht.

In den Dörfern um Nikšić herum versuchen (kušaju) die jungverheirateten Frauen Mannkraft und Mut ihres Ehegemahls auf folgende Art: wenn sie am Abend zur Brautnacht die Kleider ablegen, hängen sie ihre Schürze oder ihre Pluderhosen auf den Aufhänger (o čiviluku) knapp neben die Waffen (džeferdar) ihres jungen Bräutigams (oder auch auf die Waffen hinauf.) Ist er eine feige Memme, ein Schwächling, so sagt er nichts, läßt es geschehen, wenn es auch seine Ehre angeht (džeferdar — to mu je zamjena i zaloga prema obrazu.) Bei so einem Manne bleibt kein braves Frauenzimmer, und wenn sie ihm auch zehnmal angetraut wäre, sie läuft davon und klagt ihr Leid ohne sich zu genieren. Die hundertundacht Jahre alte Frau Kulenovič Zumruta, eine stolze „Begovica" aus Rastoke bei Ključ, sagte mir: Bilaj, toga sam, valaj, dekika zakukala i vidjela, da tu nema meni ni dike ni prilike, ni zapleća, ni doma, ni domaćina, ni ništa do jada i uklina. Džogo od džoga oni, mrtvik oni, zvrkan oni! I bogu jemin učinih, da bježim glavom po svijetu, i valaj izvrnuh papuču i okrenuh mu legja! (So wahr mir Gott helfe, von dieser Minute an fing mein Leid an, ich sah sofort, daß hier nicht meines Bleibens sei, keine Ehre und kein Heim und kein Hausherr, nur Ach und Weh. Der Mamlas der, der Trottel! Und ich schwur bei Gott, daß ich ihm davon gehe, und wirklich drehte ich den Pantoffel um und kehrte ihm den Rücken.)

Als sie dann zum zweitenmale heiratete, machte sie diese Probe wieder. Heimlich in der Brautnacht schlich sie vom Lager weg bis zum Aufhänger mit den Waffen und warf ihre Schürze drüber. Diesmal dauerte die Hochzeitnacht lange. Lange nachdem der Hodža das Mittaggebet von der Moschee ertönen ließ, erhoben sie sich, sie und ihr Ahmo, von dem weichen Kissen, und als Ahmo bereits angekleidet war, erblickte er erst Zumrutas Schürze. Aus dem Tauber, der die ganze liebe Nacht küßte und koste, wurde plötzlich ein Drache. Wild zückte er den Handžar und schrie auf das junge Weib, forderte er ihre Antwort. Da beichtete sie alles. Und ihre Rede schloß mit diesen Worten: „I, bilaj, vigju, e se megjer ovaj put na čoeka namjeri'; imam muža baš jedanput muža, čelebi-viteza i pravoga sahibiju, čoeka i pô, diku na divanu, sablju na mejdanu, sunce u domu i džehenet u srcu mom!" (Und so wahr mir Gott helfe, nun traf ich es gut, jetzt hatte ich einen wirklichen Mann, einen glänzenden Ritter, einen richtigen Herrn, einen Gatten und noch einen halben dazu,

einen Ruhm vor Fremden, ein Schwert im Kampfe, die Sonne im Heim und das Paradies in meinem Herzen.) Die alte Zumruta zeigte lachend auf ihre schneeweißen nackten Brüste und zog die nackten weißen Füsse prahlerisch weit hervor aus den weißen Hosen. Sie sprach gerne von jener fernen Zeit, denn sie ist seit fünfzig Jahren Witwe.

In Zavidović (Bosnien) behandeln die Männer eine Geschlechtkrankheit (Tripperinfektion) mit grüner Petersilie. Sie muß in eine Frauenschürze gepflückt und geheim aus einem fremden Garten genommen werden. Einmal geschah es, daß fast die ganze Petersilie aus dem Förstergarten gestohlen wurde und da spöttelten die Mädchen aus dem Försterhause die jungen Leute, indem sie jeden einzelnen hänselten und keck frugen, ob er nicht wisse, wer der Petersiliendieb sein mag? (Gehört von Frau Gisa Schlaucher.)

Hat ein Weib einen brutalen Ehegatten, der sie gerne schlägt (često ju izdeveta), so ist es gut, drei Fransen (podrese) an der Schürze zugeknöpft zu tragen. Der Südslave haut sein Weib, auch wenn er es liebt, gerade so wie der Russe. Es ist ein Zeichen der Mannbarkeit:

Kakòj ty mně syn,
kakòj semjanìn!
Ne bjoś ty žený,
ne bjoš molodòj . . . .
Volklied aus Cherson.

Was bist du für ein Mann,
Was bist du für ein Herr!
Du schlägst ja nicht das Weib,
Du schlägst nicht deine Liebste!

In den südslavischen Ländern werden hohe und starke Männer von den Frauen am meisten begehrt. Einem kleinen Manne singt das eigene Weib Spottlieder, wie folgendes aus der Gegend von Glamoč (in Bosnien), das man auch als Hochzeitlied kennt:

Djevovanje, moje carevanje!
Dok djevovah, dotle i carevah.
Udadoh se, uzeh brigu na se:
Nemam mužu gaća, ni košulje
Ni mahrame, što se za pas meće.

O Maidheit, meine Kaiserherrlichkeit!
Dieweil ich Maid war, war ich Kaisern gleich,
Als Eheweib belud ich mich mit Sorge.
Dem Gatten fehlt's an Hosen und an Hemden,
Es fehlt an Tüchlein hintern Gurt zu stecken.

A ja uzeh kecelju od platna,
Moju malu keceljicu bjelu
Keceljicu i tri konca zlatna.
Saših mužu gaće i košulju,
Pa mu bilo dugo i široko.
A ja uzeh srmali makaze,
Pa to platno srezah i podrezah,
I opet mu dugo i široko.
Pa ja uzeh tri konca od zlata
I onoga od kecelje platna
Navezoh mu vezenu maramu,
Što junaci nose za pojasom.
Moj to mali stere i pokriva:
Jedan rogalj za pojas zadjeva,
A drugime glavu podveziva.

So nahm ich denn mein Schürzlein vor aus Leinen,
Wohl meine kleine, weiße Schürze vor,
Das Schürzlein und dazu drei goldne Fäden
Und nähte Hosen aus und Hemd dem Gatten.
Da war ihm alles viel zu lang und breit.
So griff ich denn zur silberblanken Scheere
und schnitt dies Leinen zu und schnitt es kürzer.
Und wieder war's für ihn zu lang und breit.
So nahm ich denn drei goldne Fäden her
Und auch den Rest von jenem Schürzenleinen
Und tat ihm ein gesticktes Tüchlein sticken,
Wie Kämpen welche hinterm Gurte tragen.
Dies breitet aus mein Kleiner und verdeckt sich.
Den einen Zipfel steckt er hinters Gurtband
Und mit dem andern er sein Haupt umhüllt.

Der größte Spott für einen Mann, seine ganze Garderobe aus einer Frauenschürze zugeschnitten bekommen zu haben, und selbst das kostbare Goldtüchlein dazu!! Die Männer ärgern sich blau und grün, wenn man ihnen dies Lied zusingt.

In Bosnien ist es Brauch, für den Hochzeitschmaus verhältnismäßig wenig zu verbrauchen. Im Vergleiche mit den Hochzeiten in Chrowotien oder Südungarn sieht so eine Hochzeit ärmlich aus. Die Serben „von drüben" spotten deshalb die Bosnier: Sve je svatovske kolače u pregačici donijela. (Die ganzen Hochzeitkuchen brachte sie im Schürzchen [aus dem Geschäfte] mit.) Um einen Begriff zu bekommen, was die Serben für eine Hochzeit in Südungarn brauchen[1]), wiederhole ich noch eine Notiz aus einer Wiener Zeitung vom November 1910:

---

[1]) Über den Aufwand bei Hochzeiten vergl. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885, an mehreren Stellen.

„Hochzeitschmaus in der Bačka. Die Bačka ist bekanntlich jenes Gebiet in Ungarn, das man mit Recht als den Landstrich bezeichnet, „wo Milch und Honig fließt“. Für die dort herrschenden Verhältnisse mögen folgende statistische Daten aus einer in Bacs-madarasz abgehaltenen Hochzeit gelten. Die Hochzeit dauerte vier Tage, nämlich vom Montag bis Donnerstag. Es waren 1400 Gäste geladen, und diese verzehrten: einen Ochsen am Rost, 2 junge Rinder, 8 Lämmer, 6 Kälber, 650 Gänse, 425 Truthühner, 1200 Hühner, 60 Tauben, 3400 Brote, 400 Pakete Biskuit, 100 Kilogramm Reis, 100 Schachteln Kaffeekonserven, 60 Hektoliter Wein und 100 Fässer Bier. Die Musik zum Hochzeitfest lieferten fünf Musikkapellen.“

Im Jahre 1826 bereiste im Auftrage des Hofkriegarchivs ein höherer Offizier das ganze Grenzgebiet Chrowotiens und erstattete über seine Beobachtungen einen eingehenden Bericht. Im Kapitel: „Hauswirtschaft der Grenzer“ ist zu lesen:

„Die größten Schwelgereien finden bei Hochzeiten, Totenmahlen, Hauspatron- und Kirchweihfesten statt, wo die Gastereien, an welchen auch die Geistlichkeit teilnimmt, gewöhnlich mehrere Tage dauern und bei denen nicht nur alle Vorräte des Hauses aufgezehrt, sondern auch überdies bei Kaufleuten usw. Waren und Geld geborgt werden.

Außerdem muß der Bräutigam seiner Braut mehrere und kostbare Brautkleider anschaffen, die manchesmal zwei- bis dreihundert Gulden kosten.“

Schon durch den § 90 der Grenzgrundgesetze ist bestimmt angeordnet worden, daß die Hochzeitmale auf einen Tag beschränkt werden sollen.

In vielen Orten Bosniens hält man folgenden Zauber hoch:

Wenn eine sonst gute Milchkuh plötzlich keine Milch mehr gibt, so geht man zum Hodža um einen zapis (Verschreibung). Wenn die Kuh frühmorgens auf die Weide herausgelassen wird (kad ju izgone na pašu), dann muß ihr der Besitzer lange nachschauen. So erfährt er leicht die Ursache ihres Trockenstehens. Mir erzählten davon mehrere Männer und Weiber als von etwas ganz unfehlbarem. Baba Tutovčevica in Gornji Vakuf war so eine böse Zauberin[1]). Wenn die Kuh, der sie schaden wollte, beim

[1]) Eine solche erkennt man daran, daß sie auf ihrer Schamlefze zwei Falten hat, die kreuzweise liegen.

Haustore herauskam, da kroch auch sie aus ihrem Versteck hinterm Bretterzaun hervor (íza tarabe se izvuče) und schnell wie der Blitz griff sie nach der Erde, die die Kuh zuerst im Freien vor dem Haustore mit ihren Füßen betrat (zgrabi zemlje, što je krava pritisnula papkama). Diese Erde versteckte sie dann rasch unter ihre Schürze und ging weg. Aber der alte Dedo F . . . sah ihr Tun und lief ins Haus, um die Beschwörung, die er bereits vom Hodža vorbereitet hielt, in's Feuer zu werfen (auf den Mangal). Kaum tat er es, kam auch baba Tutovčevica ganz elend herbeigelaufen (zapomagajući i kukajući) und rief: Dragi aga, ne ću više, dina mi, nimm die Beschwörung aus dem Feuer heraus, sonst gehe ich zu Grunde, tako mi dragog Alaha, ne ću više! (Lieber Aga, ich will es nie mehr tun, so wahr mein Glaube ist . . . . so soll mir der liebe Allah helfen, ich tu es nimmer!)

Dedo erhörte ihre Bitte, nahm die Beschwörung aus dem Feuer, denn sie brannte noch gar nicht. Wäre sie verbrannt, da wäre auch jene Zauberin verendet (crkla bi). Es ist auch gar nicht gut solche Beschwörungen ins Feuer zu werfen — sagt das Volk. Besser ist es, sie in einen vir (Wasserwirbel) zu werfen. So einer befindet sich z. B. bei Ploče in Vilić-Polje, es ist ein ganz richtiger bösartiger Wasserwirbel (pravi naopaki vir). Selbst das Zeichen dieses Wasserwirbels (man macht es mit den Fingern von rechts nach links) ist von guter Wirkung. Auch einen sihir soll man nie verbrennen, sondern, wenn man „ihn“ als unterlegt findet, dann soll man sich rasch dreimal im Hintern (počešati se u guzicu) kratzen und „ihn“ in den vir (Wasserwirbel) werfen, weit weg von sich. Wenn so ein sihir gar Fingernägel, zerbrochene Nadeln, zerbogene Spännadeln, Haare und Schriftzeichen enthält, muß man besonders vorsichtig damit umgehen. Die Dinge darf man nicht beschauen, sondern den sihir je schneller wegwerfen, bevor er noch mit irgendwelchen von unseren Kleidungstücken in Berührung kam. Die Finger, die einen sihir berührten, darf man in eine Schürze um nichts in der Welt abwischen, sondern man muß sie im Flußwasser waschen[1]). Die Anschmiegung

---

[1]) Zu solchen Ermittelungen aus dem Zauberglauben des Volkes ist es heute bereits sehr schwer zu gelangen. Auf direkte Fragen schwört die Bäuerin hoch und teuer, daß sie gar keine Zaubereien kenne: ne dao mi Bog, sačuvao nas od toga Bog, ni dao dragi Allah! So kommt es, daß oberlflächliche Sammler von Volkbräuchen, z. B. Lehrer Drinovac und seines geichen fest und sicher behaupten, es gäbe keinen Zauberglauben bei Katho-

des aus tausenderlei Volkeigentümlichkeiten an- und aufstilisierten Volkkleides an die Volkseele, an die Naturcharakteristik und vor allem an die Landschaftarchitektonik und Lebenweise der Bevölkerung, an deren Entwicklunggeschichte ist eine so innige, das jedes Stück des Nationalkleides nur mit dem wirklich Nationalen gewissermaßen in eins verwachsen ist. Mit dem Verlassen der Volktracht verkümmert und verschlechtert auch das Volk selbst Das sieht man täglich auch schon in Bosnien. Die Nationalschürze ist eines der ersten Kleidungstücke, die von der bosnischen Bauernbevölkerung bei Seite geworfen wird, selbst in Gegenden, wo man die übrige Volktracht noch beibehält (so in Sarajevsko polje, Gornji Vakuf, Bugojno u. a.) In Gegenden, wo man vor dreißig Jahren noch die schönsten Bauernschürzen trug, sieht man heute keine mehr, obwohl sich die übrige Volktracht noch behauptet.

Die Nationalschürze der Südslavin ist nach alledem ein Teil des in Formen- und Farbenbuntheiten aller nur erdenkbarsten Schönheitbegriffe und Geschmackvererbungen stilisierten Nationalstolzes. Sie ist damit das zum formen- und farbenlebendigsten Ausdruck gebrachte Nationalbewußtsein.

---

liken, nur bei Serben und Moslimen; dagegen sagen wieder serbische Lehrer von ihren Glaubengenossen genau dasselbe und die Moslimen behaupten auch, nur Katholiken und Serben wüßten zu zaubern. Parteipolitische Redereien und Schreibereien wollen hier sogar folkloristische Wahrheiten fälschen und verdrehen!

Wenn man sich aber in ein kleines Gespräch mit der Bäuerin einläßt, wenn man ihr das Zaubern nicht als Todsünde und Schmach schildert, wenn man ihr von eigenen Erlebnissen erzählt, da wird sie gerne aufrichtig und wahr — und da sieht man dann wie reich und üppig der Zauberglaube noch im Volke wurzelt und blüht — bei allen Konfessionen gleich. Seit politische Hetzer das Land verseuchen, ist es mistrauischer als je zuvor und auch untereinander gehässiger (vazdan se kusuraju megju sobom). — Luce Grgić, eine katholische Alte aus Gornji Vakuf z. B. schwor zuerst „auf den lieben Jesus", daß ihr keinerlei Zauberdinge bekannt wären, aber nach einigen Findžan. Kaffees, der ihr freundlich geboten wurde, kam es heraus, daß sie Aziza Ljutić, die weitbekannte Zauberin der Gegend genau kannte, daß sie oft bei ihr war uud daß Aziza jedem helfen kann (da može čeeka od žene rastavìti, curi privesti momka, kojega želi, ukradene stvari prokazati itd.). Aber die Mutter Luces, eine bigotte Kirchgängerin, verbot ihr darüber auch nur zu reden, indem sie sie mit der Muttermilch zum Gehorsam beschwor (Mati mi izvadi svoju sisu i stade me zaklinjati: Luce, tako ti materinjeg mlijeka, mani se one proklete čatarice Azize, mani se dijete — poslušaj me — ako Boga znaš!

Deshalb verleugnete Luce anfangs — wie so viele es tun — ihre Zauberkenntnisse.

Mit der Schürze als dem Nationalkleide und in ihr vermengen sich die Ereignisse, welchen viele Generationen als Nation unterworfen waren und weiter unterworfen werden als Mitakteure auf der „Erdschaubühne" zu jenen Gemeinsamkeiten, die nur deshalb sehr oft das Ehrenwort „heilig" vorgesetzt erhalten, weil der Weiheakt der Tat oder der Taten unter dem Ehrenschutze eines Nationalkleides erfolgte. Auf diese Weise wurde auch die Schürze, als Nationalkleid der Südslaven zum Sollbestand-Prunkstück jenes Teiles des Nationalvermögens erhoben, der den leb- und tatkräftigen Fortbestand der Nation mit zu sichern hat.

Von dem gesündesten südslavischen Bauern in der Fremde werden Stoffe und Kleidungstücke aus der Heimat geradezu mit Fetischismus verehrt. Er hält sie für gesegnet und für beseelt; sie erregen ihn geschlechtlich und er hält zärtliche Zwiegespräche mit ihnen. Ein beliebtes Lied (bećarac) z. B.:

Širi mi se keceljice bela,	O breit dich aus, du weißes Schürzlein fein!
Noćas ćeš mi leći pod švalera.	Zu Nacht wirst ruhn du unterm Liebsten mein!

VII. Schürzenfetische.

Bei den Südslaven stattet man mit Vorliebe gestickte oder hausgewebte Kleidungstücke mit Zauberglauben aus, einfache, schmucklose dagegen nur ganz selten, denn ihre Leere regt die erotische Fantasie wenig an.

Von den schmucklosen Kleidern ist die Schürze die einzige, die auch in solchem Zustande noch ihre Zauberkraft bewahren kann. Sie wirkt Wunder auch durch sich selbst, und trägt sie noch obendrauf Stickereien, so ist ihre Wirkung verdoppelt und verstärkt.

Aber auch für den krankhaften wirklichen Kleiderfetischisten ist die schmucklose Schürze oft ein Gegenstand höherer Befriedigung, mehr noch als eine lebende Person. Medizinalrat Dr. Clasen hatte Gelegenheit, einen bemerkenwerten Fall dieser Triebrichtuag zu untersuchen, den die „Ärztl. Sachv.-Ztg." (Jahrg. 1908) folgendermaßen wiedergibt: „Der beobachtete Fetischist trieb seinen Kultus mit waschbaren blau- und weißgestickten Schürzen und unternahm mehrere Betrugversuche, nicht etwa zur Erwerbung derartiger Gegenstände, sondern um sie vor Verunglimpfungen und Beschädigungen zu schützen. Der Fetischist

hatte eine gute Erziehung genossen, er studierte $3^1/_2$ Jahre Jurisprudenz und wurde dann Redakteur. Die Disposition zu dieser krankhaften Schürzenverehrung trat schon in frühester Jugend bei ihm in Erscheinung, sie ist ihm also offenbar angeboren worden[1]). Geheiratet hat er, er, dem jegliches sexuelle Empfinden fehlte[2]), nur, um stets eine Person um sich zu haben, die er zwingen konnte, seine Lieblingschürzen zu tragen. Er findet seine volle Befriedigung in dem liebevollen Anschauen, in dem Küssen und Streicheln dieser Kleidungstücke. Er glaubt, daß sie Gefühl für Kränkungen und Mißhandlungen haben, nennt sie nach dem Namen seiner Frau Ida — „Schürzenidel", nennt sie „süße", „herrliche" Schürzeln, liebt sie „bis zum Wahnsinn" und ist „wahnsinnig vor Schmerz" und „traurig bis in den Tod", wenn die Schürzen irgendwo zerknittert herumliegen, wenn sie beschimpft werden oder durch die Bezeichnung „schmutzig" beleidigt werden. Diese krankhafte Schürzenleidenschaft ist für ihn: „das Höchste und Heiligste". Endlich trifft er, ohne Geldmittel, Maßregeln, sich in den Besitz eines Rittergutes im Werte von einer halben Million Mark zu setzen, hauptsächlich zu dem Zweck, um als Rittergutbesitzer einen Sitz im Herrenhaus zu erhalten und seinen dadurch erlangten gesetzgeberischen Einfluß dahin geltend zu machen, daß die Schürzenfabrikation en gros verboten werde."

Einen ähnlichen Fall krankhafter, männlicher Schürzenvorliebe erzählte mir auch eine junge Prager Aristokratin aus ihrer unglücklichen Ehe im Jahre 1908.

Selbst Frauen aus dem Volke kennen eine Art von Schürzenfetischismus. In Foča (Bosnien) z. B. glaubt man fest daran, daß eine schwangere Frau immer eine Schürze anhaben müsse, sonst könnte es geschehen, daß ihr die Gebärmutter platzt, besonders bei solchen, die nur Mädchen geboren und nachher Knaben bekommen. Bei Kreißenden sieht man oft neben feinen Tüchern auch eine bunte Schürze an der Wand des Zimmers hängen und die Blicke der leidenden Frau suchen darin Mut und Stärke in den Geburtwehen. Den Nabel eines neugeborenen Kindes muß ein Mädchen abschneiden, das ihre Putzschürze anhat, in die sie die Finger dann abwischt. Das bringt der Mutter und dem Kinde

---

[1]) Sie ist ihm „offenbar angeboren worden", wie einem Luftflieger der Aëroplan oder die Zigarrenspitze dem Raucher und [2]) hat er geheiratet, weil ihn ein sehr bestimmtes sexuelles Empfinden dazu drängte. — Krauss.

Glück und Gesundheit. Der Nabel hält fest (ne more ga dijete isplakat) und es geschieht kein Bruch. Auch in einem kleinen Dorfkirchlein sah ich als Votivgabe (in Sv. Gora an der Grenze von Krain und Chrowotien) bunte Frauenschürzen mit dem immer wiederkehrenden Rosenmotiv hängen. Dieser sonderbare Kirchenschmuck sah so nachsichtig und menschenfreundlich aus, daß man unwillkürlich an einen Rokoko-Abbé denken mußte, der hier liebenswürdig Sünden vergab und vielleicht von liebenswürdigen Sünden träumte . . . Auch hier offenbart sich die netteste Psychologie des Südslaventums: die dichten Fransen der Votivschürzen scheinen sich leise zu bewegen, die bunten Freudenrosen einen feinen Duft zu verstreuen, und aus allen Schnörkeln, Schweifchen, Kreuzchen und Sternchen der Schürzenornamente tönt es wie ein leises, fröhliches Kichern, das sicher gar nicht heilig klingt. Ein dankbares Frauenherz hat sie in einer schönen Empfindung auf weißes Linnen gewebt und gestickt, und ein dankbares Herz hat immer recht, ist immer gottgefällig.

VIII. Kinderschürzen.

Hervorzuheben ist es, daß es bei den Südslaven keine eigentlichen Kinderschürzen gibt; d. h. keine andere Schnittform ist für Kinder da, wie z. B. im ganzen Abendlande (Bébéschürzen). Die Kinder tragen wohl Schürzen, diese unterscheiden sich aber nur nach der Wahl der Stickereien von jenen Erwachsener. Eine einfache Stickerei, die das Kind oft schon mit 6—8 Jahren selber macht, ziert die Schürze der Kleinen, die sonst, was den Stoff und den Schnitt anbelangt, eine Miniaturausgabe der „großen" Schürzen darstellt. (Siehe Bild: Kinderschürze aus Sv. Ivan Zelina in Chrowotien.) Die Schürzeln der ganz jungen Mädchen (kevice, šiparice) vermeiden alle zu lauten Effekte, denn dem ganzen Wesen dieser Mädchenknospen ist etwas Gedämpftes, Zurückhaltendes eigen. Ihre ersten dämmerigen erotischen Wünsche brechen nicht wild hervor, sondern gären mehr im Verborgenen und nur schüchtern wagen sie sich mit ihrem ersten Schmuck und Putz heraus, wenn auch im geheimen oft die erotischen Triebe unauffällig und nur für die Beteiligten verhängnisvoll ihr Recht fordern.

Wenn eine Stiefmutter ihrem Stieftöchterchen eine Schürze anfertigt, so mißt sie sie an einem Stein an (omjeri je o kamen),

dann wächst das Kind nicht mehr. Deshalb brennt jede Stiefmutter in der Hölle gar arg.

Weibliche Kinder freuen sich (in Bosnien) auf den Varica-Talg[1]) wie auf Weihnachten. Da bekommen sie immer neues Material zum Sticken. Auch kochen sie dann Bohnen, Mais und Weizen und tragen das alles in der Schürze teils in das Wasser, teils teilen sie es dem Gesinde, den Vögeln und dem Vieh aus, damit alles gut gedeiht (zbog ljetine) und Hanf, Wolle und Flachs reich und gut wächst. Sie tanzen einen Reigen, halten die bunten neuen Schürzen dabei als ob sie Samen streuten und singen:

Ovo ptičici bogomoljici	Dies dem Vöglein, das zu Gott fleht,
Neka Boga moli:	Auf daß es von Gott erbete,
Da nam svega rodi	Alles möge uns gedeihen,
Da nam vlakno rodi	Daß der Flachs uns wohl gedeihe,
Kô popina brada,	Wie des Pfarrers Bart,
Kô trava mlada!	Wie das junge Gras!

Wenn Knaben und kleine Mädchen spielen und die Knaben dem Mädchen Äpfel, Zuckerwerk oder Orangen zuwerfen, so ist es besser, sie fängt diese süße Gaben mit der Schürze auf als mit den Händen. So wird sie immer Glück in der Liebe haben.

Die Paradeschürzen müssen in Chrowotien lang sein, oft länger als Hemd oder Rock. Eine kurze Schürze erregt Spott: „Znao je Bog za što nije dao kozi duga repa, da pokrije svoju sramotu. (Es wußte Gott, warum er der Ziege keinen langen Schweif gab, damit sie ihre Schande zudecke.) Lang und ernst tropfen dann noch oft dichte Fransen herab.

Bindet ein serbisches Mädchen die Hinterschürze (stražnja kecelja) um, so ist es ein Zeichen, daß sie nun heiratfähig worden (za udaju je). Diese Art von Schürzen nennen katholische Weiber in Nevesinje (Herzogland) aus Serbenhaß „die Schürzen der Zauberinnen", und es geht dort das Wort, mit dem man Kinder schrickt: Eto, nà gatarke, metnut će te otrag u pregljaču! (Schau, es kommt die Zauberfrau, sie wird dich rückwärts in die Schürze stecken!)

Die Serbinnen haben für die „Schürze" oft in einzelnen Gegenden ganz andere Namen als die Chrowotinnen. Die Chrowotinnen tragen in vielen Orten schönere, kokettere Schürzen, als die Serbinnen. Bei den ersteren ist die Schürze fast immer eine Toilettedelikatesse, ein Putzartikel, bei den letzteren dagegen ist

[1]) Vgl. Krauss, Slawische Volkforschungen S. 83.

sie dies nur in Sirmien und in einzelnen Städtchen Südungarns und Serbiens. Sonst ist sie bei den serbischen Bäuerinnen meist ein ernstes, strenges und düsteres Kleidungstück.

Zur Arbeit (reduše) haben die Chrowotinnen in Slavonien (Otok) eine separate Überschürze (prega), die wie ein Handtuch aussieht und die man über die hübsche Dekorationschürze bindet.

Auch die Schürze, keceljak, aus dieser Gegend hat nur einen Deckzweck. Sie ist kurz, nur bis zum Knie und man bindet sie nur deshalb vor, damit man die Naht vorne am Hemde oder Kleide (roklja) nicht sehe.

Von baba Luca Matijanićka aus Gornji Vakuf in Bosnien hörte ich diesen Schürzenzauber: ihre Nachbarin, eine slavische Moslimin Gjema Šahinagić war in ihren Aga verliebt wie toll. Sie hatte aber dabei eine große Herzangst, er könnte sich noch ein Weib nehmen (da će se na nju oženiti) und gebrauchte dagegen allerlei Zaubermittel, am meisten aber tat sie Zaubereien mit dem Fleische, das ihr Mann ihr zum Kochen brachte (da vari ručak). Von dem Fleische schnitt sie immer ein Stück ab und trug es bei Tag zwischen ihren Beinen (turila bi ga, da oprostiš, megju noge) am nackten Leibe, bei Nacht legte sie es eingewickelt in ein Leinentüchlein und in eine Wollschürze[1]) dem lieben Aga unter den Kopf. Nach drei Tagen gab sie erst immer solches Fleisch dem Aga zum Essen, und nur so rettete sie sich und ihn vor einer zweiten Gattin. Das Wunderbare, das diese Weiber immerzu vom Dasein in irgendeiner Verkörperung erwarten und das oft auch wirklich eintrifft, es ist der beste Hüter des alten Volkzauberglaubens. Auf den kurzen Haltestellen der Freude, die das Leben bringt, vergessen sie seiner ebensowenig, wie in den Tagen des Elends. So auch Gjema, die hübsche Moslimin!

Die jungen Mädchen in Sirmien verstehen es oft sehr gut, mit ihren hübschen Schürzen eine naive und doch lockende Liebsprache zu führen. Ist „sie“ dem Burschen gewogen, dann spielt sie beim Schäckern mit ihrer Schürze verschämt und anmutig, indem sie sie hin- und herbewegt, oder hinauf hebt und wieder fallen läßt, indem sie tändelnd darüber streicht, die Falten glättet oder sich sinnend in die selbstgestickten Ornamente verschaut.

---

[1]) Auch die Mosliminnen trugen früher in einigen Gegenden Schürzen — sagte mir Eff. Hamdija Kreševljaković. So besaß Gjema denn auch eine, die sie in der Küche (u mutvaku) trug.

Die Burschen lieben dieses Schürzenspiel und schauen ihm entzückt zu. Ist „sie“ dem Burschen nicht gewogen, und spricht er sie an, dann kann man oft sehen, wie „sie“ — auf irgendwelche Anzüglichkeit seinerseits — flugs die Schürzenfalten um den Leib spannt, wie um sich von jeder Berührung mit dem „Unsympathischen“ zu schützen, und wie sie dann eilig davonläuft: frigajte se! frigajte se! (Sie können sich ausbacken lassen!) Damit frozzelt man dann die abgeblitzten Burschen oft und viel.

Die Leute aus der sogenannten Intelligenz Serbiens und Chrowotiens verstehen die geheimen Stimmen der Schürzenpoesie des eigenen Volkes heute nicht mehr. Auch unsere schönen Ornamente für Stickereien und Webereien sind ihnen fremd; sie haben da gleichsam unsere Muttersprache verlernt. Mir steckte aber seit frühester Kindheit die Liebe zum Volke und zu allen seinen Schönheiten im Blute, ich hatte die Freude am Belauschen seines Lebens früh erkannt, und auch das leise Weh über die Vergänglichkeit von so viel reiner Poesie. Es hat mich wie mit ungeduldigen Kinderhänden oft hinausgezogen ins Grüne, in die Dörfer der Bauern und Landleute. Überall hin begleitete mich die Fantasie, zeigte mir mit unsichtbaren Fingern die Welt und wisperte mir raunend alte Geschichten und Sagen, Gelesenes und Erlebtes in die Ohren. So konnte ich sehen und hören, was andere nicht beachteten, so konnte ich erfahren und lernen, was man vor anderen ängstlich versteckt und verschweigt. Meine bescheidenen folkloristischen Arbeiten sind das Ergebnis 20jährigen Studiums, und meine guten Landleute können es nicht begreifen, daß so eine Arbeit auch Patriotismus sein und Wissenschaft heißen kann.

Von Marica Kovačić, einer Analphabetin aus der Lika (Chrowotien) notierte ich folgendes Hochzeitlied:

Tekla voda teklenija Po imenu Sava, Ovako, ovako:	Ein Wasser floß, ein Wasserfluß, Die Save zubenannt, Solcher Art, solcher Art!
Na njoj pere pregačice Djevojčica plava, Ovako, ovako:	An diesem Wasser Schürzlein wäscht Ein blondes Magedein, Solcher Art, solcher Art!
Tuda jaše star na konju Ovako, ovako:	Ein Alter reitet hier zu Roß Solcher Art, solcher Art:

(eine Geste des Reitens, wie eben alte Männer schlotterig reiten).

Njega gleda djevojčica — Da schaut auf ihn das Magedein
Ovako, ovako: — Solcher Art, solcher Art:
(man macht einen Blick, der unfreundlich ist, wie eben junge Mädeln alte Gecken anblicken).

Tuda jaše mlad na konju — Ein Jüngling reitet hier zu Roß
Ovako, ovako: — Solcher Art, solcher Art:
(man macht das flotte, schneidige Reiten eines jungen Mannes nach).

Njega gleda djevojčica — Da schaut auf ihn das Magedein
Ovako, ovako: — Solcher Art, solcher Art:
(sie schaut ihn durch die Finger an, neugierig und froh. Die Finger bildet sie zu einer Art Gucker, um besser zu sehen).

A nju gleda stara baba — Hin schaut auf sie ein altes Weib
Ovako, ovako: — Solcher Art, solcher Art:
(sie legt die Hand an die Stirne und schaut strenge drein).

Pazi, pazi djevojčice, — Hab acht, hab acht, o Magedein,
Da ne skoče pregačice — Leicht steigen hoch die Schürzelein
Ovako, ovako: — Solcher Art, solcher Art:
(sie macht die Geste eines großen schwangeren Bauches).

Muči babo, zla ne želi, — Schweig, Strunsel, still, wünsch böses nicht!
Djevojčica babi veli — Das Magedein zur Vettel spricht
Ovako, ovako: — Solcher Art, solcher Art:
(sie dreht ihr eine lange Nase).

(Aus Žute Lokve.)

Am Vorabend des St. Georgtages kommen die Mädchen in der Lika irgendwo unter einem Baume zusammen. Jede bringt ein Stück Schürzenbandes oder einer Schürzenschnur aus Wolle oder Hanf mit. Alle diese Bänder binden sie zu einem kranzartigen Bund[1]) zusammen, doch so, daß man ein Ende des Knopfes

[1]) Dieser Volkbrauch erinnert an einen ähnlichen, der in Andalusien sehr verbreitet ist und den P. Ludwig Coloma in seinen Novellen aus Spanien beschreibt: „Am vorletzten Donnerstag des Karnevals kommen die jungen Leute beiderlei Geschlechtes zusammen und nehmen so viele seidene Schürzenbänder von gleicher Farbe an Zahl mit, wie viel es anwesende Paare gibt. Alle Bänder werden mit einem Tüchlein zu einem Kranze zusammen gebunden, deren Endchen aber halten die Mädchen und jungen Leute fest. Auf ein Zeichen wird das Tüchlein abgebunden und nun bindet jedes Band zwei junge Leute zusammen, d. h. jedes hält ein Endchen davon in der Hand. So zwei durch Zauber verbundene junge Leute sind Paten und diese Patenschaft gilt als gutes Omen in Liebangelegenheiten.“ Dieser Volkbrauch hieß in sehr alten Zeiten in Spanien „estrechos“ (diese Benennung erhielt sich auch bis heute in einigen Dörfern) und wurde früher am Vorabend des Dreikönigtages

in die Mitte des Bundes ziehen kann. Hier zünden sie alle Enden auf einmal an. Das zuerst abbrennt, dessen Besitzerin heiratet die erste. Deren Ende wohl brennt, aber plötzlich verlischt, die bekommt die erste ein Kind (ein uneheliches, kopile) und man ruft ihr scherzend zu: Sama pala sama se ubila! (Allein gefallen, allein sich angehaut!), um den Zauber zu brechen.

Mit der Schürze prahlen jungfräuliche polnische Mädchen sehr großtuerisch:

Kumo moja, kumo,	O meine Patin, o Patin,
Powiedz-ze kumowi	Sag dem Paten du
Niech się ne zaleca	Er soll nicht so viel hofieren
Memu fartuskowi!	Meinem Schürzlein zu.
Boć to mój fartusek	Weil mein Schürzlein
Toć to droga sata	Ein gar teures Zeug ist.
Nie sprawi go ina	Eine andre stickte es nicht fertig
I za cztery lata.	Nicht in vier Jahren.

(Od Žarnowca.)

Auf einer Weiberschürze schläft es sich wohl. Deshalb lockt das Mädchen den Burschen zu so einem Schläfchen:

Sama'm ja se byla	Allein bin ich
Będe jesce sama,	Und werde noch allein sein
Nie dajcie mnie, matuś	Gebt mich, Mutter, nicht
Za nijakego pana!	Einem Herrelein.
A bo panu trzeba	Ein Herr der braucht ja
Pół kopy podusek,	Ein halbes Dutzend Pölster
Ja swemu Jasiowi	Und für meinen Jaś
Pósciele fartusek!	Breite ich bloß mein Schürzlein auf.
Fartusek pościelę,	Ich breite das Schürzlein auf
A płachtą odzieję:	Und decke ihn mit dem Tuche zu:
Spij — ze mi Jasińku	Schlaf wohl, mein Jaś
Do drugiej niedziele!	Bis zum nächsten Sonntag!

(J. Konopka, P. l. krak. Seite 13.)

Die südslavischen Weiber haben eine ebenso starke Bewußtheit ihrer Jugend und kennen die Vorteile, die darin liegen, wenn man jung, hübsch und gut angezogen (nacifrana) ist, nur zu genau. Wenn sie auf dem Markte lustwandeln, oder Kolo tanzen, oder beim Prelo (Spinnen) und Komušanje (Kukuruzrüppeln) sind, da haben

---

geübt. Schon am Hofe Don Martins, Königs von Aragonien, wurde er vorgefunden, und viel geübt zu Zeiten der Philippe III. und IV. — Spanische Dichter besangen diesen Liebezauberglauben, wie Lopez de Vega, Moreto, Cervantes, Calderon und Quevedo.

sie lauter kleine erotische Erlebnisse, lauter Erfolge, bei jedem Schritt, und bei jedem Blick. Das berauscht sie. Alle Burschen und alle Männer sehen sie an, und all die Blicke, die ihnen gelten, sagen ihnen: „Du bist hübsch!“ Sie wissen das nur zu gut und alle ihre Gedanken gelten dem einen, diese Reize noch zu erhöhen.

Die Städterinnen aus Brod (Slavonien) sangen vor 20 Jahren noch gerne:

Keceljica rokoko	Schürzlein rokoko,
Daj mi srce i oko,	Gib mir Herz und Auge,
Keceljica s gibovim	Schürzlein mit Falten,
Ajde, da te poljubim!	Geh, laß dich mal küssen!

(Zur Melodie Sjećaš bi se onog sata?)[1])

Dabei hat die Schürze der Broderinnen gar nichts vom „Roccoco“ an sich und die Erwähnung dieser Mode ist nur ein Wortspiel, ist ein wenig Großstadtodeur, zugleich aber auch ein Zeichen, daß jene Mode in den Städten Slavoniens nicht unbekannt war. Natürlich nur bei den Frauen der Grenzer-Offiziere und Beamten, oder der Aristokratie. Das Volk wußte nur den Namen davon, und behielt ihn in seinen Kololiedern.

In Zagorjen (Chrowotien) sticken die Bäuerinnen auf ihre sehr breiten dünnstoffigen Schürzen großblumige Rosenmuster, „Freudenrosen!“ (vesele rože). Wenn der Liebste vorübergeht, so hebt die Maid den gestickten unteren Schürzenrand und schaut „ihn“ durch die Freudenrosen heiß verlangend an. Dieser Blick zieht ihn unwiderstehlich an (bu noril za nom), er kommt gewiß und sie schäckern dann süß. In Slavonien, Sirmien und Südungarn sticken die Mädchen breite Schneckenmuster in Schling- und Lochstickerei (šupljika) oder in Durchbrucharbeit (ljesice in Klakar, Brod), auch in Häckelei (pletenje na kukac, promaljanje). Diese Muster dienen zum selben Zwecke wie die Rosen (Schnecke = Muschel als Symbol der vulva[2]). Ich besitze in meiner Sammlung an 50 hübscher Bauernschürzen, und für das Museum in der Agramer Handelkammer sammelte ich deren mehr als 100 Stück aus allen Gegenden des Südslaventums. (Siehe: Katalog narodopisne tekstilne zbirke muzeja u trgovačkoj komori u Zagrebu I. i II. dio. Složila: Jelica Belović-Bernadzikowska. Katalog der

[1]) Eine Variante dieses Volkliedes brachte ich bereits in Anthropophyteia VII, 123.

[2]) Vgl. Anthropophyteia VII, Dr. Aigremonts Studie.

ethnographischen Textilsammlung für das Museum der Agramer Handelkammer I. und II. Teil.)

IX. Schürzenspiel und Koketterie.

Die meisten südslavischen Schürzen zeigen die hübsche Tendenz, auf beiden Seiten gleich zu sein, womit sie sich vorteilhaft von den abendländischen Schürzen unterscheiden. Mag die Weberei noch so fein sein, noch so vielfarbig erscheinen, die südslavische Weberei bringt es zu wegen, die Arbeit ganz gleichseitig fertig zu stellen. Ebenso die Stickerin. Selbst die bunten, großblumigen Seidenflachstickereien (našav) und die feinen weißen Durchbrucharbeiten (raspliti, pripliti, ljesice) sind gleichseitig. Wird die Schürze aufgehoben, gerafft oder spielt die Schöne damit kokettierend, so ist immer die Kehrseite der Schürze so sauber und schön, wie die rechte Seite. — Es gibt auch Techniken, die rechts ein anderes Muster und links ein anderes zeigen (utkanice). In Prnjavor (Bosnien) fand ich sogar Schürzen mit dichten, gleichseitigen Perlarbeiten, eine wahre Seltenheit, von der das Abendland noch nichts weiß. (Siehe Bild 19—21a, b, c)[1].

Dieser Schürzenputz dürfte ruthenischen Ursprungs sein und wurde von den Bosnierinnen sofort mit viel Erfolg nachgemacht und auf Schürzen appliziert. Die Arbeit wird auf eigenartigen Rahmen (siehe Bild) gemacht, die der Bauer selber herstellt. Sie ist von großer Feinheit und ganz eigenartigem Reize. — Eine solche Arbeit sah ich nur noch in London in der Kollektion des Mr. Harris. Er hat eine so gearbeitete Stola bei den Eskimo-Indianern als Häuptlingschmuck gefunden (Hudson-Bay Company).

Beim „Komušanje" (Kukuruzrüppeln, Abkolben) kommen die Mädchen in Bosnien jeweilig in einem anderen Hause zusammen und unter Lachen, Singen und Schwatzen arbeiten sie die ganze Nacht. Die jungen Burschen sind auch dabei. Schäckernd werfen sie die dicken Kukuruzkolben dem Mädchen ihrer Wahl in den

---

[1]) Die Bilder, die niemals vorher sonstwo publiziert wurden, zeichnete mir eine vorzügliche Stickerin, eine Serbin Mila Gjorgjević. Die Arbeit versuchte ich selbst nachzubilden, was mir gut gelang. — Prnjavor ist eine ruthenisch-polnische Bauernkolonie. — Der durchsichtige Teil dieser Perlstickerei wird zum üblichen Zauberschauen auf den Liebsten verwendet, da die Schürze sonst aus dichtem Wollgewebe gefertigt ist. (Siehe darüber Seite zuvor bei den dünnstoffigen Schürzen aus Zagorjen und bei jenen aus Sirmien und Südungarn.)

Schoß und geben acht, ob sie sie in der Schürze auffängt oder herunterkollern läßt. Tut sie das erstere, so lächelt sie dem Werfer mit ermunternder Güte zu, aber es ist noch immer etwas Listiges, etwas zurückgehalten Wählerisches, etwas noch gar zu Bewußtes in diesem Lächeln. Oft ist das die allererste Geste zum kommenden Ašik, zu Hochzeit und Kindtaufe, oder zum Frohklang eines Liebverhältnisses, das frei von behördlicher Begutachtung um so süßer ist.

In Slavonien kennt man auch ein Volkspiel (Pfänderspiel, zalogi). Um das „Pfand" auszulösen, muß sich die Gepfändete unter der Schürze küssen lassen. Sie bindet die breite Schürze ab, und dann wird sie ihr selbst und einem männlichen Mitgliede der Gesellschaft über den Kopf gelegt und die nun so versteckten Köpfe küssen sich. Dabei zählt natürlich der Volkmund auch dieses „Küßchen" zu jenen, die man in Ehren gibt und die „niemand verwehren kann". Das kußfreudige Slavoniervölkchen spielte diese Volkspiele in Weingärten (kod pudarenja), bei Ausflügen und beim Spinnen (préla) und bei Abendbesuchen (sijela).

Auch dieses Spiel zeigt, daß die Schürze oft und oft die reizend schalkhafte Vermittlerin in erotischen Angelegenheiten sein muß. Das Wort „ljubili se pod pregačom" bleibt auch für späterhin eine Bereicherung für nähere Bekanntschaft oder für Jugendfreundschaft in trauter Erinnerung.

Wenn eine Buhlerin lange ihren (naopake oči) Blick auf die schönen Schürzenmuster einer ehrbaren Frauenperson heftet, so kann das Unheil bringen. Auch z. B. am Wäschetag, wenn die schneeweißen Schürzen in der Sonne hängen. In N . . . . . hatten wir zwei Nachbarinnen: Frau und Dienstboten, die beide als Nebenbeschäftigung Buhlerei betrieben und stundenlang am Fenster lagen, in unseren Hof und darüber hinweg auf die Straße sahen. Meine Angja beachtete sie sonst kaum, aber am Wäschetag war sie wütend über dieses Schauen. Sie brachte eine Menge allerlei Skapuliere, Amulete, dürrer Zweiglein, Schnüre von Gespunst, allerlei in altes Leinen gebundene Steine und hängte sie über die Wäsche, dabei kräftige Sprüche murmelnd und giftige Blicke hinüber aufs Fenster werfend. Wenn aber das alles nicht half und die beiden Köpfe dort drüben nicht wichen, so wurde Angja sinnlos vor Wut. Ihr Kopf rötete sich, ihre schönen Augen erglühten und ihre Hände griffen zum stärksten Abwehrmittel: sie

ballte die Faust, steifte den Arm und vom Ellbogen an machte sie drei stoßende Gesten zum Fenster hin[1]). Dann neigte sie den schönen Kopf und blaß und erregt schlich sie ins Haus, setzte sich zum Herde und murmelte Gebete vor sich hin. Angja war ein sonst harmloses Waldkind, das keinem Menschen ein böses Wort nachsagte. Dem Treiben der beiden Nachbarinnen sah sie aber täglich ohne zu wollen zu und hörte das Ortgerede darüber. So haßte sie sie grimmig und bekreuzigte sich jedesmal, wenn sie sie ansprachen. Sie kannte vielleicht in ihrer Herzeinfalt die Bedeutung jenes Ellenbogenzaubers kaum voll, sie machte ihn nur den Leuten nach mit dem Bewußtsein, etwas recht wirksames zu tun.

Ein andermal arbeitete Angjas Bruder im Garten, als jene zwei Weibbilder am Fenster erschienen und Angja ihre Wäsche zum Trocknen in den Garten trug. Da flüsterte sie zornsprühend mit dem Bruder und ich sah interessiert zu, wie auch er zum Fenster hin mystische Zeichen machte, darunter auch den kräftigen, speziell bosnischen Fluch: pilim ti![2]) Er machte dabei eine schneidende oder sägende Geste über die eigene vordere Körpermitte, ein bekanntes Zeichen, das die Bošnjaken im höchsten Paroxysmus des Zornes einander weisen und das auch ohne Worte fluchbringend wirkt und oft zu gerichtlichen Klagen wegen Ehrenbeleidigung führt. Es bedeutet nämlich bildlich so viel wie die Worte: pilim ti! Auch die schon kulturpolierten Bošnjaken gebrauchen diesen Ausdruck und vor kurzem erst las man in der Zeitung die Rede eines Landtagabgeordneten, der erklärte, als man ihm Vorwürfe machte wegen irgendwelcher dienstlicher Ungehörigkeit: Pilim svemu svijetu — — —

Die Zauberkraft, die den Schürzenornamenten innewohnt, wollte partout meine gute Angja beschützen und erhalten, denn sie sieht in ihnen etwas Weihevolles, etwas gar Feierliches. Ihr Gebaren atmet Andacht für diese teuren Dinge. Es ist mehr als Glaube in diesen kindlichen Fantastereien Angjas. Der starke Geist südslavischer Erotik spricht daraus, das feierlich Heilige der Liebe. Diese Stickereien stellen in mystischer Form die erotischen

---

[1]) Die Erklärung dieser Geste, Anthropophyteia VIII, 476.

[2]) Pilim ti! ist eine Verstärkung der bekannten bosnischen Schmähung j . . . . te u d . . ., die den Anthropophyteialesern ohnehin geläufig ist.

Krauss.

Erlebnisse der Seele dar, und diese dürfen nicht von schmutzigen Blicken entzaubert werden. Die südslavischen Musliminnen Bosniens sagen ja auch, das Sticken und Weben sei so eine heilige Arbeit, daß sie selbst im Himmel gemacht werden könnte (ako bi se išto u dženetu radilo tkalo i vezlo bi se). Ein Ausspruch von großer Wichtigkeit, wenn man bedenkt, daß sonst das dolce far niente der Inbegriff aller Seligkeit für diese Leute bedeutet.

Auch in den südslavischen Schürzenornamenten lebt das Wesen der Stickerin und Weberin. Auch in diesen Mustern gibt sie sich uns ganz. Wir genießen ihr Innerstes, ihr Wirklichstes in diesen vielen, vielen ornamentalen Kompositionen (siehe Bilder). Deshalb bleiben — unbeeinflußt vom Zeitgeschmack — dem Feinfühlenden, dem Kenner diese Arbeiten immer ein Wertvolles. Die feinen Teppichschürzen werden von fremden Künstlern und Reisenden zahlreich angekauft und dienen dann in den elegantesten Salons und Ateliers des Westens als Wandschmuck, als Kissenbezug u. dgl. In ihrem reinen Ausdruck sind sie auch hier alles, was wir an solchen Dingen lieben. Uns entzücken immer wieder diese seltsamen Muster, die die Südslavin mit so viel Liebe und so viel richtiger Herzandacht gezeichnet. Das morgenschöne Land der Südslaven hegt in diesen Stickereien und Webereien eine Kunst, die im Heimaterdreich einer alten Tradition starke Wurzeläste trieb: feine Spitzenpoints und Seidendamaststickereien (redak i čitme), in deren zartbuntem Glanze die südslavische Volkseele aufblüht; falterzartes, lose flatterndes Gespinst (redina, ćereće), dufttrunkene Spiele der Linien und Farbenmärchen, zartnervigen Natursinns voll. So ist es leicht zu verstehen, daß auch die geputzte Schürze gleichwie das Hemd die Männerherzen unschwer erobert, wenn sie im verliebten Kolotanze wiegend jede Bewegung der Füße verrät, oder beim Ašik (Stelldichein) von schmeichelnden Händen verlegen hin und her gedreht wird, oder wenn sich beim Abschied „auf lange“ der Schürzenzipfel schüchtern zu den weinenden, heißen Augen erhebt. In den Schürzenornamenten begegnet man manchem Motiv, das später auf Umwegen in westlichen Stickereialbums zu finden ist, und es ist reizvoll, seine ursprüngliche Form gleichsam erst geboren aus der Fantasie des Volkes, hier aufzufinden. Die trostlose Banalität vieler moderner naturalistischer Stickmuster wandelt die Stickerin aus dem Volke zu erfrischender Ursprünglichkeit wie spielend und mit sicherem Stilgefühl um.

Die südslavische Schürze hat entschieden viel Wichtigtuerisches an sich. Die scheckigen Ornamente darauf, die aus vielen Farbenflecken zusammengesetzt sind, sie sind unendlich viele freudvolle erotische Einzelheiten, die sich hier in ein Ganzes schließen.

Nur die Schürzen der Neuzeit sind schon banal, die alten waren es nie. Schmerzlich empfindet man, daß an die Stelle der Poesie und des warmen Impulses häufig kühles Rechnen tritt (wie man zu billigerer Wolle, Seide oder Baumwolle kommen könnte).

Einmal sah ich in Skender-Vakuf (Bosnien) weit in den Urwäldern eine arme Hirtin (čobanica), die eine wundervoll fein gewebte Schürze trug. Sie selbst war die Meisterin dieses kleinen Kunstwerkes und ich wollte recht viel erfahren: wie sie es mache? Nun konnte ich bemerken, daß die kleine Stana Čebedžić, wie alle echten Künstlernaturen, die über ihr Schaffen sprechen sollen, eine unbezwingliche Scham empfand, und daß sie mir zum Teil nur nebensächliche, zum Teil nur andeutende Dinge sagen konnte. Aber alles, was sie sagte, wurde unwichtig daneben, wie sie es sagte. Mit rührend mädchenhafter Scham, die lachend in die Kehle steigt, mit einer entzückenden Erregung, die plötzlich in Lustigkeit umkippt und sich gern mitteilt.

Unten im Tale sah ich dann dem Kolotanze zu, einer ganzen Kollektion gewebter lebender Schürzenpracht. Eine anmutvolle Lässigkeit war über allen diesen Tänzerinnen ausgebreitet, dabei eine sichere Selbstverständlichkeit, und bei jeder einzelnen ein gewisses Prunken mit besonderen erotischen Werten, das sie aus dem starken Zauberglauben dieser Gegend schöpften und das ihre Lebenfreude erhöhte. — Dabei lag doch über dem ganzen Reigen eine leichte, süße Wehmut, die lächelnd sinnt. Es war eine helle, wollüstige Mondnacht, in der die weißen derben Hemden dieser Mädchen voll eigener Schönheit um die festen Beine zitterten und die schweren Schürzen wie Tugendpanzer darüber anmuteten. In der kalten Nachtluft stand ein Dunstkreis warmen Atems um den Reigen, etwas Gutes, Gesundes, Anheimelndes, Verwandtes, eine Fülle von Lebenkraft, die sich in dem jubelnden Jauchzen der Burschen Luft machte. Jetzt erst verstand ich, warum aus der kleinen weltscheuen Stana eine richtige Webekünstlerin wurde und wie es kommt, daß Skender-Vakuf die schönsten Schürzen in Bosnien erzeugt.

Willst den Dichter du versteh'n
Mußt in Dichters Lande geh'n.

Der Volkzauberglaube, der in das Leben der Südslaven so viel Klang und Farbe tragende Wunderglaube ist im Grunde genommen ein ganz guter Gesellschafter, immer hoffnungvoll und lebenkräftig. Denn nur unsere eigene Sehnsucht verleiht ihm Sprache. Das Enttäuschende, das keinem Leben erspart bleibt, kann man durch die immer sich erneuende Kraft der Liebe überwinden, ja durch sie kann oft selbst das Wunderbare Tatsache werden. Das tröstet und gibt der armen Frau aus dem Volke Mut.

Wenn die Chrowotinnen in der Lika und im Megjumurje (Murgebiet) zum Flusse gehen, um das fertige Leinen für Schürzen („vertok" = Fürtuch) zu nässen und zum Bleichen zu legen, dann rufen sie den guten Geist Bijelov (Belov) an: Oj Bijelove, oj Bijelove! Flur und Tal wiederhallen von diesem Rufen. In der Murgegend heißt die Schürze tarvez (-Trapeza).

Wenn man dort ein weibliches Kind zum erstenmal in ein befreundetes Haus bringt, dann gibt ihm die Frau des Hauses ein Ei: Neka ti se fertuni i tarvezi vazda bijele! (Damit deine Schürzen immer blühweiß seien!)

Ward eine Magd aus einem Hause schroff entlassen, so rächt sie sich, indem sie heimlich ein Endchen des Küchenschürzenbandes der Frau mitnimmt. Nun bleibt der Frau gewiß keine Magd im Hause. (Von Milja Huzjak aus Rakovica.)

Sieht man auf dem Flußwasser einen toten Körper oder Körperteil von Mensch oder Vieh treiben ohne ein Ästlein eines Baumes (am besten Tanne) dabei (brez jelove grane), so soll man an diesem Tage nichts an irgendeinem weiblichen Kleidungstücke arbeiten. Sevap je (es ist heilsam) so ein Ästlein abzuschneiden und zum toten Körper zu legen, damit Anderen der traurige Anblick (ohne Baumzauber) erspart bleibe. (Von Kôka Pahanić aus Brod.)

Die dicke Wollschürze auf den spinnwebdünnnen Kleidern der Serbin aus Sirmien (eine vor fünfzig Jahren bereits ausgestorbene Tracht) legte man nicht immer an, denn sie war das Symbol der weiblichen Energie „htela da izrazi nečim, kako će i ona umeti da se malo razgoropadi) sagt Zorka Janković aus Golubinci. In so einer Schürze hat sie Lust und Mut, sich in die Hüften zu greifen und dem Manne die Leviten zu lesen. Zorka Janković beschreibt so eine auf der Ausstellung „Srpska žena" (Serbenweib) in Prag gezeigte Schürze: Za to je odlučila, da našara pregaču „jedulju", na kojoj će se jasno raspoznavati „pod-

bočene ruke", a ponegde bome proviriti i znak „jezičića". To je „goropadna pregača".) Ganz anders ist die serbische Putzschürze aus derselben Gegend, dünn wie ein Schleier und zart wie ein Hauch (nach dem Volklied):

U pojasu uborita,	Sie ist im Schlusse eng gefältelt,
U kolenu razborita.	Ums Knie in breite Falten fallend.

(Darum hat sie eine eigenartig gestickte [gewebte] Schürze, die: „Zornschürze." Auf der sieht man deutlich die Zornzeichen, d. h. die in die Hüften gestemmten Arme, und dabei das spitze Zünglein. Es ist Volkwitz, der sich so Luft macht, nach dem Sprichworte: pola šale, pola istine = in jedem Scherze steckt ein gut Teil Wahrheit darin.)

Die Putzschürzen nennt Zorka Janković namiguše und torokuše, weil sie nur da sind, um Männer anzulocken und man sie nur macht, kad je poneku devojanu spopala jaka, jaka želja, da se u nju neko jako, jako zagleda (wenn ein Mädchen ein starker, starker Wunsch packt, daß sich jemand stark, stark in sie verschaut). So sind sie alle, diese Schürzen: jene aus der Lika, wie jene aus Pakrac und Daruvar, aus Pančevo, Dalj und Vladi mirevci, aus Dvor und von überallher und die gute, heiße Serbin Zorka ist ganz Feuer und Flamme, wenn sie so viel Liebgier auf den Schürzen blühen und locken sieht, wie sie sich ihr hier auf der Ausstellung darbietet. Die Schürzenpracht steigt ihr zu Kopf wie Alkohol, es ist die eigene Jugendlust, die sie ihr in Erinnerung bringen, sie hält zärtliche Zwiesprache mit allen diesen Schürzen, als ob es lauter lebende seke und snaše (junge Weib bilder) wären. Staunend hörten wir ihr zu, bis der bunte serbische Redeschwall endlich in stiller Ekstase verschied. . . . .

Als sie auf einer der Schürzen ein weißes Haar (belu dlaku) entdeckte, da sagte sie uns nur noch eines: Die babe (alten Weiber) sagen, daß die Trut (mora) eine Hexe sei, die ihre Missetaten bereut und versprochen habe (pa se zarekla) nicht mehr Menschen zu fressen. Sie verwandelt sich daher in ein weißes Haar und kriecht des Tags auf Frauenschürzen oder auf Decken (po guberu) herum. Nachts drückt sie dann den Leuten nur die Brust und nimmt ihnen den Atem. Man soll ein solches weißes Haar jedem Freunde (Freundin) herabnehmen, dabei ausspucken und es wegwerfen. Der Betreffende spürt in dem Momente ein wollüstiges Kribbeln im Blute, besonders wenn ihm diesen Liebedienst ein noch unschuldiges Wesen tut. Dieses „Kribbeln" spürt man ganz

im Ernste, wie dies aber zu erklären ist, weiß ich nicht, beim bloßen Herabnehmen eines Wollhaares.

Die erotische Erziehung junger Mädchen (kevice = Bakfische) ist bei den Bauern der Südslaven viel gesünder als bei der „Intelligenz“. Die Zeit der ahnungvollen Sehnsüchte, der ersten schwebenden und schwankenden Gefühle, die da im Busen unbestimmt hin und her wogen, die da flatternd vergänglich und von unendlicher Zartheit sind, wie Morgennebel, der vor dem Aufgang der Sonne in Duft zerfließt und die Blumenköpfe in funkelnde Tränen gebadet, dem großen Licht entgegen harrend verläßt, die Zeit vor der reifen Liebbetätigung, vor dem ernsten ašik (ljubakanje), das ist für die heißblütige Südslavin keine gefährliche Zeit. Sie bringt sie in der Schule des Volkzauberglaubens zu. In diesen Jahren der Dämmerung zwischen den Erwartungen der Kindheit und dem hellen Tag des nehmenden und gebenden Lieblebens, da bildet sich in Ruhe und in Gesundheit die erotische Seele des südslavischen Weibes. Die Eindrücke, die sie in dieser ersten erotischen Schule empfängt, die Träume, die sie träumt, der Wunderglaube, den sie atmet, die Art der Wünsche, die sich da in ihr zu bilden beginnen, sie geben die Richtung für ihr ganzes späteres Liebempfinden, für ihr Benehmen gegen den Mann.

Den südslavischen kleinen Mädchen verschweigt man nichts. Nichts vertagt man auf eine zu späte Zeit, wo heimliche Erlebnisse seelischer und zuweilen auch bereits derber körperlicher Art durchkostet wurden. Hat ein südslavisches Bauernmädchen das zwölfte Jahr erreicht, so beginnt es sich nicht nur heimlich, sondern ganz offen für die Liebe zu interessieren. Sie guckt in alle Winkel, in alle Zaubertränklein, in alle Töpfchen und Tüchelchen hinein und niemand wehrt es ihr: ta neka, neka te: žensko je! Sie lacht offen über die ersten Huldigungen der Männer und die Mütter teilen die naive Freude der kleinen geschmeichelten Eitelkeit gerne: žensko je! (Es ist ja ein weibliches Wesen.) Freudig teilen die Mütter das Empfinden ihres Töchterchens bei diesen ersten Lockungen des anderen Geschlechtes und so wird es dem Mädchen niemals verwehrt — selbst in diesen jungen Jahren nicht — mit der Mutter von der Liebe zu sprechen. Es braucht nicht gierig zu anderen gehen oder sich in ungesunde Fantasien einzuspinnen.

Es hört täglich endlose Besprechungen der Menstruation, Geburt und Heirat Bekannter, über Schicksale und erotische Erleb-

nisse der Freunde und Verwandten des Hauses, es hört alle Details der Liebe und Ehe und das gibt dem jungen Sinn reichen Stoff zu mancher Betrachtung, zu vielem Nachdenken. Niemand verbirgt ängstlich und in falscher Scham vor den jungen Dingern, was das Leben bringt und was dicht vor den Türen des eigenen Daseins lauert. Man hört ganz kleine (7—8jährige) Mädchen Liebelieder singen, und wenn man sie frägt, wer sie sie lehrte, so antworten sie offen: die Mutter! (nana!) In Gornji Vakuf sang ein ganz kleiner Schneck:

Dogji mi, dragi, na pendže, na pendže,	Komm nur, o Liebster, ans Fenster, ans Fenster,
Dat ću ti malo kinjače[1]), kinjače,	Ich geb dir ein wenig Kürbisbranntwein, Kürbisbranntwein
I još nešto! I još nešto! Joj!	Und etwas dazu, und etwas dazu! hei!

Es ist besser, ein weibliches Wesen lernt früh die Erotik kennen, nejo da zvizne odjednoč, als daß es auf einmal überschnappe, sagt man in Travnik (Bosnien).

Auch der südslavische Bauer ist trotz seines oft recht leidenschaftlichen Temperamentes mehr für das Geliebtwerden, als für das Lieben. Nur Mädchen umwirbt man oft längere Zeit geduldig, doch Witwen und Weiber dürfen sich nicht lange zieren und müssen in einem bereits „eingefädelten“ Liebverhältnisse diejenigen sein, die stets das Feuer schüren, immer vom neuen, mit hundert kleinen Abweichungen und neuen erotischen Formen, zu denen der Volkzauberglaube reichliche Abwechslung liefert. Das schmeichelt der Eitelkeit der Männer und reizt ihre Sinne, das tut dem männlichen Egoismus wohl und er verzichtet oft auf Schönheit, Jugend und seelische Vorzüge, wenn es ein Weib versteht, ihm ihre beständige heiße Anbetung zu zeigen. So erklärt man es ganz natürlich: warum die Zauberinnen so viel Glück bei den Männern haben, warum ihre Kleider, ihr Geruch, ihre Gesten und ihre Bewegungen so viel Reiz auf die Sinne der Männer ausüben. Die abhängige, durch Jahrhunderte lang fast sklavische Stellung des südslavischen Weibes zum Manne ist eine Ursache mehr, warum der Zauberglaube so viel Verbreitung fand. Der Mann fühlte und sah sich in diesem Glauben von allen Seiten emsig umworben, unermüdlich umschmeichelt, in allen Detailen des häuslichen Lebens als „höchstes Gut“ betrachtet, als Ziel aller

---

[1]) Tikvenjače, Branntwein in der Kürbisflasche. Die Kleine konnte das ganze Wort noch nicht aussprechen.

Wünsche und allen Strebens hoch gestellt und das schmeckte gar süß dem Mannstolze und Größenwahn. Die Neuzeit hat auch in dieser Beziehung vieles geändert.

Ako ne ćeš ti	Willst mich nicht mehr du
Oće druge tri!	So greifen gleich drei andre zu!

So singt der Südslave in Kololiedern als Refrain. Das ist das vielbekannte Wort, das so trefflich das Liebverhältnis zwischen Mann und Weib bei uns charakterisiert. Die Chrowotinnen — dem Abendlande und seinen modernen Ansichten geographisch näher — haben sich viel früher als die Serbinnen in dieser Beziehung aus dem Sklaventum des Mannes emanzipiert. Deshalb zaubern sie in der Neuzeit auch viel weniger als die Serbinnen, die von ihnen oft verächtlich als vlaške vračare (walachische Zauberweiber) bezeichnet werden.

Der südslavische Bauer ist recht wählerisch. Ein „Soldatenmensch“ verhöhnen z. B. die Männer (Sombor) arg, und zwar damit, daß man es daran erkenne, weil es nur eine einzige Schürze besitzt (u soldačke abšiberice samo jedna kecelja pa jedan bog = ein soldatisches Abschubmädchen hat nur eine Schürze und nur einen Gott!), und den ganzen Verdienst den Soldatenliebhabern verschenkt.

Auch der Bauer will in Schönheit lieben und hat er die Wahl, so ist er gar anspruchvoll in aestheticis:

Kad te vidim na ulici	So oft ich dich erschau im Gäßchen,
Poznat ću te po suknjici,	Erkenn ich dich an deinem Schößchen.
Kad te vidim u planini	Gewahre ich dich auf der Senne,
Poznat ću te po prežini:	An deinem Schurz ich dich erkenne.
U zoru, pred zoru	Im Morgenrot, vorm Morgenrot
Cvala ti pregača	Erblühe deine Schürze
Na prozoru	Am Fenster wohl . . . (d. h. sie möge dort oft mit ihrem Schatz schäckernd zu erblicken sein).

Einige Gesten und Griffe mit der Schürze dienen der Südslavin als Abwehrmittel gegen diejenige Fährlichkeit, die mehr wie jede andere Kummer in das Leben bringt, jene heimlich schleichende, unfaßbare, stets gegenwärtige Gefahr, vor der sich Große und Geringe nicht retten können, der die Edelsten und Besten am wehrlosesten entgegenstehen, gegen den Klatsch. Es ist als ob unsere einfache Bäuerin eine ganz richtige Ahnung hätte von den tiefgründigen psychologischen Ursachen und Bedingungen

des Klatsches, als ob sie die Erotik als wichtigen Faktor auch bei diesem Haus- und Dorfdrachen erkannte und ihn wieder mit erotischen Mitteln, mit Schürzenzauber, bannen möchte: klin se klinom izbija (den einen Keil treibt man mit einem anderen heraus). Begegnet ein junges Mädchen oder eine junge Frau einer bekannten Dorfklatschbase, einer notorischen bösen Zunge (lajavica), dann nimmt sie schnell den linken Zipfel ihrer breiten faltigen Schürze und hebt ihn bis hinauf zum Gürtel und kreuzweise darüber tut sie dasselbe mit dem rechten Schürzenzipfel. Dabei sagt sie dreimal: Da Bog da: jezik ti se utrnuo! (Gäb es Gott, deine Zunge verdorrte!)

Auf diese Art werden für einen Moment die Schürzenstickereien unsichtbar und der böse Klatsch kann in der Lebenstruktur des Mädchens (oder Weibes) keine bedenklichen Verkrümmungen hervorbringen. Hat sie eine gewebte Fransenschürze zufällig an (klečanica s resama), dann bindet sie hurtig sieben Knoten in die Wollfransen und sagt siebenmal: Da Bog da, gubica ti se svezala! (Gäb es Gott, dir verbinde sich die Schnauze!)

Das tut sie jedesmal, so oft sie einer Verdächtigen (vucalica) begegnet, denn wer ist je damit fertig geworden, die stets neu wachsenden Klatschzungen zu verbinden? In unserem Volke gilt der uralte Glaube, es gäbe keine größere Sünde als ein Liebepaar zu entzweien, ein junges Mädchen zu verleumden (djevojku skuditi momku). Und doch ist so ein Klatsch ein Genuß für böse Weibleute (one vazda nekome trag vuku)[1]. Er entspringt dem Wunsche nach Spannung und Erregung der Gemüter und entsteht aus Müßiggang, aus einem sexuellen Kitzel, aus einer auf Abwege geratenen Sinnlichkeit. Nur Zaubermittel mit erotischen Ornamenten oder Gesten können ihn deshalb mildern. Wie richtig urteilt unser Volk auch in dieser Angelegenheit! Wie richtig ist seine Ansicht, daß überall, wo gesunde, natürliche Sinnlichkeit unterjocht ist, sie auf Umwegen die von ihr beherrschte Fantasie zu befriedigen sucht. Die bogomoljke, svetîce (Betschwestern) sind daher die gefürchtetsten Klatschbasen (babe ćeretanke), denn es sind Weiber, die ihre Sehnsucht niemals genug stillen. — Vor ihnen fürchten sich alle glücklich Liebenden — ne laje kera rad sela, nego rad sebe (es bellt die Hündin nicht des Dorfes wegen, sondern um ihrer selbst willen) — alle frohsinnigen und derb-

[1]) Vgl. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven, S. 183 ff.

sinnigen Naturen. Alle unsere Volklieder und Erzählungen sind voll von dieser Furcht und es gibt zahlreiche Zaubermittel dagegen. Die Südslavin ahnt hier psychologisch vollkommen genau, daß die feinsten und findigsten Bosheiten der Verleumdung der Fantasie ungesättigter Sinnlichkeit entspringen. Diese Fantasie malt mit Vorliebe erotische Situationen aus und schwelgt darin. Ein brennender Neid packt die pervers Klatschsüchtigen (lajavice) beim Anblick glücklicher Liebe, die sie um jeden Preis vernichten wollen. Den Blutrausch gesunder Sinnlichkeit mitanzusehen macht sie wütend. Deshalb sind die Dorfweiber unermüdlich im Ersinnen von Abwehrmitteln, um ihre Zufriedenheit und gesunde, strotzende Kraft je länger zu erhalten und um länger zu genießen. Beim Anblick des widerlichen, zuckenden Lächelns einer Klatschbase (jezikara) heben sie schnell die große faltige Schürze über den Kopf und drehen sich um, bis der böse, unstete Zauberblick sie nicht mehr treffen kann. Die schiefgezogenen Mundlinien, die eingekniffenen Lippen, die eckige Magerkeit solcher „böser Sieben" (nadžak babe, arsuz babe) bringen Unheil, wo immer sie sich zeigen. Jede Wahrsagerin, die requiriert wird, bestätigt diese Mutmaßung: učinilo ti! (Man hat es dir angetan!) Am üppigsten und gefährlichsten entwickelt sich die Klatschsucht in Bosnien und im Herzoglande. Hier, besonders in bürgerlichen Kreisen, wo ein gewisser relativer Müßiggang mit sicherem Unterhalt verbunden ist, wo aber monotone Lebenroutine und gar keine sittliche Selbstzucht geistige Genüsse erschweren oder ganz ausschließen, hier ist der Klatschsucht ein weites Feld offen. Dazu kommt noch der Umstand, daß in jedem Haushalt die Bedienung zahlreich ist und meist nur müßig herumsteht und um des Aufwandes willen gehalten wird. Die Bosnierin und die Herzogländerin haben auch, wenn sie bereits verheiratet sind und ein gewisses Lebenalter überschritten haben, einen großen Hang zur körperlichen Trägheit und zur Denkfaulheit, zu geistiger Bequemlichkeit, ein kindisches Wohlgefallen an Schmeichelei und lassen sich gerne von ihren Dienstboten stundenlang allerlei vorerzählen, allerlei vorschwatzen. Dieser Hang begünstigt die Entfaltung des Tratschs, der von geringen Lappalien ausgehend, sich oft und leicht zu breitausladendem Skandal auswächst, zu Ehetrennungen (puštenice) und Unglück führt. In den erotischen Zaubereien wird daher sorgfältig nach Mitteln gegen diese verfluchte (prokleta) Klatschseuche gefahndet.

Rousseaus Annahme, die sich auch die Salonethnographen zu eigen machen, daß primitive Kulturstufen von Ränkesucht und Tratschereien frei bleiben, ist also vollständig falsch. Dieser Trieb gehört zur menschlichen Natur und läßt sich höchstens maßregeln durch bewußte und feine Geist- und Herzbildung. Der schlimmste Nährboden ist Langeweile und Nichtstun. Und gerade dieses Nichtstun ist der ideale Glückzustand, den sich jede Bosnierin in ihrer Ehe wünscht. (Blago tebi, Bog ti je dao, da ne radiš! Heil dir, Gott gewährte dir, daß du nicht zu arbeiten brauchst!) Viele Legenden und Geschichten aus dem südslavischen Volkleben erzählen von grausamen Verleumdungen junger Liebe, von Kerkerstrafen und lebendig Vermauertsein Dienstbotenklatsches wegen. In unseren lieblichen Märchen springen aus dem Munde böser Weiber Kröten (krastače) und Schlangen, aber aus dem Munde guter, sanfter Frauen sprießen Rosen. Auch die Südslavin hat Genoveva-Legenden, auch sie erzählt von Schicksalen wie das Elsas (im Lohengrin), von schwarzen Königinnen (crne kràljice), die uns die traurigen Folgen müssigen Klatschs bestätigen. Unzählige Volklieder klagen die bösen, bösen Zungen an, die süßes Liebglück zerstören, wie heimtückischer Frost die Rosenknospen. Das Zusammenbringen der Unrechten (nedragih), das Auseinanderreißen der Rechten (dragih dvoje) war von jeher ein Lieblinggeschäft müßiger Zungen. Das einzige, was dies Leben lebenwert macht: Liebe und Freundschaft, muß der Schürzenzauber retten, wenn Klatschgefahr droht. Die Schätze, die kein Gut der Welt kauft oder ersetzt, vor Räubern zu wahren, ist die Aufgabe der hübschen, feingestickten und feingewebten südslavischen Schürzen.

Die schönsten Schürzen sah ich in folgenden Gegenden: Posavina (Chrowotien, Savegegend, Sisek, Petrinja), Petrovo Selo (Slavonien), Daruvar (Slavonien), Korenica, Belovar (Grenzgegend an Slavonien), Vrlika (Dalmatien), Bribir (Dalmatien), Toplički okrug (Serbien), Niš, Kraljevo (Serbien), Pirot, Soko-Banja (Serbien), Sinj (Dalmatien), Djakovština (Slavonien), Lika (Chrowotien), Krivošije (Dalmatien), Varcar Vakuf (Bosnien), Peći (Altserbien), Gegend von Zara (Dalmatien), Trebinje (Herzogland), Skender- und Varcar Vakuf (Bosnien).

Es ist gar nicht so schwer zu ergründen, wie die Mädchen und Weiber in dieser Schürzenpracht fühlten und dachten, welche Kämpfe sie zu bestehen hatten und wie diese Schürzen auf ihre

Umwelt reagierten. Es lockte mich oft, mich in die Lage der Weiber zu versetzen, ihren Atem zu belauschen und ihr Wesen zu verstehen. So lernte ich lieben und kennen all die schönen Ornamente, die bald himmelhoch jauchzen, bald schüchtern glühen, die bald voll zierlicher Steifheit und bald voll müder Anmut erscheinen, immer aber von Herzfreudigkeit, Güte und Aufrichtigkeit der Trägerinnen Kunde geben. Die südslavischen Schürzen mit ihrer beweglichen Ruhe haben alle einen so erfreulichen Grundton, das auch wir uns wohl und behaglich dabei befinden und uns ihr Äußeres gar vertraut berührt.

X. Schönheitmittel.

Mit der Schürze zaubert man bedeutend weniger als mit dem Hemde, besonders in Krankheit, Schmerz und Leid greift man weniger zu den Schürzenstoffen, dagegen mehr in angenehmen Angelegenheiten. So ist zum Beispiel zur Bereitung gewisser Volkschönheitmittel dünner Schürzenstoff unentbehrlich. Zu allen Zeiten und in allen Ländern — in Griechenland sowohl wie in Rom, in Byzanz so gut wie in Paris[1]), war das Suchen nach Mitteln zur Wiedererlangung verlorener Schönheit ständig auf der Tagordnung. Die hübsche, liebebedürftige Südslavin, die in allerlei Zauberkünsten und im Schönheitbedürfnis so groß war, sollte da nicht mitgearbeitet, miterdacht haben. Und ob!

Auch sie kennt so manches Leben- und Jugendtränklein und eines der ältesten will ich hier anführen: Man nehme Paradiesholz, Gewürznägelein (die trägt man auch angehäkelt auf Spitzen, firketići), Ingwer, Zimt, Muskatnuß, von jedem u tri prsta (drei Finger voll), dann stoße man vor Sonnenaufgang am Neumond-

---

[1]) Die einschlägige Literatur ist unübersehbar. Ich will nur einiges anführen: Secreta Mulierum vom bekannten Aristotelesforscher Albertus Magnus, der auch als Magier verrufen war. — Das Buch der Schönheit von Luigini, aus dem Jahre 1554. — Die Geheimnisse der Frauen, von einem unbekannten Verfasser aus Florenz, J. 1573. — Traktat über die Verschönerung von Jean Liebeaut, J. 1584. — Spiegel der Schönheit von Guyon, J. 1623. — Das Geheimnis immer schön zu sein von Bodeau de Somaise, J. 1666. — Die Kunst, die Schönheit zu erhalten von Le Camus, J. 1768. — Die Kunst, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen von Mosse, J. 1811 usw. Bei den Südslaven wurde bisher nichts dergleichen publiziert, aber ich habe für die Anthropophyteia mehrere solche Rezepte aus dem Jungbrunnen unserer Tradition, unserer Sagen und Märchen geschöpft und gesammelt.

freitag alle diese Dinge sehr fein. Nun gibt man noch dazu: Boretsch, Salbei, Raute, Minze, von jedem (pô funte) ein halbes Pfund, außerdem sehr guten süßen Weißwein (žilavke). Das alles destilliere man durch einen dünnen Schürzenstoff, so daß es sieben Tage lang abtropfe, drücken darf man den Stoff nicht. Man nehme im Sommer davon auf nüchternen Magen (na štè srce) einen Silberlöffel voll, im Winter zwei. Das Mittel habe ich von einer Grenzerin aus Glina (graničarka): Katinka Novaković. Sie sagte, es sei uralt.

Bei einem anderen unfehlbaren und allbekannten Mittel zur Entfernung der Runzeln muß desgleichen Schürzenstoff (retkuš, ćereće, izvod) mithelfen, das Wunder zu bewirken. Ich habe es von Reza Moslavac, meiner einstigen lieben Kinderfrau aus Esseg im Jahre 1885 in Slavonien: man nehme eine Schüssel voll Weizenkleie (mekinje) und lege sie drei Stunden lang in Weinessig, noch besser in ein Dekokt von Wassermelone, Bohnenblüten (gra mladi, putergra), wilden Wein und unreifer Gerste. Es soll gut „ziehen“. Dann seihe man es durch alten Schürzenstoff, aber es muß von selbst tropfen und darf nicht gepreßt werden. In die so gewonnene Flüssigkeit schlage man einige Eidotter und mische noch ein wenig Amber dazu. Damit schmiere man Gesicht und Hände, Brust und Hals und man wird immer jugendlich aussehen. Während des Schmierens soll man weniger Fleisch essen, keinen Schnaps trinken, sondern Milch, damit das Blut nicht in Wallung komme. Mit Milch soll man sich danach jedesmal waschen, besonders mit Buttermilch (surutka) bestätigte Frau Savka Subotić.

Ein recht sonderbares Mittel hörte ich in Gornji Vakuf von einer katholischen alten Frau (M. S.) gegen Unfruchtbarkeit: „Wenn ein Weib keine Kinder kriegt und Sehnsucht nach Mutterfreuden hat, so soll sie zu einem Weibe gehen, deren Niederkunft bevorsteht. Beginnen bei der Kreißenden die Wehen, dann soll sich auch die Kinderlose schnell ihrer Schürze entledigen und im bloßen Hemde die Geburt des Kindes miterwarten. Kommt bereits auch die Nachgeburt (pošljedak), so soll sie schnell ein Kreuz machen (neka se brzo prekrsti) und den Glauben (das katholische Credo) aussprechen. Darauf soll sie die Nachgeburt aus der Hand der Wöchnerin nehmen und sie dreimal durch das eigene Hemd ziehen (neka pošljedak tri put prometne kroz košulju). Jetzt soll sie die Nachgeburt auf den Boden legen,

das Hemd ausziehen und sich nackt auf die Nachgeburt legen, die noch warm sein muß. Sie muß so lange darauf sitzen, bis die Nachgeburt nicht ganz erkaltet. Von jetzt an wird sie gebären. Nach Hause muß sie diesmal ohne Schürze gehen."

Hier erscheint also die Schürze im Zaubern vollkommen unnötig, weil es sich um tiefernste Dinge handelt. Sie wird zur Seite gelegt und nicht mehr beachtet, ja sogar ausdrücklich gemieden, als ein Gegenstand, der nur im leichten Liebgetändel von Wert ist, bei Spiel und Tanz, bei Eitelkeit und Scherz. Die ernste, dunkle, fast trauermäßige Tracht der bosnischen Katholikinnen (Sarajevsko polje, Gornji Vakuf, Foča usw.) ist schürzenlos: schwarze dimije (weite Beinkleider), weißes Hemd, dunkle Jacke oder Leibchen, dunkler Kopfputz — gar kein Schmuck. Bei den Hausarbeiten rafft man die weiten dimije nur auf, aber auch da bindet man keine Schürze vor. Meine Dienstmagd, eine Katholikin aus Šalota bei Ključ, weigerte sich beständig, eine meiner weißen Küchenschürzen beim Arbeiten vorzubinden, aus Angst, man könnte sie des Kokettierens bezichtigen: „Šta će mi pregača?" (Was soll mir eine Schürze?) frug sie gekränkt, als ich ihr eine Schürze anbot.

Der Schürzenzauber ist im Dorf gefürchtet, wie man aus diesen bisher ungedruckten Volkliedern aus Gornji Vakuf (Bosnien) sieht:

U mahali je hajin djevojka,
Svoj mahali jađe zadavala
Oženjenu kao i neženji
Oženjeni žene ostavljahu
Neženjeni svoje stare majke:
Kujo, kućko, hajin dijevojko,
Ne čin čina, ne mami mi sina,
Ne čin čina s veza pregačina!

Im Viertel trieb ein treulos Mädchen Unfug,
Dem ganzen Viertel Leid und Gram sie schuf,
Dem wohl Beweibten wie dem Unbeweibten.
Im Stich die Männer ließen ihre Frauen,
Die ledigen Leute ihre alten Mütter.
— O Hündin, Zauchtel, ungetreues Mädchen,
Verüb nicht Zauber, lock mir nicht den Sohn an,
Verüb nicht Zauber mit gestickter Schürze!

In Gornji Vakuf trägt man jetzt keine Schürzen mehr, denn hier leben nur Katholiken und Moslimen, das Lied ist auf eine Serbin aus der Umgebung gemünzt, wo man überall Schürzen trägt.

Auch ein dortiges Kololied zeugt von der Eifersucht der Chrowotinnen gegen die in Liebangelegenheit freiere Serbin:

Kolo igra na dvadeset i dva
I u kolu ljuba Davljanova.
Zagrnula uz ruke rukave
A uz noge pregaču vezenu.
Sve je kolo visom nadvisila
A ljepotom kolo začinila.
Izviče se Nikola iz kola:
— Šta je tebi, ljubo Davljanova?
Šta je tebi, koji su ti gjavli?!
Šta si tolko bjesom pobjesnula?
Danas će ti Davljan poginuti.
Baš od puške od dilbera tvoga.

Der Reigen tanzt einher zu zweiund-
zwanzig
Und in dem Reigen Damjans Ehefrau,
Die Ärmel zu den Armen aufgeschürzt
Und zu den Lenden die gestickte
Schürze.
Den ganzen Reigen überragt ihr Wuchs,
Mit ihrer Huld bezaubert sie den Reigen.
Da überschreit den Reigen Nikolaus:
— Was treibst du da, o Damjans
Ehelieb?
Was treibst du da, welch Teufel fuhr
in dich?
Was hat dich soviel wilde Wut er-
griffen?
Ums Leben wird noch heut dein Damjan
kommen
Von deinem Schatz aufs Flintenkorn
genommen!

In ganz Bosnien singt man nach einer sehr hübschen Melodie:

Uvenulo lišće borovo
Pod kojim je lolo bolovo.
Često njega draga oblazi
U kecelji grožgja donosi:
— Moreš li mi, dragi, preboljeti?
— Mogô bi ti, draga, preboljeti,
Da mi te je jednoč obljubiti!

Schon war verwelkt der Föhre Nadel-
laub
Darunter der erkrankte Schlingel lag.
Des öftern ihn sein trautes Lieb besucht
Und trägt ihm Trauben in der Schürze
zu:
— O Liebster kannst die Krankheit
du bezwingen?
— Ich könnte sie, o Schätzlein, wohl
bezwingen,
Dürft einmal liebend froh ich deiner
werden!

Von den Lehrern Luka Lukić aus Klakar (bei Brod in Slavonien), Josip Binički in Nikinci, Zorka Janković aus Golubinci, (in Slavonien beide), Josip Kraljić in Dubašnica (Istrien), Mirka Šoštarić aus Sv. Ivan Zelina (Chrowotien), Mila Gjorgjević aus dem Herzoglande, Jovan Savić aus Serbien (Požarevac) und anderen erhielt ich eine Menge hübscher Schürzenmuster mit Angaben, die mit meinen eigenen Erhebungen vollkommen übereinstimmen.

Daß die Frauenschürze eine anerkannte Helferin zur Hebung der Frauenschönheit und im Liebegeplänkel aller Zeiten ist, beweist auch die immer wiederkehrende Tabliermode für Soiréetoiletten, Ballkleider und reizende Matinées. Sie entstand im ga-

lanten Zeitalter an den liebfrohen Höfen der französischen Louis-Könige und wir bewundern sie auch heute noch auf Bildern und Skulpturen, auf Porzellanfiguren und Buchillustrationen aus jener Zeit. Damals wurde die Schürze nicht nur salonfähig, sondern auch hoffähig und ist es heute noch — natürlich nur als Devant gedacht, am Prachtkleide als dessen Einheitliches in reichen Spitzen- und Stickereiarrangements festsitzend. Gleichsam nur als Andeutung der echten Schürze, aber auch als solche von unwiderstehlichem Reize auf die Männer.

Je mehr eine Frau Vollweib ist, je mehr sie echt weibliche Eigenschaften besitzt, um so lieber schmückt sie sich mit hübschen Schürzen, während Frauen mit mehr männlichen Anlagen eine direkte Abneigung gegen dieses Kleidungstück haben. Wir alle wissen in unserem Bekanntenkreise von Frauen, die wir uns nur schürzenlos vorstellen können und die wir auch nie in einer Schürze gesehen haben. Sie paßt nicht zu ihrem Wesen. Sie fühlen es vielleicht mehr noch unbewußt, als wissend.

Der Mann liebt den Anblick der Frauenschürze immer. Sie erweckt den Appetit auf gute Bissen, die Freude auf ein sauberes Heim, aber auch die Erinnerung an andere weibliche Genüsse. Das wissen die Mädchen aller Zeiten und aller Gesellschaftschichten. Je mehr heiratlustig eine ist, um so lieber operiert sie vor dem Manne mit Schürzenmanövern. Sie tun es heute im Zeitalter streitbarer Frauenrechtlerinnen gerade so, wie zu den traulichen Großmutterzeiten. Die schneeweiße Küchenschürze, die spitzenbesetzte Teeschürze, was sind sie anders als Köder für Männerherzen?

Die abendländische Schürzenmode ist auch voll ähnlicher Raffinements. Wie erotisch ist z. B. die Bébéschürze für Frauen und Mädchen, die Empireschürze und auch die hemdartige neue Reformschürze! Wie neckisch die winzige Kammerkätzchenschürze mit Volants und mit den runden zwei Taschen wie pikant! Wie voll heimlicher Koketterie die Latzschürze, und die Trägerschürze mit dem schwungvollen Schnitte über Hüften und Hinterteil.

Es ist gewiß nicht ohne Absicht auf die Sinnlichkeit der Männer, daß sich Weiber in öffentlichen Lokalen, wie Kellnerinnen, Hotelstubenmädchen und Nachtcaféweiblein immer nur im schön geputzten Schürzerl zeigen.

Daß das Tragen einer Schürze als ganz besonderer Frauenschmuck gilt, ist auch daraus zu ersehen, daß in Frauenstraf-

anstalten nur jene Mädchen und Frauen eine Schürze zum Kleide tragen dürfen, die bei der Leitung der Anstalt am besten angeschrieben sind. So ist es auch Brauch in der Strafkolonie für minderwertige Verbrecher auf der Krestowskijinsel (einem Teile Petersburgs).

Als den wackeren Hausfrauen Nordfrankreichs (in der Umgebung von Maubeuge, Lille, Charleville und Valenciennes) die Teuerung zu arg wurde, da machten sie Demonstrationen auf den Marktplätzen (im August 1911). Sie kamen in Reihen zu zweien, trugen weiße oder blaue Schürzen (als Symbole sagt der „Figaro") und marschierten durch den Markt, indem sie auf die Melodie der Marseillaise den Text eines Butterrevolutionliedes sangen:

En avant camarades,
Les amis, sont debout!
Sans peur ni tapage
Nous voulons l'beurre à quinze sous!

Die Schürze und der Henkelkorb wurden zu Waffen im Kampfe um die — Butter! Kein Wunder, daß der Sieg glänzend ausfiel!

Die Städterinnen (gazdarice) der südslavischen Länder (gospoje) tragen öffentlich keine Schürzen. Eine feine Dame (velika gospoja) wird einen fremden Mann auch nie in einer Schürze empfangen. Ihr Zartgefühl verbietet es ihr. Freilich noch immer haben alle Frauen es nicht ganz inne, daß es neben der Mode eine Sitte, ein Herkommen gibt, dem sich auch die Mode anzuschmiegen und unterzuordnen hätte. Eine wirkliche Dame wird sich auch auf der Straße nie in der Schürze zeigen, dies war schon unseren Müttern eine Konzession an die feine Sitte. Es widersprach ihrem Feingefühl, sich öffentlich in diesem intimen Kleidungstück so wie daheim zu zeigen. Ihr zartes Empfinden sträubte sich überhaupt dagegen, öffentlich so zu erscheinen, wie man sich im Hause bewegte. Es bewies eine gewisse Aufmerksamkeit gegen die Öffentlichkeit, daß man für diese und für den Besuch Umstände in seiner Toilette machte, um sich dadurch von seinem Auftreten im eigenen Hause zu unterscheiden. Vielleicht waren unsere Ahnen „geschmackloser" gekleidet als die Damen von heute, jedenfalls kannten sie weder das „Eigenkleid" noch die „künstlerische Gewandung", aber sie hatten ein zartes Taktgefühl für die Unterscheidungen in der Toilette, namentlich dafür, wie man sich im Hause, auf der Straße und vor fremden Besuchern zeigen sollte. Darauf scheint man heute weniger zu achten. Da-

mit hat aber die vornehme Frau auch einen ihrer feinen Reize verloren.

Die Serbinnen sind noch ein wenig asiatischer als die Chrowotinnen, die in ihren Sitten mehr abendländisches bekunden. Man muß aber sehr lange an ihrem intimen Leben teilgenommen haben, um mehr von ihren Toilettegeheimnissen und Liebezaubereien zu erfahren. Die Mischung der orientalischen und der abendländischen Sitten hat aus der Serbin wie auch aus der Chrowotin, die gleich lässig und leidenschaftlich sind, mit ihrer Grazie und ihrer Schönheit Geschöpfe von oft ganz besonderem Charme gemacht. Deshalb kennen sie ihre Macht auf Männersinne sehr gut und nützen sie aus mit unzähligen kleinen aber ungewöhnlichen Konzeptionen, mit allerlei fantastischen Einfällen und oft auch mit gewissen Sonderbarkeiten und Eigenartigkeiten des Geschmacks.

Am meisten sträuben sich gegen das Schürzentragen die sich würdevoll gebenden „Frauen", die noch gestern in Bauerntracht einhergingen, diese aber plötzlich ablegten, um durch Heirat oder irgendeinen andern Zufall zur Intelligenz gerechnet werden. Diese nennt das Volk spöttisch pokondirene tikve (die zur Vase gewordene Kürbisflasche [1]).

In Banat gilt ein Sprichwort, in dem sich die Tragödie des ökonomischen und moralischen Verfalles des Serbenvolkes jener Gegend ausspricht: Što čovek kolima u kuću dovuče, to žena u kecelji može odneti. (Was der Gatte mit dem Lastwagen ins Haus schleppt, das kann ein Weib in der Schürze wegtragen.) Das Sprichwort bezieht sich auf die Verschwendungsucht der Weiber. Sie tragen ihre Nationaltracht nicht mehr, sondern Modesachen und fertig gekaufte seidene Schürzen, Schminke, Puder, Pomaden und Parfüms usw. Meist bestehlen sie ihre Männer (potkradanje), indem sie Schürzen voll Frucht zum Dorfapotheker oder Dorfschnittwarenhändler tragen, um dafür ein Bändchen, ein Pomadendöschen u. dgl. zu erstehen. Der Apotheker Vlado Jugović erzählte mir, er habe in sieben Monaten von den serbischen Bäuerinnen in Novi Stapar (Südungarn) 2000 Kronen bloß für Gesichtpomade allein an Einkünften bezogen. An Zaubereien glaubt man aber hier noch sehr viel; die verloren bei weitem noch nicht den alten Wert, und der Wahrsagerin geht es ebenso glänzend wie dem Dorfschönheitmittelverkäufer.

---

[1]) Auch popapučeni opanci, verpantoffelte Opanken, in Slavonien. — Krauss.

Ein lockeres Frauenzimmer mag nicht Schürzen sticken, sie kauft lieber fertige: seidene. Das Sticken ist ein saures Brot: tanka igla, tanki je i zalogaj (dünn die Nadel, dünn auch der Bissen), sagt man dort von Stickerinnen, die gar „für Fremde arbeiten". Das tun die Banater Serbinnen nicht, lieber darbten sie bei Wasser und Brot.

Während die Mädchen in Slavonien und Oberchrowotien meist ihre Ausstattunghemden und Handtücher selbst sticken, weben und nähen, geschieht es oft, daß ihnen die Schürzen von den Müttern gemacht werden. Besonders die weißen, gewebten (prebirane, u zijev tkane) aus Hauswebelinon. Und alle Liebe, und alle Güte, die ein Mutterherz zu geben hat, wird dann in eine solche Schürze hineingelegt, damit das Mädchen darin recht viel Glück findet. Auf diesen Schürzen findet man auch die alleraltertümlichsten Muster in Vollstich, Langstich oder Gobelinstich mühsam eingewebt (prutački, pavlački i prebirano tkanje). Meist nur Rotstickerei oder in Rot und Blau, oder ganz weiß (in Sunja). Diese Schürzen sind fein gefältelt (knjigano, šnitano, Sonnenplissés) und haben oft sehr feinen Klöppelspitzenabschluß (kišići), ähnlich wie die slovakischen.

Es gibt aber auch in neuerer Zeit Mütter, die ihren Töchtern (besonders in Bosnien) nicht erlauben, früh zu sticken: po nagovoru nekih kona, koje su gatale: da djevojče oboli, ako rano počne vesti i da časom može otići bez imana na oni svijet, ako čita i piše, erzählt Sanija (eine bosnisch-moslimische Frauenfeder) in der Bajramnummer der „Muslimanska svijest" (Festtagnummer des Sarajevoer moslim. Blattes „Moslims Selbstbewußtsein", vom Jahre 1910): „Das früh begonnene Sticken — sagen einige Gevatterinnen im Zauberglauben — sei nicht gut, denn die Mädchen erkranken und wenn sie gar schreiben (Muster vorzeichnen) oder lesen, kann es geschehen, daß sie plötzlich ohne Geistlichen auf die andere Welt befördert werden." Der böse Zauber könnte sie treffen.

Die meisten slavonischen Bäuerinnen sind ausgezeichnete Techniker der Buhlerei, besonders um Babina-Greda, Otok, Vinkovci und Brod herum. Weiber toll vor Lebengier, immer nach erotischen Genüssen schmachtend, immer voll Sehnsucht nach der Helligkeit des Daseins. Hier ist die Volktracht am prächtigsten, die Schürzen am üppigsten. Es gehört zu den frischesten Sommerfreuden, hier inmitten dieser schönen Menschen Lebenlust zu atmen. Ist es ein Wunder, daß auch die hübschen Männer dieser Gegend

die leidenschaftlichsten Kololieder singen und daß sie die Schürzenpracht erotisch erregt:

Kad ti vidim od pregače rese
Poda mnom se crna zemlja trese!!

Wenn deiner Schürze Fransen ich erblicke,
Das schwarze Erdreich unter mir erzittert!

Jedes Weib aus dieser Gegend ist ihre eigene Welt. Jede ist dieser Welt Mittelpunkt und ganzer Umfang. Nichts reicht ihr über das Ich hinaus, alles ist in ihm beschlossen, strahlt von ihm aus und kehrt zu ihm zurück. Das Ich dieser heißblütigen Frauen ist eingekerkert in den goldenen Turm ihrer erotischen Empfindungen, ihrer üppigen Gefühle und Gedanken. Stürzt dieser Turm ein, dann ist die Welt für sie versunken.

In dieser Gegend blühen auch die Liebzaubereien mit allen Kleidungstücken, also auch mit der Schürze — mehr als anderswo. Macht einem Weibe ein Mann ein Kompliment wegen ihrer schön gestickten Schürze, berührt er selbe etwa, so ist das schon Grund genug, mit dieser Schürze Zauber zu treiben, der Erfolg ist sicher. O, so sicher, wie nur je!

Die Zaubereien mit Schürzen scheinen mir hier sogar viel toller und übermütiger zu sein, als jene mit den Hemden, denen oft eine gewisse Tragik anhaftet. Will ein Mädchen wissen, in welches Mädchen ihr Bruder, Onkel oder Schwager verliebt ist, so legt sie ihm in der Nacht ihre eigene Schürze unter das Kopfkissen, doch so, daß er es nicht merkt. Am Morgen frägt sie, von wem ihm geträumt? So kommt sie hinter das Geheimnis und wird zur Vermittlerin dieser Liebschaft, denn das bringt auch ihr selber Glück in der Liebe.

Die Burschen trachten wieder zu den Schürzenbändern der begehrten Weiber zu kommen. Sie binden sie dann zusammen mit den eigenen Hosenbändern und wenn die Weiber am Felde schlafen, schleichen sie heran und messen damit die Geliebte vom Daumen der linken Hand bis zum Daumen der rechten Hand ab. Hier knüpfen sie einen Knopf. Dann messen sie vom Kopfe bis zu den Füßen (rechts und links) und machen je zwei Knöpfe. Beim Knüpfen sprechen sie: Kako si duga i široka — moja si! (So breit und so lang du bist, so weit bist du mein.) Dieses Zaubermittel ist von großer Wirksamkeit, es stellt sich die Wirkung oft auf der Stelle ein, sagen auch die Weiber in Sv. Ivan Zelina, gerade wie jene in Babina-Greda. So ein Zauberer braucht

oft keine Minute lang auf die Erfüllung seiner heißen Wünsche zu warten.

Wenn zwei Rivalinnen nach einem Manne in Lust entbrennen (noriju za njim), dann steckt die eine ein Katzenhaar und ein Hundhaar in ein Hollunderröhrlein (zovika, cijev od zovike)[1]. Dieses Röhrlein praktiziert sie ungesehen in die Schürzenbinde der verhaßten Rivalin. Gelingt ihr dies, so ist es aus mit den Liebfreuden jener. (Kalinovac, Čepelovac, Gjurgjevac in Chrowotien.) Ruža Komar aus Kalinovac sagte mir: „Darum erlaubte ich nie einer sogenannten Freundin, daß sie mir irgendetwas an meiner Schürze richte oder herumbandle. Sagte mir mal eine: ‚Ruža, komm ich richte dir die Schürze gerade!‘, da wußte ich gleich wie viel es geschlagen hat: ‚Mag sie schief stehen! Besser die Schürze, als mein Schatz!‘ Auch wenn zwei Freundinnen eng umschlungen lustwandeln, da weiß ich wohl: eine von ihnen bekam das Röhrlein in die Schürze geschmuggelt!“ (Nagrajsat će!)

Aufrichtig Liebende sind vorsichtig und wissen sich zu schützen vor solchem Zauber, indem sie Haar (Kopfhaar, Wimpern, Brauen oder Haar gewisser anderer Körperteile) des oder der Liebsten bei sich tragen. Burschen verspeisen auch gern Katzenhaarasche als Abwehrmittel und tragen in den Opanken Schweinmist (krmeću nečist).

Im Herzogland tragen die jungen Leute eine Art von Bergkrystall (stakleni kamen) in den Broschen (u tokama). Das Volk glaubt dort, daß dieser Stein direkt aus dem Himmel falle, wenn es wo einschlägt (kad udari strijela božija, Gottes Pfeil). Diese Broschen sind ein Abwehrmittel gegen den bösen Blick (od zlih očiju i od ograme i od čina) und Zauber. In Silber hübsch eingelegt, sieht man sie oft als Schmuck.

Wenn die Hochzeiter die Braut wegführen und mit ihr bereits einige Schritte fortgingen, dann ruft jemand aus der Familie der Braut ihren Namen: O Daro! Sie dreht sich daraufhin um und winkt mit ihrer Schürze dreimal. Das tut sie deshalb, da joj se djeca metnu na ujčevinu (damit ihre Kinder der Familie des Mutterbruders ähnlich sehen). Einige winken noch mit dem gestickten Tuche. Die Brautführer geben darauf acht, und lassen nicht zu, daß die Braut diesen Zauber mache. (Im Herzogland, Popovo polje.)

[1] Zovika je lijek od devedeset i devet bolesti (Hollunder ist ein Heilmittel gegen 99 Übel) sagt man in Bosnien gleichwie in deutschen Landen. Krauss.

Hat ein Mädchen in der Posavina einen liederlichen Liebsten, einen argen Schürzenjäger (kurvar), dann läßt sie auf die linke Seite ihrer Schürze, wo sich die dichteste Stickerei befindet, einen Tropfen ihres Regelblutes fallen (oder eines anderen Ausflusses: Samenfluß). So legt sie die Schürze in die Sonne von vor Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, damit darauf die Fliegen kommen (zelene muve, spanische Fliegen). Sieben Fliegen fängt sie hier und gibt sie zerstoßen dem Liebsten in Wein oder Kaffee ein. Da man die Putzschürzen nicht oft wäscht (wegen der Stickerei), so kann man diese Blutzauberstempel mit den schwarzen Fliegenpünktchen darauf leicht sehen, wenn man den Zauber kennt und die Schürze danach absucht. Das tun die Dorfklatschbasen gerne und verleumden dann die Mädchen: eno je zapečatila pregaču! (Sie hat ihre Schürze abgestempelt!)

Stirbt ein Mädchen (oder Weib), so nehmen die Verwandten im Herzogland ihre Kleider und ihre Schürze (bevor sie sie anziehen) und tragen sie offen herum, weinend und klagend vor allen Leuten, die die Tote besuchen:

Kud se ovo ruvo sprema?
Kukû sejo uzdanice!
Kud će tvoja pregačica,
Pregačica klječanica?
Kuku drugo, drugarice!

Wohin soll dieser Anzug wandern?
Weh Schwesterlein, lieb Hoffnung mein!
Wohin wird nun dein Schürzlein wandern,
Das Schürzlein so geklöppelt fein?
O Freundin, weh, lieb Freundin mein!

Dann erst kleidet man die Tote an. Es herrscht der Glaube, daß sie dann nicht zum Werwolf wird (ne će se povukodlačiti, ne će kô vukodlačica izlaziti iz groba). Im Herzogland geben die Leute auch sorgfältig darauf acht, daß die Schürze eines toten Frauenzimmers nicht unter sie (da se ne podvija) zu liegen komme (im Sarge); sonst wird ihre Familie fortan kinderlos bleiben (ihr Mann, Bruder usw.).

Ein Büschel Schürzenfransen oder Spitzen eines toten weiblichen Wesens bindet man nach dem Begräbnis (oko grede u sobi) um den Zimmerbalken, zum Frieden ihrer Seele.

Droht Hagel (kad se grad navije), so gibt man einem weiblichen Kinde, dem die Zähne noch nicht herausfallen, eine Schürzenschnur zu flechten (man flicht sie auf einem eigenen Apparate „rogljica“ in Dalmatien, eine leichte Arbeit, die auch kleine Mädchen leicht verrichten). Nähern sich die Hagelwolken, so nimmt

man diese Wollschürze (gajtan od pregje vunene) und schwenkt sie neunmal (da se grad razvrgne), damit der Hagel auseinanderfahre.

Bevor eine verliebte Maid zu Bette geht (Bosnien), dreht sie ihre Schürze dreimal der Sonne zu und um sich und hängt sie dann an den Nagel in der Mauer, indem sie spricht: ovaka se ja ovjesila o moga Jocu, da Bog da! (So möchte ich an meinem Joco hängen können, so Gott es gäbe!)

Wenn die Mädchen in Südungarn (Banat) ihre Schürzen sticken (šupljikaju), lassen sie in der Arbeit nie die Nadel uneingefädelt (iglu neudjenutu) stehen, damit sie der Schatz nicht stehen lasse.

Am Hochzeittage in Serbien putzen die Braut schon vor Sonnenaufgang ihre Freundinnen sorgfältig auf, aber sie ziehen alle ihre Kleider vor dem Anziehen durch ein Rad (od komorgjijskih kola). Nach dieser Prozedur wägen sie noch die Kleider auf einer Wage (na kantar) ab, alles wegen der Zaubereien (zbog magjija). Beim 'Ankleiden singen sie bei jedem Kleidungstücke, das sie der Braut anlegen:

Drugarice, naša nevernice,
Što se sinoć tvrdo zakljinjaše:
Da ne obučeš svilenu košulju
Da ne obučeš svekrove jeleče,
Da ne opašeš vezene pregače,
Da ne obučeš alene čarape,
Da ne turiš alene šamije?
Tugjeg tajku tajko da ne zoveš?
Tugju majku majko, da ne zoveš usw.

Gespielin, o wie brachst du uns die Treue!
Was schwurst du nächtens uns bei Stein und Bein,
Das Seidenhemd nicht an den Leib zu legen,
Nicht anzuziehn des Schwiegervaters Leibchen,
Nicht umzubinden die gestickte Schürze,
Nicht anzulegen die geschmückten Socken,
Das Frauenkopftuch schmuck nicht aufzustecken,
Des Fremden Vater Vater nicht zu rufen,
Des Fremden Mutter Mutter nicht zu rufen?

Nun kann diesen Kleidungstücken kein böser Zauber mehr anhaften, noch schaden. Die Braut kann ruhig sein.

Kälbert eine Kuh, und es ekelt sich die Hausfrau oder die Kuhmagd, das neugeworfene Kalb mit bloßen Händen anzugreifen, so soll sie sich hüten, es mit der Schürze anzugreifen, sonst wird so eine Kuh immer Schürzen, Tücher und andere Kleidungstücke

(auch Leder) anbeißen und auch fressen. Sie (die Kuhmagd) soll lieber ein wenig Streu (streja) nehmen und damit das Kalb anfassen. (In der Lika, von Mara Orešković.)

Bei Gedonner ist es nicht gut, ein Mann solle mit aufgestreckten Ärmeln und ein Weib mit aufgesteckter Schürze (oder Hemd) herumgehen. Es könnte die böse Irudica (Herodias) leicht unter die Achselhöhle oder unter die Schürzenfalten flüchten, denn sie fürchtet sich vor Donner und Blitz. Der heilige Elias schießt nämlich, wenn es donnert, alle Irudice zusammen, wo er nur eine trifft. Sie stinken dann wie die Pest, flüchten sie aber zu Mann oder Weib, so stinken auch die (in Dalmatien).

Droht Wolkenbruch, so tragen die Weiber in Vlasenica (Bosnien) vor das Haus eine Schüssel, eine umgekehrte Bank (Füße nach oben), eine Feuerzange, ein umgedrehtes (auf links) Hochzeithemd und eine solche Hochzeitschürze nebst einem Dreifuß. Dabei sprechen sie dreimal laut und bittend: Ej, najposljednji potopniče (hier sagen sie den Namen desjenigen, der in jener Gegend der letzte ertrunken ist), vuk ide brdima, nosi mrko janje u zubima, stisni brdima, stisni u more, ne daj u polje! (O Letztertrunkener, der Wolf geht zu den Bergen und trägt ein schwarzes Lamm im Rachen, mag er zu den Bergen laufen, mag er ins Meer rennen, aber ja nicht in die Felder)[1]).

Mit den Fransen einer bereits getragenen weißen Schürze heilt man die Gicht (kostobolju). Man hackt Knoblauch, nimmt ein Leinentuch, darauf legt man die Fransen (resice), und auf die den Knoblauch und gehacktes Eiweiß von sieben Eiern einer schwarzen Henne. Damit umwickelt man die Füße. Geschwulst und Rheuma heilt man auch gerade so, nur anstatt Knoblauch hackt man oder reibt man frische Erdäpfel, salzt sie und gibt Öl und Pfeffer darauf. Erdäpfel nimmt man sieben für einmal. Man tut es durch neun Tage. Die Schürzenfransen macht man aus Leinen (od povjesma) oder Wolle, und beides ist das Symbol von Gottes Segen. Deshalb heilt der Schmerz (kuda se ono privije, jenjava bol), glaubt das Volk in Livno, aber auch in Glamoč (Bosnien) und zu Vrlika (Dalmatien) hörte ich von demselben Glauben. In Slavonien kennt ihn die Volkheilkunde ebenfalls. In der Lika sind alle Wallfahrtkirchen (zavjetne crkve) und Marien-

[1]) Vgl. dazu Krauss: Slavische Volkforschungen, Leipzig 1908, S. 81 ff.

bilder reich beschenkt mit fein gesponnenen Leinensträhnen (povjesmo).

Die Mädchen sind auf ihrer Hände Arbeit sehr stolz und sehr bewußt sind sie, daß alles Glück bringt, was junge Hände leisten. Ihrer Jugend und ihres Mädchentums sind sie überhaupt alle bewußt, und nichts ist so stark in ihnen und von so beständiger Gegenwart, als ihre Bewußtheit, daß diese kurze Jugend ihr ganzes Lebenglück entscheiden soll. Deshalb ist alles von so großer Wichtigkeit, was dazu dient, diese Zeit zu verschönen, und so sind es die Kleider und deren Details in hohem Maße eben auch.

Von Ef. Hamdija Kreševljaković, einem jungen Moslim aus Kreševo, erfuhr ich, daß die bosnischen Bauern auf einer wollenen, gewebten Frauenschürze dem Vieh (govedima) Salz streuen (sô steru), das dieses gierig beleckt. Es ist wegen Fruchtbarkeitzauber ein uralter Glaube, den man aber sehr heimlich hält. Alle drei Religionen üben ihn.

Hat eine bosnische Bäuerin beim Gerichte zu tun und will sie den Prozeß gewinnen, so fädelt sie auf ihr Schürzenband sämtliche Schlüssel, die sie im Hause hat, auf und begibt sich so auf den Weg zum Gerichte. Vor der Tür des Richters greift sie nach den Schlüsseln und sagt dreimal: Da Bog da, pamet ti se zabravila! (Gott gebe es, dein Verstaud wäre verschlagen und verriegelt!) Nun wird der Richter nicht sprechen können und sie — die Zauberin — wird allein reden und — gewinnen. Noch wirksamer ist es, wenn man zu den Schlüsseln auch einen uralten Ring auf das Schürzenband auffädelt, einen Ring, den man in einem alten Grabe gefunden. Dieser Ring bindet das Prozeßglück dauernd an die Trägerin und sie spricht dann wie ein Advokat (z. B. die alte Zehra Šerifović in Banjaluka). So einen Ring erhielt ich von Kata Paunovac in Bravsko für einen wertvollen Dienst, den ich ihr erwies. Er scheint wirklich uralt zu sein. Der Zauber wird oft noch durch eine hamajlica (Amulet) verstärkt, wie ich sie ebenfalls von Kata Paunovac erhielt. Auch diese wird an das Schürzenband geknüpft, und zwar mit fünf Knöpfen (prstalija-Zauber).

Auch die Pflicht der Zeugenaussage vor Gericht ist der Südslavin unangenehm. Der Gerichtsekretär in Kragujevac (Serbien) Drag. E. Stolpović sagt, daß die Dorfweiber selbst dann, wenn sie die Absicht haben, die Wahrheit zu reden, dennoch fürchten, etwas Unwahres mitzuteilen und so den bösen Zauber auf sich zu

ziehen. Deshalb bringen sie auf das Gericht ein Steinchen mit und halten es unter der Schürze versteckt während des Zeugenschwures, den sie nur leise hersagen oder mit verdrehten Worten wiedergeben. Auf dem Heimwege vom Gericht werfen sie das Steinchen (es hat eine besondere Form) weg und sagen dabei: Neka ode prokletinja sa mene kô ovaj kamen! (Die Verfluchung [böser Zauber] verlasse mich wie dieser Stein!)

XI. Das Ausarbeiten der Schürzen.

Für das Schürzenweben und Sticken gelten bei den Chrowotinnen nicht so viele Arbeitabhaltungtage wie für das Hemd. Schürzen machen kann man immer, nur an großen Feiertagen nicht. Die katholischen Bäuerinnen spötteln über die Serbinnen, weil die eine Menge Feiertage haben, indem sie ihnen zurufen: Varuje! Varuje! wo immer sie sie ohne Arbeit antreffen. („Sie enthält sich der Arbeit wegen Zauberei!") Oder sie singen ihnen zu:

Subotica svetica,	Frau Samstag hat den Heiligenschein,
Nedeljica sestrica,	Frau Sonntag ist lieb Schwesterlein,
Ponedeljak dobar dan	Der Montag wohl ein guter Tag[1]),
A utorak varov dan,	Der Dienstag aber Zaubertag,
U srijedu ne vrcaš,	Am Mittwoch spinnst du lieber nicht,
Da ti žica ne puca,	Weil sonst dir leicht der Faden bricht,
Četvrtak ti rogjendan,	Geburttag ist am Donnerstag,
U petak bi naprela	Am Freitag spännst du Wunder was,
Al ti ne da svjetina.	Doch stört das viele Volk dich baß!
(Aus der Lika.)	

Nur in Slavonien und Sirmien gibt es beim Anzetteln des Schürzengewebes auch Glauben genug bei Chrowotinnen gleich wie bei Serbinnen. Man sagt: ako žena drima (drema), kad uvagja pregačinsku pregju, bit će tkanje gusto, ako ziva (zeva) bit će rijetko. (Wenn das Weib schläfrig ist, wenn sie Schürzenwebe [izvod] anzettelt, wird es dicht, wenn sie gar gähnt, wird es zu schütter.) An Dienstagen und Freitagen schneidet man keine Schürzen zu, weil das Unglücktage sind. Am Donnerstag

---

[1]) Man macht ihn blau, um sich von den festlichen Anstrengungen des Vortags zu erholen. — Derartiger Spottverse gibt es überall eine Menge. Serbinnen und Chrowotinnen sagen einander alles Böse nach, namentlich Unsauberkeit, Faulheit und Unsittlichkeit. Solche Werturteile sind selbstverständlich wertlos, weil sie nichts anderes als die Zank- und Klatschsucht beweisen. — Krauss.

zettelt ein Weib nicht an, jer je onda svit osnovan (weil dann die Welt erschaffen wurde). Am Freitag schneidet man nie den Zettel vom Webebaume ab (osnutak kod stativa ne valja rezati ni metat, obumiru kod snovanja).

Na vrtićevu sridu (am Drehmittwoch) spinnen die Weiber nicht feines Leinengarn für die Schürzen, da im se mozak ne zavrti (damit sich ihnen das Gehirn nicht verdrehe). An diesem Tage darf überhaupt nichts umgedreht oder drehend gemacht werden. Bezimene nedilje[1]) (zu der namenlosen Woche) webt man nicht, weil man während dieser ganzen Woche dem bösen Zauber beim Weben ausgesetzt ist: cile nedilje ne smije se ziv (zijev) rasklopit. Auch nähen, Muster wählen und Falten legen an neuen Schürzen darf man in dieser Woche nicht, sonst wird in diesem Hause ein namenloses Kind geboren (dite bez imena, kopile), d. h. ein uneheliches.

Einem epileptischen oder sonst frauenkranken Wesen darf man auch in der Charwoche (velike nedilje) keine neue Schürze nähen (jer se boje velike bolesti). Von Ostern an bis zur Kreuzerhöhung (do Križeva) macht man keine neuen Putzschürzen.

Die Serbinnen zetteln überhaupt nicht gern allein Schürzenwebe an, sondern der Mann muß ihnen dabei helfen. Deshalb werden sie von den Chrowotinnen mit dem bekannten Kololiede gehänselt:

Još ne poče zora da sviti
Stade žena muža biti. —
Poče joj se muž moliti.
Nemoj, ženo, mene biti,
Kupit ću ti nove niti
I pomoći uvoditi!

Noch hub das Frührot nicht zu tagen an,
Schon fing das Weib den Mann zu schlagen an.
Sie bittend hub der Mann zu klagen an:
— O liebstes Weib, o schlag mich nicht, den Mann!
Ich will dir neue Fäden kaufen dran
Und helfen anzuzetteln, wie ich's kann!

Wo der Mann beim Anzetteln hilft, herrscht Glück und Liebe im Hause, heißt es, d. h. sie hat die Hosen an, wie der Deutsche sagt.

Der Glaube an die vrtićeva srida ist auch in der Lika bekannt. Kata Paunovac aus sv. Lovinac sprach mir davon: Nur ist hier derselbe Name nicht bekannt, es ist aber die Quatemberzeit, die Kvatri, die gemeint sind, besonders der Quatembermittwoch: sveta Sreda (Sreda hier als guter Geist gedacht), der als Zauber-

[1]) Die dritte Woche vor Ostern ist die bezimena oder prezimena nedelja.

tag gilt. Ein Weib, das an den Kvatri spinnt oder wäscht (pari), zu der kommen die Kvatri (bösen Geister) in der Nacht und tun ihr ein Leid an. Zwei Witwen taten es, und in der Nacht stellten sich wirklich die Kvatri ein, sahen die Wäsche in der Lauge und machten noch einmal ein großes Feuer an. Dabei riefen sie siebenmal die Namen der beiden Witwen: Marice! Marice!

Die kamen aber nicht aus ihren Betten heraus. Dann hörten sie die bösen Kvatri furchtbar fluchen: Ognjem izgorila brda i planine, vuna i konoplja, ognjem izgorila! (Mit Feuer sollen Berge und Höhen, Wolle und Hanf vernichtet werden!) Auch in der Gegend von Priseka gilt dieser Glaube, obwohl die Likaerinnen an Tapferkeit und Mut den Männern nicht nachstehen. Es wurde ja dort das Wort geprägt: Da nema Priseke, sve bi ovo bilo tursko do Beča careva! (Wenn das Dorf Priseka nicht wäre, all das Land bis zu der Kaiserstadt Wien wäre türkisch.) Die Gegend ist lauter kahler Stein (sami krš) und wenn der Türke in Sicht kam, ergriffen die mutigen Weiber die spitzen Steine und bombardierten den Feind, so daß er nie weiter vordrang (Priseka = prisjekle su mu put, der Name deutet auch darauf hin, daß hier dem Türken der weitere Weg abgeschnitten wurde).

Ein Weib, das gekaufte — nicht selbstgemachte — Schürzen trägt, bespöttelt man: Dugo ljeto, rogošimo[1]) runo! (D. h. sie ist so faul, daß sie den Sommer zum Wollekrämpeln braucht, wo dies doch eine Winterarbeit ist!)

Die ihren Hanf oder die Wolle zu dick spinnt, die frozzelt man: Prede kô žuna! Ona će prest, kad bude žuna prela! Sie spinnt wie die Drossel! Sie wird dann spinnen, wann die Drossel zu spinnen anfängt [zvrči], d. h. wenn man sie schon im Walde schlagen hört. Nach Weihnachten muß das ganze Hausgespinnst fertig sein und wo es nicht fertig ist, eilen die Spinnerinnen gar sehr und spinnen dicker, um schneller fertig zu werden. Die Burschen singen ihnen dann, indem sie die Drossellaute ertönen lassen:

Predi, predi odeblje	Spinne, spinne dicker
Kao moje obedre!	Wie meine (d. h. der Drossel) Hüften.

[1]) Rogošiti (krempeln) in Bosnien, brenkati in der Lika, kartačiti in Oberchrowotien, gargašiti, češljati in Slavonien.

Betreffs der Kleider und des Putzes ist ein großer Unterschied zwischen den Serben in Serbien und Montenegro und jenen, die vor hunderten von Jahren nach Slavonien und Südungarn eingewandert. Aus alten Chroniken und anderen Urkunden kann man das deutlich herauslesen. Noch zur Zeit des serbischen Fürsten Miloš im Jahre 1823 kam es vor, daß selbst aus bekannteren Familien die Töchter in ihrer Ausstattung nicht mehr als 4 Hemden, 3 Paar Strümpfe und eine einzige Schürze dem Ehegatten zubrachten. (Siehe: XIV. Buch des Etnografski Zbornik, Belgrad 1909, von Dr. T. Gjorgjević: Gragja za srpske narodne običaje, S. 457.)

Und wegen solcher Armseligkeiten führte man noch lange Klage, wenn die Gatten auseinandergingen! Welcher Kleiderluxus herrscht dagegen bei den ungarischen Serben! Immer heißt es eine ponova (etwas Neues) herbeizuschaffen, koste es was es koste! Die Ausstattungen sind reich an Zahl und Wahl. Hier wäre die angebliche Schwäche Kaiser Friedrichs II., der vor jedem Neue-Kleider-Anziehen Ohnmachtanfälle bekam, ganz unverständlich. Die Banater Serbinnen bekommen im Gegenteil genau so wie die abendländischen Modedamen Ohnmachtanfälle, wenn sie keine neuen Kleider erlangen können. Sie sind in diesen Forderungen maßlos! Auch die Ärmste besitzt eine geradezu reiche Garderobe und weiß hundert verschiedene Wege, wie sie diese immer noch vergrößern kann. Viel besser sind die bosnischen Serbinnen auch nicht. In Gornji Vakuf (Bosnien) singt man z. B. recht frivol in neuerer Zeit:

A čija je ono curica Turlije kecelje? Pirin, pirin, pirinčika Pala čika, čupičanka, Haj diko, jagodiko, Juhaj, haj!	Wem gehört denn jenes Magedein Mit schwerseidner Schürze? (Die anderen zwei Zeilen sind nicht leicht ohne lange Erläuterung zu verdeutschen. — K.)

In Bosnien sind es im Gegenteil die katholischen Bäuerinnen, die in Tracht und Sitten einfacher und manchmal auch strenger sind, als die Serbinnen. Der bosnische Seelsorger früherer Zeiten, der Frater, war strenger als der serbische Geistliche, auch lebte das katholische Bauernvolk in gedrückteren, ärmeren Verhältnissen als das serbische, das größer an Zahl, sich mächtiger im Lande fühlte. Die sozialen und materiellen Lebenbedingungen spiegeln sich eben auch immer in der Kleidung ab, und sind diese günstiger,

so bricht auch die verhaltene Erotik im Äußeren mächtiger hervor, der Wille zum Genuß des Lebens. Der serbische popa war wie der moslimische hodža zugleich Dorfzauberer, der die Beschwörungen (zapise) um teures Geld verkaufte, sie mit frommen Gebeten verstärkte und mit Weihwasser heiligte. Auch der bosnische katholische Frater (ujak) stand ihnen in dieser Beziehung oft nicht nach und fand Kunden auch unter den anderen Konfessionen.

Auch die bigotte Polin singt ungeniert:

Jašku, ja cię rada mom	Hans, ich hab dich gar so gern,
Chceś fartušek, to ci dom,	Willst mein Schürzlein, geb ich's gern,
Chceś baranka, cyj koze,	Willst ein Lämmchen, willst die Ziege
Cy sie sama połoze . . .	Oder daß ich selber — bei dir liege?
(: Na Skalnem Podhalu :)	

Dieses Lied darf man aber nicht in der Nähe von Flüssen singen, sonst hören es die boginki, und tun den verliebten Leutchen ein Leid an. Es sind böse Wasser- und Waldgeister, sehen wie Weiber aus und gehen nackt einher. Ihre Augen glühen wie Kohlen und ihre Brüste sind so lang wie Säcke. Wenn sie auf trockenem Boden herumstreichen, so werfen sie diese Brüste über die Achseln, wenn sie aber im Wasser weilen, so plätschern sie damit herum, peitschen damit das Wasser auf, daß man es hört, als ob Wäscherinnen Wäsche klopften. Aber wehe dem, den sie bespritzen! Ein Mann verliert die Mannkraft, ein Weib die Regel. Auch auf dem Grase, das die „boginki" mit ihren immer nassen Brüsten näßten, ist es nicht gut zu liegen (zu zweien), deshalb geben die Mädchen das Schürzlein so gerne her zum unterbreiten und zum Schutz vor bösen Zauber. Auch ist es gut, Glockenblumen bei sich zu tragen (dzwonki), dann können die boginki einem kein Leid antun, denn sie haben es am meisten auf Liebepaare und auf niedergekommene Weiber (w pologu)[1]) abgesehen. Den Burschen trauen sie sich nicht zu nähern, wenn diese allein sind und mutig dreinblicken.

---

[1]) So glauben es auch die Südslaven. (Vgl. dazu den Abschnitt von den Vilen bei Krauss, Volkglaube und religiöser Brauch der Südslaven, Münster i. W. 1890.) Eine Frau im Wochenbett ist deshalb Gegenstand allgemeiner Fürsorge. Das ganze Dorf will zur glücklichen Genesung der Wöchnerin beitragen, denn es ist sevap. Deshalb das Sprichwort: pusti kuću da gori, a idi ženi, kad rodi. (Laß selbst das brennende Haus stehen und geh zur Gattin, wenn sie gebiert.) Als ich in anderen Umständen war, da ging ich gerne spazieren, am liebsten holte ich meinen Mann aus seinem Bureau ab, promenierte aber unten beim Gerichtpalais in Sarajevo, bevor

Böse Waldgeister verursachen die Asthma-Krankheit auch nach dem Volkglauben aus der Lika in Chrowotien (sigava bolest). So ein Kranker wird nur dann gesund, wenn man einen Nußbaum findet, der sehr starke Wurzeln hat. Man gräbt die Erde unter der dicksten dieser Wurzeln aus, und der Kranke (sigavi) muß neunmal durch die Wölbung der erdbefreiten Wurzel durchschlüpfen. Dann wickelt man ihn in drei Frauenschürzen ein und legt ihn auf Heu. — Die Polen in Bosnien (Kolonie Prnjavor) erzählen ähnliche Dinge von Waldgeistern: leśne Ćmy, Górne Gmły, wodne Skróśświetlice, wietrrne Poświstnice, jasne Błękitówki, sine Trupiogłowki (Waldfliegerinnen, Bergfrauen, Wasserlichterlein, Windheulerinnen, glänzende Blaumägdelein, aschgraue Totenköpflerinnen, die von daher kommen, wo ein Mord geschah).

Wird ein Weib schwanger und schlägt man einen Nagel mit der Spitze nach oben am Orte ein, wo sie ihre Notdurft zu verrichten pflegt, so kann sie kein Kind gebären, muß aber ewig mit dem großen Bauche herumgehen, bis sie nicht eine Zauberin findet, die sie von dem Übel entzaubert. Dazu braucht man eine Frauenschürze, ein Mazanka-Hemd (ein schwarzes Hemd, das in Fett gekocht wurde und das die Berg-Hirten bei den Huzulen in Mikuliczyn, Tatarow, Worochta usw. den ganzen Sommer hindurch am Leibe tragen) und eine Soroczka (gesticktes Hemd). Alle diese Dinge trägt man in den Wald und eine ganze Nacht hindurch muß die Verzauberte darauf liegen, wenn auch die Małki (Waldgeister, Beschützerinnen von Tieren) und die bösen Wołkuny heranschleichen (wiłkolaki, zu Wölfen verzauberte Menschen), und sie schrecken. Mit den ersten Sonnenstrahlen bringt man ihr Quellwasser und sie steht frisch und wohl auf.

Mit einer Frauenschürze soll man nie irgendwelchen Schmutz (peksinluk) abwischen, besonders kein Öl. (Öl zu verschütten bringt immer Unglück in der Liebe.) Frauen, die in allem zu eilig (schussig) sind und darauf nicht achten, sind vor keinem Überfall sicher — Männer greifen sie an, wo immer sie sich allein blicken lassen. Das ist ein uralter Volkglaube, noch aus

seine Amtstunde vorüber war. Die Amtdiener (lauter Bošnjaken) liefen aber, kaum daß sie mich erblickten, ganz wichtig zu meinem Manne und meldeten, ich wäre unten, obwohl ich nie einen darum bat, denn ich promenierte ja absichtlich je länger je lieber. Aber die Bošnjaken wollten ihren „sevap" haben. Deshalb der Eifer. Jahre hindurch sahen sie mich auch warten, ohne daß es je einem einfiel, dies zu melden.

der Hajdukenzeit. In Banjaluka erzählte mir der damals 105 Jahre alte Hajduke Stevo Morvica[1]), ein Rinaldo-Rinaldini Bosniens (gestorben im Jahre 1911), wie viele Weiber er auf seinen Streifzügen gewonnen habe (d. h. vergewaltigt). Sie trugen oft auch ein Haarbüschel (zašišak) eines sechs Monate alten Säuglings bei sich, doch alles umsonst, auch diese Zetova pljuska (Eidams Ohrfeige) half nichts[2]). Sie schworen, ihre Schürzen wären unbefleckt, doch Stevo lachte sie nur aus[3]).

XII. Teufelaustreibungen.

Auch bei den Teufelaustreibungen in Podmilača[4]) (bei Jajce in Bosnien) spielt die Frauenschürze ihre Zauberrolle. Sehr arg

---

[1]) Stevo Morvica wurde noch bei seinen Lebzeiten vom Volke in Liedern gefeiert. Er verbrachte 65 Jahre in Zuchthäusern, aber dazwischen hajdukierte er immerzu. Er starb als vermögender Mann, und seine zwei Söhne leben heute noch.

[2]) Warum dieses Haarbüschel, das sich am Hinterkopfe des Kindes befindet und mit dem kräftige Kinder zur Welt kommen, zetova pljuska heißt, konnte ich nicht ermitteln. Auch in der Lika heißt es so. Neugeborene Kinder sind meist dunkelhaarig, verlieren aber oft dieses Haar schon nach 4—5 Monaten und werden blond; aber auch dann bleibt jener zašišak dunkel. Daher seine Zauberkraft.

[3]) Ein echter Hajduke vergreift sich niemals an einem Weibe und hütet sich, während seiner Waffenzeit mit Frauen geschlechtlich zu verkehren. Morvica war ein Wegelagerer, kein wahrer Hajduke. — Krauss.

[4]) Die Teufelaustreibungen geschehen nur in der einzigen katholischen Franziskanerkirche, aber auch Serbinnen und Mosliminnen kommen an dem Tage her, obgleich sie sonst nie eine katholische Kirche betreten würden. Das Wunder lockt sie herbei. Deshalb geht die Sage, wie zwei Weiber (eine Katholikin und eine Serbin) in Streit gerieten. Die Katholikin prahlte: „Sieh' unser Glaube ist besser und heiliger, unsere Ujaken (Oheime) verstehen es sogar, den Teufel auszutreiben!" Die Serbin antwortete jedoch prompt: „Was? — besser und heiliger? Euere Ujaken haben eben auch mit dem Teufel zu tun, was unsere aus Frömmigkeit gar nicht beginnen möchten!" So hat sie sie übertrumpft (doskočila joj). (Die Serbin irrte, denn in Slavonien und Bosnien gilt es sozusagen als ein Vorrecht der altgläubigen Popen, den Teufel auszutreiben und so mancher Pope verdankt dem ††† seinen Wohlstand. — Krauss.) Über den Ursprung der Zauberkünste bei Sveti Ivo in Podmilača wird folgendes erzählt: Vor vielen Jahren erkrankte eine vermögende Moslimin. Sie war volle zehn Jahre lang krank und konnte weder leben noch sterben. Da träumte sie eines Nachts einen Wundertraum, dessen Inhalt sie niemand anvertrauen wollte. Aber am Morgen erklärte sie bestimmt, sie wolle ihren ganzen Grund und Boden den kauri (Gyauren) schenken, damit darauf die Kirche des Sveti Ivo stehen solle. (Sie stand

besessene Weiber nehmen deren zwei mit, und zwar solche, die ein Säugling benäßt hat. Das schützt vor bösem Blick. Jung Joka aus Dolac war kaum ein Jahr lang verheiratet, als schon der Teufel in sie fuhr (gjavo je u nju ušô). Sie war kinderlos und hatte eine böse Schwiegermutter. Freilich hatte sie früher einen gar schmucken Ašik (Liebsten), den jungen Joco S . . ., doch ihn durfte sie nicht heiraten, da er arm war. So wurde sie des reichen gazda Simo Weib, eines Mannes, der wohl keiner gefiele. Als Joka erkrankte (pošašavila je), berief man die Zauberinnen und Heilkünstlerinnen, zog man die Hodžen und Ujaken (Franziskaner) von allen Seiten zu Rate, doch alles war umsonst. Sie war besessen! Sie mußte zu St. Ivo! Schön-Joka tobte und welkte dahin, und der Teufel trieb seine Allotria in ihr. Da konnte nur der Sveti Ivo helfen. Nach Podmilača am St. Johannistag (o sv. Ivi) zog sie dann ihr schönstes Hemd an und band zwei Schürzen vor, vorne und rückwärts, die ihr Kuma Stoja eigens dazu brachte. Als sie unter den vielen Leuten, die um die Kirche herum lagen, saßen und standen, auch ihren einstigen Ašik Joco S . . . erblickte, da wurde sie plötzlich ganz still. Die Zuckungen, die sie sonst hatte, das Toben und Schreien, das laute Wimmern und Wehklagen (kuknjava) hörte urplötzlich auf, und kuma Stoja bespritzte sie mit viel Weihwasser. Aber als sich der alte Ujak näherte, um den Teufel aus Schön-Joka auszutreiben, da tobte und wütete sie mehr als je. Die Schürzen riß sie sich vom Leibe und warf sie weit weg, ebenso das Tuch und den Torbak. Alles wich erschrocken weit weg von dem tollen Weibe, nur Joco kam näher und schaute traurig auf sein armes Lieb, ganz hinter den dichten Zweigen eines Strauches versteckt. Endlich beruhigte sich Joka, gab dem frommen Ujak eine reiche Gabe und ein Goldtüchlein dazu und erhielt von ihm den Rat, neun Tage lang noch bei der Kirche zu bleiben, zu fasten und zu beten. Gern versprach sie es — und gern blieb auch die steinalte, gute Kuma Stoja mit ihr.

Schnell vergingen die neun Tage, denn Joka verbrachte sie nur zum Teil bei der Kirche. Meist ging sie in den nahen Pflaumen-

---

bisnun unten am Wasser, jetzt steht sie oben auf der Anhöhe. Heute noch sieht man die Schwelle des Kirchleins unten am Wasser, aber die Kirche ist nicht mehr dort.) Sie wanderte auch wirklich hinauf und die Hanuma (Türkenfrau) wurde gesund und hatte ein langes Leben. Seither wird in der Kirche der Teufel aus Weib und Mann, (aber immerhin mehr aus Weibern) ausgetrieben. (Erzählt von Janja Milković aus Podmilača.)

hain (šljivik) und verschwand dort, um erst nach langer Zeit frisch und rosig zurück zu kommen. Täglich brachte sie dem Sveti Ivo eine dickere Kerze als Opfergabe, und für Kuma Stoja eine immer größere Flasche süßer Mehka (Pflaumenschnaps) als Schlafmittel. — Zufrieden und vom Teufel erlöst, kehrten beide heim. Nach neun Monden gebar Joka einen hübschen Knaben, den man als Segengabe des Sveti Ivo betrachtete. In das Heim des Gazda Simo kehrte endlich das Glück ein; aber alljährlich besuchte die schöne Joka aus Dankbarkeit den Sveti Ivo, wenn sie auch nie mehr vom Teufel besessen wurde. Ihre „beste" Freundin erzählte mir diese wahre Geschichte, und zeigte mir Schön Joka, als wir den Teufelaustreibungen im Jahre 1902 beiwohnten. Die Schürzen, die Joka trug, als der Teufel noch in ihr war, schonte sie auch später immer treu, sie lieh sie niemals irgendwem her und trug sie auch selber nur zu den größten Feiertagen, oder wenn sie zum frohen Kolotanze ging, wo auch Joco noch immer als bećar (Unverheirateter) gern tanzte. Es ist zwar in dieser Gegend nicht Brauch, daß verheiratete Weiber noch Kolo tanzen, aber Schön-Joka verargte es niemand: jer je dosta muke vidila, jadna ne bila (weil sie genug gelitten hat, sie möge nicht mehr leiden!) Von da an lebte sie gut mit ihrem Gatten (nije se više nosila s čoekom), aber lange noch erzählte man von dem Wunder, das an ihr geschah.

Will man ein Weibbild in Slavonien für erwiesene Liebgunst entlohnen, so gibt man ihr ein Geldgeschenk und sagt: Evo ti za kecelju! (Hier hast du für eine Schürze!) — Siehe: Das Drama Josip Biničkis, Prijatelji puka (Volkfreunde), Agram 1911, S. 35.

In Glina, Maja, Gore (Chrowotien) brachte die Milchfrau Marica Katić meiner Mutter als Pfand stets eine Schürze, oder angefangene Schürzenteile (reiche Wollstickerei), wenn sie sich Geld ausborgte. Das war ein so sicheres Pfand, daß es durch 16 Jahre nie vorkam, daß meine Mutter ihr aus zu großer Herzengüte weggeliehenes Geld verlor. Die Bäuerin (kumica) brachte es immer zurück mit vielem Danke. Ich wunderte mich damals als junge Frau, wie meine sonst ökonomische Mama ihr Geld auf ein so — in meinen Augen — wertloses Pfand weggeben mag; doch Mama erklärte: O, das ist so sicher, man muß das Volk nur kennen!

Es gibt in Bosnien Zauberer (Hodža Kaukčija z. B., oberhalb Kovači bei Sarajevo) und Zauberinnen, die zu recht vielen čvarke, vračke, sugrebi, nagaze, čini (Verzauberungen) Frauenschürzen ver-

wenden, jer one mogu dignuti svaki astaluk kô s rukom (weil selbe jedes Übel beheben können, so als ob man sie mit der Hand wegwischte. Auch Mustafa-Efendi, ein berühmter Verschreiber tut es in der Baš-Čaršija). Schürzen alter Mädchen (stare šklafete in Chrowotien) haben keine Wirkung.

In der Lika glaubt man fest daran, daß eine Frauenschürze, in die man einen Säugling wickelt (beim Tragen) selben vor bösem Zauber schützt. Ist er nicht so adjustiert, so darf man ihm vor einem Jahre nicht das Haar schneiden, denn das Gewehr würde ihn treffen (wenn er Soldat wird). Auch in einen Spiegel darf er nicht blicken (ohne diese Hülle — besonders beim Zahnen), sonst wüchsen ihm die Zähne nach auswärts. Wenn ein Säugling sehr viel trinkt (an der Brust), so sagt man: Na tome djetetu jede i košulja! (An dem Kind ißt auch das Hemd mit.) Ist es dabei doch nicht dick, so muß man es in Schürzen (aus Leinen oder Baumwolle) einwickeln: da ostane na njemu ono što popije, da ga se prima (damit ihm wohl bekomme, was es trinkt).

Zu den Teufelaustreibungen in Podmilača nehmen viele Mütter auch ihre Säuglinge mit — in eine Schürze sorgsam eingewickelt. Denn diese religiösen Zeremonien sind voll erotischen Parfüms, das hunderte von Zuschauern herbeilockt und Sveti Ivo ist so ziemlich der einzige bosnische Heilige, der Wunder wirken mag, während man in Chrowotien und Ungarn zu sehr vielen solchen Heiligen (proštenja, godovi, zavjeti) pilgert. In Bosnien ist nur beim Sveti Ivo ein solcher Taumel an Wunderbegeisterung, nur hier eine so einende Ergriffenheit und Begierde, Wunder zu sehen und voll zu genießen. Reich und arm, alt und jung pilgert her, und dieselbe sinnliche Erregung und Spannung erfaßt sie alle, dieselbe wollüstige Bereitschaft, sich in einem allgemeinen Spasmus aufzulösen, um vor Sveti Ivo auf den Knien herumzukriechen, Kerzen zu brennen und heiße Gebete zu stöhnen mit ausgebreitet erhobenen Händen. Die Teufelaustreibungen sind so zum Theater geworden, zu einem amüsanten Ungeheuer, das die Leute mit Sensationen und mit Gruseln unterhält. Die Masse des Volkes glüht wie die südliche Junisonne in stumpfer Erregung: auch das ist Haschisch fürs Volk, dionysischer Taumel. Die Zeremonien des Teufelaustreibens werden zwar nur von religiösem Standpunkte ausgenützt und erlaubt, in Wirklichkeit sind sie aber Volkbrauch, uralter Glaube, Zauberwahn mit stark erotischem Untergrunde. Denn Liebleidenschaften feiern hier sehr oft ihre Mysterien und

Rasereien. Das strenge und in demütiger Abgeschlossenheit verbrachte Leben und Lieben heißblütiger Frauen macht sich hier Luft in Suggestion, Autosuggestion, in Perversitäten, in hysterischen Krisen und nur zu oft bloß in schlauen Verstellungen mit kecken Simulationen, um mit Hilfe dieses Wunderglaubens zu verbotenen Liebgenüssen zu gelangen. Ich hörte trotzdem, daß selbst „gebildete“ Leute fest an dieses Wunder glauben[1]). Selbst „moderne“ Leute stehen mit dem Staunen und Grauen des Ignoranten vor Sveti Ivo, vor jenen Phänomenen, die er als Verirrungen des Teufels zu heilen vermag, vor jenem Aufzüngeln wilder Geschlechtfantasien, vor jenem zitternden Wühlen in tierischen Lüsten, vor jener blitzartigen Entladung funkelnder Sinnlichkeiten, jenem Vibrieren in Visionen und Teufelspuck. Ich hörte geschulte Männer und Frauen verzweifelt nach den unheimlichen Gründen dieser Unnatur suchen, nach diesem „teuflischen“ Wunder, das die Veste des Geistes zu unterwühlen scheint. Sie alle ahnen, nicht, daß es die Natur selbst ist, die in diesen zahllosen Formen der Sinnenlust, des Liebirrsinns nach Befriedigung schreit. Sie alle blättern mit hastiger Hand in den feinen psychischen Analysen eines Stendhal, eines Flaubert, in den trocken-nervösen Krankenberichten eines Krafft-Ebing, und ahnen nicht, wie viel lebendiges Licht über tausend dunkle menschliche Leidenschaften hier aus dem einzigen Wunderglauben des Sveti Ivo hervorblitzt. Sie haben keinen Maßstab für die Wunder des Heiligen von Podmilača, für die schönen Wunderschürzen und Tücher der naiven oder schlauen Weiber, und für deren absurde Reden und Taten am Sveti Ivotag, weil solches Wesen ihrem Bewußtsein und ihren alltäglichen Schulanschauungen widerspricht. Doch der Anthropophyteiaforscher als Psychoanalytiker der Schule Freuds sieht keine Wunder da. Für ihn sind die Mysterien des unheimlichen Kampfes der Geschlechter keine Unverständlichkeiten. Was sich hier beim Sveti Ivo alljährlich abspielt, ist sicherlich ein Stück von dem großen verzweifelten Mysterium der Erotik der Neurasthenie, aber es ist auch hier kein Unbegreifliches. Es ist auch hier nur ein Bild von der großen, dämonischen Kraft der Liebe, die jeden Frühling das ganze Weltall in einen stürmisch flackern-

---

[1]) In Wemding sind Kapuziner ebenfalls wegen ihrer Teufelaustreibungen bekannt. Nach einer Nachricht aus München in der Wiener „Zeit“, Nr. 3167, Jahrg. 1911, vom 20. Juli.

den Aufruhr bringt, alles verheerend, um alles zu unendlichem Leben zu entzünden. Manche Äußerungen des starken erotischen Triebes sind freilich gar stürmisch, wild und so nannte sie das Volk „höllisch“ und „teuflisch“ und sie würden in den „Diaboliques“ des Barbey d'Aurévilly ein prächtiges Bild abgeben. Manche Äußerungen der besessenen Weiber und Männer, die hierher pilgern, sind freilich von gewaltig erschütternder Liebgier, zeigen vernichtende Zeugungwut, sind aber immer nur Symptome des geheim-allgegenwärtigen Urrätsels des Werdens, das neues Leben schafft, unerschöpfliches Leben. Die verblüffenden Schauspiele, die sich hier beim Sveti Ivo alljährlich abspielen, mit ihren großartigen Wunderfragen sind ein drastisches Bild von den Tollheiten der Menschenseele. Auch die südslavische Frau aus dem Volke (und auch der Mann) besitzen ein großes Gehirn, das eine Welt weiser Vorstellungen zu umfassen scheint, hoch über das Tierische hinaus; — eine Welt, in der Vernunft, Logik, Sittlichkeit und Tradition herrscht und regiert; aber das höchste tierische Bewußtsein, das menschliche, diese vernünftigste irdische Vernunft, von den überwältigenden Liebschauern durchlebt, die die Natur in die ewigen Prozesse des Werdens gegossen hat, gewinnt doch oft ganz die Oberhand und zerreißt die zu harten Fesseln, die Sitte, Erziehung und Scham um die Herzen und Sinne legt. So wird uns auch der Teufelzauber von Podmilača und alle die Wahnsinnakte der tollen Weiber und Männer verständlich. Verständlich werden die Abnormitäten, die Hysterien. Jene Leidenschaften, die den ganzen Organismus mit Reizungen füllen und in einen Wirbel irrsinniger Erregungen und Wallungen stürzen. Der Dämon Liebe, nicht der Teufel aus dem Katechismus erfreut hier das ganze Gebäude von Willenbündeln, Denksystemen und Nervenknoten dieser einfachen Leute. Die Zauberrätsel dieser „Besessenen“ haben ihre Wurzeln in den mächtigsten Tiefen des Lebens, ihre Mysterien sind das Mysterium der Natur.

Wer dazu bedenkt, daß die südslavische Frau früherer Zeiten — nicht nur jene aus dem Pöbel, sondern jedes normale Weib — ebenso panem wie auch circenses neben dem, was der Ernst des Lebens gibt, forderte, daß sie auch das Spiel und Schauspiel begehrte, wird vielleicht beim Hinblick auf das Übermaß von Unterhaltungen (zabave) und auf den heutigen Reichtum an Augenweide und Ohrenschmaus die damaligen südslavischen Frauen in ihrer strengen Zurückgezogenheit ob ihrer Armut bedauern und

verstehen. Selbst den Kirchenpomp und die Prozessionen in den Festzeiten durfte man in Bosnien der Moslimen wegen nicht abhalten und sie mußten sich in kleinen, engen Kirchlein verstecken[1]. Doch weit genußreicher als das Schauspiel, das man schaut, ist jenes, das man selber spielt, und an solchem Schaugepränge hat es in Bosnien mehr als irgendwo sonst für die Frauen gefehlt. So entstanden die Teufelaustreibungen in Podmiljača und die anderen Feste und Zauberzeremonien in Haus, Wald und Flur, die zugleich als interessante Schauspiele dienten (in Podmiljača z. B. kommen jährlich an 2000—3000 Schaulustiger zusammen).

In manchen Dörfern Bosniens wurde das ganze intime Leben zu einem Zauberspiel. Wie denn überhaupt bei primitiven Völkern, die noch keine strenge Arbeitteilung kennen, auch die Lebengebiete nicht gesondert sind, Spiel und Arbeit, Aberglaube und Sitte, Zauberei und Glaube, Poesie, Hauskunst und Umgangsprache, Religion und weltliches Tagwerk, Volktracht, Götterkult und Politik in eins zusammenfließen, als Lebenäußerungen des einen, ungeteilten, in seiner Jugendkraft schöpferischen Gemütes.

Selbst die Sprachform der Zauberformeln und jene der Stickornamente war nicht abstrakt und trocken, sondern immer ein klangvoll gereimter oder alliterierender Spruch, oft ein Bild, das die Sache anschaulich macht. (Siehe: Erotische Stickornamente der Serben, Anthrop. VI, von Ljuba T. Daničić.) Forscher, wie Dr. Friedrich S. Krauss, heben hervor, es lasse sich nicht in jedem einzelnen Falle entscheiden, was von den oft äußerst drastischen, zum Teil possenhaften Zauberzeremonien, die in Brauch waren, oder von denen heute nur mehr erzählt wird, wirklich geübt worden, oder was nur schwungvoll übertreibende Ausdruckweise sei, die längst abgekommen und bloß der Sage angehört. Die Südslaven sind Fantasiemenschen und als solche sind sie geschworene Feinde der Exaktheit in der Ausdruckform, die aller Fantasietätigkeit ein Ende macht. Der Fantasie, dem Belieben, dem Fatum (sudbina), dem Glück (sreća) mußte man einen Spielraum gönnen. Dazu waren die erotischen Zaubereien überaus günstig da. So wurde auch aus Strafe und Buße vielfach ein Ulk gemacht. So sind die Teufelaustreibungen in Podmiljača Ernst und Spiel zugleich, Ulk und Tragik, Zauberglaube und

---

[1]) Die Kirchen aus vortürkischer Zeit waren auch sehr klein, bloße Kapellen. — Krauss.

Religion, Scheinbuße und wirkliche Bigotterie zugleich. Sie erinnern teilweise an jenen Brauch aus dem Mittelalter, von dem die alten Geschichten so viel erzählen. Was heute das Trockenste, Abstrakteste, Nüchternste und Ernsthafteste ist, — das Recht — das gab damals reichlich Anlaß, Komödie zu spielen. Ist es als Ulk anzusehen, der tatsächlich verübt wurde, oder an dem sich nur die Fantasie ergötzte, oder war es wirklich als ein ernstlich gemeintes und nur humoristisch ausgedrücktes Recht, das den Frauen zustand, was mehrere mittelalterliche Weistümer über ein Allerintimstes verordnen? Klagt die Frau, der Mann könne ihr nicht zu einem Kinde verhelfen, dann soll er sie huckepack zum Nachbar tragen. Kommt sie von diesem befriedigt zurück, so soll er ihr ein gebratenes Huhn (Vogelzauber) und einen Krug Wein zur Stärkung vorsetzen. Ist sie aber nicht zufrieden zurückgekommen, dann soll er sie, ebenfalls huckepack, über sieben Zäune vors Dorf tragen, und alle Markgenossen einladen. Hat sie daran auch noch nicht genug, so soll er sie mit Zehrung auf den nächsten Jahrmarkt schicken. Ist ihr aber auch damit noch nicht geholfen, dann mögen ihr „dusent Düvel helpen" . . .

Der Südslavin halfen in diesem Falle auch wirklich immer: „die Düvel". Ein unsägliches Inferno an Liebqualen foltert solche stark sinnlichen Weiber und sie genieren sich gar nicht, dies auf eine groteske Art vor aller Welt in Jajce hinauszuschreien.

So drastisch wie in Jajce, geht es aber nicht oft zu. Meist sind unsere Frauen ästhetisch auch in ihren erotischen Sehnsüchten.

Die Südslaventracht der Frauen kennt z. B. keine modischen, unschönen Entstellungen, sie will die natürliche Schönheit des Körpers zur Geltung bringen, und so ist sie wirklich schön. Die in erotischen Dingen gut bewanderten Weiblein wissen sehr wohl, daß Schönheit eine Anwartschaft auf Glück bedeutet. Sie wollen ein lebendes Versprechen von Liebeglück sein und deshalb bildet ihre Kleidung das Zaubermittel, ihr Aussehen so zu gestalten, wie es die Männer wünschen. Die Kleider sind immer eine der wichtigsten Fragen, mit der sich die Südslavin beschäftigt und man weiß, daß sie diese Arbeit mit allem Eifer und mit aller erdenklichen Sorge verrichtet. Mehrere Generationen der Praxis akkumulieren eine namhafte technische Geschicklichkeit und so ist die unendlich große Überlegenheit der südslavischen Stickerin verständlich. Sie geht eben in ihrer Beschäftigung ganz auf, denn es handelt sich ihr dabei auch um das Gewinnen des höchsten:

um die Liebe. Die abstrakte Tendenz der Beschäftigung ist, das konkrete Individuum zu umschlingen im kurzen Lenz der Jugend, in der Blütezeit des Lebens. Diese Tendenz ist in der Zaubertheorie anerkannt und in der Praxis erwiesen. Sie ist das Wundermittel, das immer wirkt.

Immer wieder muß man jedoch betonen, daß nicht alle hübschen südslavischen Schürzen Ornamente von Kunstwert aufweisen. Gar viele sind nur lustige Spielereien einer lebhaften Fantasie, nur farbiger, aber leerer Augenschmaus. Bei den Slaven entfaltete sich alle textile Kunst auf dem Boden uralten, oft umgeackerten und gedüngten Kulturlandes. Sie wurzelt in der frühesten Vergangenheit der Völker, in deren untersten Schichten, in deren intimstem Leben und ihr Wachstum stärkte sich an den Kulturen der Nachbarvölker, so bezieht selbst jene naivste Betätigung schaffender Fantasie, die wir heute Volklied nennen, ihre Gesetze, ihre Stoffe, ihre seelische Wesenart von Mustern, die in uralten Zeiten die vornehmsten Herzen des Volkes aufstellten ganz analog wie die Muster der Stickornamente. So ist es verständlich, wie dasselbe Volk, das sich in den meisten seiner Vergnügungen und künstlerischen Betätigungen recht unkultiviert zeigt, in dieser einen Beziehung wieder Leistungen von feinem Geschmack und hoher Vollendung hervorbringt. Erst die ganz neue Zeit bringt leider auch auf diesem Felde ein stilloses Durcheinander von Kitsch und Kunst, von Schund und Schönheit. Diesen Stickbildern merkt man es freilich nicht an, daß sie vom glänzenden Sonnenblick des slavischen Südens beschienen wurden und daß sie textile Plein-Air-Arbeit sind. Es sind nur geschmacklose, schmetternde Farbentänze vom Leben und Treiben der jetzigen Halbkultur umlärmt und oft von ganz zweifelhaften modernisierten Anschauungen befirnißt.

XIII. Schürzenschönheit.

Durch die stillen, einsamen Tage, die die bosnische und die altserbische Maid zubringen, zieht sich das Sticken hübscher Tücher und das Weben schöner Schürzen wie ein klingendes Leuchten dahin. Auch in das ärmste Kämmerlein einer koliba dringt davon ein Schimmer herein wie von üppig schwellendem Reichtum. Liebvogelrufen feintönig durchzuckt diese seiden- und goldglänzenden Dinge, vom Zauberkäfer (sveta baja) durchzirpt, von allen süßen Geräuschen der summenden Wiesen mit zarten Linien

umsponnen und überzittert, ist für das südslavische Frauenherz diese Arbeit traut und voll Poesie und prangender Reife. Ein stolzes Können erfüllt sie alle beim Stickrahmen, eine weiche, ruhige Kraft ist es, die sich niemals bäumt, die nicht drängt und pocht und die doch sicher weiß, daß der Zauber, den sie schafft, siegen muß. Ihre Macht ist der still in sich verharrenden Kraft eines Baumes vergleichbar, der nur dasteht und blüht. Es ist ein geheimnisvolles, inneres Starksein, das Wunder wirkt. Deshalb haben so viele unserer Tücher und unserer Schürzen die lächelnde Anmut und die linde Zärtlichkeit des Rokoko. Die Ornamente daran grüßen und lächeln, winken und träumen. Sie träumen heiß und toll, und doch südslavisch wehmütig in ihrer gütig strahlenden Heiterkeit.

Der Abglanz der südslavischen Seele schimmert in allen diesen Arbeiten. Das Weib aus dem Volke weiß ja selber wahrscheinlich nicht eben viel von dem, was auf dem Grunde ihrer Seele schlummert. Sie hat sich niemals wohl mit forschend angespannten Sinnen über den Rand ihres Wesens geneigt und in ihre eigenen Tiefen hinuntergehorcht, sonst wären ihre Arbeiten nicht von solch strömender, ahnungloser Unschuld und Aufrichtigkeit. Sie ist nicht wie unsere städtischen Frauen und Mädchen, die sich immerzu selbst in allen Erotismen und in allen Verborgenheiten nachschleichen, sich auflauern, sich bestaunen und sich bewundern. Sie ist zu schüchtern, sie ist zu schamhaft, zu demütig und gläubig im Gemüt. Und auch zu gesund. Aber wenn sie stickt oder webt, oder singt und tanzt, dann wachen in ihrer Seele Kräfte auf und ein Jubel, und triebhafte Dinge, die aus dem Urweiblichen emporsteigen. Deshalb ist ihre Arbeit wie getragen von lauter erotischer Begeisterung und duftet von inniger Hingabe, von Traumwissen und von unbewußter Sehnsucht; aber auch voll Bangen vor dem unerbittlichen Schicksal dem Kismet, der Sudbina. Wieviel sie von den Dingen des Zauberglaubens, der Liebe und des Lebens, von dem Wesen der Kunst und den Fertigkeiten der Stick- und Webtechnik mit ihrem Verstand erfaßt und begreift, läßt sich nur schwer erraten. Aber mit ihrem Herzen versteht sie die Weisheit des Lebens und die Raffinerien der Liebe, wie auch die Feinheiten ihrer Kunstarbeit. Das ist gewiß. Ihr Können ist nicht wie eine einzelne Gabe in ihr, sondern ist vielmehr so ganz sie selber, ihr Wesen ist ihrer Stickerei so völlig hingegeben, und eines im anderen so innig

verschränkt, daß keines von beiden zur bewußten Beobachtung des anderen kommen kann. Und keines vermag das andere zu fälschen, zu schminken oder lügnerisch herauszuputzen. Erst die „mit Halbkultur beleckte“ Bošnjakin macht Schürzen mit geschmacklos bunten Rosen aus dem „Tupfmusterbüchel“, das ihr die unwissende Lehrerin gibt, erst die bereits ein wenig „geschulte“ Śerbin donnert sich auf mit „Blitzblau“ und Giftgrün und ist selig dabei. Aber dann ist etwas Fremdes und Künstliches in ihrem ganzen Wesen und der Volkwitz nennt sie spöttisch: „opanak, koji se popapuči“ oder „pokondirena tikva“. (Ein Bundschuh, der sich zum Pantoffel, eine Kürbisflasche, die sich zum Krug umgewandelt.)

Nur wenn die Südslavin sie selbst bleibt, sind ihre Arbeiten von Kunstwert, nur dann hat man sofort und immer wieder den Eindruck, der am meisten an dieser Frau wirkt: daß sie gibt und gibt, in einem unversieglichen Reichtum an Ornamenten schwelgt, daß sie mühelos herschenkt und sich des Schenkens freut. Diese hübschen Dinge sind uns auch noch deshalb so reizend, weil wir fühlen, daß sie alle nur Hilfe und Hebel sind, damit das Kind des Volkes ihr Innerstes aufschließe und daß sie nur aus ihrem Innersten so weben und sticken (šaraju) können, so offen und unbekümmert wie Kinder. Wir wissen, daß hier in diesen bunten Stick- und Webebildern all ihre sonst so scheu behüteten Träume, ihre streng bewachten Wünsche und ihre sittsam gebändigte Sehnsucht auflebt und aufjubelt. Durch all diese zarten Mädchenarbeiten glüht noch ein sanftes frauliches Glück und eine traute Beschwichtigung, die sich einem gleich wie eine gelinde Hand aufs Herz legt.

Durch die langen Jahre, die ich in Bosnien lebe, war mir nichts lieber, als wenn ich in ein Haus kam, wo ein junges Mädchen beim Stickrahmen saß. Diesen ruhevollen Wesen sind in ihrer harmonischen, immer lächelnden Anmut alle tragischen Gedanken fremd, alle ausfahrend heftigen Akzente ungemäß. Es sind kafezlije, Käfigmädchen, und sie stehen den harten, verwegenen, grausamen oder zornigen Regungen beinahe unbeteiligt gegenüber, der sevdah (Liebe) ist nur lauter Süße und lauter Ruhe für sie. An den bunten Schürzen und Tüchern blüht ihre Lyrik und die sanfte Leidenschaft ihres Gemüts herrlich auf. Sie sticken so, wie man einen Kuß denkt, den man nie geküßt hat, sticken mit einem tiefen Aufatmen bräutlichen Verlangens, mit

einer Zärtlichkeit, die schmelzend, schwärmerisch, treuherzig, glaubenselig, zaubergläubig und rührend ist, wie die holde Empfindsamkeit ihrer sevdalinke (Liebelieder), die sie bei der Arbeit singen. Die junge Stickerin ist immer umschimmert von einer schüchternen Glückseligkeit, und in dem träumend nach innen gewendeten Blick der schwarzen Augen ist ein leises, erschrecktes Verwundertsein über die geheimnisvolle Gewalt der Liebe, die ein Frauenherz beseelen kann.

Die Erotik dieser jungen Mädchen ist ohne Brutalität, sie stellt keine Seelen bloß. Sie bleibt zart und duftig wie die Goldtüchlein und Spitzenschürzlein, mit denen sie so gern spielt, sie bleibt keusch auch im Bejahen aller Leiblichkeiten. Sie betreibt den Ašik mit freien Sinnen, immer ist klare Luft, unbefangene Selbstverständlichkeit dabei, nie schwüle Brunst! Aber ihre Stickkunst ist eine wahre Kunst, vielgestaltig und mannigfach wie alle andern Künste, eine Kunst mit Prinzipien und Traditionen, die nur der echten Frau aus dem Volke bekannt sind, weil sie selbst sie aufgefunden hat. Diese Kunst verschafft ihr intime und delikate Freuden, und um sie auszuüben, muß sie Talent, gewisse seltene Eigenschaften, vielleicht die allerseltensten Gaben besitzen: ein sehr sicheres Gefühl für die Schönheit des Frauenleibes, eine raffinierte Sensibilität, persönliche Erfindunggabe, unfehlbaren Takt, ein sicheres Urteil in der Wahl der Muster, instinktiven Abscheu vor Geschmacklosigkeiten, das feine Nuancenunterscheidungvermögen und eine genaue Kenntnis der Farbenwerte. Ohne jeden Zweifel hängen alle diese Dinge mit erotischen Wünschen zusammen, mit der weiblichen Koketterie, die ihre glücklichen Wirkungen bei der Ausschmückung der eigenen Person kräftiger zeigen, als bei anderen Arbeiten und bei anderem geistigen Können, wo doch die Südslavin größtenteils auch heute noch auf primitivster Stufe steht. Unsere Bäuerin wählt mit erstaunlicher Sicherheit meist selber, was ihrer individuellen Schönheit, der besonderen Gelegenheit der Zeit, der Sitte, dem Volkglauben, dem Orte und dem Lebenalter angemessen ist. Mehr als jedes andere Kleidungstück der Volktracht ist die Schürze das traute Abbild einer seelischen Stimmung. Daher gibt es Schürzen, die Lebenfreude singen, die Verliebtheit tänzeln, und auch solche, die ein tragisches Drama verkünden und vom Manne und der Liebe nichts mehr wissen wollen (babinske pregače). Das ernste Weib von der Prenj-planina würde sich in einer Schürze aus der üppigen

Fruška gora-Gegend nie und nimmer zurecht finden, und die „kumica“ aus einer Zagorjer „fara“ würde vor Spottlachen bersten, bände man ihr eine prežina aus den Walddörfern der Bjelašnica vor. So kann man sagen: es gibt fröhliche und zärtliche, traurige und geheimnisvolle, tragische und heroische, passive und aggressive südslavische Frauenschürzen, und die wirklich echte Frau aus dem Volke wählt immer, was sich für ihre Reize, und für ihre Stimmung am besten schickt. Die kleine Schafhirtin aus fernen Bergen hat schon diese fast unfehlbare Sicherheit des Auges, denn sie bringt die unerhörtesten Farben zusammen mit einer Kühnheit und Meisterschaft, deren nicht viele Maler fähig sind. Sie weiß, was er erst lernen muß. Leider verlieren sich diese kostbaren Talente immer mehr, die Stick- und Nähmaschine hat selbst in die bosnischen Hareme schon Eingang gefunden und hat mit ihrem brutalen Geklapper und Gesurre den traulichen Ašik und die Poesie des althergebrachten Sevdah verdrängt. Wie sehr das Dolce far niente des Harems überall dadurch gestört wurde, beweist auch die Umwandlung des bekanntlich 333 Frauen begreifenden Harems des afghanischen Emirs in eine Textilfabrik, in der vor kurzem zahllose Webstühle, Näh- und Stickmaschinen von den Damen bedient werden, die keinen Lohn beziehen, aber ihre Existenz gesichert haben, ist nur ein etwas zerrbildartiges Beispiel von der ungeahnten Anpassungfähigkeit des Islams an die materiellen Bedingungen Europas. So mancher bosnische Harem wurde auf ähnliche Art mit modernen Nutzarbeiten angefüllt und die feine Kunststickerei, die der kleine Gott Eros lehrt, wird dem Vergessen anheimfallen.

In Slavonien und in Bosnien singt man das verliebte Schürzenlied von der Schürze, die aus purem Golde gestickt ist:

Otud ide djevojčica
U vezenim papučama,
Kakva j na njoj pregačica
Nit je tkata ni snovata
Već od zlata saljevata.
Volio b je raspasati
Nego s carem večerati!
Volio bi s njome leći
Nego bez nje i raj steći.
Što će meni raj pomoći
Kad ja volim crne oči?
Kad ne ljubim crne oči
Ne može mi san na oči!

Da naht des Wegs ein Magedein
Mit Stickpantöffelchen so fein.
Was ziert die Maid für Schürzelein,
’s ist nicht gewebt, nicht angezettelt,
Vielmehr gegossen hold aus Gold.
Viel lieber löst ich ihr den Gürtel,
Als Nachts zu sein des Kaisers Gast!
Mit ihr ein Pfühl mir lieber wär,
Als ohne sie das Paradies.
Was frommte mir das Paradies
Dem’s schwarze Augen angetan?
Und kos’ ich schwarze Augen nicht,
So flieht von meinen Lidern Schlaf!

Die Arbeit zeigt keine Spur von Erstarrung oder von Routine. Man sieht förmlich das Liebgefühl, mit dem die Stickerin arbeitete, hört das Herzklopfen, mit dem sie sich immer zum Stickrahmen setzte. Den Arbeiten dieser Textilkunst merkt der Kenner sofort an, wenn sie ohne Kunstgefühl, ohne Seele, ohne inneren Beruf, und nur als Geschäft gearbeitet sind. Das seltene Verdienst der südslavischen Stickerin besteht ja gerade darin, daß sie alle Anregungen, die sie von fremden Textilsachen annahm, nur soweit benützte, als sie ihr helfen konnten, das zum Ausdruck zu bringen, was sie selbst empfand. Auf diesem Hervorheben der eigenen Empfindungart hat noch immer die Bedeutung jeder hervorragenden Kunstarbeit beruht und ihre Originalität. So verstehen wir die unvergleichliche Schönheit und die Echtheit des Naturgefühls in den Arbeiten unserer slavischen Bauernweiber und in jenen der Hände der primitiven Frauen der alten boljaren, vojvoden, knezen und Volkhelden. Sie stickten, was sie fühlten, und vermochten so ihren Arbeiten ein persönliches Gepräge zu geben, und durch den mächtigen Zauberglauben ihrer naiven Seelen erhalten ihre ornamentalen Linien und Formen sehr oft den mystischen Umriß, die sakrale Gebärde, die wir bewundern. So sind sie ganz und gar mit der Scholle verbunden. Gewiß kann man unsere südslavische Analphabetin keine sichere Zeichnerin nennen, aber man empfindet bei ihren Ornamenten diesen Mangel kaum, weil die Stärke der Fantasie und des Gefühls, das aus ihren Schöpfungen spricht, das reiche technische Können, die Ausarbeitung mit der Nadel, mit der sie ihre Gefühle ausdrückt, jene Unsicherheit im Zeichnen ganz in den Hintergrund treten läßt. Im zarten Eigenduft dieser Stickereien liegt der innerste Reiz ihrer Art, gleich wie in den träumerischsn Rhythmen unserer typischen Volklieder, zu denen sich der Wälderglanz und die Felderpracht unserer Heimat mit ihren oft wunderschönen landschaftlichen Physiognomien verdichtet.

Wie reizend und zierlich sind diese bunten Schürzen auf frischen blühenden Frauenleibern! Besonders ein beliebtes Muster Kara-kuš na Kučlatu gradu[1]), ein uraltes Vogelmuster, das Mütter

[1]) In der Gegend von Zvornik in Bosnien war im 14. Jahrhundert ein Schloß Kušlat (auch Kučlat) genannt, gerade an der Mündung des Flüßchens Jadra in die Drinača. Dieses Kušlat-Schloß war eine Ragusäer Kolonie. Auch das Kloster sv. Trojice bei Dirić-selo ist hier in der Nähe, wo man schon im Mittelalter schöne Arbeiten finden konnte. Hier zu Zvornik hauste auch die

ihren Töchtern gerne zur Hochzeit machen. Mütterliche Zärtlichkeit hat diese feinen Arbeiten einst betreut, seither vermag kein menschlicher Greuel und kein böser Zauber mehr den unsterblichen Atem süßer Sorgfalt in diesen zarten Schürzen zu ertöten; unauslöschlich haftet darauf ein Schimmer sinnlicher Wärme und Zärtlichkeit. Sinnlich weich hängen die reichen Wollfransen an solchen Schürzen und erwecken überall liebliche Gefühle. Man verwendet oft feinste Schafwolle (vlas) zu diesen Schürzen. Man empfindet's, daß diese hübschen Dinge ähnlich einem lebendigen Gefühl erwachsen sind aus der liebevollsten und reichsten Mütterlichkeit der Natur, auf den guten, weißen Schafen und Lämmern. Glücklich lächelnd trägt die Bäuerin ihre weiche Wollschürze, als ob sie in dieses feine, behaglich wollüstige Wollzeug hineingeboren wäre. Sie schöpft weibliche Grazie aus diesem Nationalschmucke, sie schöpft daraus reichere Liebimpulse und steigert ihre Lebenlust zu Reizen, die sich in spielenden Zärtlichkeiten entladen. Die bunten Webereien und Stickereien darauf sind echte Natur, die natürliche Blütenfreude bis zur Blendung erhöht, tierische Unschönheit, die das menschliche Gemüt mit sanftem Zauber entflammt . .

Wunderschön sind die selbstgefärbten Woll- und Seidenfarben, besonders das Rote (mit Krapp gefärbte und mit allerlei Zutaten als Zaubermittel, auch mit Urin gewürzt). Es ist die Farbe sublimer Erotik. Ein weiches dunkles Rot, sprühend von einer abgrundtiefen, weichen umschmeichelnden, verschlingenden Innigkeit. Es atmet Frische und Anmut, Glanz und Leben. Die geschickte Stickerin hat diesem echt südslavischen Rot zu Liebe alle Farben ringsherum auf der Schürze matt hingestellt, nur um diese eine Farbe zum Leuchten, zum Vibrieren zu bringen. Sie hat alle Tricks ihrer Sticktechnik aufgetrieben, um dies glühende Rot in verblüffende Bewegung und Erregung, in faszinierende Zauberstrahlung zu versetzen. Auf solchen Schürzen finden wir nichts Schreiendes, keine kichernden Farbeneffekte, kein klatschendes, bauernhaftes Bunt, nur träumende Formen, schwellend schweigende Linien und Blumen, die nur in südslavischen Liebegärten wachsen, große Blumen, die aber mit der Botanik gar nichts gemeinschaftlich

---

sagenumwobene „schwarze Königin Jelena" im 15. Jahrhundert. — Aus so alter Zeit erhielt sich dies Vogelmuster bis in unsere Tage: Trauervogel auf Kušlat Schloß. Als Königin Jelena von dem Schloßturme hinab in die Drina stürzte, da trauerte ein Vogel — sagt man — lange nach ihr. So dient das Muster als Zauberabwehrmittel.

haben. Es ist merkwürdig, wie ernst, wie diskret, wie sich fast aristokratisch gemessen die temperamentvolle Südslavin auf manchen solchen Schürzenornamenten hält! Sie wählt die glücklichsten Toiletteneffekte und versteht es, ihnen auch den letzten und höchsten Reiz zu erteilen. Freilich sind solche Muster heute schon ganz selten, ich habe aber in meiner Sammlung einige auserlesene davon. Sie zeigen deutlich jene unwillkürlich lächelnde Anmut, die den Männern gleich einem leisen und eindringlichen Zuruf ins Herz dringt, gleich einer sanften und gütigen Mahnung zur Lebenfreude, es ist echte südslavische Frauenanmut, die so hinreißend ist, weil sich in ihrem Lächeln irgendwie eine Koketterie besonderer Art auszusprechen scheint, diese merkwürdige Anmut, die uns alle hier im Süden so sorglos stimmt, sorglos in den verschiedensten Lieberlebnissen, weil sie eben wie ein andauernd verhaltener inniger Jubel wirkt:

Širi me se keceljice bela!	O breit dich aus, o du mein weißes Schürzlein!

Kennt man die Schönheit südslavischer Frauenschürzen, so kann man es leicht glauben, daß auch der heißblütige südslavische Mann beim Anblick solcher Dinge Glückgefühle erfassen lernt, die er in seinem sonstigen kummer- und arbeitvollen Leben nur in seltensten Fällen empfindet.

Zu den Bildern.

Ich wünsche das Verständnis und die Freude am südslavischen Textilkunstbesitz erhöhen zu können, indem ich auch zu dieser Studie originelle Bilder heimische Schürzenmuster beibringe. In den Kreisen der slavischen Städter weiß man von diesen Dingen so viel wie nichts, und außerhalb der Grenzen unserer Heimatländer sind ihre Schönheiten natürlich auch fast unbekannt. Die Bilder zeichneten zwei vorzügliche Zeichnerinnen aus dem Volke, die Serbin Mila Gjorgjević aus Ljubinje im Herzoglande und die Chrowotin Jelka Miš aus Mrcine bei Ragusa. Es sind Handzeichnungen, frei nach den Originalen gemacht, die niemals früher im Druck erschienen. In meiner Sammlung besitze ich viele hunderte solcher Bilder. Immerhin, auch diese wenigen lassen die Eigenart und Schönheit der südslavischen Schürze genug zur Geltung kommen — und verglichen mit den Stick-

ornamenten, in den Anthropophyteia zu meinen anderen drei[1]) Arbeiten, bilden sie eine Sammlung Bilder, aus denen eine wundervolle Kraft der Anschauung spricht. Aus dieser eigenen Volkgabe redet eine reizende Sprache, reich an Farbe und an eigener Art des Ausdrucks Eine schöne, gesunde Frische ist in all diesen Mustern: in ihrer Art, die Bilder ihrer Welt anzupacken und hinzustellen, sie aus urheimischem Boden aufwachsen zu lassen. Am liebsten ist mir — und wohl auch vielen anderen Kennern — an diesen Arbeiten, daß man hinter aller Volkkunst und hinter allem dekorativen Volktalent die Echtheit lebe- und liebefroher Menschen so deutlich spürt. — Zeichentalent haben auch viele andere Leute und viele andere Völker, aber eine so gütige, daseinfreudige Menschlichkeit nur ganz wenige. Bei ihr allein aber ist Entwicklung, Dauer und Aufschwung. Das sollten unsere heimischen Künstler endlich begreifen, leider tun sie es nur sehr wenig.

Bild 1. Gezeichnet von der Hand eines Bauernkindes.

Bild 2. Istrische Stickerei. Gezeichnet von Jelka Miš.

Bild 3—11. Gezeichnet von Jelka Miš, Canaleser Seidenstickerei. Gezählter Flachstich mit Originalbenennungen für die Ornamente. (Wird auch auf Ärmel gestickt.) Dalmatien. 12a und 13b.

Die südslavische Stickerin fühlt sich gedrängt, alles was sie denkt und empfindet, in der Sprache der Nadelarbeit, wie sie ihr durch uralte Tradition überliefert ist, auszudrücken. In dieser Sprache zu reden, ist ihr innigstes Bedürfnis, sie zu vernehmen ihr süßestes Glück auf Erden, denn sonst ist sie ja sehr oft arm an Gut und Freude.

Bild 12 u. 13. Aus Sirmien und Südungarn. Gezeichnet von Krista Gjorgjević aus Banat (Nagylak), einer Serbin.

Bild 14. Aus Chrowotien und Bosnien. Von Mila Gjorgjević aus Ljubinje.

Bild 15. Aus Serbien und dem Herzoglande. Mit Klöppelspitze. Von M. Gj.

Bild 16—18. Aus Dalmatien, Canale. Von J. Miš.

Bild 19—21. Aus Prnjavor in Bosnien, südslavische Perlstickerei mit Originalrahmen. Von M. Gjorgjević. Seltene Arbeit.

---

[1]) 1. Erotische Einschläge in den Stickornamenten der Serben. Mit 17 Bildern. B. VI.

2. Das Hemd im Glauben und in den Sitten der Südslaven. Mit 28 Bildern. B. VII.

3. Das Handtuch und das Goldtüchlein im Glauben und in den Sitten aller Slaven. Mit 35 Bildern. B. VIII.

Bild 22. Goldstickerei aus Sirmien auf feinem Tüll- oder Izvod-Leinen. Reliefarbeit.

Bild 23. Goldstickerei, Schlung und Hochstickerei, gleichseitig. Aus Bosnien.

Bild 24. Seidenstickerei mit Gold und mit feinen Points am Rande. Das einzige Muster, das arabische Motive zeigt, wie sie nur selten in den bosnischen Stickereien vorkommen. Die Arbeit ist aus Sarajevo, das Muster wurde nach einem Tuche gebildet, das aus Konstantinopel gebracht worden. Gezeichnet von Mila Gjorgjević. Kettelstich, Stielstich, Vollstich, Durchbruchstich und Reticella-Stich. (Die Stiche sind nicht arabische Arbeit, nur das Muster.) Arabische Muster mag die Südslavin nicht. Obwohl auch der Guslar in seinen Liedern prahlt, die Mädchen hätten von den Waffen des junak (Helden) und von seinen Kleidern Stickmuster abgenommen (jesu s njiha gjergjep uzimale), so darf man diese Poetenprahlerei nicht wörtlich nehmen. Die südslavischen alten Waffen zeigen auf ihren silber- und goldeingelegten Tauschierungen (vezene šešane) echt arabische Motive.[1]) So auch die Männerkleider (terzijski vez, Goldschnurarbeit, Schneiderarbeit, na gjilde-vez) der vornehmen Leute. Diese Arabesken sind aber so fremdartig kompliziert, daß sie nur ein geschulter Zeichner abzeichnen könnte (oder der Meister, der sie seit uralten Zeiten macht und dem diese Tradition im Blute steckt. Unsere Stickerin aus dem Volke weiß mit diesen Mustern nichts anzufangen. Alle diese arabischen Linien, Sterne und Spiralen sind ihr ganz und gar fremd, obwohl ihr Auge daran gewöhnt ist. Ihre ungeschulte Hand weiß damit nicht umzugehen und von einem wirklichen Absticken ist keine Rede. Ich sah deshalb nur sehr selten arabische Motive in südslavischen Arbeiten. Wohl nimmt die verliebte Maid das Gewehr und das Säbelmesser (handžar) des Liebsten und erklärt, sie wolle die Muster davon abnehmen, das ist aber nur verliebtes Gerede, Schäckern, das ist der ašik. Licentia poetica in der Liebe!

Sie stickt höchstens im Abschiedschmerze die Konturen des Säbels oder des Dolches ihres Helden, schmückt sie aber mit ihren traditionellen, ganz slavischen Symbolen. Das ist alles! Von Ara-

---

[1]) Doch auch italienische und deutsche, weil sie die Muster von den bei den Südslaven sehr häufigen venezischen und alemannischen (auch Danziger) Waffen Muster abnehmen, was Guslaren bezeugen, deren Angaben Vertrauen verdienen. — Krauss.

besken keine Spur! Freilich kann es vorkommen, daß irgendein geschulter Zeichner (ein Studiosus zum Beispiel) für sein Mädchen ein Muster nach arabischen Motiven entwirft. Hat sie auch etwas (eine Städterin zum Beispiel) Zeichnen gelernt, so wird sie dann das Muster (nicht abzeichnen) wenigstens sticken können. Eine Bäuerin kann nicht einmal das. Ein fertig vorgezeichnetes fremdartiges Muster aussticken kann sie nie, obwohl sie ihre eigenen Motive ganz vorzüglich zeichnet (potpisuje) und stickt. Das fremde Muster lähmt ihr Können, sie kennt sich in den fremden Linien gar nicht aus. Sie verwirren sie, wie uns Schulgelernte eine fremde Schrift (japanisch, chinesisch, türkisch) verwirrt. Das südslavische Muster dagegen kann noch so groß angelegt, noch so feingegliedert (u sitno) sein, es macht unserer Stickerin keine Schwierigkeiten, es ist ihrem Herzen und Sinn bekannt und liebtraut. Es sind ja da lauter altbekannte Zeichen und Linien, die sie sofort herausfindet und verständnisinnig unterscheidet. Ich gab schon oft unseren braven Dorfstickerinnen moderne Muster zum Ausarbeiten, nur um sie zu beobachten. Nijesam kadra (ich kann das nicht) war immer das Resultat. Das Muster ist ihr fremd und deshalb ist es ihrem Auge ein totes Bild, ihrem Herzen eine unbekannte Sprache. Unsere südslavischen Stickerinnen arbeiten eben alles mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande. Und wo das Herz schweigt, versagt das Können. Erst die Neuzeit, die Schulen, das Zeichnenlernen und die fertig gekauften Muster auf Arbeiten (nach den modernen Preiskuranten, in Vordruck, und in jenen sinnlosen, naturalistischen Vorlagen) verdarben den gesunden Geschmack der Bauernarbeiterin und die Schönheit unserer Volkornamente. In der Welt der Schönheit, die sich die freie Künstlerin aus dem Volke einst aufbaute und ohne die sie hätte verzweifeln müssen, in diesem stillen Heiligtum verkehrte sie mit ihren heimischen weißen Vilen und mit all den guten und bösen Zaubergeistern —, erholte sie sich von Mühe und Enttäuschuug, schöpfte sie immer neuen Lebenmut. Erst in der Neuzeit mag sich niemand mehr anstrengen, um die uralten Kostbarkeiten einer entschwindenden Volkkunst aus dem Gestein der Begriffkonstruktionen, in dem sie eingebettet liegen, herauszugraben. Darum die so rapide Dekadenz unserer einst so überaus schönen südslavischen textilen Arbeiten.

Bild 25—31. Aus Chrowotien (Čazma, Križ, Sisak, Sunja, Galdovo). 32—34 aus Slavonien (Ivankovo, Šljivoševci, Nikinci, Piškorevci, Nemanovci). Buntstickerei in Kreuzstich, Lockenstich (tišmica, anpušteni vez), Webestich (povlaka), Doppelkreuzstich, Häkelei, Netz-

arbeit, Durchbruchstickerei (viroš, ljesice, priplit usw. Meist auf dünnem Hauswebe gemacht und in reichen Borduren arrangiert. Die Farbenzusammenstellungen dieser Muster verblüffen, sie sind das Mosaik eines Wunderlandes, in dem die Sinne in einem ewigen Rausch von Licht, Glanz und Buntheit leben. Es gibt darunter auch Ornamente, ganz matt von Farbe und der gerade Gegensatz von jenen bunten, lustigen Bildern. Wo dort alles scharfgeschliffen sprüht und funkelt, herrscht hier eine bescheidene, weiche Verschwommenheit (mrke šare, šućmuraste šaze). Seltsam, wie solche Extreme so unmittelbar nebeneinander auftreten konnten!

Bild 35 ist eine Häkelarbeit, die man zu Schürzenborten verwendet und darauf stickt. Die Technik der Arbeit ist nicht slavisch, sondern tunesisch, doch ähnlich häkeln auch die Serben und Bulgaren.

Das Gesäß im Völkergedanken.

Ein Beitrag zur Gluteralerotik von Jean Wegeli.

(Mit vier Abbildungen.)

Die Theorie von der Analerotik, die Professor Dr. S. Freud in so genialer Weise eruierte und formulierte, weist der medizinischen Wissenschaft neue Horizonte, besonders der Psychiatrie, die bisher leider noch viel zu wenig das allgemeine Volkempfinden und die Äußerungen des niederen Trieblebens beachtet, wie sie auch diese Jahrbücher untersuchen.

Für den Folkloristen ergibt sich die ernste Aufgabe in intensiverer Weise, als dies bisher geschah, dem analerotischen Problem im Völkergedanken und -glauben nachzuforschen.

Dem Nichtfolkloristen oder selbst den Romantikern unter den Folkloristen, wie sie in Herrn Bolte sich verkörpern, mag es kauzig erscheinen, daß man in diesem Zusammenhang dem Gesäß im Völkergedanken eine eingehendere Würdigung angedeihen läßt. Frägt man solche Afterfolkloristen, ob es denn unpassender sei, vom Gesäß oder von dem Genitalapparat zu sprechen, so wird man zehn gegen eins gewettet die Antwort erhalten: „Man spricht davon überhaupt nicht!“ — „Gut“, sagen wir, „dann mögen Sie, verehrter Herr, sein wer Sie wollen, aber das Volk kennen Sie

nicht. Wir meinen, das lebwarme, werktätige, ringende Volk, das Herzblut jedweden Staatwesens. Und wissen Sie, Herr Partner, warum Sie dieses wesenhafte Volk nicht kennen? — Weil das Volk in tausend Redewendungen des täglichen Lebens, die zwar derb klingen, vom ‚Arsch' spricht".

Demnach muß es doch nicht so unpassend sein, von dieser Körpergegend zu sprechen? Sicherlich ist es passender, nach dem Volkempfinden, von dem Steiß zu sprechen, als von penis und vulva.

Schon die erste Stamm-Mutter der Menschheit, die vielgeschmähte Eva, begnügte sich mit dem Feigenblatt.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, sämtliche Volkaussprüche über das Gesäß, welche diese Jahrbücher bereits brachten, nochmals zu reproduzieren. Wir müssen die Mediziner und Folkloristen auf das Studium der Jahrbücher verweisen. Nur darauf möchten wir hinweisen, daß zwei Richtungen nebeneinander laufen. Eine erklärt den podex als etwas Abscheuliches und faßt alles Demütigende in die Aufforderung zusammen: „Leck mich am A . . . .!" — Baise moi au cul, wie der Franzose sagt. Die andere Richtung meint: „Ein guter A . . . . ist Goldes wert". Der Franzose gebraucht nicht minder oft denn der Deutsche Ausdrücke wie Hintere, A . . . . . Saluer à cul ouvert nennt das französische Volk jenen, der nicht devot genug grüßen kann. Wer endlos im Spiel verliert, von dem heißt es „il baise le cul de la vieille". Ein sehr eitler Mensch ist glorieux comme un pet qui chante dès qu'il est né. Ein furchtbar kräftiger Trinker, der sich fast die Glutealmuskeln wegsitzt, ist ein fesse pinte.

S'en battre les fesses, sich den Hintern vollklopfen, heißt es von jenem, der sich über etwas lustig macht oder wer sich über einen anderen mokiert. In bäuerischen Kreisen kennt man die Redewendung, sich Sonntag mittags auf den Bauch legen und zur Beförderung der Verdauung die Hinterbacken tätscheln. All diese Redewendungen entstammen dem bürgerlichen Milieu, sind dort gang und gäbe und nicht mit dem Apachenjargon und Dirnenausdrücken zu verwechseln. Die Sprache letztgenannter Kreise kultiviert andere Bilder und nennt den cul z. B. „Roßäpfelspeicher", „Fußtrittfänger", „Donnerbüchse", „Mörteltrog", „Mond" u. dgl. mehr. Die wenigen Beispiele genügen, um darzutun, wie die glutealerotische Seite im französischen Volkmunde wohl gepflegt wird. Und da ein hochkultiviertes Volk die Glutealerotik nicht

verachtet, kann es kein Wunder sein, daß ein Volk wie die Südslaven dieser Erotik ganz besondere Pflege zuteil werden läßt.

Luther, der heißblütige Gottsucher, ist der typische Vertreter der glutealerotischen Strömung seiner Zeit. Nicht darin liegt das Eigentümliche, daß der streitbare Mann das Wort „arsch" gebraucht, statt es mit dem damals bei den Gebildeten beliebteren und feineren, weil modischeren Ausdruck „posteriora" zu ersetzen. Diesen Ausdruck empfindet nur unsere Zeit als Derbheit, damals aber handelte es sich um ein gut deutsches Wort, an dem man im Volke ebensowenig mäkelte, als der Bergmann heute an dem Ausdruck „Arschleder". Eigentümlich ist vielmehr, daß Luther so häufig in grotesken Bildern von der Tätigkeit des anus handelt oder die Glutealgegend dem Leser vor Augen bringt.

Sehr treffend wies darauf schon Marquis d'Argens der Philosoph und Freund König Friedrich II. von Preußen hin, indem er in seinen „Mémoires secrets de la république des lettres ou le théatre de la vérité schrieb:[1]) „Au reste, il paroît que dans ses invectives Luther aimoit à faire mention du derrière. Vous venez de voir le Pape sortir de celui du Diable, voici encore le même Pape qui s'écorche le sien: Clément (VIII) conclut de ces paroles — paissez mes agneaux — que le Pape est le pasteur des tous les Chrétiens: son raisonnement m'a paru des plus redoutables: j'ai cru entendre un coup de tonnerre, tant j'ai été épouvanté; il faut certainement qu'il ait poussé bien fort pour faire sortir le vent, qui lui enfloit le ventre; je ne sai comment l'effort qu'il a fait, ne lui a pas déchiré le derrière". —

Als weiteren Beleg führt Marquis d'Argens die Stelle aus Luthers Schriften an, in welcher der Reformator erklärt, bei den klerikalen Deduktionen aus der Stelle: „Tu es Petrus" beinahe in die Hosen defäziert zu haben. Considerez, fährt d'Argens weiter fort, de quelle précaution étoient obligés d'user les Théologiens, qui du tems de Luther agitoient des matières de controverse. Il falloit qu'ils eussent le soin de se munir d'une bonne ceinture de cuir et de se serrer le ventre comme des postillons sans quoi la doublure de leurs culottes couroit grand risque d'être gâtée.

Dans la suite du tems la controverse est devenue moins purgative."| Das theologische Streitschriftentum gewiß, nicht aber

[1]) Wir zitieren nach der ersten Ausgabe des 1737 zu Amsterdam bei Jacques Desbordes erschienenen Werkes, S. 289 ff.

die allgemein politische Satire, wie noch zu erweisen sein wird. Man hat Luther diese grobianische Darstellungweise sehr übel genommen und in konfessioneller Hinsicht bald gegen ihn geschickt zu verwerten gewußt. Literaturästheten und Freunde sachlicher Kampfweise haben mit diesem Urteil recht, aber sie übersehen, daß Luther von Bauern abstammte, Mönch gewesen war, daß er mit dem Rüstzeug seiner mönchischen Erziehung kämpfte. Als ehemaliger Mönch wohl vertraut mit dem allgemeinen Gesprächton, suchte Luther möglichst große Kreise als Lacher auf seine Seite zu bekommen. Im Dienste des Papstes hätte man Luther wohl niemals seine Ausdruckweise verübelt, weil sie ja die Ausdruckweise des deutschen Volkes war. Erst die Tendenz der Reden und ihre Festlegung durch den Druck schuf dem Reformator die Widersacher. Der Gang der Ereignisse erweist, daß man weder im Volke, noch in den Kreisen der Gebildeten dem temperamentvollen Gottstreiter ob seiner Derbheiten irgendwie gram war. Luther war nämlich bei all seinem rechthaberischen Wesen ein viel zu heller Kopf, ein viel zu kluger Mann und guter Familienvater, als daß er nicht gewußt hätte, bis wohin er die Grenzen seiner Kampfschriften oder seiner Tischreden verlegen konnte. Uns beweisen diese Grenzen in Verbindung mit den Flugblättern jener Zeit die Breite der glutealerotischen Strömung jener Periode. Und heute?

Der sang- und sinnfreudige, dabei gutkatholische Rheinländer schätzt Mädchen mit fleischigen posteriora als „Betthasen", starkgewölbte Frauenhintern sind „100 Talerhintern". Eine Bürgerliche, welche einen Adeligen heiratet, bekommt einen „blauen Hintern".

Leute, welche auf Ehre und Ruf halten, aber doch kritisiert werden, wähnen: „den A . . . . bei sich zu haben, während andere Leute daraus schon Schokolade trinken". — Manches Mädchen ist so schön, „daß man ihr nasenloses Gesicht küssen möchte". Viele Mädchen weisen ab mit der Redenart „küß mich, wo ich schön bin", oder „ich setz d'r mich mit meine vier Buchstaben (= popo) in dei Gesicht".

Schönheitbegeisterte Männer wünschen, daß ihr Schätzchen ein Schickselärschel habe, d. h. beweglich, doch wohlgerundet wie die posteriora jüngerer Jüdinnen sein sollen. Von Weibern mit großem Steiß sagt ein badisch-schwäbischer Spruch: „Weiber mit riesigem Arsch zanken, saufen und sind barsch", während es

wiederum andererseits ohne Beweiskraft heißt: „Jungfern ohne Steiß, sind beim Lieben heiß“.

Nach norddeutscher Ansicht gilt: „Der Nonnenpopo macht die Mönche froh“.

Eine langgewachsene Dame gilt als „so groß, daß sie dem Männchen im Mond den A.... küssen kann oder sogar küssen muß“.

Wenn der Rheinländer sagt: „Kein Nonnenärschel tut sich wehren, darf es süße Fürz gebären“, so besagt das folgendes. „Nonnenfärzchen“ sind ein rheinisch-süddeutsches Zuckergebäck, das man überall, namentlich in den Klöstern und Stiften, in der Festzeit gerne aß. Ein Spruch lautet: „Auch Eselfürz sind ein Gewürz“ = essbarer. Pilz = Bovist gilt als Delikatesse und wird vom Volk als Eselfurz bezeichnet. Hoch gewölbte Glutei heißen auch Farzbeutel.

Sozial kann das mit wohlgerundeten posteriora ausgestattete Mädel aus dem Volke steigen. Wir haben darüber folgende Sprüche: Gar mancher half nur der Popo vom Bettelkleid zu Samt und Seid — und: Auf faulem Stroh lag ihr Popo, jetzt trägt ein Roß sie auf das Schloß.

Vom männlichen Glutealgebiet spricht der Volkmund wenig respektvoll. Wir hörten selber einmal, wie ein Antibismarckianer einen begeisterten Anhänger dieses Staatmannes mit dem lapidaren Satze abfertigte: „Auf ihren Bismarck ist geschi . . . .! Dem sein Ar . . .backengesicht ist nicht so charaktervoll wie der Arsch meiner Magd!“

Zahlungunfähige Leute bezeichnet der Südwestdeutsche als solche, die den A. zum Fenster hinausheben. Die Verwirklichung dieser Redenart dient unverschämten Flegeln oft dazu, am Sabbat die in den Dorfstraßen promenierenden jüdischen Schönen zu ärgern und zu beleidigen bzw. sie aus dem Gesichtkreis zu bringen. Solche erotische Äußerungen, die auf Haß beruhen, geben dem Folkloristen noch manche harte Nuß zu knacken auf, bis darin Klarheit gebracht ist.

Eine lindere Redenart als das: „Leck mich am A“ ist das „Steig mir den Buckel hinauf und kehre unterwegs ein“.

Arschkalfaktor ist ein Mensch, der kein Geheimnis, kein vertraut gesprochenes Wort bei sich behalten kann. Arschkalfaktor heißt der Gatte in katholischen Gegenden auch seine Gattin, die alle Intimitäten des Ehelebens bekannt gibt, welche die Vertrautheit des Ehelebens dem Pfarrer mitteilt.

Nach Meinung der Württemberger „hän d' Mädle aus Schwabe allemal 's allerschönste Arschenal" (= Hügeldepot). Das ist nicht so ganz unrichtig, denn nach Bebels Facetien muß das schöne Weib Arschbacken aus dem Schwabenlande haben, und zwar müßten die Glutei hart sein. (Cfr. Historische Quellschriften zum Studium der Anthropophyteia Band II, S. 43, 1907.) Diese Bedingung wurde formuliert als „Ein rund Arschlein aus Schwaben". Fr. Krauss: Streifzüge im Reich der Frauenschönheit, S. 30.

Den Kürbs = einen Kürbis, d. h. einen kürbisähnlichen Podex finden Badener und Elsässer als etwas Männer begeisterndes. Eine weibliche Person, die vorn übergebeugt die posteriora zeigt, z. B. bei der Arbeit, zeigt ihren „Kürbis".

Vollwangige Mädchen haben Backen wie Milch und Blut oder sind seidenweich wie ein „Butterärschel". „Butterärschel" haben auch kleine Kinder, die gedeihen.

All diese Redenarten zeigen, wie sehr das Volk in seinem Fühlen und Denken bei der Glutealgegend weilt. Aber nicht das Volk, d. h. die unteren Schichten, wie man oft einschränkend meint, betont die Wichtigkeit der Glutealgegend. Vielmehr sehen wir gerade die sozial hochstehenden Schichten nicht minder eifrig bei der Betonung der Analgegend. In den Seebädern, diesen modernen Heiratexperimentierböden, sehen wir Damen der distinguiertesten Provenienz im Wetteifer mit der Demimonde im Badekostüm die posteriora betonen.

Falsche Hüften, künstliche Glutealmuskeln sollen der Besitzlosen Anklang sichern. Der Humpelrock jüngsten Angedenkens hatte gleiche Absichten. Wer ihn in Großstädten sah, mußte sich wundern über die Erotik, die durch diese Kleidung inszeniert werden konnte. Lenden, Posteriora, Schenkel und Waden wurden im Humpelrock in vorher nie dagewesener Kleidungweise public gemacht.

Damenschneider versicherten, daß eine große Zahl der Humpelrockträgerinnen außer Mieder und Hemd, Schuhen und Strümpfen, keine Unterkleidung trug. Vom cul de Paris brauchen wir nicht weiteres zu sagen. Der Cul als Nachbildung hottentottischer Steatopygie sollte dem infantil gewordenen Habitus der Pariserin glutealerotischen Reiz verleihen.

Viel belacht wurde seinerzeit der Streich eines am Senegal stationierten Offiziers, der als letzte Neuheit von Paris den schwarzen Schönen die posteriora mit einer phosphoreszierenden Masse be-

strich! Für die Zivilisation allerdings eine wenig rühmenwerte Farce!

Eigenartig mutet die Anschauung deutscher Bräute (ob auch anderwärts ist uns unbekannt) an, wonach eine Fliege, die gewöhnliche Stubenfliege, Glück bringt, wenn sie sich in den Brautschleier setzt, aber Unruhe in die Ehe, wenn sie sich dem Bräutchen auf die Hüften oder das Gesäß setzt: „Uff 'm Hinnere (= Hintere) e Mick (Mücke), bringt d'r Braut ka (= kein) Glick", lautet eine Redenart, die Pälzer Kriescher (= Pfälzer Schreier) verkünden. Wir möchten als Sinn dieser Redenart deuten: eine Braut muß so geschäftig und so unermüdlich sein, daß eine Mücke bei ihr keine Ruhe findet. Andere Ansichten freilich bringen die Sprüche: „'s tuet net gut, wann d' Schtuwedeck 's Bruttärschel sehe tut". (Es tut nicht gut, wenn die Stubendecke das Braut....... sehen tut.) Den Sinn dieser Worte geben uns wohl andere Sprüche, wie: Darf die Fraa howwe lieche, werd d'r Ehmann Kleppes krieche. (Darf die Frau oben liegen, wird der Ehemann Klopfe (Prügel) kriegen). — Es handelt sich danach um den coitus inversus, bei dem sich die Frau Männerrecht anmaßt und leicht auch für die ganze Ehe erringt. Ein Zugeständnis an die Brautleute ist es, wenn ein Spruch besagt: „Nur in der Brautnacht darf der Mond den Brautarsch sehen".

Wir möchten an dieser Stelle bitten, auf diese Sprüche mehr Gewicht zu legen, als bisher geschehen und durch eine möglichst lückenlose Zusammenstellung Studienmaterial bereit zu stellen. Dies gilt auch für die „Hosensprüche", die auf den Jahrmärkten, Kirchweihfesten, Polterabenden zum Besten gegeben werden. Wir zitieren da z. B. Sprüche wie: „Ist die Mannshos noch so klein, ein Jungfernarsch geht auch noch 'rein". Auf das grobianische darf der Volkforscher nicht zimperlich Rücksichten nehmen, vielmehr muß allseitig gesammelt werden, was wir an leibhaftem Breuch beim Volke finden. Nur auf diese Weise tragen wir zum Ausbau der Folklore im Sinne der Freud-Krauss'schen Schule bei.

Das prüde Albion weiß den Glutealreiz nicht minder als andere Völker zu kultivieren. Ein Beweis dafür, wie man sich in England die Glutealerotik gesellschaftfähig zu machen wußte, sind die Schönheitbewerbe und das Damenreiten. Wie Pilze schießen die Schönheitbewerbe in englischen Bädern aus dem Boden. Das englische Girl muß öfters im Badeanzug (sweater = Trikot) zu Pferd steigen! Hierbei sollen die Preisrichter Arme, Beine,

Gesäß, Haltung usw. werten. Bei dem Schönheitbewerb in Folkestone, Sommer 1911, zeigte sich Miß Viola Hamilton unter großem Beifall der Männerwelt im koketten Badeanzug als erste Preisträgerin. Daß die Engländerin der oberen Klassen durch übermäßige Sportbetätigung einen dem Manne ähnelnden Körperhabitus bekommen hat, wird von Ärzten und Künstlern der bildenden Kunst schon lange behauptet.

Mancher wohlsituierte junge Engländer hat ja nur aus ästhetischem Empfinden ein Girl vom Ballett oder Variété geheiratet. Vornehmlich Waden und Posteriora schätzt der englische junge Mann bei den Mädchen. Und manche verdankt nur den Glutealmuskeln ihren Aufstieg in sozial höher stehende Schichten. Die Sucht der Engländer nach Ausstattungpantomimen entspringt dem ästhetisierten Kallipygismus. Man will im Trikot Waden und Glutei sehen. Ein schönes Gesichtchen ist dabei mit die beste Empfehlung allipygischer Reize. In Deutschland und Österreich lacht jeder ernste Mann über die Zumutung, nur kindliche Weihnachtausstattungstücke zu sehen. Der Engländer nimmt Weihnachten oft nur zum Vorwand, um dem Schönheitempfinden Betätigungspielraum zu verleihen. Es wäre statistisch interessant, nachzuprüfen, wieviel Girls vom Trikot in gute altenglische Familien hineingeheiratet haben während der letzten 25 Jahre und gute Mütter wurden. Wir glauben, daß vielen Arbeiter- und Landmädchen überall eine ähnliche Zukunft wie dem englischen Theatergirl blühen wird. Ihre Heirataussichten werden größer als jene der höheren Tochter, die seit der Kindheit die Schulbank drückt und im aufreibenden Daseinkampf dahinwelkt und somatisch verkümmert. Die geschlechtliche natürliche Zuchtwahl des Mannes wird dem gesunden, derben, drallen Frauentypus den Vorzug geben. Das gesund sinnlich wirkende Weib wird schließlich Siegerin bleiben. In diesem Sinne darf man nicht nur von Fortpflanzung, sondern auch von Hinaufpflanzen sprechen.

Ärzte und Beamte der Sittenpolizei sowie Richter, die einige Dienstjahre hinter sich haben, wissen, daß jedes größere Bordell ein oder die andere sehr breitpodizierte Dirne halten muß, um den verschiedenen Wünschen der Kunden Rechnung zu tragen.

Diese großsteißigen bedauernwerten Opfer des Weiberleiberhandels, die in den Pflanzstätten städtischer Unzucht, Liederlichkeit und Perversität tätig sind, sollen angeblich nicht durch die

für normale Männer bestimmte Vorderfront wirken, sondern lediglich durch mächtig entwickelte Posteriora.

Es gibt dabei notorischerweise Fetischisten, welche sich an den weiblichen Hinterbacken geradezu einen Kinnbackenkrampf zusammenküssen!

Als charakteristisch wird angesehen, daß solche Fetischisten weder vom normal vaginalen noch dem anormal analen Coitus etwas wissen wollen, sondern sich mit der Extase begnügen, in die sie der Anblick eines großen unbehaarten Frauengesässes bringt! Denn starke Behaarung in der Analgegend ist mißachtet nach den Volksprüchen: „Haar im Steiß, kein Jungfernpreis". Ja es wird sogar behauptet: „Haar in der Arschkerb, ein Hurenerwerb", denn „Hat's Weib im Arsch einen Besen, ist's oft schon beim Mannvolk gewesen!"

Eine stichhaltige Erklärung dieser Redenarten vermögen wir nicht zu geben. Es sind lediglich Vermutungen, wenn wir der Ansicht sind, daß starke Behaarung der weiblichen Analgegend als Zeichen eines wollüstigen Temperamentes beim Volke gilt. Ebensowohl kann daran gedacht werden, daß beim Volke starke Behaarung der weiblichen Genitalien als Beweis dafür angesehen wird, daß die weibliche Person diese Haare häufig abschneidet, also der Schamgegend eine ungewöhnliche Beachtung schenkt. Wie gesagt, sind das Vermutungen! Wir bekennen offen: ignoramus! Doch werden die weiteren Forschungen der Jahrbücher wohl Klarheit bringen. Und da möchten wir bitten, der Hypertrichie, wie sie in den Jahrbüchern bereits kurz berührt wurde, größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zur Diskussion sei gestellt, ob man nicht unterscheiden soll zwischen lokaler Hypertrichie und Pantrichie. Unter letzteren Begriff könnte man alsdann etwa die sogenannten Haarmenschenbringen. Zwecks Klärung und einer Fortbildung bitten wir um eine Stellungnahme zur beregten Frage. Gleichzeitig bitten wir als Studienmaterial um entsprechende neuzeitliche photographische Demonstrationen von ethnologisch-folkloristischem Wert. Denn vielleicht lösen wir damit und in Verbindung mit den mündlichen Erhebungen das Werwolfproblem.

Aus der großen Zahl bekannter Podexfetischisten erwähnen wir nur einige Fälle. Ein französischer höherer Offizier war ein derartiger Hinterbackenfetischist, daß er in einem Privatlogis an bestimmten Tagen mehrere Frauen zugleich hinter einem schwarzen Vorhang empfing. In denselben waren kreisförmgie Löcher ge-

schnitten, durch die die Frauen dem Fetischisten ihr Gesäß zum Kusse darboten! Dieser Culte du cul wäre niemals bekannt geworden, wenn nicht der trunksüchtige Concierge des Hauses wegen irgendeines Renkontres seine Kündigung erhalten und sich durch Ausplaudern des Hausgeheimnisses gerächt hätte. Pathologisch ist wohl der Fall jenes französischen Akademikers aufzufassen, der die von ihm fleischlich erkannten Frauenpersonen mit emporgerafften Kleidern photographierte und sich eine „Analsammlung“ anlegte.

Wir möchten hier darauf hinweisen, daß wohl zu scheiden ist zwischen Analkuß und Glutealküssen. Letztere entspringen allgemein erotischen Komplexempfindungen, erstere dürften charakteristisch für Analerotiker sein. Viel genauer ist darum auch die österreichische Redenart „Leck mich im A.“ Das ist in der Tat eine demütigende Aufforderung, während das „Leck mich am A.“ mehr erotischen Momenten zu entsprechen scheint.

Kallipygischen Motiven dieser Unterart der Glutealerotik mag es entspringen, wenn wir in den Kreisen der akademisch Gebildeten so oft der kapitolinischen und der Venus von Syrakus begegnen. Beide wollen ja nur kallipygisch gewertet sein. Professor Dr. Heyck meint betreffs der kapitolinischen Venus, daß der Künstler am meisten Absicht und Feinheit auf die Rückseite verwendet habe. „Vielleicht noch deutlicher trägt hiernach Verlangen die verwandte Aphrodite von Syrakus, deren unterste Figur auf der Rückseite durch das Gewand verhüllt ist. Denn dadurch bleibt die gewandfreie Fortsetzung des Rückens destomehr hervorgehoben. Das ganze Motiv dieses wegsinkenden, vom Winde geblähten Gewandes, das die Vorderseite nur deckt, soweit die eine Hand es zusammenfassen kann, wirkt unwahrscheinlich, mühsam erdacht und auch kompositionell nicht schön. (Cfr. Vorderansicht B. 27.) Aber in der Tat, was diese vielbewunderten Kehrseiten anlangt, so sind sie als Ganzes wie im einzelnen bis auf die geometrische Stellung der Kreuzgrübchen, mit besonderer Sorgfalt der Künstler gearbeitet; es sind bei und mit aller Polsterung unter der Epidermis, die über vollendetem Knochengerüst und Muskelrelief modellierten Rücken reifer, frauenhafter Gestalten“ [1]).

---

[1]) Professor Dr. Heyck: Frauenschönheit im Wandel von Kunst und Geschmack (Verlag Velhagen & Klasing). Leipzig 1902. S. 40/41.

Gleichzeitig sei an dieser Stelle bemerkt, daß es unabweisbares Bedürfnis ist, das wissenschaftliche Moment durch photographisch morphologische Belegstücke zu stützen und zu fördern. So vermeiden wir am besten Mißverständnisse und ermöglichen Urteile und Kritik. Unter diesen Gesichtpunkten wollen sämtliche Abbildungen gewertet sein, auf die wir als Beweismittel in nachstehenden Zeilen verweisen.

Mag manche Behauptung auch noch Hypothese, vielleicht kühne Hypothese sein, so wird es schon ein großer Gewinn für die Wissenschaft vom Menschen sein, wenn wir durch Irrtümer zur Wahrheit vorzudringen vermögen.

Es erhebt sich nun weiter die Frage: Wie denken denn die Naturvölker über die posteriora, und zwar namentlich über die des Weibes, weil diese sinnlicher wirken. Die homosexuelle Liebe möge eine kompetente Feder bearbeiten.

Leider lassen uns über diese Frage viele Ethnographen völlig im Stich. Ein geschlossenes Bild ist heute noch nicht möglich. Eine Monographie besteht darüber nicht, so wichtig und nötig sie nach den Forschungen Freuds geworden ist. Wir bescheiden uns darum, einzelne Angaben zu bringen. Eine Eigenart der polynesischen Bevölkerung ist es, daß die Frauenwelt, namentlich jene von Samoa und Tonga, die entblößten Hinterbacken möglichst vor den Blicken der Männerwelt zu entziehen sucht. Die unbekleidet betroffene Polynesierin wird, wenn sie nicht etwa langjährige Besucherin einer Missionschule war, nicht Brüste oder weibliche Scham zuerst bedecken, sondern mit beiden Händen, wenn keine andere Bedeckungmöglichkeit vorhanden ist, die Glutealgegend zudecken.

Das tut die Polynesierin nicht darum, weil sie etwa schlechtgebildete posteriora hätte, sondern weil sie die Blicke des Mannes auf ihr Gesäß als etwas unpassendes empfindet. Die wohlgebildeten Posteriora möge die Rückenansicht einer Kanakin beweisen. (Siehe Dr. Stratz: Naturgeschichte des Menschen, Stuttgart, 4. Auflage, 1904, Bild 264 S. 327.)

Die polynesische Frauenwelt fürchtet die erotische Wirkung ihrer posteriora. Sie fürchtet böse Blicke, die Unpäßlichkeiten bereiten können. Diese Unpäßlichkeiten fürchtet sie umsomehr, wenn der Mann, der die Hüllenlose überraschte, einer fremden, feindlichen gens angehört. Etwas ähnliches finden wir bei den Männern anderer Naturvölker. Sie schützen ihr Geschlechtglied

vor dem fremden bösen Blick, der namentlich Erektionunfähigkeit, Impotenz bringen könnte.

Sehr charakteristisch für die Bewohnerinnen der Gilbertinseln sind die Mitteilungen des Marineoberarztes Prof. Dr. A. Krämer. In seiner Monographie: Hawaïi, Ostmikronesien und Samoa[1]), schreibt dieser wegen seiner Verdienste auch um die Südseefolklore hochverdiente Forschungreisende von der dicken, begüterten Königtochter Nikomónve auf Būtaritari folgendes:

„Sie hatte kurz zuvor einen Mann von Kiuea so begehrenwert gefunden, daß sie dessen Frau gezwungen hatte, von ihm wegzulaufen. Alle fürchteten sie, und wenn einer etwas verkaufen will und findet keine Gegenliebe und sagt das berühmte gilbertinische Wort mit Bezug auf diese hohe Person: *Kanam kim* Nikómónve, d. h. ich esse den Allerwertesten der Nikomónve, so kann er sicher sein, das Ziel zu erreichen[2]).“ Auch hier gilt also die Glutealgegend als etwas kostbares, als Allerwertester. Nicht die Brüste, nicht der Busen oder schöne Arme und runde Schenkel stehen bei diesen Völkerschaften im Werturteil hoch oder gar am höchsten, sondern die Glutealgegend. Vom ethnofolkloristischen Standpunkt scheint uns darum eine nachdrückliche Beachtung der Glutealerotik im Völkerleben wertvoller zu sein als die übertriebene weil wenig ergiebige Forschung über Flecht- und Mattenmuster. Von dieser Forschung hält auch Dr. Krämer nicht allzuviel. Wichtig besonders scheint uns die Forschung, ob und wodurch etwa die Glutealerotik bei einem und demselben Stamme dem Wechsel unterworfen ist. Ob stärkere Blutmischungen, z. B. Chinesen mit Polynesiern, die Glutealerotik ändern?

Ob im Kampf gefallene Mädchen und Frauen von den der Anthropophagie ergebenen Völkerstämmen Zentralafrikas etwa so verteilt werden, daß die Frauen des siegenden Stammes Brüste und posteriora erhalten zur Mehrung der Fruchtbarkeitreize, konnten wir nicht ermitteln. Bekannt ist, daß obsiegende Männer die Hoden des Feindes verschlingen zur Mehrung der Potenz.

Auf gleichen Vorstellungen dürfte das ehedem weitverbreitete Abschneiden der Geschlechtteile des überwundenen Feindes beruhen. Der Krieger will den Besiegten impotent machen, hat aber

---

[1]) Stuttgart 1906.

[2]) L. c. S. 320.

zugleich die Vorstellung, die eigene Fruchtbarkeit durch den abgeschnittenen penis, den man an sich brachte, zu mehren.

Wir wissen nicht, was mit dem abgeschnittenen penis schließlich geschieht, ob er zu Liebezauber, Beschwörungen u. dgl. dient oder ob er nach einiger Zeit den Kindern als Rachewerkzeug überliefert wird.

Vielleicht wird einer der Herren Mitarbeiter, die in Afrika tätig sind oder waren, darüber weitere Mitteilungen machen.

Gehen wir nach Polynesien zurück, so führt eine Gedankenbrücke nach Japan. Ein stark entwickeltes Gesäß gilt dem Japaner als Greuel, als unanständig, ja unzüchtig.

Breite Hüften, ein bedeutend gewölbtes Gesäß sind also mehr als Körperfehler. Freilich nur bei den hochstehenden oberen Kreisen Japans. Die Satsumatypen beweisen, daß es im Volke auch breitlendige Frauen in Fülle gibt. Und wenn die Japanin daheim noch so ungeniert ist, so wird sie, wenn ihr ein breites Gesäß eignet, doch dieses ihrem Manne und ihren Freundinnen möglichst nicht zeigen im Bewußtsein, ihren Lieben eine Unanständigkeit zu ersparen. Hat sie dagegen ein sehr schmales schwach entwickeltes Gesäß, so kokettiert sie förmlich damit. Denn zu den 32 Schönheiten der Yapanin gehören Hinterbacken, die nur flache Hügel sein dürfen. Schmale Hüften, kindliche Hinterbacken sind japanische Ideale. Janagikoshi will der moderne Japaner sehen, d. h. Gestalten wie Weiden. Cfr. Dr. Fr. S. Krauss: Das Geschlechtleben der Japaner. II. Auflage 1911, S. 77. Als Beitrag zur Geschichte sozialer Organisation ist dieses Werk ungemein wichtig und als Ethnikon grundlegend.

Der Indier liebt wohlgebildete Schenkel und Hinterbacken. Lakshmî, die indische Göttin des Glücks, der Liebe und Schönheit zeichnet sich, wie ihre Bilder dartun, durch die Betonung der Hüften und der Glutealgegend aus. Der Perser, asiatische Türke, der tunesische Jude lieben dicke Frauen mit mächtigen entwickelten posteriora. Sie sollen sein wie der aufgehende Vollmond. Der Beduine scheint geringeren Wert auf die Megapygie zu legen. Gazellengleich liebt er das Weib, doch verlangt auch er Hüften und wohlgerundete Hinterbacken.

Die Geschmeidigkeit und Eigenart des ägyptisch-arabischen Typus sehen wir bei zwei jüngeren Vertreterinnen, die Stratz in seinem Werk über die Frauenkleidung (Fig. 25. III. Aufl. 1904) freilich unter falschem Titel als Mulattinnen bezeichnete. Dr. Krauss

zeigt in seinem durch die flüssige Darstellungweise populär gewordenen Werke „Streifzüge im Reich der Frauenschönheit" (Seite 29) eine junge Engländerin und ein Kaffernmädchen. Die Aufnahme entspricht zwar nicht streng ethnographisch anthropologischen Anforderungen, doch ist das Bild der schwarzen Jungfrau eine der wenigen Aufnahmen, welche eine beginnende Steatopygie zur Darstellung bringt. Darum war die Reproduktion geboten und wertvoll.

Die Kaffern stehen auf einer Zwischenstufe zwischen flachgesässigen und fettsteißigen Völkergruppen. Akka und Koikoin zeichnen sich durch eine rasseneigentümliche Steatopygie aus. Sie sind durch die seltsame Form des Rumpfes charakterisiert. Wir verweisen auf Stratz: Naturgeschichte des Menschen, Fig. 247, hier zeigt die Hottentottin eine besonders stark entwickelte Steatopygie, so daß wir damit ein Idealweib dieses Stammes vor uns haben.

Die Mittelstellung zwischen diesen Gruppen und den flachsteißigen zeigt namentlich die gewaltige Entwicklung der Oberschenkel bei den Kaffernmädchen. Gut beobachten läßt sich dies an dem Trio bei Stratz: Frauenkleidung, Fig. 65.

Dicke Schenkel und große posteriora kommen zwar auch in Europa vor, wir glauben indessen, daß es tadelnswert ist, da von Steatopopygie zu reden, wo unsere Volkmeinung vom Breitarsch, gros cul spricht. Geboten erscheint, eine Trennung zwischen Steatopygie und etwa Megapygie vorzunehmen!

Die indianischen Völkerstämme als Jäger- und Fischervölker zeigen durchweg ein mäßig entwickeltes Gesäß. Die amerikanische Negerin als Mischling weist im reiferen Alter megapygischere Formen auf als ihre afrikanische Schwester auf. Ein ethnographisch-photographisches Beweismaterial für die durchschnittliche Glutealform der städtischen Negerin steht uns nicht zur Verfügung, ebensowenig ein die Mulatten und die Mischlinge mit vorwiegend weißem Blut betreffendes Bildmaterial.

Die visuelle Kritik verlangt da entschieden im Interesse der Völkerkunde, daß eine entsprechende Serie dem Urteil der Folkloristen ebenfalls unterbreitet werde. Dies ist auch nötig hinsichtlich der Russinnen, spanischen und französischen Frauen, damit der Unterschied zwischen Megapygie und Fettsteiß visuell dargelegt und wissenschaftlich schärfer herausgearbeitet werden kann.

Als „rundärschig" bezeichnet das Volk besonders die Wienerin,

die Böhmin, Sächsin, Westfälin sowie die unter diesen Gruppen lebenden Jüdinnen. Schweizerinnen gelten als großärschig, und zwar weil sie den Schweizerkäs mit den posteriora drücken sollen nach dem Neckreim:

„Schwyzer Mädeli,
Wü machet ma de Chäs?
Me machet 'ne in e' Chübeli
I druck 'ne mit dem Füdeli
A so mach i de Chäs.

Krauss bietet in seinen Streifzügen, S. 192, das Wunder einer 20jährigen Frau, die nie ein formentstellendes Mieder getragen haben soll.

Wir sehen, wie die beigefügte Abbildung erweist, eine dort wohlgerundete Glutealgegend, die sich nicht sonderlich von der Taille abhebt. Denkt man sich die Taille dieser Person komprimiert, so wird die Gesäßgegend stark pointiert. Dem ganzen Habitus wird eine sinnfällige Wirkung der Hinterbacken verliehen. Es ist der Podex, quasi der Punkt unter dem Ausrufungzeichen, das bei der Taille aufhört. Die Taillenschnürung will nicht ästhetisch sondern erotisch wirken, und zwar glutealerotisch als Komplement zur Büstenbetonung. Die Hüften werden künstlich durch Fettanhäufung verdickt und zwischen ihnen ist der Unterleib vorgewölbt schlaff.

Die besten Dokumente dafür bietet ein Vergleich der ungeschnürten vatikanischen Venus und der Tänzerin von Falguière. Den Unterschied zwischen korsettlosem und modemäßig korsettiertem Frauenkörper veranschaulicht ein Scheveninger Mädchen bei Stratz: Frauenkleidung Fig. 260, 261, 262 und Krauss, Anmut des Frauenleibes, S. 196 u. 217.

Im Glauben und besonders im Hexenwahn spielt das Gesäß eine große Rolle. Zur nächtlichen Ausfahrt nach dem Versammlungort, der regelmäßig auf einer Berghalde[1]) liegt, muß sich die Hexe das Gesäß mit einer Salbe beschmieren. Besonders wichtig ist es, wenn eine Jungfrau als neue Teufelgenossin gewonnen wird. In zeremoniöser Art wird sie von den andern Weibern auf das Gesäß hin inspiziert, bevor dieses eingesalbt wird. Häufig ist nur der anus einzuschmieren, in der Regel die Glutealgegend.

---

[1]) Diese Berghalden liegen meist nach Osten zu, um den kommenden Tag genau als äußerste Grenze des Teufelfestes wahrnehmen zu können.

Alte Hexen weihen junge Weiber und Mädchen zuweilen dem Teufeldienst, indem sie ihnen auf das Gesäß harnen. Glücklich der Bursche, der ein eingesalbtes Mädel vor Mitternacht noch auf den Hintern küßt, denn er ist der prädestinierte Schatzgräber. Wer das vom Teufelfest kommende Weib küßt, hat Stank und Bauchweh zu erwarten. Küsse auf den Podex solcher heimkehrenden Hexen erzeugen manchmal Geschwüre. Im einzelnen ist diesem Kapitel des Gesäßeinsalbens noch nicht genügende Aufmerksamkeit gewidmet. Die Salbung scheint ein Gegenakt zu sein zu der Salbung für den Dienst Gottes, wie z. B. Königsalbung, Priestersalbung?

Auf dem Versammlungplatz hatten die Hexen den Fürsten der Hölle mit dem Steiß zu begrüßen und dann des Teufels Hintern zu küssen. Um den Zorn des „Meisters" nicht zu beschwören, wurde der Teufelkuß schon daheim im Dorfe von den Gevatterinnen geübt.

Auserlesene Hexen, besonders rothaarige, lichthaarige, Dirnen, durften am Satanthrone als Lichtstöcke tätig sein, d. h. sie bekamen während des Zeremoniendienstes, dem nachher bekanntlich eine Orgie folgte, eine Kerze in den anus gesteckt, die angezündet wurde.

Barbara Volk, die 60 Jahr alte Witwe des Schusters Volk aus Gunstett im niederen Elsaß gab als Hexe verdächtigt der Gerichtbehörde im Protokoll am 18. Juni 1627 an, 14 Jahre lang dem Teufel als Lichtstock gedient zu haben, indem sie mit einem Licht im Hintern auf dem Kopfe stand.[1]

Aus anderen Protokollen und westeuropäischen Volküberlieferungen ist bekannt, daß Frauen auch lediglich mit vorgebeugtem Rumpf, also dem Satan zugekehrten Podex als Beleuchtungkörper dienten, andere Weiber hatten die Knieellenbogenlage einzunehmen. Wir haben uns danach einen planmäßig abgestuften Aufbau von Lichtträgerinnen zu denken. Diese „Lichtkreise" um Lucifer sind wohf als Gegenstücke zu den Engelchören am Throne des Weltenschöpfers aufzufassen. Wieviel Grade als Lichtträgerinnen wir im Völkerglauben besitzen, können wir vorderhand noch nicht sagen, dazu bedarf es besonderer Erhebungen. Ebenso müssen die entsprechenden Erfordernisse festgestellt werden, welche jeder Grad von Lichttragenden besitzen mußte.

[1]) Historische Quellschriften zum Studium der Anthropophyteia, Band IV, S. 55. Leipzig 1907.

Hexen lassen sich unschädlich machen, wenn man sie, wie Dr. Krauss in seinem tiefgründigen Werk „Slavische Volkforschungen“, Leipzig 1908, S. 72, nachweist, mit einem Stock auf den Hintern trifft.

Mädchen, die auf dem Bauche schlafen, sollen vom Hexenplatz kommen, andererseits schlafen als Hexen verdächtigte Mädchen und Frauen gern auf dem Bauche und zeigen dem Zweifler das entblößte Gesäß. Damit wird ebensowohl bewiesen, daß die Schlafende den Schlag auf den Podex nicht fürchtet als auch, daß sie mit ihrem Hintern nicht als Lichtstock dient, daß sie überhaupt einen ungesalbten Hintern, also kein Hexengesäß hat. Daß die Weiber mit den blanken Posteriora in bestimmter Stellung dem Teufel Angst einjagen können, ihn also beschwören, beweisen die südslavischen Volküberlieferungen, die Krauss, sub No. 840 in den Anthropophyteia, Band VIII, S. 439—442, mitteilt. Wir erachten ein Studium der Parallelen wichtig als Beitrag zur Klarstellung gläubischer Ansichten.

Zu den seltsamen Gebräuchen gehört, daß ein von Albdruck (Hexendruck, Schrattemännel oder Ketzerle) geplagtes Mädchen nachts das Türschloß verhängt, damit die Hexe, der schädliche Geist erschreckt werde und nicht in die Kammer dringt. Denn die Hexe wie die den Menschen übel gesinnten Waldgeister zeigen sich auf der Nachtfahrt unbekleidet mit unbedeckter Blöße. Jede Gewandung, jedes aus Flachs, Leinwand usw. hergestellte Gewebe[1]) schreckt sie zurück. Darum entschwinden sie auch im Walde, im Gebirge usw., wenn sie als verführerisches Weib erscheinen, dem ein mitleidiger Mann oder Jüngling ein Tuch zur Bekleidung der weiblichen Scham oder zur Abwehr der Kälte reichen will. — Das vom Albdruck geplagte Mädchen schützt sich desgleichen, wenn es eine Kunkel voll Flachs ins Bett mitnimmt oder sich bäuchlings ins Bett legt und die posteriora zeigt oder Brüste bzw. Brustwarzen mit eigenem Kot bestreicht. Letzteres Mittel soll ebensowohl gegen Hängebrüste, böse Träume schützen, als kleine Kinder, deren Brustdrüsen noch nicht getrocknet sind, vor dem Aussaugen bewahren. Das Schlafen auf dem Bauche schützt auch davor, daß der Teufel dem Schlafenden in den Mund

[1]) Hier begegnen wir möglicherweise uralten Überlieferungen, wonach primitive Völker, nacktgehende Naturvölker im Kampf lagen mit weiter voran geschrittenen Horden. Die Erhebungen der Anthropophyteia werden uns in künftigen Jahrbüchern jedenfalls weitere Anhaltpunkte geben.

farzt! Mönche und Nonnen schreckt der Teufel oder grüßt sie durch crepitus und Gestank. Noch ungeklärt dem innersten Wesen nach ist eine Reihe von seltsamen Volkgebräuchen. Um Ausrankungen des von Dr. Krauss so klargestellten Nacktheit- bzw. Fruchtbarkeitzauber scheint es sich zu handeln, wenn Mädchen dann ihren Künftigen sehen, falls sie in einer besonderen Nacht, z. B. Andreasnacht, bei nacktem Leibe rückwärts schreitend ihre Kammer kehren. (Siehe dazu besonders Nacktheitzauber: No. 19, 20, 21, Anthropophyteia Band VIII, S. 287—88.)

Nackt muß auch das Mädchen sein und sich mit vorgestreckten Posteriora vor den Kachelofen beugen bzw. in den Kamin hineinschauen, wenn es in der Andreasnacht den Ehemann schauen will. In anderen Gegenden hat das Mädchen eine Schüssel voll Wasser auf den Boden zu stellen und unbekleidet mit auf den Boden aufgestützten Armen in das Wasser zu blicken. Wieder in anderen Gegenden muß das Mädchen den Mut haben, in nicht bekleidetem Zustand sich über den Spiegel zu beugen, der auf dem Boden auszubreiten ist. Nachts steckt im Spiegel der Höllenkrätzer, so daß es schon eine liebeglühende Jungfrau sein muß, die sich an diese Manipulation wagt.

Unseres Erachtens haben wir dabei eine ältere Periode bis zum XVIII. Jahrhundert und eine jüngere vom Zeitalter der Aufklärung bis in unsere Zeit zu unterscheiden.

In der älteren Periode spielte sich die Prozedur coram publico ab, meistens in den Kunkelstuben vor Eltern, Burschen und Mädchen. Wir haben dafür nur visuelle Beweise in den Stichen, soweit sie uns erhalten blieben.

Die gesitteteren Anschauungen der späteren Zeit entzog die Zauberhandlung dem allgemeinen Anblick und verlegte sie ins Mägdezimmer oder in die Schlafkammer der Haustochter oder in die Scheune oder in die Bodenkammer.

Als eine der älteren Darstellungen sonderlicher Gebräuche erwähnen wir das Titelblatt der 1707 erschienene Kampfschrift wider den Aberglauben „Die gestriegelte Rockenphilosophie“. Der illustrierte Titel besagt, daß die Mägde nackt ins Finstre treten und St. Andresen eifrig um einen Mann anbeten, daß manche Mädchen sich im Ofenloch mit ihrem Kopf verstecken und unverschämt den Fetzer (= Gesäß) abscheulich hinausrecken, und wollen horchen, was hinfort ihr Liebster werden könne (cfr. Fuchs, Galante Zeit, Bild 89).

Auch bei den Taufgebräuchen spielt das Gesäß eine Rolle, die der Folklorist im Zusammenhang mit der Gluteal- und Analerotik erst noch festzustellen hat, denn nur so werden uns Sitten und Gebräuche psychologisch verständlich. Eine schöne Katalogisierung volkkundlicher Dinge mag der Literatur, Bibliologie usw. willkommen sein und genügen, die Freud-Kraussische Methode will mehr als das aufspeichern von paperasse für Bibliophile und Kuriositätensammler.

Als Beitrag zu den eigenartigen Taufgebräuchen erwähnen wir aus einer die Volkkunde des Regierungbezirkes Minden betreffenden Abhandlung von Prof. Dr. Sartori[1]), daß im Amte Gehlenbeck (Kreis Lübbecke) außer den eigentlichen Gevattern noch sogenannte „Stärtvaddern" gebeten werden. Das sind Gevattern, die auf dem Stärt = Sterz = Schwanz stehen, d. h. gerade noch so dazu genommen sind.

Stärtvadder ist nach Dir. Jellinghaus in Osnabrück der dritte Gevatter, der gewöhnlich mit den Paten nicht einerlei Geschlechtes ist. Man hat für ihn auch den Namen Äspate und meint, daß dieser während der Taufe die Hand unter den Hintern des Kindes legen müsse.

Dem Zufall verdanken wir eine Darstellung des Brauches in unserer Zeit. Zwei Jahrhunderte liegen zwischen beiden Darstellungen. Die Technik der Abbildung hat sich verändert, der Brauch ist aber trotz aller Aufklärung der alte geblieben, wenn er auch seltener geworden ist.

Zügellose Bauernburschen, ehedem auch die aus Kleinstädten — der Glaube beschränkt sich ja keineswegs, wie vielfach angenommen wird, auf bäuerische Kreise — beschlichen in der Andreasnacht die Mädchen, indem sie sich zwischen die Beine der gespreizt gebückten Person niederduckten. Oft war dabei der Latz geöffnet zur Einschüchterung der Mädchen. Das Ende solcher Überraschungen läßt sich leicht denken zumal bei dem aufgeregten Zustand der Mädchen infolge der Zauberprozeduren. —

Bös pflegte es den Mädchen zu ergehen, die in der Kunkelstube einem verwegenen Burschen ein kräftiges „Leck mich am A . . . ." geboten hatten. Sie wurden zur Strafe auf dem Heim-

---

[1]) Zeitschrift des Vereins für rheinisch-westfälische Volkkunde, II. Heft, 1907, S. 112.

wege nächtlicherweile entweder mit Brennesseln oder Schneeballen am bloßen Gesäß gerieben. Gelang es den Burschen nicht, das Mädel, das vorsichtig die Kunkelstube mied, abzufangen, so wurde ihm bei günstiger Gelegenheit allerlei Schabernack angestellt, z. B. Kleider und Schuhe aus der Kammer genommen, bis es sich auslöste, d. h. den Burschen Wein oder Kirschwasser gab oder mit allen Burschen tanzte oder für die Burschen Nudeln machte oder sich küssen oder betasten ließ. War das Mädel stärker als der Bursche, der das Mädel abfangen sollte, und gelang es dem Mädchen, den Burschen abzuwehren, vielleicht gar die Brennesseln dem Burschen in das Gesicht zu reiben, so hielt die männliche Dorfjugend der erwachsenen Jahrgänge entschieden auf Reputation. In drollig derber Art hielt sie die Ehre ihrer Männerstärke aufrecht. Bursch und Mädel wurden gemeinsam bestraft.

Man fing das Mädel nächtlicherweile ab. Dies geschah zuweilen merkwürdigerweise so, daß der schwache Bursche sich mitten auf einen Pfad zu legen hatte, den das Mädchen kommen mußte. Notwendigerweise mußte das Mädchen dann über den bäuchlings Liegenden stürzen. Andere Burschen, die sich in der Nähe aufzuhalten hatten, fielen über das Mädchen, streiften ihm die Röcke über den Rücken empor, so daß das Mädchen am Schreien verhindert war. Rasch ging es in einen spärlich erleuchteten Keller, dessen Löcher verstopft waren, wie es der kommende oder bereits hereingebrochene Winter nötig machte.

Im Keller wurde das Mädchen zu Boden gestellt, aber mit dem Oberkörper, über dem die Kleider waren, nach vorne gebeugt. Der schwächliche Bursche hatte alsdann der Jungfer den Steiß zu küssen. Das mag nicht immer eine angenehme Prozedur gewesen sein, jedenfalls konnte der Bursche sich nur so rehabilitieren. Inzwischen waren andere Burschen in der Kunkelstube, so daß die Prozedur nicht besonders auffiel. Das gefangene Mädchen sagte nach der Entlassung gewöhnlich nichts, um nicht zu dem Schaden auch noch den Spott zu haben.

War die Dirne bereits „versprochen“, hatte sie einen Schatz, dann gab es gar oft hitzig wilde Kämpfe, nicht wegen der Prozedur, sondern wegen des Abfangens. Weit verbreitet war vor der Revolution des Jahres 1789 in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden — sicherlich auch anderwärts — daß die Bauernburschen beim Tanz das Mädchen hochhoben und dabei

die Röcke der Maid soweit aufstreiften, daß die zuschauenden Personen die entblößten posteriora sahen.

Ob es Tänze gibt, die glutealerotische Vorstellungen wecken sollen, vermögen wir nicht zu sagen. Die meisten Steißtänze sollen Coitusreflexe darstellen.

Zweifel können entstehen, ob analerotische Vorstellungen mit im Spiele waren, wenn die ägyptischen Frauen zu Alexandrien den Apis feierlich einholten. Sie schritten ihm nämlich voraus mit hochgehobenen Gewändern und gespreizten Schenkeln atque vulva earum tota denudata erat. Cfr.: Kastners Übersetzung von Brantômes: Galanten Damen, Leipzig 1904, S. 208.

Ohne Zweifel war der Sinn der Zeremonie der, daß die ägyptischen Frauen von Gott Apis besprungen werden mögen, damit göttliche Weihe, vor allem Fruchtbarkeit im Lande herrsche. Die Frau sollte sich zum sakralen Coitus bereitfinden und den Stiergott a tergo empfangen. Das Ganze war eine symbolische Handlung. Konsequenterweise mußte die dem Stiergott als Opfer gebrachte Scham von der ägyptischen Männerwelt apiswürdig genossen werden?

Apisgefällig war es, wenn der Mann wie ein Stier die fleischliche Erkenntnis a retro vollzog.

War durch Apis, fragen wir, vielleicht die Glutealerotik in sakrale Sphären gerückt? War vielleicht in den Landen der stier- und löwengeflügelten Schutzgeister eine ähnliche Anschauung? Und könnte das jüdische Verbot, die Frau a retro zu genießen, nicht etwa damit zusammenhängen, daß bei den götzendienerschen Völkern, die Phöniziens eingeschlossen, der stier- bzw. löwenartige Coitus als sakral galt? — Vielleicht geben uns Assyriologen und Ägyptologen da eine befriedigende Aufklärung!

Veranlassen nur Wollust oder vielleicht religiöse Anschauungen einzelne Völkerstämme Afrikas die gleiche Art der fleischlichen Geschlechtverbindung heute noch einzugehen?

Wir glauben zur Genüge dargetan zu haben, daß eine wissenschaftliche Betrachtung der Gesäßerotik im Völkergedanken sogar religiongeschichtlichen Wert besitzt.

Darum bitten wir die Afrikaforscher, namentlich die Herren Missionäre, die sich von dem wissenschaftlichen ernsten Streben unserer Menschheitforschung überzeugt haben und bereits jetzt in dankenswerter Weise zu den Studien beitragen, dem Problem ihre Aufmerksamkeit zu widmen.

Auch die Rechtgeschichte kann aus einer Gesäßstudie mancherlei Bereicherung erfahren. Das Küß bzw. Leck mich am A . . . . war nicht die größte Demütigung. Schlimmer war z. B. in einzelnen Gegenden Südwestrußlands der Bauernrechtgebrauch, daß der Delinquent die posteriora eines lebenden Hundes küssen mußte. Die amerikanische Lynchjustiz kennt die Bestrafung einer weißen Frau, die sich etwa mit einem Halbblut abgegeben hat, in der Weise, daß die Frau die posteriora mit Teer eingeschmiert bekommt und darauf Federn gestreut erhält. Ob der südwestdeutsche Spruch „Flügel am Arsch haben" irgendwie damit in Verbindung gebracht werden kann, ist uns nicht bekannt. Richter Lynch regierte schon im Mittelalter, besonders wenn es gegen Juden ging. Oft mußten männliche Juden die Posteriora einer Sau küssen oder man band eine Jüdin nackt auf einen Eber oder männliche Juden mußten die Zitzen einer Muttersau in den Mund nehmen. Eine Süddeutsche nur mehr selten zu hörende abweisende Redensart sagt: Ha! jo! Mol dem Schicksel e Sau auf den Arsch. Der Sinn dieser Redensart ist uns nicht klar. Ebensowenig der Spruch:

Ein Christenscheiß
Auf 'nem Schickselsteiß
Macht dem Satan die Hölle heiß.

Wir nehmen dankbar jede Erklärung dieser Redensart an und bitten ähnliche bekanntzugeben.

Glück soll es bringen, wenn eine verheiratete Jüdin auf einem Nachtgeschirr sitzt und dieses mit ihren massiven posteriora in Scherben drückt. Eigenartig ist, daß die Vorstellung einer dicken Jüdin auf dem Nachtgeschirr im Volke als Belustigung so weit verbreitet ist. Ob lediglich wegen grobsinnlich erotischer Motive oder wegen des Gedankens, daß die Person zusammenbricht und die Splitter im Gesäß hat, also wegen grausamer Wollustgedanken, ist nicht so klar. Erwähnt sei noch, weil mit den Juden zusammenhängend, die Redensart: „den Juden am Arsch hängen", d. h. von jüdischen Gläubigern abhängen und „sich wie ein Jud setzen", d. h. mitten auf den Eßtisch einer fremden Person, also sich betragen, als „besitze" man alles, d. h. ebenfalls wirtschaftlich von den Juden abhängen.

Als Beteuerungformel klopfen sich in einzelnen Gegenden Frankreichs die Leute beiderlei Geschlechtes mit der flachen Hand auf das Gesäß. Das bekannte Abschlagspiel la main chaude

verlangt, daß eine weibliche Person mit vorgebeugtem Oberkörper aus den auf ihre Posteriora erfolgenden Handschlägen den Namen der zuschlagenden Person errate. Ursprünglich wurden die Schläge auf das entblößte Gesäß appliziert. Das Spiel gehörte im Mittelalter zu den beliebten Unterhaltungen der Söldner. — Heute ist dieses Spiel noch auf dem Lande und bei den Kindern verbreitet. Kinder singen dazu:

Himmeldi hämmeldi haberstock,
Wie viel Hörner hat der Bock.
Wie viel Finger stehen?

oder im Rheinland werden dem Sang folgende Worte unterlegt:

Pumpernickel — Schabernickel
Wie viel Finger stehen?

Rät das Kind richtig, so wird weiter gesungen:

Recht geraten
Schmeckt der Braten,
's Gläschen oder der Wein?

Wählt das Kind das Gläschen, so packt man sein Näschen und sagt: „'s Näschen muß beim Kindchen bleiben.“ Wählt das Kind „Wein“, so schlägt man ihm mit der flachen Hand auf das Gesäß und sagt: „Ein dicker Pumpes hinter drein!“ —

Eigen ist die Legende der Abstammung von Schwab und Franken. Neckisch derb sagt ein Spruch:

Einst schiß ein Rab,
Draus wurd ein Schwab
Und aus dem Stank
Entstand ein Frank.

Ungemein verbreitet war die Schaustellung weiblicher posteriora. Das ergibt sich aus dem Volkbrauch, bei lustigen Anlässen das Gesäß einer Frau als menschliche Fratze mit Kohle zu bemalen. Dieses „pausbackige“ oder wie man im Rheinland sagt, dieses „nasenlose“ bzw. „schöne“ Gesicht stellte man dem Publikum dar.

Kunstgeschichtlich ist dieser Brauch durch das Gemälde von Troost: „Die persianische Gesandtschaft“ für Holland dokumentiert. Siehe dieses Bild (Fuchs: Galante Zeit: Hauptband Bild 399). Vgl. das Soldatenlied „Schön Malchen“, welches Band VIII der Anthropophyteia S. 373 bringt.

Noch bis in die Jahre 1880 war es im heiligen Köln nicht selten, daß in den engen Gäßchen der Rheinmetropole derbe Leute den vorwitzigen lauernden Nachbar dadurch ärgerten, daß

sie plötzlich ein menschliches Gesäß, welches auf Papier oder Leinwand roh gezeichnet war, am Fenster zeigten. Diese derbe Verspottung nahm auch die politische Satire und Karikatur auf. Herr Henri D. aus Paris übermittelte uns drei glutealpolitische Karikaturen, die teils mit der Marokkofrage, teils mit der Pedanterie, welche der Franzose dem Teutonen nachsagt, zusammenhängen. Wir bringen diese Zeichnungen ihres folkloristischen Wertes halber anbei dem Forscher als Beweisstücke selten zäher Volkbräuche zur Kenntnis. Diese Bemalungen eines weiblichen Gesäßes oder die Karikaturen per medium oder posteriora eines Weibes dienen der Belustigung der Neck- und Spottlust, wie der Teutone, Saint Ris du cul usw. beweisen.

Glutealerotische Momente involvierte auch das von Tausenden von Paaren gleichzeitig geübte Hinabrollen von einem Abhange, z. B. in Brüssel beim Vossegatale. Das Volk klatschte Beifall, wenn dabei schöne Posteriora zum Vorschein kamen.

Aus Österreich kann etwas Ähnliches erwähnt werden, nämlich das Butterfaß wälzen und das Fasselrutschen im Stift zu Klosterneuburg am Leopoldtag.

In seiner derben Sinnenfreudigkeit kommt es heute noch als Volkbelustigung vor, daß Männlein und Weiblein zu vorgerückter Kirmeßstunde ein Wettfarzen anstellen oder daß ein Bursche einem nichtsahnenden Mädel vorgeblich etwas anvertrauen will, dann ihre Hand nimmt, sie an seinen Anus führt und darauf einen crepitus losläßt. Bei Bauernkindern ist das wenig appetitliche „Spiel" wohl bekannt.

Holzhacker im Gebirge gelten durchweg als saugrobe Gesellen in Frankreich sogut als in Süddeutschland. Manches Stücklein, was diese Gesellen zu erzählen wissen, geht über das Bohnenlied. Auch das Zusammenschei . . . ., die defaecatio zu zweien und dreien ist etwas ungemein Grobianisches, das aber von Kennern der Holzhackerleute als wohl verbürgt gilt. Zwei Individuen setzen sich mit dem Gesäß an das Gesäß stoßend zusammen ad cacandum, die Beine des einen werden an die Beine des anderen gebunden. Der „Witz" besteht darin, daß der Stärkere den Unterliegenden per merdam zieht. Eine andere grobianische Manier soll im „Arsch ausmessen" bestehen. Man zählt die Anwesenden ab, einer legt sich auf den Boden und eine Haselgerte wird gebogen über die posteriora in den Boden gesteckt. Durch diesen Bogen müssen alle anderen schlüpfen. Wer es nicht kann, hat

verloren und muß Schnaps oder sonstwas zahlen. Waldarbeiterinnen, Pilze- und Kräuterweiblein, die sich am Spiel beteiligen, die mit den Kleidern nicht durchkriechen können, ziehen die Röcke aus und kriechen im Hemd oft mangels eines solchen auch nur mit der Anmut ihrer Lenden bekleidet durch. Eine andere gemeinere Art besteht darin, daß sich eine Waldarbeiterin mit entblößtem Gesäß an das Gesäß einer anderen oder eines Waldarbeiters setzt. Wer ein schmales Gesäß hat, muß dem breitgesäßigeren Partner die Restspanne in Bierglas ausgedrückt beim nächsten Zahltag als Bierstoff schenken oder bei Frauen oft in Lebzelten oder einem bunten Tuch. Ähnliche Bräuche sollen auch bei den Kartoffel- und Zuckerrübenpolen d. h. den Wanderarbeitern bis nach Westfalen vorkommen. Genauere Sachkenntnis vermittelt uns da wohl ein in jenen Gebieten tätiger Folklorist. Endlich erwähnen wir das bei landwirtschaftlichen Tagelöhnerfamilien, bei Holzhackern und Steinhauern im Gebirge einst — ob jetzt noch, ist nicht bekannt — als Unterhalt nicht unbekannt gewesene Lichtausblasen mit dem Hintern. Wer mit einem crepitus ein Unschlittlicht zum Verlöschen bringen konnte, erhielt einen Einsatz, etwa eine Tabakpfeife oder ein Krügchen Schnaps, Mädchen bekamen Nüsse, Süßigkeiten oder ein Kopftuch.

Uns scheint nach dem alten Sprichwort: „Die schöne Maid bläst das Licht mit dem Arsch aus", daß dieses Spiel ehedem sehr verbreitet war. Denkbar wäre, daß es eine bäuerische Anerkennung eines schönen Gesichtes, eines guten Gesäßes sein sollte. Namentlich Holland dürfte der Mittelpunkt dieser Lichtausblaserei gewesen sein. Das holländische Wort: Jedes Ding hat seine Wissenschaft, das hübsche Weib löscht das Licht mit dem Arsch aus, wurde durch das drollige Gemälde des jüngeren Mieris unter dem Stichwort: „Die schalkhaft Schöne" drastisch illustriert. (Cf. Fuchs: Galante Zeit. Ergänzungband. Beilage nach Seite 296.) Gerade in Holland war es ja nichts Außergewöhnliches. Hier war das Röckeaufheben, das auf den Boden werfen von Jungfern ein Zeitvertreib ausgelassener Gesellschaften, das nicht heimlich, sondern im Freien geübt wurde. Cf. Fuchs: Ergänzungband, Bild 64.

Die bisherigen Untersuchungresultate tuen unzweifelhaft dar, daß es männliche Individuen gibt, auf welche die Hinterbacken eines Weibes sinnlich stärker einwirken als die schönste weibliche Brust. Solche Individuen sind aber keineswegs zu identifizieren mit Ausübern des coitus per anum. Gewiß mögen manche Männer

nur aus diesem Grunde Analerotiker sein. Ebenso gewiß ist für den völlig unparteiischen Forscher, daß ein vorläufig noch nicht zahlenmäßig zu bezeichnender Bruchteil der Männerwelt wegen der sinnlichen Wirkung der Hinterbacken den coitus a retro vorzieht. Dieser coitus a retro beschränkt sich nicht auf eine außereheliche Wollustbefriedigung, die etwa nur stando vorgenommen würde. Vielmehr kommt sie, und zwar in den letzten Jahren den Ärzten häufiger zur Kenntnis gelangend, auch bei langverheirateten „gutbürgerlichen“ Eheleuten vor. Nach einem wohlverbürgten Fall wollte eine fromme Katholikin, die Ehefrau eines Geschäftreisenden, diese Art des ehelichen Beischlafes wegen der Sündhaftigkeit nicht gestatten. Der Mann wurde daraufhin seiner Frau untreu und „entschädigte sich“ auf den Geschäftreisen. Die Frau litt unter der Vernachlässigung so, daß sie bei einem Rechtanwalt die Ehescheidung beantragte. Der befreundete Rechtanwalt gab der Dame den wohlgemeinten Rat, erst einmal den Versuch zu machen, die Zuneigung ihres ungetreuen Mannes wieder zu gewinnen durch Eingehen auf seine Wünsche. Da die Dame auf die Sündhaftigkeit dieser Koitusart schüchtern zu verweisen wagte, erklärte der Rechtanwalt kategorisch, sie habe den Ehemann zu noch größeren Sünden getrieben, indem sie das Naturell ihres Mannes und die Konsequenzen kannte bzw. hätte voraussehen können. Der Fall lag etwas verzwickt. Um so größer war die Freude aber für den Anwalt, als die Dame nach langen Monaten erklärte, nichts mehr von der Ehescheidung wissen zu wollen, denn der Rat des Anwalts habe geholfen. Aus Rücksichten auf die Aufrechterhaltung der Ehe, namentlich wenn Kinder vorhanden sind, also aus ethischen und wirtschaftlich-sozialen Motiven wird mancher Rechtgelehrte oder Arzt nicht umhin können, zu ähnlichen Maßregeln zu greifen.

Psychologisch wertvoll ist die Angabe geistig tätiger Frauen, die den „tierischen Blick“ des leidenschaftdurchglühten verlangenden Mannes abscheulich unästhetisch, direkt ekelerregend empfinden. „All diese Vorstellungen schwinden bei mir,“ erklärte die Gemahlin eines Oberlehrers, „wenn mein Mann seine ehelichen Wünsche im Bett hinter mir liegend stillt.“

Solche Fälle geben dem Arzt, Folkloristen und Theologen ernsthaft für künftige Zeiten zu denken!

Manche Frauen behaupten durch diese a tergo-Weise stärker erregt zu werden, besonders wenn der Mann per actum die Brüste

fasse und bewege. Einzelne Männer geben an, der Reiz werde erhöht, wenn die Frau mit dem Arm oder der Hand das Genick des Mannes drücke. All diese Momente bedingen eine intensive Beachtung folkloristischer Erhebungen durch die Pathologen.

In das Gebiet krankhafter Wollust gehört es, wenn Männer durch die Hinterbacken der Frau so erregt werden, daß sie in die posteriora beißen. Analerotische Motive dürften auch mitspielen bei der Lustauslösung a tergo inter femora mulieris.

Sinnlichen Reizungen ist das bei Männern wie Frauen vorkommende Pfetzen in die posteriora eines andergeschlechtigen zuzuschreiben.

Über den Reiz des Gesäßes auf homosexuelle Individuen braucht dem Juristen, Philologen, Folkloristen nichts weiter gesagt zu werden. Wir behandeln ja hier nur das weibliche Gesäß.

Nach einem in Deutschland weitverbreiteten Traumbuch[1]) gilt der Traum: schöne Schenkel haben, als Glück bei allem; von sehr starken Schenkeln träumen, bedeutet Familienglück und Ehre[2]). Sieht man im Traum den eigenen Hintern, so bringt das Schmach. Sieht man den Hintern einer Frau, dann bedeutet das vorübergehendes Ungemach. Wer im Schlaf einen behaarten und schwarzen Hintern sieht, erlebt Unglück und Schande[3]). Was die Hypertrychie anlangt, sei hier bemerkt, daß der Volkglaube überhaupt den behaarten Frauenhintern verabscheut und verdächtig findet. Wer dagegen von einem behaarten Busen träumt, hat viel Glück in der Liebe. Die Ehefrau hat diesen Traum nicht gern, weil es den Tod des Mannes bedeuten soll.

Von den Flagellanten wäre an dieser Stelle mehreres zu sagen, doch überlassen wir das kompetenter Feder. Hier bleibt noch historisch retrospektiv von der Analerotik der Darstellung der Völker zu handeln. Eigentümlich berührt uns die Tatsache, daß wir unter den ägyptischen Figürchen, welche Frauen darstellen, durchweg nur flachsteißige Personen finden. Megapygie und Steatopygie sind in der alten Darstellung ungemein selten. Venus Kallipygos wird erst später geboren. Siehe Rückenansicht der Venus von Syrakus, ganz kallipygisch ebenso kapitolinische

---

[1]) Das verbesserte große ägyptische Traumbuch. Gedruckt Neu-Weißensee bei Berlin. Verlag E. Bartels. — Das „fürs Volk" zurechtgemachte Schriftchen wird tatsächlich von vielen Mädchen als Blick in die Zukunft betrachtet.

[2]) Seite 123.

[3]) Seite 71.

Venus. Der medizinischen und folkloristischen Forschung bleibt es vorbehalten, die analerotische Strömung im Empfinden der Antike zu eruieren und durch Vasenbilder, Fresken, Figuren usw. dokumentarisch zu machen. Hier bleibt dem Ausbau der Freudschen Theorie noch ein weites wissenschaftliches Feld. Das frühe Mittelalter kennt bei aller Askese wohl die analerotischen Reize. Es ist eigentümlich, wie der anus, die Glutealgegend freigegeben wird, während gleichzeitig penis und vulva als Instrumente der Sünden oft der eigentlichen wahren, einzigen Sünde gelten! An den Kirchensäulen tobt sich die analerotische Stimmung in unästhetischster Form aus. Als Beispiele seien folgende erwähnt: E. Fuchs: L'élément érotique dans le caricature, Bild 41 und 48. Evas Erschaffung und der Sündenfall bieten reiche Motive um kallipygische Momente darzustellen. Cfr. Raffael Santis Sündenfall im Vatikan. Hier wurden Brüste nur leise angedeutet, dagegen die posteriora stark betont.

Welcher Beliebtheit als gesellschaftlicher Erzählungstoff sich der anus und seine Tätigkeit erfreuten, zeigen die Fazetisten. Wie sie den analerotischen Stoff zu verwerten wissen, ergibt sich z. B. aus den romanischen Meistererzählern, Band I, II und IV, Leipzig 1906, sowie aus den Historischen Quellschriften zum Studium der Anthropophyteia, Band I von Jakob Ulrich und Bände II—IV von Amrain, erschienen im Ethnologischen Verlage.

Die Kunkelstube von Beham (cfr. Fuchs: L'élément érotique) läßt uns die anale Sinnenfreude des Volkes erkennen. Die Derbheit wird immer allgemeiner, bis schließlich die Reformationbewegung die Defaecatio zum wirksamsten Flugblattstoff nimmt. Als Dokumente, an denen Lucas Cranach beteiligt ist, erwähnen wir die Erschaffung der Mönche, die Mißachtung der päpstlichen Krongewalt. Cfr. Bild 66, 67, 68 bei Fuchs, L'élément érotique.

Mit dem Sieg der Reformation setzt die Schimpf- und Spotterotik damit ein, daß der den Frauenanus zerbläuende Mönch auftaucht und bis in das 17. Jahrhundert für die Analerotik herhalten muß. Cfr. Bild 73, 74, 78, 88 bei Fuchs L'élément érotique. Daß diese Bilder in Holland besonders beliebt waren, hängt teilweise mit lokalen Vorgängen zusammen, teilweise aber auch mit der für Holland geradezu typischen Analfreiheit und Analfreudigkeit. Vomieren und defaezieren in Wort und Bild ist an der Tagordnung. Der Reiche freut sich, solche Szenen gemalt in sein

Staatsgemach zur Schau von Frau und Kinder hängen zu können! Es ist eine Zeit des Verismus, an der kein Mensch Anstoß nimmt.

Seltsamerweise zeigen die kulturgeschichtlich wichtigen Bilder jener Zeit selten eine jüngere Frauenperson in statu defaecationis. Biblische Szenen außer der Erschaffung Evas, Sündenfall, die den mittelalterlichen Malern Stoff boten, um kallipygische Momente zu betonen, waren Loth und seine Töchter, Samson und Delila, Bathseba im Bade, die keusche Susanna, dann der Tanz Salomes, der reiche Prasser, der verlorene Sohn, die Hölle, namentlich die Höllenfahrt beim jüngsten Gericht bot den denkbar dankbarsten Gegenstand, schließlich noch die büßende Magdalene, die Martern und Szenen von Heiligen und den ersten Christen.

Mit dem sich verfeinernden Zeitgeschmack tritt die Kallipygie wieder stärker in Erscheinung. Wem fiele da nicht sofort Rubens ein? Hat doch die Vorliebe dieses Meisters für die Glutealgegend dazu geführt, daß man in Malkreisen von den posteriora nun als „den Rubens" spricht! Siehe z. B. Bild 6: Rubens (bei Fuchs L'élément érotique).

Mangels photographisch-morphologischer Belege gibt das aus dem Jahre 1720 stammende Bild einer Holländerin (Fuchs: Ergänzungband z. Galanten Zeit, Bild 4) einen Begriff davon, wie der Holländer damals ein schönes Weib sich vorstellte, erwünschte. Und in ähnlicher Weise: Le coucher, Beilage 2 zu Fuchs Hauptwerk: Galante Zeit.

Immer breiter wird die analerotische Strömung, die sich der Darstellung der Kallipygie zuwendet. Bernard Picart, der peinlich gewissenhafte Sittenschilderer, zeigt uns die Epilationprozedur und verbindet sie mit kallipygischen Darstellungen. Wir verweisen auf beifolgenden sittengeschichtlich bedeutsamen Vorgang (Grand Carteret, Bild Nr. 5): Aus Schicklichkeitgründen hat die vornehme Frau einen wohl kastrierten Knaben als Leibdiener, der ihr nach der Epilation, wie die Instrumente, welche am Boden ausgebreitet liegen, dartuen, eine Ablution der Genitalgegend und posteriora angedeihen läßt. Mit photographischer Treue hat der Zeichner die Züge einer bekannten hohen Dame verewigt, nicht zum heimlichen Vergnügen einiger Lüstlinge, sondern zur allgemeinen Kenntnisnahme bei Männern wie Frauen. Diese Dame zeigt sieggewiß zum Neide mancher Mitschwester ihr Gesäß. Sie wird in ihrem Kreise die an kallipygischen Reizen distinguierteste Person gewesen sein.

In der Zeit des Fürstenabsolutismus gehört es ja zum guten Lebenston, kallipygische Reize zu besitzen und zu zeigen. Eine Schöne zeigt sich ungeniert mit einem „aufgeklärten“ — jungen Geistlichen (Bild 82, Fuchs: L'élément érotique). Angelika Papavoine verschmäht es nicht nach Lenain den „leider schlecht plazierten“ zu zeichnen. Bild 83 (Fuchs: L'élément érotique). Wer kein kallipygisches weibliches Wesen um sich hat, scheut nicht davor, sich im öffentlichen Haus als Verehrer der Venus kallipygos verewigen zu lassen (Fuchs: L'élément érotique, Bild 80). Wo die analerotische Wirkung nicht ausreicht, geht man einen Schritt weiter, um dem Geliebten in allen Wünschen entgegenzukommen, wie das Bild (Nr. 81, Fuchs: L'élément érotique) ersichtlich macht. Boucher ist der kallipygische Modemaler, der sich der Aufträge gar nicht zu erwehren weiß. Fragonard malt den kallipygischen Reiz in seinen Werken: Der Tanzmeister, Das entführte Hemd, Das glückliche Paar usw. — Eine Steigerung der analerotischen Stimmung bringt das Klystiermotiv (Fuchs: Galante Zeit, 115, 116, 117) oder das Bademotiv, wenn eine Badende überrascht wird und flieht (Bild 21, Fuchs: Ergänzungband z. Galante Zeit). Kallipygische Momente charakterisieren auch so manche Spiegelszenen (Bild 11, Fuchs: Ergänzungband). Als Würze läßt sich der Verehrer der kallipygischen Reize in der Regel selber mit seiner Dame darstellen. Oft ist es der eigene Ehemann, der sich als galanter Gatte in dieser Voyeurrolle gefällt, um der analerotischen Strömung seinen Tribut zu zahlen. Eine wahre Gesäßausstellung bringt Bouillard nach einem Gemälde von Schall (Fuchs: Galante Zeit, Hauptband. Beilage nach Seite 144.).

Für den folkloristisch vorgebildeten Mediziner ist es bei Kenntnisnahme der Freudschen Theorie lehrreich, daß den pädophil gerichteten Wünschen Ludwig XV. die Betonung analerotischer Motive am Herzen lag. Cfr. O'Morphi, Fuchs Galante Zeit, Hauptwerk.

Die letzten Konsequenzen dieser Analerotik wußte Madame Pompadour zu ziehen, indem sie durch Boucher für den König jenes Bild malen ließ, das wir bei Fuchs, Ergänzungband zur Galanten Zeit (Bild 270) sehen. Es entspricht das der Lieberaserei jener Zeit, die uns noch gar nicht restlos verständlich geworden ist. — Auch das Schaukelmotiv beabsichtigt oft eine analerotische Wirkung, namentlich dann, wenn der Antreiber, der acteur, die Schaukelnde an den posteriora in die Lüfte treibt.

L'escarpolette (Bild 55, Grand Carteret) will auch dem analerotischen Moment gerecht werden.

Zuweilen begnügt sich der Zeichner, die Oberschenkel des weiblichen Wesens zu betonen, um dem Analerotiker einen Rest als Rätsel aufzugeben (Fuchs, Galante Zeit, Hauptband 258, 324, 331). Lawreince vernachlässigt oft die Unterschenkel völlig, um mit den Oberschenkeln und dem Gesäß um so schwerer zu wirken (cfr.: Fuchs, Galante Zeit, Hauptband 416).

Die Anglomanie, die kurz vor der Revolution in Frankreich einsetzt, bringt den cacans wieder stärker in den Vordergrund des französischen Empfindens. Zwar huldigt auch das prüde Albion der Kallipygie (cfr.: Fuchs, L'élement érotique 117 u. 118), ja Gillray wagt es, den bekannten Vorgang, nach dem Lord Wolseley einem Freunde nach verlorener Wette erlaubt, die kallipygischen Reize seines Eheweibes zu schauen, im Bild zu bringen (Fuchs, L'élément érotique 121) und der gewaltige Rowlandson hat mehr denn einmal das Gesäß der vom Wagen stürzenden Schönen oder der Prinzessin oder der Lady Fitzherbert zur allgemeinen Kenntnis und Schau gebracht. Auch Lawreince malte, dem Geschmack der Gebildeten entsprechend, im Lusthain die wohlgebildeten Posteriora der liebeglühenden Schönen (Fuchs, Ergänzungband zur Galanten Zeit, Bild 84) und Bartolozzi hat den Reiz der Frauenschenkel und Frauenlenden als Übergang zur Glutealpartie wohl zu schildern gewußt in seinem Kupferstich: Die Badenden (cfr. Fuchs, Galante Zeit, Hauptwerk Bild 132).

Indessen ist es doch charakteristisch, daß auch England, obwohl viele hundert Jahre später als Holland, die analerotischen Wirkungen des cacantis bildlich festhält, und zwar nicht im versteckten, sondern, wir betonen es, im Gesellschaftleben bekanntgibt. Das Motiv des cacans hat James Gillray politisch-satirisch ungemein wirkungvoll verwertet (cfr.: Fuchs, L'élément érotique, Bild 122). Von England übernimmt Frankreich die politische Analerotik (cfr.: Fuchs, L'élement érotique 156, hier muß Unterschrift Ludwig XVI. heißen, nicht XV.) und die Karikatur auf die koalisierten Armeen Bild 153 (Fuchs, L'élément érotique). Langlois läßt die analerotische Stimmung politisch-international zum Ausdruck kommen auf seinem derben Bilde vanitas vanitatum (Fuchs, L'élement érotique, 158). Es ist der wahre europäische „Kackkongreß". —

Man möchte fast behaupten, politisch höher stehende Staaten

verwenden in Zeiten von Revolutionen und sozialen Gärungen das Motiv des cacare.

Der Status defaecationis wird von da in unvermindert hohem Grade bis in das zweite Kaiserreich als Motiv politischer Satire verwendet. Die ganze Karikatur riecht förmlich nach dem Abort. Man möchte sagen, die Staaten laborieren an der Nachwirkung der großen Revolution, die für den Fürstenabsolutismus damals ein wahres Abführmittel zu sein schien. Das Jahr 1848 bringt nochmals eine Flutwelle der defaecation in effigie. Feinere analerotische Stimmungen weiß eigentlich nur Ramberg auszulösen. Wir erwähnen seine Tscherkessische Ware (Bild Nr. 126, Fuchs, Galante Zeit, Hauptband) und seine kokette Kirschenaufleserin, die die er als hannoveranischer Hofmaler 1820 erscheinen ließ und wie die Abbildung beweist, vor allem kallipygisch wirken sollte. Das Bild fand weit über die Hofkreise Hannovers hinaus Anklang und war bei Hofräten, bei Philologen und Juristen wie in gräflichen Kupferstichsammlungen daheim. Erst mit Rops, dem schwerblütigen Künstler, setzt der Umschwung ein. Er ist so recht eigentlich der Maler gluteal- und analerotischer Strömung. Wir erinnern an seine Etude, d. h. die Nackte am Klavier, an seine Massage, wo der geldgierige Arzt die posteriora einer Kundin massiert, die Siesta, wo die Schöne ihre posteriora raffiniert unterstreicht, an seine breitpodizierten Zauberinnen, an seine Zeichnung Le maillot oder die Hypocrisie, oder à un diner d'Athées, an den „Sommer", an die Lektüre des grand Albert, an la clef des champs oder la répétition oder die exercices de dévotion de M. Henri Roch oder an die weibliche Figur auf dem Bilde la pudeur de Sodome, an den „frohen Hintern", an die „suffisance" usw.

Wir müßten einen ganzen Katalog anlegen, um im einzelnen darzutun, wie Rops den Kultus der posteriora seiner weiblichen Gestalten erotisch treibt, um dem Zeitgeschmack der französischen und französisch-belgischen, genauer Brüsseler haute volée genehm zu sein. Eines ist bemerkenwert, Rops bleibt trotz aller Pariser Einflüsse Freund des flamländischen Frauentypus. Auch mit der Bevorzugung der posteriora, und zwar derber Glutealgegenden bleibt er den Holländern gesinnungverwandt. Holländische Derbheit kennzeichnet sein bekanntes Bild mit dem Titel spiritus flat ubi vult.

Unter der Fülle moderner Maler, welche in ihren Gebilden eine glutealerotische Note anschlagen, worunter wir selbstverständ-

lich mehr begreifen als die lediglicheWiedergabe der Gesäßgegend, möchten wir außer den bereits angeführten Koryphäen noch François Kupka und Albert von Keller nennen. Und zwar verweisen wir hier besonders auf das „Künstlermodell und Banause“ genannte Bild Kupkas und den „Mondscheinzauber“ Kellers[1]). Beide Gemälde enthalten in allerdings differierenden Graden glutealerotische Stimmungen, die in Kellers Mondscheinzauber mehr die humorvolle Seite berührt. In Albert von Kellers Darstellung sehen wir beredte Linien der biegsamen und schmiegsamen Leiber lusttollender Wasserjungfern, die voll lustigen Übermutes und Mannverlangens sinnbetörend im Waldsee plätschern. Durch krause Verschlingungen des rankenden Buschwerks lugt lachend der verschwiegene Vollmond und spiegelt sich im Glanze der Jungfernleiber. In sattes Licht taucht er namentlich die Glutealpartie der Wasserjungfer in der rechten unteren Ecke des Gemäldes. Dieser Gruß des Vollmondes ist von einer ungewöhnlichen Drolerie, die eine besondere Note dadurch erhält, daß die vollmondlich glänzende männerkämpfende Wasserjungfer auf Taille hält und unverkennbar die leibverändernden Wirkungen des Korsetts am Leibe beweisen kann. Mit zwingender Notwendigkeit glauben wir dieser Wasserjungfer, daß sie nicht rückständig blieb, sondern die modernsten Moden mitmacht. Vergleicht man diese posteriora mit denen des Künstlermodells auf dem Bilde Kupkas, wie verstärkt finden wir da das glutealerotische Motiv! Den holden Reiz des hüllenfreien Frauenkörpers erniedrigt der fleischlüsterne „Banause“ zur gemeinen Sinnlichkeit. In prächtiger Weise — durch die die Glutealgegend bergende Rechte — bringt Kupka zum Ausdruck, daß sich das wohlgewachsene Künstlermodell der erotischen Wirkung der Glutealgegend wohl bewußt ist. Gar trefflich versinnbildlichte Kupka den Zauber der Weiblichkeit, der sich dem Künstler in einem vollreifen Weibe darbietet. Von diesem Zauber sieht der Banause nichts, denn er verlangt in hündischer Brunst nur nach dem Frauenfleisch. Die fleischigste Gegend am Frauenleib ist ihm am liebsten. Wir wollen keine Kunstbetrachtungen anstellen und überlassen es dem

---

[1]) Siehe die Abbildungen Nr. 6 und Nr. 8 in der Monographie: Vom entnüchternden Zauber der Frau. Verfaßt von Erich Felder und erschienen bei Friedrich Rothbarth, Leipzig.

Urteil unserer Leser, die eigenartigen glutealerotischen Stimmungen aus beiden Gemälden festzustellen.

Hiermit möchten wir unseren Rückblick schließen und nur flüchtig andeuten, wie der farbenfrohe, mehr dekorativ als anatomisch malende Hans Makart die posterioren Reize seiner weiblichen Figuren in saftige Farben getaucht und mit liebevollem Pinsel verewigt hat, soweit man bei Makartschen Gemälden überhaupt von Verewigung sprechen kann.

Zwar fehlt es nicht an modernen Künstlern, welche analerotische Motive mit dem Stift festgehalten haben. Die französische Plakatkunst und politische Satire pflegt mit Erfolg mehr oder minder diskret die Glutealerotik.

Ansichtpostkarte und Lichtbildkunst haben ihr Teil beigetragen, neue analerotische Motive ins Volk zu tragen.

Die Vergröberung des Volkgeschmackes hat auch die Forschung der Folkloristen erschwert, indem man sorgfältig unterscheiden muß zwischen den bodenständigen Volkanschauungen und jenen, die durch derbe Ansichtpostkarten oder Schundphotographien dem Volke aufgedrängt wurden. Beamte der Bücherzensur erklären, daß namentlich auf den pornographischen Zwecken dienenden Photographien Darstellungen des coitus inversus dem kallipygischen Motiv Rechnung zu tragen suchen.

Darüber ließe sich wohl noch mehr sagen. Doch weiß ja gerade der unparteiisch vorgehende, vorurteillose Folklorist, wie verworren die Verhältnisse liegen. Einer kompetenteren Feder überlassen wir das Kapitel, welches die Flagellation im Völkerglauben und der darstellenden Kunst betrifft, ebenso jenes rätselreiche Kapitel von der Homosexualität.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß Freud bald durch ein weitschichtiges Material historischer Art die Richtigkeit seiner Theorie aufs neue bestätigt sehen möge, denn sie wird uns den Schlüssel geben, um manche sozialen, ethischen, politischen Vorgänge der Vergangenheit, überhaupt erst oder doch besser zu verstehen. So hoffen wir, daß der Folklorist sein Teil dazu beiträgt, Klarheit in verworrene Dinge der Vergangenheit zu bringen.

Resümieren wir nun unsere Erörterungen, so glauben wir, es läßt sich der Satz wohl aufstellen: es gibt eine Glutealerotik mit scharfer Nuancierung bei den einzelnen Völkergruppen. Der Ausdruck Podexfetischismus ist als nichtsagendes Wort aus wissenschaftlichen Betrachtungen zu eliminieren. Die Glutealerotik um-

faßt mehr als die Kallipygie. Dies erweist außer den angeführten Tatsachen auch die Vorschrift des französischen Philosophen Mallebranche (1638—1715), schwangere Mütter sollen sich vor dem Versehen dadurch schützen, daß sie sich tüchtig und kräftig an den Hinterbacken kitzeln[1]. Hier haben wir eine Seite der Glutealerotik vor uns, der man noch ein intensives Studium zuwenden muß.

Vom rein ästhetischen Standpunkt aus wertete das 18. Jahrhundert die Glutealpartie folgendermaßen, wenn wir den 1747 in Leipzig und Bremen erschienenen „Leibdiener der Schönheit" zurate ziehen. Man hielt die für „schöne Arschbacken, die ihren rechten Sitz haben, nicht allzu hoch stehen, auch nicht uneben schlimm sein, wie bei lahmen Leuten, denen das Hüftbein aus ist, einander sein gleich, nicht herausbühlen, wie ein Erker, auch nicht allzu fett und groß, daß man darauf tanzen möchte — also auch damals unterschied man zwischen Steatopygie und Megapygie — doch auch nicht zu dürr und spitzig, daß man damit Löcher in die Bänke sitzen könnte, sondern etwas rund, fein untersetzt, hart, prallig, daß es fein klitscht, wenn man darauf schlägt, fein glatt und weiß." Diese Forderungen des 18. galten auch für das 19. Jahrhundert. Ob sie ewigen Schönheitgesetzen gelten? Wer weiß es im Zeitalter, da japanische Schönheitbegriffe so vielfach in Europa adoptiert werden. Möge die Völkerforschung dem glutealerotischen Problem ihre Aufmerksamkeit widmen.

Ein Nachwort. Ich möchte zu vorstehendem als Psychoanalytiker nur bemerken, daß der von Professor Freud geschaffene Begriff „Analerotik" den Anus = After nur als Mittelpunkt nimmt, daß aber zu dem genannten Begriff auch alle sexuellen Lustgefühle zählen, die von der ganzen Umgebung des Afters ihren Ausgang nehmen, sowie dann noch von jenen Produkten, die den Anus passieren. In diesem Betracht wirken also ebensogut Nates oder sagen wir Glutei analerotisch, als Fäces und Darmgase, bzw. die Beschäftigung mit ihnen. Endlich war noch beizufügen, daß zumindest in den ersten 6 Lebenjahren, d. h. im vorschulpflichtigen Alter, wahrscheinlich aber bis in die Pubertät hinein die posteriora im sexuellen Empfinden eines jeden Kindes eine weitaus größere Rolle spielen als membrum und vagina.

Wien. Dr. S. Sadger.

[1] Recherche de la vérité Liv. II, Cap. VII cité par Blondel, pag. 38 ff. Cfr.: Lettres juives von d'Argens MDCCLXVI, Haag, 6. Band, S. 199 ff.

Beiträge zur Geschichte des Frauenzimmers.

Von F. A.

Zum Hofstaate der vielen großen und kleinen Souveräne des 15. und 16. Jahrhunderts zählte unbedingt das Frauenzimmer. Es bildete das weibliche Gefolge und bestand sowohl aus adeligen Frauen und Jungfrauen als aus nichtadeligen Mägden. Seinen Namen hatte es vom Orte seines Aufenthaltes, der auch als Kinderzimmer diente, ein Umstand, der jedoch keineswegs zu der Annahme einer besonderen Sittenreinheit dieser Körperschaft verführen darf. Das Frauenzimmer nahm teil an den Ereignissen des täglichen Lebens, bei denen repräsentiert werden mußte, d. h. wenn man Zeit und Milieu berücksichtigt, so ziemlich an allen. Man sah es beim Kirchgang wie bei der Tafel, und es begleitete die Herrschaft auch auf Reisen.

In erster Linie naturgemäß zum persönlichen Behelf der Hausfrau bestimmt, wird es, sofern es nicht einer Witwe zugehörte, stets „des Herrn N. N. Frauenzimmer“ genannt. Der Mann war eben Herr des gesamten Hausstandes, und aus seinem männlichen Egoismus erklärt sich auch die dort herrschende Zucht. Näherte sich z. B. die Tafel ihrer zweiten Hälfte, dann erhob sich das Frauenzimmer und verließ sie, dessen „der Mehrteil wohl zufrieden war“, denn „da hub das groß Trinken an“, und die Herren der Schöpfung kamen bald in einen Zustand, der sie der holden Weiblichkeit wohl entraten ließ[1]). Keineswegs nahm man sonderliche Rücksicht auf Zart- oder Schamgefühl dieser Damen, man bedurfte ihrer nur im Augenblicke nicht. Sonst war man wohl geneigt, sich an ihrer Verwirrung zu ergötzen und setzte sie gerne in Verlegenheit, indem man allerhand bedenkliche Situationen mit Fleiß schuf. So führte man sie u. a. in den Tierpark, um sie der Brunst des zahmen Dam- und Rotwildes beiwohnen zu lassen[2]). Auch erlaubte man Hofnarren u. dgl. losen Leuten, sie solcherart zu belustigen[3]). „Junker“ Wolf von Wiesbaden, ein gewesener Schmiedeknecht, trieb sein Unwesen als Narr im Frauenzimmer

---

[1]) Zimmersche Chronik (Barack) IV, 373.

[2]) Vgl. Krauss (v. K. Amrain), Quellenschriften zur Anthropophyteia, 3. Bd., 2. Teil, S. 128 No. 79.

[3]) Ib. S. 80 u. 81, No. 3 u. 4.

des Pfalzgrafen Ludwig V. und lauste sich dort ohne Scheu im Latz. Jedenfalls hat er auch noch weiterhin seines Herrn legitime Rechte gekümmert, da der Chronist den frommen Landgrafen dieserhalb bedauert und wünscht, er hätte das Verfahren des Markgrafen Philipp von Baden angewandt, obwohl es nicht christlich sei. Dieser hatte nämlich seinen Hofnarren, den Hänsle von Singen „durch Künste und sondere Arzeneien“ behandelt, „damit er im Frauenzimmer desto gewährlicher“, d. h. ungefährlicher wäre[1]).

Allerdings gab die Hausfrau den Ton im Frauenzimmer an. „Wie die Frau, also das Frauenzimmer und seine Jungfrauen“, pflegte man zu sagen, allein, auch die Frau unterlag dem Einflusse des Gemahls. Eines besonders schlechten Rufes erfreute sich das Frauenzimmer der Gräfin Cily, der Witwe des Kaisers Sigismund[2]). Dasjenige der Witwe Herzog Albrechts von Österreich, sowie das der Witwe Herzog Johanns von Sachsen mögen ihm nicht nachgestanden haben[3]).

Selten gebietet ein ernster Mann, wie Ritter Hans Ebron, Kastellan des Herzog Georg von Bayern zu Burghausen, dem tollen Treiben Einhalt, indem er den Liebeleien der Pagen und Jungfräulein ein Ende macht. Freilich war er ein arger Betbruder, der nachts stundenlang in der Kapelle vor dem Sakrament mit ausgebreiteten Armen auf der Erde lag. Im allgemeinen galt das Frauenzimmer als Freudenhaus.

Als 1540 Herzog Wilhelm von Jülich die erst zwölfjährige Tochter der Königin von Navarra heiratete und die Braut, ihrer Jugend halber, ihm noch nicht beigelegt werden konnte, da bestieg als Ersatz eine Dame des Frauenzimmers das Brautbett und prüfte den jungen Gatten auf seine männlichen Qualitäten. Ihre Gefährtinnen hatten aber keine Veranlassung zum Neid, denn auf der fürstlichen Hochzeit ging es zu, wie der Volkmund von der Hundehochzeit sagt: Alle kamen an die Reihe. Als nämlich bald danach die wirkliche Braut und der Bräutigam in Gegenwart des ganzen Hofes mit der Decke beschlagen wurden — eine leere Zeremonie — wobei das Einsegnen und andere Solemnitäten ziemliche Zeit in Anspruch nahmen, „wurden inzwischen Frauen und Jungfrauen hinter den Tapisserien und Kurtinen nach allem Vor-

---

1) Z. I, 493.
2) Z. III, 383.
3) Vgl. Amrain a. a. O. S. 84 u. 85.

teil geplätzt[1]), denn des Königs Sohn, sowie etliche Kardinäle und Fürsten halfen einander und sahen je einer dem andern durch die Finger[2]).“ Eine ähnliche Massenorgie, bei der gleichfalls das Frauenzimmer die Teilnehmerinnen stellte, ereignete sich, man staune, gelegentlich des Ablebens Königs Heinrich II. von Frankreich. Als der König gestorben war, „hat ihn die Königin wie auch das Frauenzimmer besehen. Da ist es auch wunderlich zugegangen hinter den Umhängen. Es hat niemand klagen dürfen, hat vielmehr alles dahin gedeut', daß sie mehr Leut haben machen wollen[3]).“ Überhaupt herrschen, nach der Erfahrung des Chronisten, der es wohl wissen mußte, „an den Orten, da die Hoflager sind, gemeiniglich impudici und corruptissimi mores.“

Legte sich schon friedlicher Männerbesuch keinen Zwang auf[4]), so läßt sich von feindlichen Kriegern erst recht keine Rücksicht erwarten. Während des Schmalkalder Krieges „sind die Spanier einem namhaften deutschen Grafen in seiner Schlösser eines kommen. Wie die haben im Frauenzimmer unter seinen Töchtern einesteils und bei den Jungfrauen gehauset, das laß ich bleiben“ zu schildern, sagt der keineswegs prüde Chronist[5]).

Auch den Anforderungen einer sehr weitgehenden Gastfreundschaft mußten diese Geschöpfe dienen. Von dem erwähnten Könige Heinrich II. wird erzählt, er habe eine Jungfrau dem türkischen Gesandten zur Verfügung gestellt und sie, als sie sich weigerte, dem schmutzigen Osmanen zu Willen zu sein, kurzerhand getötet. „Das soll fürwahr gehorsame Leut im Frauenzimmer geben“, schließt der Bericht trocken[6]).

Als Herzog Georg der Reiche von Bayern seiner Gemahlin, Hedwig von Polen, aus Abneigung keine Beiwohnung tun konnte, behalf er sich mit einer Jungfrau aus Kaiser Maximilians Frauenzimmer, war eine Langin. „Es kam dahin, daß er von ihretwegen des Kaisers Hof nachreisete“ und daß Kaiser und Kaiserin ihm „durch die Finger sahen und duldeten, daß sie, die Langin, zu Zeiten auf Begehren des Herzogs zu ihm in die Herberg ritt, auch nach seinem Gefallen etliche Tage bei ihm blieb. Wenn

---

[1]) Koitiert.
[2]) Z. III, 343.
[3]) Ib. II, 504.
[4]) Vgl. Amrain a. a. O. S. 87 Nr. 14.
[5]) Z. IV, 19.
[6]) Z. I, 312, 30.

der Kaiser Gelds bedurfte, so hatte es keinen Mangel. Die Langin hat auch durch den Herzog, was sie begehrte, erhalten, insonderheit daß ihr Bruder Matthäus, so dazumal beim Kaiser in der Kanzlei, durch den Kaiser zum Bistum Gurk und hernach zum Erzbistum Salzburg ist gefördert worden“ [1]). Man sieht, auch zu geschäftlichen Zwecken wurde das Frauenzimmer benutzt und sogar vom Oberhaupt des heiligen römischen Reiches.

Äußerst zahlreich sind die in der Zimmerschen Chronik enthaltenen Histörchen von Vorgängen im Frauenzimmer, und es mangelt mir am Raum, sie alle hier wiederzugeben [2]). Durchweg stellen sie der Enthaltsamkeit des männlichen Geschlechtes in puncto puncti kein gutes Zeugnis aus. Glücklich mochte sich ein solcher Mann preisen, wenn er, wie Kurfürst Albrecht von Brandenburg, eine tolerante Gattin hatte, die nicht nur seine Orgien duldete, sondern sich herzhaft daran beteiligte und sie in seiner Abwesenheit mit den Frauen und Jungfrauen allein feierte. Es handelte sich um ausgesprochen sadistische Betätigungen der libido sexualis, wie aus den noch erhaltenen Privatbriefen [3]) des Kurfürsten hervorgeht. Schon aus seiner Terminologie ist die Art seiner Neigungen zu erkennen. Er bezeichnet mit „pfeffern“ sowohl kohabitieren, als auch geißeln. So schreibt er unterm 26. Dezember 1474 an seine Gemahlin: „Wir wollen Dir den Pfeffer sparen, bis heim. Wird Dir der Hintere groß, so erleidest Du es desto paß; lassen wir ihn genießen, so er schön ist. Wäre er dürr, wir hielten desto baß hinan [4]). Pfeffere die Jungfrauen von Unsertwegen und halt desto baß hinan, daß sie Unserer dabei gedenken. So uns Gott glückseliglich heimhilft, wollen wir Dich mit dem jungen Albrecht [5]) und die Jungfrauen mit der Rute pfeffern . . . . Der jung Albrecht will stark werden. Auch sag der Hofmeisterin, wir wollten sie auch pfeffern in das

---

[1]) Ib. II, 419.

[2]) Vom Franzosenkönig Franz I., der sich in seinem Frauenzimmer derart „abgeritten“ hatte, daß er ein Stelldichein mit einer Fürstin erfolglos abbrechen mußte, berichtet Z. III, 338; über die „Geduld“ eines niederländischen Herrn und über Hans Jakobs von Landau Reinfall verweise ich auf Amrain a. a. O. S. 113, Nr. 54 und S. 114, Nr. 54.

[3]) Siehe Steinhausen, Privatbriefe des deutschen Mittelalters.

[4]) d. h. schlügen desto fester zu.

[5]) = penis.

große Arschloch . . . und flicht Narreteiung mit darein[1]), Dein und der Jungfrauen halben usw.“

Als ausgesprochener Flagellant und Podexfetischist ist er überzeugt, daß seine Manipulationen mit der Rute der Fülle und Formenschönheit jener Teile zugute kommen. Es ist mir „eine Beschwerd, daß ich Dich und die Jungfrauen heuer nit gepfeffert habe“, schreibt er anfangs Januar 1475, „und hab Sorg, die Hinteren werden Euch schwinden. Darum so iß flugs, und tu Dir gütlich, daß Dir der Unterleger dick bleib“. In einem Brief vom 16. April desselben Jahres zeigt er sich von gleicher Sorge bewegt: „Tu Dir gütlich, daß Dir der Arsch feist und stark werde, desgleichen den Jungfrauen. Denn kommen wir heim und finden, daß Dir und den Jungfrauen die Hinteren dürr sein, so wollten wir Euch ungepfeffert nit lassen! Da richt' Euch nach.“

Seine Gattin tut dem in Erinnerungen schwelgenden Gemahl in der Ferne den Gefallen und antwortet nach Wunsch am 11. März 1475:

„Auch führen meine Jungfrauen eine große Klag, daß sie früh auf müßten stehn und so lang in der Kirche sein, und sprechen, ob Euer Liebden spräche, daß sie ungeschaffen und um die Hinteren klein wären, so wollten sie sich dessen auf mich verantworten, daß ich sie alle Morgen so frühe aufwecke. . . . und die Egloffsteinerin spricht, sie wolle keine Falbe[2]) mehr haben, sie möge es nicht hören, daß Ihr vom Rhein herauf schreibt von ihrer Falben. Sie wolle sie auf den Maien bescheren, sie hab eine Kunst gelernt, daß sie braun werde.“

Am 18. Mai desselben Jahres schreibt er dann seiner Frau wieder, u. a.: „von der Schreiberin wegen und der Rosenbergerin, wenn wir heimkommen, so wollen wir sie und die anderen Jungfrauen besehen an der Arschkrinne, desgleichen die Markgräfin. Und anderes haben wir auch im Sinne, darum mutz den Rappen am Bauch, daß dadurch muß dringen mein Schlauch.“

Auch an andere Damen schreibt er in der gleichen Weise, und stets haben die in Aussicht gestellten Liebkosungen etwas Grausames, Sadistisches.

Am 20. Dezember 1472 hat er an Johann Völker geschrieben:

---

[1]) d. h. in ihre Antwort.

[2]) In einem weiteren Briefe Albrechts vom Anfang März 1475 spricht er von der Eglofsteinerin „mit der falben Krinne“ (d. i. Furche, cunnus).

„.... aber wie dem allen, so wollen wir der Völkerin, so wir heimkommen, die Votze beraufen“, und an seine Nichte, die Markgräfin Margarethe von Brandenburg (29. November 1474): dann „wollen wir Euch und die Gräfin daran besichtigen und auf dem Beschau Euere braune und der Gräfin ihre falbe Votze beraufen“.

Der Kurfürst scheint eine ausgebreitete, intime Damenbekanntschaft gehabt zu haben, denn auch die Herzogin Anna von Braunschweig erfreut er mit solchen vertraulichen Briefen. Ihr schreibt er im Januar 1474 u. a.: „Ich wollt, ich wär den Kindleinstag bei Euch gewesen, so wollte ich Euch zum neuen Jahre gepfeffert haben, darum daß ihr so mager (gewesen), da Ihr bei mir in meiner Behausung wart. Fände ich Euch aber nach der alten Gewohnheit, mit dem starken Hinteren, der voller Gruben wäre, als er war, da Ihr mir das Heiltum[1]) gabt, so ließe ich ihn seiner schon genießen, daß ich in meinem Hofmeisteramt desto schimpflicher[2]) wäre. Denn mir ist, als dem alten Joseph und wähne allezeit, die schöne Frau sei mein.“

Daß auch unter Frauen der Ton keineswegs prüder war und daß die Kurfürstin nicht nur ihrem Manne zulieb sich in brieflichen Schlüpfrigkeiten erging, beweist schließlich noch ein Brief, den sie an ihre Stieftochter, die Gräfin Elisabeth von Württemberg am 25. Juli 1476 geschrieben hat. Darin liest man gelegentlich einer Übersendung von Reiherfedern: „Doch so macht Ihr wohl einen schönen Busch daraus auf das Haupt, denn Euer Vater meint, Ihr hättet vorn einen schönen Busch zwischen den Beinen“. Der bei früher Jugend im Frauenzimmer angenommene Ton machte sich eben auch im späteren Leben geltend.

Abgesehen von der Paschawirtschaft am französischen Hofe und der ausgesprochenen Perversität Albrechts nimmt eine gewisse Naivität der Zeit diesen Schlüpfrigkeiten viel des Abstoßenden. Und wer wollte behaupten, daß unsere Zeit sittlich sehr viel höher stände? Nur so offen sind wir nicht mehr, das macht unsere „Erziehung“.

---

[1]) = Reliquie.
[2]) = scherzhafter.

Altindianische Leichenbeigaben.

Von H. Enrique Brüning.

(Mit 41 Abbildungen.)

Nicht selten findet man als Leichenbeigabe in den altindianischen Gräbern hiesiger Gegend, dem Küstengebiete der Provinzen Lambayeque und Chiclayo, kleine tönerne Figuren, wie auf den beiden beifolgenden Photographien 40 Stück meiner Sammlung dargestellt sind.

Diese, menschliche Gestalten darstellende, Figuren sind hohl und ziemlich dickwandig aus Ton geformt. Die mittlere Höhe dieser Figuren ist ungefähr 14 cm, die kleinste meiner Sammlung hat 7, und die größte 19 cm Höhe. Flüchtig betrachtet könnte man sie mit unseren Nachbildungen von Wickelkindern vergleichen, aber bei genauerem Betrachten wird man gewahr, daß alle Figuren nackte Weiber darstellen. Die Geschlechtteile sind bei allen mehr oder weniger deutlich angedeutet; bei einigen nur durch einen vertieften, in den noch feuchten Ton eingeritzten Strich; bei anderen durch eine wirkliche Öffnung, welche mit dem inneren Hohlraum in Verbindung steht. Bei einer Figur (Nr. 28) sind sogar Schamhare angedeutet, obwohl diese bei den reinen Indianerinnen selten vorkommen. Bei einigen Figuren ist auch der Hintere durchbohrt, und steht diese Öffnung auch mit dem inneren Hohlraum in Verbindung. Fast alle haben im Inneren einen kleinen Stein oder sonst harten Gegenstand, welcher beim Schütteln klappert. Eine Ausnahme des Nacktseins macht nur die Figur 4; diese scheint mir übrigens auch männlichen Geschlechts zu sein. Die mit den Nummern 15 und 16 bezeichneten Figuren sind in schwangerem Zustande dargestellt. Nummer 15 unterscheidet sich von den anderen noch dadurch, daß bei ihr nicht die Hände vor der Brust liegend dargestellt sind, sondern sie ruhen an dem Stirntragband, welches hinten ein kleines Gefäß enthält.

Ein anderweitig sehr interessantes Stück ist außerdem noch Nummer 7, weil es eines der seltenen Originalmodelle ist. Alle Figuren nämlich, wie überhaupt fast alle Tongefäße, sind in Formen oder Matrizen hergestellt; diese Matrizen aber wurden ihrerseits wieder über Originalmodelle, den Patrizen, geformt. In meiner ganzen Sammlung peruanischer Altertümer besitze ich nur 6 Stück dieser Originalmodelle.

Von den höheren Gesellschaftklassen werden diese Figuren als Idolos-Götzen bezeichnet. Das Volk nennt sie Chinas = Indianerinnen. Speziell hier in Lambayeque habe ich sie ausnahmweise auch Chanchán nennen hören; mit Chanchán wurde auch die alte Chimohauptstadt in der Nähe des jetzigen Trujillo bezeichnet. Im Chancaytale nennt man ähnliche Figuren Cuchimilca (mexikanisch?)

Die Personen, welche die in Frage stehenden Figuren mit Idolos bezeichnen, scheinen anzunehmen, daß sie als Götzen gedient haben; dieses scheint mir aber nicht stichhaltig zu sein, weil alle Figuren als dem weiblichen Geschlechte angehörend dargestellt sind, und die alten Peruaner anscheinend keine weiblichen Gottheiten gekannt haben. Von anderen Personen habe ich äußern hören, daß die Figuren als Kinderspielzeug gedient haben könnten. Nach vielfachen Erkundigungen bei den Huaqueros habe ich aber erfahren, daß die Figuren meistens, oder immer, nur bei Leichen erwachsener Personen vorkommen; leider konnten sie nicht angeben, ob solche dem weiblichen oder dem männlichen Geschlechte angehörten.

Nach meiner Ansicht haben diese Figuren den Zweck gehabt, als eine Art Talisman oder Amulet zu dienen, entweder um Glück anzuziehen oder Unglück abzuwenden. Solcher Talismane existierten im alten Perú ja viele, sie waren unter den Namen Cheque oder Chique und Illa bekannt. Teilweise gebraucht man sie auch noch heutigen Tages hie und da in dem Küstengebiete der Provinzen Lambayeque und Chiclayo. So z. B. legt man eine Nachbildung einer Maisähre aus Stein in den Graben, durch den das Wasser zum Bewässern des Maisfeldes fließt. Die Fischer binden einen Stein in Gestalt eines Fisches an ihr Netz, um die Fische anzulocken. Auch zum Gedeihen anderer Früchte und Tiere gebraucht man Talismane in Gestalt des jeweiligen Gegenstandes. Für diese Talismane habe ich hier in der Provinz Lambayeque die Namen: Cheque, Seguro = Versicherung und Higa = Amulet gehört. In Eten, Provinz Chiclayo, habe ich die Namen Cheque, Chétec und Virtud = geheimnisvolle Kraft gehört.

Ich neige übrigens der Ansicht zu, daß fast alle alten Tongefäße als eine Art von Talisman gedient haben, denn in einer Gegend finden sich nur immer ganz bestimmte Darstellungen, und diese in vielen Exemplaren, freilich in kleinen Einzelheiten voneinander verschieden.

Lit.: R. A. Philippi, Descripción de algunos Idolos peruanos del Museo Nacional de Chile, Santiago de Chile, 1891.

Dr. J. J. von Tschudi: Kulturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntnis des alten Perú. Wien, 1891. S. 57 ff.

Fernando Montesinos: Memorias antiguas historiales y políticas del Perú, in der „Colección de Libros Españoles raros y curiosos“ Bd. 16. Madrid, 1882. S. 119.

Dr. E. W. Middendorf: Wörterbuch des Runa Simi; Artikel: ch'iqui.

Zu Nr. 41. Die kleine Photographie stellt ein sehr interessantes Stück meiner Sammlung dar, das der altperuanischen erotischen Kunst angehört. Auf einer schmalen Base befindet sich ein nacktes Weib; beide Arme hat sie wagerecht nach vorne von sich gestreckt. In der rechten Hand hält sie eine kleine Trommel, in der linken eins der bekannten halbmondförmigen Messer (leider durch meine Unvorsichtigkeit abgebrochen). Vor und hinter ihr auf derselben Vase steht je ein Vogel, welche sie, jeder von seiner Seite, geschlechtlich angreifen.

Das Ganze ist in einem Gusse aus Kupfer hergestellt und hat jedenfalls als Kopf einer der langen Heftnadeln (Topos) gedient. Das Stück gehört der Vor-Chimo-Zeit an. Fundort: Zapamé, Prov. Lambayeque.

Liebeleben in Zentralindien unserer Zeit.

Von Dr. Susruta II.

Hier möchte ich einige Ergänzungen zu meinem Aufsatz (siehe Anthropophyteia Bd. VIII) geben.

Obwohl die indischen Dichter von der Liebekunst sehr viel geschrieben und alle möglichen (und unmöglichen) Stellungen beim Liebakt geschildert haben, scheint es mir, daß die Lehre von der Liebekunst nur einseitig bis ins Volk hinab gedrungen sei.

Nach der Meinung des Bauers ist der vollkommene Genuß beim Geschlechtverkehr das Prärogativ des Mannes: es ist keineswegs unbedingt notwendig, daß das Weib befriedigt werde, es muß aber dafür sorgen, daß beim Manne die Befriedigung den höchsten Grad erreiche. Deshalb muß die Bauerfrau alle figurae

Veneris auswendig lernen und alle Kunstgriffe der Liebe meisterhaft beherrschen, um nicht von ihrem Ehegatten bzw. Liebhaber verpönt und verlassen zu werden. Der Bauer will eine Spezialistin der sogenannten „hohen Schule“ im Bette neben sich haben, eine „unschuldige“, „unwissende“ Beischläferin bereitet ihm keine Freude: nur die Lebemänner in Städten kennen den „Genuß“, den die Verführung eines Mädchens und dessen Einweihung in die Kunst des Genusses mit sich bringt.

Ob die nötige Lehre von einem früheren Liebhaber oder von einer älteren Frau erlernt wird, kann ich nicht bestimmt sagen, bin aber geneigt zu glauben, daß letztere die Mode der Erziehung bildet.

Zuweilen, wenn er besonderer guter Laune ist, bringt der Mann den Orgasmus absichtlich bei seiner Beischläferin hervor; dies gilt für sie als eine spezielle Auszeichnung und die Glückliche kann sich dafür nicht dankbar genug zeigen.

Es ist klar, daß, wo sich der Mann gar nicht um die Befriedigung der Frau kümmert, das arme unbefriedigte Wesen sich zu helfen wissen muß. Die „ehelichen Pflichten“ sind nicht imstande, die Masturbation beim Weibe zu unterdrücken — im Gegenteil! Daß verheiratete Frauen der Onanie ebensoviel als die Witwen fröhnen, wird keiner, der die indischen Verhältnisse kennt, leugnen können. Was eine Witwe im (sehr warmen) Sommer im Punkte Selbstbefriedigung leisten kann, ist fast unglaublich: und alle Witwen behaupten, daß, so lang der Gatte lebte, sie sich ebensoviel masturbiert haben!

Ich bin der Meinung, daß wenigstens 90 Prozent aller indischen Frauen leidenschaftliche Masturbantinnen zwischen dem 10. und dem 45. Lebenjahr sind. Man könnte sagen, daß alle indischen Männer, ohne Ausnahme, zwischen dem 10. und dem 40. Lebenjahr dem Autoerotismus unterliegen: wohlbemerkt, nur wenn sie kein Weib bei sich haben!

Ich bin überzeugt, daß der körperliche Zustand meiner Kranken durchaus nicht durch die Selbstbefriedigung verschlechtert wird: hier herrscht keine schlechte Meinung von den schlimmen Folgen bzw. der Sündhaftigkeit der „Selbstbefleckung“; deswegen hat man bei den Kranken keine Reue — geschweige denn eine Neurose — zu bekämpfen.

Das indische Weib reibt sich den Kitzler mit dem Zeige- oder Mittelfinger und steckt nur selten den Finger beim auto-

erotischen Akt in die Scheide hinein. Der Mann reibt sich die Eichel zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger: das Präputium wird nie hinabgeschoben während der Masturbation, und das „Spiel der Fünfe", d. h. das Greifen mit allen fünf Fingern ans erigierte Glied scheint den indischen Männern fast unbekannt zu sein, wofern ich mich auf die Mitteilungen, die ich von allerlei indischen Leuten bekommen habe, stützen kann.

Das Herausspritzen des Samens wird als „Ulti", das ist Erbrechen bezeichnet. Der Samen wird vom Weib „ghenda pani", d. h. unreines Wasser genannt, und vom Masturbanten schleunigst von seinen Kleidern weggewaschen. Man behauptet, daß es einem besonders wohl tue, all diese unreine Materie aus dem Körper herauszubringen.

Obwohl man den Samen als unrein betrachtet, scheut sich das Weib nicht vor der devoratio seminis, die als die selbstverständlichste Vollendung des Saugens am Glied gilt. Man hat mir manchmal versichert, daß ein Weib niemals diesen Genuß ihrem Geliebten versagen wolle, wenn sie nur einmal geschwängert geworden: das Weib, das nie schwanger gewesen, könnte leicht ein häßliches Monstrum als Resultat des Hinunterschluckens des Samens gebären! Hat es aber einmal geboren, dann ist der widernatürliche Weg zur Gebärmutter geschlossen: dies ist die sichere Folge der Öffnung des natürlichen Weges zur Gebärmutter — die Scheide.

Anilingus betreibt öfters das Weib, und auch titilatio mucosae intestini recti, um die Erektion bzw. Ejakulation zu befördern. Cunnilingus betrachtet der Bauer als unter seiner Mannwürde; trotzdem aber treibt er dieses Kunststück, doch zuweilen nur als „69", nie ohne daß das Weib ihn am Glied saugte.

Mutuelle Masturbation treiben Mann und Weib nie miteinander. Man übt solche nur mit seinem Geschlechtgenossen, nie mit einem Mitglied des anderen Geschlechts.

Exhibitionismus kommt unter den Bauern fast nie vor, ebensowenig begegnet man Fällen von Sadismus.

Wenn ich aus meiner persönlichen Erfahrung über den Unterschied zwischen den zwei allerleidenschaftlichsten Kategorien der Frauen Zentralindiens einen Schluß ziehen darf, dann behaupte ich, daß die Witwen der Brahminenkaste auf der Höhe der Situation sind.

Diese Frauen zeigen eine außerordentliche Dankbarkeit gegen

den Liebhaber, wenn er sich mit ihrer Befriedigung beschäftigt. Als Zeichen dieser Dankbarkeit haben mir mindestens 40 Prozent den Anilingus und ungefähr 90 Prozent den Analcoitus angeboten, um mir zu beweisen, daß sie ganz meinen Gelüsten unterworfen wären. Sie glaubten, daß wegen der Enge des Kanals, der Analcoitus dem Manne ein besonderes Vergnügen schaffe.

Unter den Mischlingweibern gilt es als „sehr vornehm", eine ausgezeichnete 69-Künstlerin zu sein. Eine Frau hat mir gesagt, daß ihr Bruder diesen Kunstgriff mit ihren zwei jüngeren Schwestern sehr oft geübt habe. Schließlich gab sie zu, auch mit dem Bruder so gespielt zu haben, und zwar immer mit devoratio seminis. Ich kannte den Bruder, der wollte keine Heirat eingehen, da die eine oder die andere seiner Schwestern immer bei ihm als Haushälterin tätig war. Nota bene alle drei Schwestern waren verheiratet und hatten Kinder geboren.

Weit hinter diesen beiden Kategorien stehen die europäischen Frauen, was Lüsternheit betrifft.

Vom Geschlechtleben der Hindus in älteren Zeiten.

Ein Bericht von H. Ihm.

The Dabistan or School of Manners, translated from the original Persian, with notes and illustrations by David Shea and Anthony Troiler, Paris 1843, 3 Bände[1]).

Das Werk stammt aus dem 17. Jahrhundert und behandelt in zwölf Kapiteln zwölf verschiedene Religionen; als Verfasser gilt ein weit gereister Moslim aus Kaschmir, Mohsan Foni. Der persische Text erschien 1789 zu Kalkutta mit einer englischen Übersetzung des ersten Kapitels. Nach dieser englischen Übersetzung erschien 1809 eine deutsche Übersetzung von Dalberg.

Aus Kapitel 1, Abschnitt 13: Von der Sekte der Akhshiyaner.

Einen Anhänger dieser Sekte traf der Verfasser im Jahre 1631 in Kaschmir, der ihm die folgenden Angaben machte. Es gibt

[1]) Soweit ich die neuere wissenschaftliche Literatur über indische Erotik überblicke, ist dieses Werk bisher den Gelehrten entgangen. Die in dem verschollenen Buche enthaltenen Angaben sind aber so bemerkenswert, daß eine Verdeutschung darum in den Anthropophyteia wohl gerechtfertigt ist. — Krauss.

keine Auferstehung oder Rückkehr zum Leben als in dieser Weise: Der Keimstoff stammt aus der Nahrung; wenn sich daher der Körper eines lebenden Wesens auflöst, wird er zu Gras und bildet die Nahrung eines anderen Lebendigen; zukünftige Belohnungen oder Strafen spielen weder im Glauben noch im Brauch der Sekte eine Rolle; ihr Paradies besteht in schönen Kleidern, gutem Essen und Trinken, Reiten, sinnlichen Genüssen und allen Arten von Vergnügungen, die sie als das höchste Gut betrachten; Leiden besteht nach ihrer Auffassung in der Trennung von diesen Dingen; sie enthalten sich jedoch jeder Grausamkeit gegen lebende Wesen. — Nach ihrer Lehre ist der geschlechtliche Verkehr mit Töchtern, Schwestern, Müttern, Tanten mütterlicherseits und deren Kindern erlaubt, denn es kann zwischen der Quelle und dem, was von ihr herstammt, keine Abneigung bestehen, deshalb kann auch kein Verwandtschaftgrad nach ihrer Ansicht eine Schranke für den Geschlechtverkehr bilden; er ist im Gegenteil sehr empfehlenswert, denn je näher der Grad der Blutverwandtschaft, desto größer wird die Freundschaft zwischen den Teilen sein. (Im Urtext etwas deutlicher ausgedrückt). Sie betrachten jedoch den Ehebruch als besonders strafbar, wenn nicht gerade der Ehemann seine Zustimmung dazu gibt, daß seine Frau ihre Ehre opfert. (Nach Philo von Alexandrien und Diogenes Laertius war es bei den Persern Sitte, ihre Mütter und Schwestern zu ehelichen. Alexander der Große schaffte diesen Brauch ab. Aus Herodot erfahren wir (I, III), daß Kambyses seine Schwester Mossa heiratete. Nach Strabo war den Magiern die Verbindung mit ihren Müttern erlaubt. Plutarch erzählt im Leben des Artaxerxes, daß dieser König seine beiden Schwestern als Frauen nahm. Zarathustra empfiehlt im Zend-Avesta nur die Ehe zwischen den Kindern von Brüdern und Schwestern als verdienstliche Handlung. Der Verfasser spricht natürlich nur von einer moslimischen Sekte in Persien; originell ist aber jedenfalls die Begründung ihrer Lehre.)

Aus Kapitel 2, Abschnitt 3: Von den Samartaganen oder Smartanen, den rechtgläubigen Hindus.

Nach ihren Lehren gibt es zwei Arten von Geburten: Einmal, wenn man den Mutterleib verläßt und zweitens, wenn man den heiligen Strick der Brahmanen anlegt (Munji oder Zanar) und die vorgeschriebenen Gebete hersagt. Zu ihren Gebräuchen gehören die Shodasàn-Karmani, die „sechzehn Köpfe“, die alle möglichen Vorschriften, auch über die monatliche Reinigung der Frau ent-

halten. Vor der Geburt des Kindes sind schon zu bestimmten Zeiten Gebete vorgeschrieben, damit ein tugendhafter Nachkomme geboren werde. Im sechsten Monat der Schwangerschaft muß neben den Gebeten den Brahmanen ein Mahl gegeben werden. Bei der Geburt eines Sohnes sind vom Vater bestimmte Gebräuche vorzunehmen, die sich auf die religiösen Abwaschungen beziehen; es gehören auch Brandopfer und Almosengeben dazu. (Das sogenannte Jatakarma, Zeremonien, die etwa zwei Stunden in Anspruch nehmen, wonach erst die Nabelschnur durchschnitten werden darf.) Am elften Tage nach der Geburt des Kindes geben sie ihm einen Namen, wobei wieder die erforderlichen Gebete zu sprechen sind. Im vierten Monat wird das Kind hinausgetragen, um ihm die Sonne zu zeigen; bei dieser Gelegenheit bittet man um langes Leben und Wohlergehen für das Kind. (So geht es mit den Vorschriften weiter, bis auf das Essen und die Kleidung ist alles geregelt; bei Mädchen werden die angeordneten Gebete weggelassen!)

Wenn ein Brahmane ein natürliches Bedürfnis verrichtet, muß er den heiligen Strick (Munji) gut am rechten Ohr befestigen und sein Gesicht bei Tage nach Norden wenden, bei Nacht aber nach Süden. Wenn er sein Bedürfnis verrichtet hat, soll er sein Werkzeug nehmen und sich drei Schritte entfernen und dann seine Hände mit Wasser abwischen, in das er Erde geworfen hat; das Wasser muß sich dabei in einem Gefäß befinden. Das Abwischen ist solange fortzusetzen, bis jeder unangenehme Geruch verschwunden ist. Hierauf soll der Brahmane an einem reinen Platze seine Abwaschung vornehmen und dabei soll er sich so hinsetzen, daß sich seine Hände unter den Knien befinden, wobei das Gesicht nach Norden oder Osten gerichtet ist; dann hat er unter dem Hersagen der bestimmten Gebete dreimal nacheinander etwas Wasser mit dem Handteller der rechten Hand aufzunehmen; das muß er hinunterschlucken, aber ohne dabei Gebete herzusagen; dann muß er den Mund mit dem Rücken der linken Hand abwischen; dann hat er mit der Hand anderes Wasser zu nehmen, die Fingerspitzen hineinzutauchen und diese dann an Nase, Augen und Ohren zu bringen; das Wasser muß rein sein, ohne Schaum und ohne Blasen. Hierauf muß der Brahmane die Nasenflügel zusammendrücken, so daß das Einatmen und Ausatmen aufhört und dabei die für diese Gelegenheiten vorgeschriebenen Gebete hersagen; dann bleibt er einige Zeitlang stehen, richtet sein Gesicht

auf die große Leuchte und sagt die vorgeschriebenen Formeln her. Damit beginnt jeden Morgen die Arbeit des Brahmanen, wenn er sich erhoben und pflichtgemäß sein natürliches Bedürfnis verrichtet hat. (Tagüber geht die Zeremonienpflicht des Brahmanen weiter, aber die Einzelheiten haben mit unserem Stoffe nichts mehr zu tun.)

Im Mahabharat steht geschrieben, daß eine Frau mit der Einwilligung ihres Gatten Geschlechtverkehr mit einem anderen Manne haben darf; so schickte ein Brahmane namens Tamma bei der Ankunft des Radscha Bali seine Frau diesem zu, und sie bekam einen Sohn von ihm. In gleicher Weise gestattete Radscha Pandu, der sich des Verkehrs mit Frauen enthielt, seinem Weibe Kunti Verkehr mit anderen Männern, und sie vermischte sich Kraft seiner Gebete mit Engeln (!) und hatte fünf Söhne. Beim Tode eines Bruders kann sein Bruder, der von derselben Mutter, aber von einem andern Vater stammt, die Witwe seines Bruders ehelichen. Es ist auch erlaubt, daß verschiedene Männer desselben Stammes und gleicher Religion ein Weib nehmen; so heirate Draupadi die fünf Pandavafürsten und die Tochter eines andern heiligen Mannes hatte zehn Gatten. Im Mahabharat wird auch berichtet, daß es in alten Zeiten keine Sitte war, daß sich Mann und Frau dauernd verbanden, sondern daß es jeder Frau freistand mit jedem geschlechtlich zu verkehren, der ihr gefiel.

Nach der Sitte der Smartas gibt es zwei Arten von Frauen: die erste ist die gesetzliche Ehefrau, die sich erniedrigt, wenn sie mit andern Männern außer ihrem Gatten Verkehr hat; zur zweiten gehören diejenigen, denen keine Beschränkungen auferlegt sind; von diesen gibt es eine Menge, die ihren Häuptlingen zur Verfügung steht. Die Fürsten der alten Zeiten führten allem Anscheine nach diese Art Weiber ein, um Reisende und Pilger damit zu empfangen, eine Handlung, die ihnen ihrer Ansicht nach reichen Segen bringen mußte. (Vergleiche Marco Polo). Sie hielten es aber auch selbst nicht für ein Verbrechen, mit diesen Frauen zu verkehren, damit die männliche Bevölkerung zunehme; nur der machte sich schuldig, der mit einer Frau verkehrte, die einen Gatten hatte; sie hielten es außerdem für verwerflich, die konzessionierte Klasse um ihren Lohn zu betrügen. Die Überlieferung berichtet, daß in früheren Zeiten zuerst die Lulis oder Tänzerinnen, die im Tempel der Schildkröte der Stadt Kalinga wohnten, ihre Töchter einem Brahmanen hingaben, um sich die Gunst des All-

mächtigen zu erringen und Glück in der Zukunft zu sichern; erst später gaben sie ihre Töchter zu selbstsüchtigen Zwecken hin und boten sie aus, um den Lohn einzuheimsen; aber selbst heute noch, wo sie jede fromme Absicht vollständig haben fallen lassen, gehen sie nur mit Leuten ihrer eigenen Religion Verkehr ein. Der erste Militärgouverneur nach der moslimischen Eroberung, Shir Muhamed Khan, zwang sie zwar, auch die Häuser der Moslem aufzusuchen, aber bis auf den heutigen Tag halten sich die Lulis des Tempels von Jagganath vom Geschlechtverkehr mit den Moslimen fern. Wenn die Bewohner von Gaya und Soram ein Weib nehmen, muß diese von edler und ehrbarer Herkunft sein und von anmutigem Benehmen; sie darf auch vorher mit keinem Andern verlobt gewesen sein oder zum Geschlecht und der Familie ihres Gatten im entferntesten Verwandtschaftgrad stehen; sie soll auch Brüder haben und ihre Abstammung und Familie muß seit zehn Generationen unter den Mitlebenden bekannt sein. Aber auch die Verwandten der Braut halten genaue Nachforschungen nach den guten und bösen Eigenschaften des Bräutigams, namentlich in bezug auf seine Gesundheit und körperliche Kraft. Einige Schriftsteller behaupten auch, daß ein Brahmane zuweilen auch die Tochter eines Chattri, eines Kaufmanns oder Bauern zur Ehe nimmt, aber mit der Bedingung, daß sie beim Essen oder Trinken nicht sich in Gesellschaft ihres Gatten befindet. . . .

Erweist sich eine Frau als unsittlich, so muß aller Verkehr mit ihr abgebrochen werden; es ist aber verboten, sie zu töten oder aus dem Hause zu werfen; sie soll in einer kleinen und dunklen Kammer eingeschlossen werden, ein grobes Kleid anziehen und nur einmal am Tage Nahrung bekommen.

Die Zeit der monatlichen Reinigung einer Frau erstreckt sich nach den Ansichten der Brahmanen über 16 Tage; an den vier ersten Tagen nach dem Auftreten der ersten Anzeichen ist jeder Verkehr mit ihr verboten . . . .

Wenn eine Frau nach dem Tode ihres Mannes nicht eine Satti wird, d. h. sich mit dem Verstorbenen verbrennt, dann soll sie bei ihren Verwandten wohnen, sich der strengsten Enthaltsamkeit und der Anbetung des Allmächtigen befleißigen. Sie sagen, wenn eine Frau eine Satti wird, dann verzeiht Gott alle Sünden, die Mann und Frau begangen haben, und sie bleiben auch lange im Paradies; ja der Gatte, der sich in der Hölle befindet, wird sogar durch die Tat seiner Gattin herausgeholt und in das Para-

dies aufgenommen. Auch kehrt die Satti in einer künftigen Wiedergeburt nicht als Frau, sondern als Mann zurück; die aber keine Satti wird, sondern als Witwe lebt, wird sich niemals vom weiblichen Zustande frei machen. Es ist daher Pflicht jeder Frau, ausgenommen, wenn sie schwanger ist, mit ihrem verstorbenen Gatten den brennenden Scheiterhaufen zu besteigen; eine Brahmanenfrau soll dasselbe Feuer mit ihrem Gatten teilen; aber andere Frauen können sich auch an einem anderen Platze verbrennen. Es gilt aber als Verbrechen, die Frau zum Verbrennen zu zwingen, ebenso aber auch, sie zu hindern, wenn sie sich freiwillig opfern will. (Seit 1834 ist die Witwenverbrennung durch die englischen Behörden in Indien abgeschafft.)

Die aufgeklärten Gelehrten sagen aber, daß eine Frau nach dem Tode ihres Mannes eine Satti werde, solle bedeuten, daß sie in dem Feuer beim Tode ihres Gatten alle ihre Wünsche verbrennen und gewissermaßen vor der von der Natur ihr bestimmten Zeit sterben solle; wie in der metaphysischen Sprache Weib Leidenschaft bedeutet, soll sie mit anderen Worten alle ihre Leidenschaften ins Feuer werfen, aber nicht sich selbst mit dem Verstorbenen verbrennen; das sei durchaus nichts Lobenswertes.

Ein Brahmane soll seine natürlichen Bedürfnisse weder in fließendes Wasser verrichten, noch unter einem Wetterdach für die Kühe, noch im Angesicht der großen Leuchte, noch auf Asche; weder vor einem Brahmanen, noch vor einer Kuh; wenn er sich zu diesem Zwecke nach irgendeinem Platze zurückzieht, soll er in diesem Zustand der Nacktheit nicht zu den Sternen aufschauen; er soll auch nicht nackt in den Regen hinausgehen. Oder mit dem Kopfe nach Westen schlafen; er darf weder Speichel noch Blut, noch Samen in Wasser werfen . . . . . Er soll auch nicht nach seiner Frau sehen, wenn diese niest, gähnt oder in einem geheimen Gemache sich in aller Bequemlichkeit hingesetzt hat, wenn sie ihre Augen schminkt oder ihr Haar salbt; er soll nicht nackt in einem Schlafzimmer oder in einem leeren Hause ohne Begleiter schlafen. Er darf niemals an demselben Tische seine Mahlzeit einnehmen, an dem ein Mensch ohne Religion, ein Metzger oder einer sitzt, der seine Frau verkauft . . . .

Kapitel 2, Abschnitt 6: Von den Yogis und ihren Lehren.

. . . . Die Sekte der Yogis kennt keine verbotene Speise; sie essen Schweinefleisch wie die Hindus und die Christen, und Kuhfleisch wie die Moslimen usw.; sie töten auch Menschen und

fressen sie auf und trinken Wein, wie die Gueber (Parsen). Einige von dieser Sekte mischen ihre Exkremente durcheinander, seihen dies durch ein Tuch und trinken es; sie behaupten, daß sich ein Mensch durch solche Taten zu großen Dingen fähig macht und sie geben vor, daß ihnen seltsame Sachen bekannt sind.

Kapitel 2, Abschnitt 7: Über das Verehren der Sakti.

. . . . Bei ihnen übertrifft die Stärke Bhavanis, der Gattin des Mahadeva, die Stärke ihres Gatten. Die Eiferer dieser Sekte verehren den Siva-linga, obgleich andere Hindus diesen auch verehren. Linga wird das männliche Glied genannt und zugunsten ihrer Verehrung dessen geben sie an, daß seine Anbetung ganz in der Ordnung ist, weil die Menschen und alle lebenden Wesen ihr Dasein aus ihm herleiten. Wie den Linga des Mahedeva verehren sie auch die Bhaga, d. h. den weiblichen Geschlechtteil. Ein Mann, der mit ihnen sehr bekannt ist, berichtete mir, daß nach ihrem Glauben der Hochaltar oder der Hauptort in einer Moschee der Moslimen ein Sinnbild der Bhaga ist. Ein anderer Mann unter ihnen fügte dem hinzu, daß, wie der eben genannte Ort die Bhaga sinnbildlich darstellt, das Minaret oder der Turm der Moschee den Linga bedeutet: aus diesem Grunde finde man beide zusammen. An vielen Plätzen und unter einer großen Menge der Hindus findet man diesen Kult; eine große Anzahl richtet sich auch nach einem heiligen Buche, dem Agama, worin das Weintrinken gebilligt ist, und dies Getränk ist noch angenehmer, wenn man statt einer gewöhnlichen Schale einen Menschenschädel dazu benutzt. Das Töten von allen lebenden Wesen, selbst des Menschen, halten sie für erlaubt. Nachts gehen sie an Plätze, die sie smasana nennen, wo die Leichen verbrannt werden; dort berauschen sie sich, essen das Fleisch von den angebrannten Leichen und üben vor den Augen der anderen den Beischlaf mit Frauen aus; das nennen sie Sakti puja; und wenn die gläubige Frau die eines anderen ist, so ist das gute Werk um so wertvoller, und es steht fest, daß sie sich ihre Weiber gegenseitig anbieten; die Schüler bringen ihre Frauen und Töchter ihren Lehren; sie vereinigen sich mit ihren Müttern, Schwestern, Tanten, was gegen die Sitte der Hindus ist, die nicht die Töchter ihrer nahen Verwandten zur Ehe nehmen. Der Verfasser traf einen Gelehrten dieser Sekte, der ihm aus einem neueren Buche über ihre Gebräuche vorlas, daß es gestattet sei, sich mit jeder Frau zu vermischen, ausgenommen die eigene Tochter. Der Mann schimpfte dann auf

dieses Buch und sagte, sein Inhalt stehe im Widerspruch mit den alten Sitten der Sekte, in den alten Büchern finde sich nichts davon, es müsse ein Fehler des Abschreibers sein. Sie sagen, die Frau sei dazu da, um begehrt zu werden, mag sie nun die Mutter oder die Tochter sein. Nach ihrer Ansicht gibt es keinen größeren Genuß als die Liebe, die Hindus nennen das Kamada und sagen, wenn eine Frau und ein Mann in intimer Unterhaltung sind, dann verdiene einer, der sie stört, den Fluch Gottes, weil sie sich beide dabei im Stande der Glückseligkeit befinden. Das Agama ist beiden Geschlechtern gleich günstig gesinnt und macht keinen Unterschied zwischen den Frauen, sie mögen gehören, wem sie wollen; die Menschheit besteht aus Männern und Frauen, und was sie hervorbringen, macht ihrer einen Teil aus. Die Sekte schätzt die Frauen sehr hoch und nennt sie Saktis, d. h. Kräfte; wer eine Sakti, d. h. eine Frau, schlecht behandelt, begeht ein Verbrechen. Hoch und niedrig schätzen die Lulis (die öffentlichen Mädchen) sehr und bezeichnen sie als deva kanya, d. h. Töchter der Götter. Jeder Gott oder jede Göttin kann auf zweierlei Weise verehrt werden; die eine heißt bhadram, wobei man sich des Blutvergießens enthält und rein sein muß; die andere heißt vakam und dabei ist Blutvergießen, Geschlechtverkehr mit Frauen und Vernachlässigung der Reinheit zugelassen; aber die zweite Art ziehen sie vor, ... und die Verehrung einer weiblichen Gottheit sei verdienstlicher. Wenn sie mit ihrer eigenen oder der Frau eines anderen geschlechtlich verkehren, sehen sie in ihr das Bildnis der Göttin und glauben, daß sie selbst den Gott, den Gatten der Göttin, vorstellen und bei dieser Gelegenheit singen sie ein vorgeschriebenes Lied, das sie im Augenblicke der innigsten Verbindung anstimmen; das halten sie für sehr empfehlenwert . . . . . Einige dieser Göttinnen nennen sie Königinnen, andere Mägde und der Verehrer einer Frau wird daher auch Knecht genannt . . . Die Anhänger dieser Sekte schicken ihre unfruchtbaren Frauen zu den Fakiren, die Menschenfleisch fressen, damit sie schwanger werden, und diese Männer gebrauchen die Frauen vor den Augen ihrer Gatten; wer bei ihnen seine Frau nicht zu seinem Lehrmeister schickt, macht sich ihrer Ansicht nach in bezug auf die Reinheit seines Glaubens sehr verdächtig . . . . . Diese Sekte glaubt, daß, wenn jemand auf diese Weise Geschlechtverkehr mit einer Frau hat, dieser jeder Wunsch erfüllt wird; deshalb bitten auch manche Frauen im Augenblick der innigsten Vereini-

gung mit einem „Vollkommenen" um die Gabe des mukt, d. h. der Vereinigung mit dem Allmächtigen und Befreiung vom Körper. Aus diesem Grunde gebrauchte Sadanand, den der Verfasser persönlich kennen lernte, eine Frau vor den Augen ihres Mannes . . .

Kapitel 2, Abschnitt 9: Über den Glauben der Charvak.

(Die Charvak sind die Skeptiker unter den Hindus; sie werden von den Rechtgläubigen als Atheisten oder Materialisten betrachtet; sie machen sich nun ihrerseits über jene lustig.) . . . . Wenn die Hindus erzählen, daß Brahma, Wischnu und Mahadeo, ihre drei großen Götter, die Schöpfer, Erhalter und Zerstörer der Welt sind, dann sagen die Charvak: „Sie sind also weiter nichts, als eine Darstellung der Geschlechtteile". — Über den Umstand, daß Wischnu vier Arme hat, spotten sie: „Zur Zeit des geschlechtlichen Verkehrs hat jeder Mann und jede Frau ebensoviele". Wenn im Loblied gesagt wird, daß aus Mahadeos Haupt der Gangesstrom entsprang, so legen sie dieses folgendermaßen aus: „Das bedeutet soviel wie das männliche Glied, das auch Urin oder Samen ausspritzt". — Die Angabe, daß Brahma der Schöpfer aller Dinge ist, übertrumpfen sie mit der Bemerkung: „Das ist lediglich ein Sinnbild für die Geburt der Kinder", und dergleichen Redenarten haben sie noch viele . . . .

Erotische Tätowierungen.[1]

IV. Tätowierungen bei belgischen Schiffknechten, Gefangenhaussträflingen und Landstreichern.

Von K. A.

(Mit 31 Abbildungen.)

Zu den bisher in den Anthropophyteia besprochenen Abbildungen sei eine weitere Reihe charakteristisch erscheinender beigebracht, die den Originalen möglichst treu nahekommen.

Die Zeichnungen deuten wohl auf sexuellen Neigungen und Wünsche ihrer Träger hin.

Soweit Sträflinge in Betracht kommen, waren sie schon lange vor ihrer Einlieferung tätowiert. Es bedarf kaum besonderer Betonung, daß in allen Fällen den Trägern solcher „Zeichnungen" gegenüber strengste Zurückhaltung beobachtet wurde.

[1]) Vgl. Anthropophyteia I, S. 506—513; IV, S. 75—83 u. V, S. 250 f.

Was Gefangene anlangt, wäre künftig jedoch sehr erwünscht, entschlössen sich Staatsanwälte und Gefängnisdirektionen dazu, erfahrene Psychoanalytiker mit der näheren Untersuchung der Sexualität solcher Tätowierten zu betrauen. Den Sexualforschern dürften inzwischen auch schon die von uns Folkloristen gewonnenen Tatsachen willkommen sein, obwohl ich aus unvermeidlichen Rücksichten meine Erläuterungen sehr kurz fassen muß.

1. Original blau-schwarz-rot-Malerei. Mütze und Füße sind nicht gut abgezeichnet. Befindet sich auf dem Rücken eines damals 39jährigen Individuums, eines sog. Gelegenheitarbeiters. Die Ausführung der Arbeit wenig sorgfältig, der Einfall jedoch sehr eigentümlich: der Tod, als Bischof maskiert, trägt als Mitra eine vagina. Der Krummstab endigt in einer Eichel. Was die Rechte faßt, ist nicht ganz klar. Die Beckengegend des Gerippes ist eine Karikatur für sich und stellt meiner Ansicht nach eine Kanne dar, wobei der penis als Ausguß gedacht zu sein scheint.

2. Feuille de vigne. Blaurot-Zeichnung auf der Bauchdecke eines Kanalschiffknechts.

3—8, 10 und 11 erotische Initialen; vielleicht auch 9.

12 und 13, penis semen ejaculans. 14. Krötenähnliches Gebilde. Ob es die Gebärmutter darstellen soll, ist zweifelhaft. — 15. Unbestimmbar. — 17. Penis als Schnecke. — 16. Verstorbener König L., Karikatur als erigierter penis.

18. Schwarz-weiße Tätowierung eines Bankangestellten. Das weibliche Gesicht nicht gut nachgezeichnet.

19. Blütenornament, wobei die einzelnen Blütenblätter zu vulven umgestaltet wurden. Der Pflanzenstempel endet wieder in einer vulva — Wurzel. Die Blätter stellen dicht aneinandergedrückte schlaffe, weibliche Brüste mit scharf ausgeprägtem Warzenhof dar.

20. Aus der Eichel eines stark verkürzten männlichen Gliedes sprießt ein Rankengewinde, dessen Blätter vulven vorstellen sollen. Die symmetrische Anordnung ist zu beachten.

21. Brusttätowierung in blauroter Zeichnung. Phallosartiges Gefäß, aus dem eine Rose oder sonst eine botanisch nicht gut definierbare Blüte mit zwei Blättern hervorragt. In dem Körper der Rute finden wir eine vulva-Darstellung, deren Haarumrandung sich bis in die beiden hodenartigen Querkörper zieht. Diese selber sind wieder zu weiblichen, äußeren Geschlechtteilen mitverwendet. Die Zeichnung war im Original wegen der Ornamentik reizvoll.

22. Auf einem belgischen Schiffknecht.

23. Auf einem belgischen Schiffjungen. Ein aus weiblichen Brüsten gebildetes Herz, das von einem in einer vulva endigenden Pfeil durchbohrt wird. Aus dem Herz flammt eine vulva, die von zwei Dolchen flankiert wird. Der Symbolismus der Darstellung uralt.

24. „Krone der Schöpfung." Aus vulven? ragt ein penis hervor.

25. Eine äußerst charakteristische Vereinigung sexueller Organe. In das aus Brüsten gebildete Herz ragt ein Penis hinein, der selber wieder in einer vulva steckt. Die aus den Hoden lodernde Flamme deutet auf eine gewaltige Potenz hin, die sich auch zwischen die Brüste des weiblichen Individuums, dessen Namen mit den Initialen A. R. angedeutet ist, zu stillen sucht, ohne indessen dem normalen coitus irgendwie abgeneigt zu sein. — Die Zeichnung ist in $1^1/_3$ natürlicher Größe wiedergegeben. Träger war ein belgischer Schiffknecht, der sich von einem Kameraden die Symbole der Zeugungkraft auf die Brust stechen ließ.

26. Um die Hälfte verkleinerte Wiedergabe. Zwei Fische im Kampfe. Fisch A = penis, B = Weibchen. — Träger ein wegen Straßenraubs, Arbeitscheu mit Gefängnis und Arbeithaus mehrfach bestrafter Kartonagearbeiter.

27. Armtätowierung eines 43jährigen, zweimal wegen Diebstahls, zweimal wegen Betrugs und Straßenraubs vorbestraften Franzosen. Ein fischähnliches Gebilde, den Penis darstellend, nähert sich einem an der Angel ausgelegten Köder (der vagina). Der Köder hat große Ähnlichkeit mit einem Tausendfuß, indem das die vagina umfassende Haarkleid als Fußmembranen des Tausendfußes gelten könnte.

28. Gesäßtätowierung des N. J. M. — Stellen die posteriora die mammae eines Weibes vor, so liegt es nahe, an Verherrlichung einer Dirne zu denken, die dem M. besonders gefiel.

29. Blaue und rote Tätowierung. Auf dem penis: Sans Pitié. Darunter als Unterschrift: Combat éternel. Die vulva personifiziert mit der Unterschrift: Claire. — Das Bild versinnbildlicht die Vereinigung von Erotik und Grausamkeit.

30. Schwarz und rote Tätowierung. — Une ânerie, eine Eselei. Ein scharf pointierter Gedanke. „Ein Esel, wer das A.... loch nimmt — und nicht in die Sch.... schwimmt," sagt ein derber Volkspruch, den der Zeichner, ein Ausländer, gewiß nicht gekannt hat, der aber seinem normalen Empfinden entsprach. Für die An-

schauung des anatomischen eines Esels und dergleichen ist die Zeichnung sehr mangelhaft, doch darauf kommt es dem erotischen Gedanken auch gar nicht an.

31. Bauchtätowierung einer Dirne, rot und schwarz.

V. Ein Beitrag zur Frage der Analerotik.

Von G. Schmidt.

(Mit drei Abbildungen.)

Seitdem Professor Dr. Freud die physio-psychologische und medizinische Bedeutung analerotischer Empfindungen und Äußerungen zum Gegenstand tiefgründiger Studien gemacht hat, wendet sich auch die Folkloristik, soweit sie sich nicht mit der rein katalogisierenden Zettelkunde begnügt wie sie ein Bolte betreibt, demselben Gebiete wie der Wiener Hochschulgelehrte zu. Medizin und ethnopsychologische Folklore gehen zwar verschiedene Wege, doch einig sind sie in dem Ziel, die Kunde vom Menschen zu mehren. Darin spricht sich der große Unterschied zwischen der Folklore im Sinne von Krauss und der bibliologisch-bibliographischen Folklore im Sinne Boltes am deutlichsten aus. Bolte betreibt Bücherkunde und sammelt, wie in den Zettelkästen unserer Universitätbibliotheken den bekannten Rattenfallen, allerlei literarhistorische und typographisch interessante Einzelheiten. Darum kann Boltes Methode nie Hand in Hand mit der medizinischen Forschung gehen! Die Folklore im Sinne der Kraussischen Schule nimmt zwar Kenntnis von einzelnen Ermittelungen der Bolteschen Bücherkunde, aber sie benutzt sie nur als Materialien, um mit anderen selbständigeren, tiefgründigeren Methoden höhere Ziele der Volkkunde zu erreichen.

So vermag die Kraussische Schule der Medizin hilfreich zur Seite zu stehen und gleichzeitig auch der Jurisprudenz und Religionwissenschaft zu dienen.

Sehen wir nur das Gebiet der Träume an. Lange stand die Volkkunde ganz teilnahmlos wie andere Wissenszweige da und nahm Notiz von den orientalischen Magiern, den Traumdeutern im Altertum, von Seni usw. Die moderne Traumdeuterei hatte nur Interesse für die Herren Staatsanwälte und Kriminalisten, weil Kartenschlägerinnen damit ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen wußten. Der „Folklorist“ Bolte kümmerte sich nicht um Träume!

Erst Professor Dr. Freud und die Kraussische Schule wagten sich vorsichtig kritisch tastend in neue Regionen, und zwar trotz mancher Anfeindung mit großem Erfolg für die Medizin.

Wir erachten es als wichtig genug, auch den Tätowierungen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche wir auf der Gesäßgegend, überhaupt in der Nähe der Genitalien, vorfinden. Aus ihnen haben wir manche sonst kaum beizubringende Beweise zu schöpfen für sensorielle Unterströmungen.

Wir wissen, daß Tätowierungen ganz bestimmter Art zur Kennzeichnung konfessioneller Zugehörigkeit bei der Bevölkerung Nordafrikas üblich sind. Wiefern die Tätowierung als Zaubermittel und Stärkungmittel, als Liebezauber verwendet wird, ist erst noch zu ergründen und klarzustellen. Hier bleibt auch den Mitarbeitern der Anthropophyteia noch ein weites Gebiet zur Vervollständigung der Volkkunde. Der Religionwissenschaft kann es nur genehm sein in zweifelloser Darstellung einmal zu erfahren, warum eigentlich die christlichen Kirchenväter die Tätowierung als dem Seelenheil gefährlich ansahen.

Durchaus unhaltbar ist es, die Tätowierung als Spezifikum kriminell Veranlagter ansehen zu wollen. Unsere Matrosen und Soldaten würden sich schön bedanken, wenn man die in patriotischem Eifer vorgenommene Tätowierung als Ausdruck krimineller Veranlagung bezeichnen wollte!

Seit Joest ist die Ansicht unausrottbar geworden, daß es von Europäerinnen nur Prostituierte der schlechtesten Sorte sind, die sich tätowieren. Cfr. dazu auch Baer: Der Verbrecher, S. 236. Dieser mit Aplomb vorgetragenen Ansicht steht aber die nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache gegenüber, daß Prinzessinnen von nordischen Höfen, daß Damen der englischen Aristokratie, Damen des alten Adels in Deutschland und Österreich Trägerinnen von Tätowierungen sind! Aus naheliegenden Gründen müssen wir auf eine Angabe der einzelnen bekannt gewordenen Trägerinnen verzichten. Die Herren Mediziner in dem Forscherkreise der Jahrbücher wissen ja darin das Nötige. Große Zweifel müssen wir auch der Meinung entgegensetzen, nach der die sogenannten Wilden sich obszöne Dinge nie in die Haut stechen lassen. Abgesehen davon, daß es durchaus unwissenschaftlich ist, unseren Begriff obszön auf Naturvölker übertragen zu wollen, haben die Forschungreisenden ja noch viel zu wenig die Gelegenheit wahrgenommen, entsprechende Untersuchungen aufzustellen und bekannt zu geben.

Syphilis, Branntwein und andere Völkergifte hat man den Naturkindern gebracht, sie unter Wahrung des natürlichen Anstandgefühles in ihrem innersten Denken und Empfinden auszuhorchen, dazu waren die meisten Reisenden angeblich zu prüde. Aus lauter Prüderie hat man ja auch den Naturvölkern die unglaublichsten Bekleidungstücke auf- und ihnen damit die Schwindsucht an den Hals gehängt, weil viele Missiongesellschaften nicht soviel Verantwortunggefühl besaßen, die Naturvölker erst an eine andere Lebenweise zu gewöhnen, sie auf die Gefahr des beständigen Tragens von Kleidern, besonders der von tropischen Regengüssen durchnäßten wollenen und baumwollenen Gewänder aufmerksam zu machen.

Wissenschaftlicher weil exakter erscheint es uns, vorläufig noch kein abschließendes Urteil über die Tätowierungen der Naturvölker zu fällen. Wir müssen da erst die Missionare, Weltreisenden hören, die Mitarbeiter der Anthropophyteia sind, ob man nicht Kraft und Macht stärkende Tätowierungen bei den Naturvölkern kennt bzw. kannte, die im allgemeinen als erotisch bzw. nach europäisch allgemeinem Begriff obszön gelten müssen.

Der massive Trugschluß, nach dem hauptsächlich Verbrecher Tätowierte sein sollen, schreibt sich aus der Tatsache, daß bisher vornehmlich die Kriminalisten aus gesellschaftlichen Sicherheitinteressen heraus diese eigenartigen Äußerungen menschlichen Empfindens verwerteten. Die allgemein wissenschaftliche, vornehmlich sexualwissenschaftliche Verwertung des Tätowierungtriebes usw. steht noch aus.

Ansätze enthalten bereits diese Jahrbücher wie die psychologisch wertvollen Beiträge Professor Luquets dartun.

An einem raschen Weiterbau muß auch die Psychiatrie interessiert sein, und gerade von ihr erwarten wir noch ein reiches Demonstrationmaterial zur Auswertung. Daneben können Militärärzte, Frauenärzte, Sanitätbeamte im Dienste von Auswanderungunternehmungen, Schiffärzte, Gefängnisbeamte und Beamte der Sittenkontrolle, endlich Vorsteher von Obdachlosenasylen usw. ein reiches Tatsachenmaterial aufbringen.

Freilich müssen wir verlangen, daß alle Beobachtungen nicht etwa retouchiert werden. Solche Beiträge sind größtenteils wertlos. Darum haben z. B. die „abgeänderten“ Zeichnungen, die der Geheime Sanitätrat Dr. Baer in seinem sonst wertvollen Buche: „Der Verbrecher“ bringt, geringen folkloristischen Wert.

Insbesonders sexualwissenschaftlich und für den Psychiater wertvoll können nur menschliche Urkunden sein, die man so wiederzugeben hat, wie man sie auf der Haut des Trägers oder wenigstens vor der Auftragung im Konzept des Tätowierspezialisten sah. Alles andere ist unbewußte oder bewußte Fälschung und kann nur Spielerei genannt werden.

An einer peinlich sorgfältigen Wiedergabe mag, sie nach allgemeinem Begriff wirklich unzüchtig sein, muß festgehalten werden, selbst wenn dies manchem Staatsanwalt unangenehm sein sollte. Denn entweder betreibt man Sexualwissenschaft, Folklore und fördert auch der Medizin, insbesondere den Irrenärzten und Kinderärzten ein neues Urkundenmaterial oder man treibt unwissenschaftliche Klitterung. Eines schließt das andere aus. Ohne Wahrheit keine Wissenschaft.

Indem wir auf die in Buden häufiger zur Schau gestellten tätowierten Männern und Frauen hinweisen, möchten wir bemerken, daß deren photographische Wiedergabe und Beschreibung nur sekundären Wert hat; primärer Wert kann ihnen sofern zukommen, wenn es sich um Tätowierungen handelt, welche diese Individuen auf dem Gesäß und in der Schamgegend tragen. Diese Teile werden dem großen Publikum nicht gezeigt. Aus Gründen allgemeiner Sittlichkeit wären wir für eine scharfe Zurückdämmung dieser Tätowierspekulation. Den Mediziner, Folkloristen und Kriminalpsychologen interessieren dagegen die Darstellungen als Ausdruck der Empfindungen, die der Tätowierte hier bekannt gibt bzw. als Reize, die der Tätowierte damit sonst irgendwie auslösen will, sei es, daß er auf den Geschlechttrieb des Zuschauers spekuliert oder auf besonders große finanzielle Anerkennung für die Tätowierkünsteleien.

Bei der noch wenig einheitlichen Terminologie möchten wir als analerotische Tätowierungen solche Hautzeichnungen ansprechen, welche sich in der Gesäßgegend befinden und erotische Motive zum Ausdruck bringen.

Als bescheidenen Beitrag zum Thema bringen wir die bei einem 39jährigen fahrenden Gesellen beobachteten Hautzeichnungen. Der Träger, ein widerwärtig frecher und zynischer Bursche, will sich die Zeichnungen in Gegenwart einer Schießbudickenmamsell haben einpunktieren lassen. Er nannte die Zeichnungen „Stützen des Thrones am A . . . .“. Unter der Ballonmützenform verbirgt sich nach der Angabe des Trägers das membrum virile in statu erectionis.

Und zwar soll die Schießbudickenmamsell die bildliche Darstellung übertragen haben? Was damit angedeutet sein soll, wurde nicht erfragt! Ob der Bursche auch Zuhälterdienste leistet oder homosexuelle Beziehungen unterhält, wurde nicht festgestellt, ebensowenig, ob er schon ernstlich mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kam. Das Individuum wurde lediglich als Obdachloser beobachtet. Der Fall zeigt ein neues Mal, daß Tätowierungen nicht während der Gefangenschaft gemacht werden, sondern auf Meßplätzen, an Kirchweihfesten usw.

In romanischen Ländern lassen sich Militärpflichtige hieb- und schußfest machen durch Tätowierung von einzelnen Heiligennamen; als Liebezauber läßt man sich die Initialen des Namens der Geliebten einpunktieren. In anderem Zusammenhang wurde bekannt, und die vielgeplagten Herren Beamten von der Kriminalpolizei bestätigen es, daß große Tätowierungen in den Pennen, Schnapsbudicken, Nachtcafés in Gegenwart von Dirnen vorgenommen werden. Neugier auf Seite der Weiber, sexuelle Reize, unzüchtige Redenarten und Betastungen sollen dem zu Tätowierenden die Prozedur erträglich machen. Bisweilen spielt auch der Blutaberglaube mit. Genaueres muß erst die wissenschaftliche Forschung ergeben.

Altrömische und altägyptische erotische Darstellungen.

Von Dr. Wilhelm Homefield.

(Mit zehn Abbildungen.)

1. Römische Lampe. Gotha. Museum Nr. 192. Terra sigillata, 10,8 cm lang, 7,7 cm breit. — Leider ist die Platte mir verdorben, aber das Bild „Krokodil und Knabe“ doch noch sicher zu erkennen.

2. Römische Lampenfragmente. Karlsruhe. Vereinigte Sammlungen: B. 1786 Affe und Knabe, 5 cm breit; B. 1787 Elefant, 4,5 cm breit.

3. Römische Lampe. Genf. Universitätmuseum Nr. 2027. Gelblich, Durchmesser 7,1 cm, gefunden in Genf.

4. Römische Lampe. Genf. Universitätmuseum. Durchmesser

7,3 cm. Schwärzlich grau. Das Stück ist nicht antik, sondern Fälschung (wohl in Rom gefertigt)[1]).

5. Ägyptische Stele. In Luxor gekauft, 15 : 12 cm, Kalkstein. Nicht als erotisches Stück gedacht! Der ithyphalle Zeugunggott „Min, du großer Gott" steht der Göttin „Isis, der Herrin des Himmels" gegenüber. Min (früher Chem gelesen) hat die Amonfedern, Geisel und Bart; Isis die Kuhhörner, Sonnenscheibe und das Herrschaftzeichen. Min ist der Hauptgott von Koptos. Neben ihm stehen dort Isis und ihr Sohn Harpocrates (vgl. A. Wiedemann: Altägyptische Sagen und Märchen, S. 126 ff.).

6. Holzlöffel (Schmuck- oder Schminkbehälter) der thebanischen Zeit (um 1300 v. Chr.) mit Bild des Gottes. Bes. Karlsruhe, Ver. Sammlungen. Hoch 4,9, lang 10,5, breit 7 cm. Publ. Wiedemann, Religion of the ancient Egyptians p. 161, Fig. 46.

7. Gypsausguß zweier Formen für Terra sigilata, Gefäße. Bonn. Kunstmuseum. Arezzo. Vgl. die Limes Ser. 4, Vol. 1, p. 83 ff., wo die Gruppe rechts (mit den Köpfen) auf Taf. 3, Fig. 2 publiziert ist.

8. Relief aus Karnak. Chunsu-Tempel. Zeit Ramses IV., nach Prisse, Mon. égypt. pl. 36 m. 1 (das Relief auch publ. Lepsius, Denkm. III, 219b). Der König weihrauchet den Göttern. Die Namen derselben sind nicht eingeschrieben, doch ist der erste wohl sicher Amon-Min, der zweite die Stierform des Month von Hermonthis.

9. Tonfigur, dunkel-rotgrauer Ton, wohl Anfang der römischen Zeit. Sogenannte Baubo. 13,2 cm hoch. In Kairo gekauft.

10. Tonfigur, hellrötlich-grauer Ton. Wohl Anfang der römischen Zeit. 15 : 12,5 cm. Sogenannte Baubo. In Zagazig gefunden.

---

[1]) Vgl. dazu die Münchener Gedenkmünze, Anthropophyteia IV, Anhang, Tafel IX. Vermutlich kam der originelle Einfall dem Münchener Künstler von dem römischen Vorbilde. — Krauss.

Ein chinesischer Albino.

Von J. Schedel in Peking.

(Mit einer Abbildung.)

Albinos kommen unter den Chinesen ebenso vereinzelt vor wie bei anderen Rassen. So soll es in Peking, bei einer Bevölkerung von etwa 700000, nur vier geben. Man nennt sie tien-lao = alter (trüber) Himmel, wegen ihrer Empfindlichkeit gegen das Sonnenlicht, oder auch kurzweg pai-tsang = weißhaarig. Zwei dieser Albinos, der eine ein etwa 12jähriger Betteljunge, der andere ein 21jähriger Kuli (Abbildung), habe ich gesehen. Bei beiden ist die Hautfarbe ein heller zarter Fleischton, gleich dem europäischer blonder Individuen. Die Behaarung geht über das Normale nicht hinaus. Kopf- wie Körperhaare sind fast seidenartig weich. Eltern und Geschwister dieser Albinos zeigen nichts Abnormes.

Noch sei bemerkt, daß es auch rothaarige Chinesen gibt, doch sind sie selten. Die Hautfarbe dieser ist gleichfalls hell und das Haar leicht gewellt.

Weiberleiberhandel in unseren Tagen[1].

IV. Die Prostitution in Dschibuti.

Von Friedrich J. Bieber.

(Mit vier Abbildungen.)

Den Völkern an den Küsten Äthiopiens, den Somal und Afar, war die gewerbmäßige Prostitution, die Preisgabe der weiblichen Jugend zum Geschlechtverkehr an jedermann gegen Bezahlung mehr oder weniger fremd. Sie hat dort erst mit der Oberherrschaft der als Kolonisatoren an den Gestaden des Roten Meeres und des Golfes von Aden siedelnden Völker, die sie mit den Segnungen europäischer Kultur beglückten, ihren Einzug gehalten, sozusagen als Begleiterscheinung des europäischen Kapitalismus. Und so ist mit der Besetzung der Bai von Tadschura an der Somali-Küste durch die Franzosen auch in der erst im Jahre 1897 gegründeten Hafenstadt Dschibuti eine förmliche

[1]) Vgl. Anthropophyteia I, S. 514 ff., V, S. 213 ff.

Dirnenstadt entstanden, in der gegenwärtig etwa dreißig Dirnen hausen. Man bezeichnet diese Mädchen mit dem arabischen Worte šärmuṭa d. i. Hure.

Der Abstammung nach sind diese Mädchen nahezu ohne Ausnahme Somal, Töchter dieses das afrikanische Osthorn bewohnenden, aus der Vermischung von Süd-Arabern mit Resten der einst an der Südküste des Golfes von Aden seßhaft gewesenen Oromo oder Galla hervorgegangenen Steppenvolkes. Zur Zeit meiner Erhebungen war in dem Dirnenviertel von Dschibuti nur eine Habeschi oder Amhara angesiedelt, wohl für die aus Äthiopien nach Dschibuti kommenden Kaufleute.

Jede Dirne bewohnt ein Haus für sich. Diese Häuser, die die Dirnen selber bōrdéll nennen, liegen in drei Gassen der Bender Gedid, der Eingeborenen-Stadt von Dschibuti. Die Bauart dieser Dirnenhäuser ist nicht von der der übrigen Häuser der Bender Gedid verschieden. Sie bestehen, Abbildung 1, aus einem mit Knüppelholz aufgerichteten, etwa vier und sechs Meter im Geviert messenden und ungefähr fünf Meter hohen Gestell, das mit aus Palmwedelblättern geflochtenen Matten, dem Bleche von Petroleumkarnistern, alten Jutesäcken und Kistendeckeln überzogen und eingedeckt ist. Die Häuser, die an alles eher als an den poetischen Zauber und die Pracht des Orients gemahnen, gleichen einem umgekehrten, vorne und rückwärts abgekappten und so auf den Sand gesetzten Boote. Durch eine der Straße zugewendete, mit einem gewöhnlich aus zusammengenähten Säcken oder Zeugresten bestehenden Vorhang verschlossene Türöffnung gelangt man in das Innere des bōrdélls, das nur einen Raum enthält, der der Bewohnerin als Betriebstätte, Wohnraum und Schlafgemach zugleich dient. Eine Hintertür, die ebenfalls mit einem Vorhange verschlossen ist, führt in einen schmalen, durch eine mit Matten abgedeckte Zaunwand gegen die Straße und die benachbarten Häuser abgeschlossenen Hof. In diesem Hofe befindet sich in einer Ecke der bloß aus etlichen im Dreieck gelegten Feldsteinen bestehende Herd und in einer anderen Ecke eine röhrenförmige Grube, die als Abtritt dient und stets wieder mit Sand gefüllt wird. Außer als Küche verwenden die Mädchen diesen Hofraum zur Vornahme der Schamwaschungen und Räucherungen.

Die Innenwand des bōrdélls ist gewöhnlich mit billigem, möglichst buntem Kattun verkleidet. Die ganze Einrichtung besteht

in zwei oder drei arabischen Rahmenbetten, die auf ausnehmend hohen Füßen stehen. Sie sind mit bunten Decken und mit bis zu zehn oder mehr bunten Kissen bedeckt, die teils am Kopfende und am Fußende des Bettgestelles aufeinander gestapelt sind, teils gegen die Wand lehnen. Der Estrich ist mit Matten belegt.

Als Kleidung dient den Mädchen ein weißer faltiger Rock aus weißem Baumwollenzeug, Abbildung Nr. 2, der bis an die Fußknöchel reicht, oder ein ebenso langes Lendentuch aus bunt bedrucktem Baumwollenzeug. Als Oberkleid tragen sie ein enges, sich an den Körper anschmiegendes, kurzärmeliges Hemdkleid aus weißem Musselin, Abbildung Nr. 1. Es bringt die Brüste, die Hüften und das Gesäß herausfordend zur Geltung und hat damit wohl auch den Zweck, die Geschlechtnerven des Beschauers anzuregen. Dieses Hemdkleid ist gewöhnlich am Halsausschnitt und an den Ärmeln mit bunter Seide bestickt. Das Haar ist in eine Unzahl von Zöpfchen gepflochten, die in ein Stück blau gefärbten Musselins eingebunden sind.

Auffallend reich ist die Ausstattung der Mädchen an Schmuck, Abbildung 3 und 4. In den Ohren hängen schwere, reich ziselierte Gehänge oder Ringe aus Silber. Um den Hals ist eine gewöhnlich bis an den Nabel reichende Kette von nußgroßen Bernstein-Perlen. An den Handgelenken und über dem Ellenbogengelenk stecken ebenfalls reich ziselierte Armreifen aus massivem Silber. Mitunter tragen sie auch eine Glasperlenschnur um den Leib. Der Wert dieser Schmuckstücke beträgt stets einige hundert Franken. Wie alle orientalischen Freudenmädchen legen diese Dirnen ihre ganzen Ersparnisse in Schmuck an.

Das Alter der Mädchen ist verschieden. Die jüngste Dirne zählte angeblich sechzehn Lebensjahre. Sie haben fast durchaus hübsche, schlanke und hartfleischige Körper. Als Mittel gegen Krankheit fügen sie sich wie alle Somal, an den Hüften Brandnarben zu.

Sie beseitigen sowohl die Schamhaare als auch die Achselhaare, und zwar durch von Zeit zu Zeit wiederholtes Abreiben des sprossenden Flaumes mit heißer Asche. Die Augenlider färben sie mit Spießglanz. Sie halten viel auf Reinlichkeit und sparen nicht mit Waschungen. Vor allem haben sie schöne gesunde Zähne. Gleich ihren Geschlechtgenossinnen in Äthiopien verwenden diese Mädchen mit Vorliebe starkes Duftwerk. Sie

räuchern sich und vor allem die Scham mit Sandelholz und begießen ihren Körper auch mit Sandelwasser. Auch starke, ordinäre Parfüms verwenden sie gerne, wohl unbewußt, als sexuelles Lockmittel für ihre Kunden aus Seemannkreisen.

Einen eigentlichen Strich betreiben diese Dirnen nicht, sie stehen vor ihren bōrdéll und in dessen nächster Umgebung herum und locken Kunden, französisch und englisch radebrechend. Sie sprechen zumeist auch die amharische Sprache. Das Betreten der Europäerstadt von Dschibuti ist ihnen nicht gestattet. Doch treiben sich am Hafen stets halbwüchsige Knaben herum, die sich unter recht drastischen Beschreibungen und handgreiflichen Andeutungen der geheimen Reize ihrer Freundinnen erbötig machen, diesen oder jenen zu einer mādámā zu führen.

Die Klientel dieser Dirnen besteht vornehmlich aus den Mannschaften und männlichen Fahrgästen der großen, den Hafen Dschibuti anlaufenden Indienfahrer, Ostasiendampfer und der nach arabischen und anderen afrikanischen Häfen gehenden Schiffe. Ein großes Kontingent stellen auch die Kaufleute aus Äthiopien und die Jeunesse dorée der im Süden Dschibutis viel geltenden Somal-Stämme. Das Stammpublikum bilden jedoch die vielen ehelosen oder unbeweibten europäischen Beamten und Kaufleute in Dschibuti und die Arbeiter der Äthiopischen Eisenbahn. Das französische Gouvernement sorgt denn auch väterlich dafür, daß die Dirnen möglichst gesund sind. Alle Samstage werden die Dirnen durch einen Regierungarzt untersucht. Jede Dirne hat ein „Büchel", in dem ihr durch die Unterschrift des Regierungarztes ihre „Gesundheit" bestätigt wird. Mit förmlichem Stolz weisen sie den europäischen Besuchern diese Büchel vor. Kranke Mädchen werden ins Hospital gebracht oder unnachsichtlich entfernt.

Die gewöhnliche „Taxe" für einen Besuch beträgt für in Dschibuti ansässige Europäer zwei Franken, für Europäer von Übersee fünf Franken. Die Taxen für die Eingeborenen schwanken je nach Übereinkommen. Sie sind aber erheblich niedriger als die für die Fremden.

Jede Dirne betreibt ihr Gewerbe für sich. Auf Verlangen vereinigen sie sich auch zu dritt und viert, um gegen besondere Bezahlung Nackttänze mit einem mehr oder weniger obszönen Charakter aufzuführen. Sonst tun sie sehr geschämig und ihr Benehmen ist durchaus nicht dirnenhaft. Auffallend ist es, daß sie trotz ihres Berufs sexuell leicht erregt werden.

Gewöhnlich bleiben die Mädchen nur einige Jahre im Dirnenviertel, um dann mit einem dort verdienten und ersparten Heiratgut zu ihrem Stamme zurückzukehren und in Ehren grau zu werden.

Die Beschneidung unter den Togo-Negern Westafrikas.

Von C. Spieß, Missionar in Togo.

(Mit einer Abbildung.)

Der Togoneger bezeichnet die Beschneidung mit dem Evhenamen: awatsotso, von awa, Glied, tsotso, Beschneidung (verbum „tso“-schneiden) = „Gliedbeschneidung“. Auf die Frage, die Schreiber dieses des öfteren an Eingeborene richtete, aus welchem Grunde die Beschneidung ausgeführt werde, erhielt er gewöhnlich die Antwort, daß von alterher die Meinung bestehe: Die Beschneidung bewirke eine leichtere und sichere Zeugung. An dieser Behauptung halten die Eingeborenen fest, wo sich dann noch die der Reinlichkeit und Gesundheit anschließt. Letztere ist gewiß berechtigt.

Es ist keine Frage, daß bei der Heirat unter den Eingeborenen die Beschneidung von Bedeutung sofern ist, daß sich keine Evhe-Negerin einem jungen Evheer hingibt, der nicht beschnitten ist. Schon Kinder necken und verlachen die Kameraden, die in zu spätem Alter beschnitten werden. Der Schimpf der Jugend ist gewöhnlich mit dem Worte begleitet: bolobolo! Unbeschnitten! Womit, genau wiedergegeben, gesagt wird: „Zartes Fleisch ist nicht gut.“

Die Küstenstämme lassen uns noch das wissen, daß sie die Beschneidung aus Notsie, von woher die Evheer ausgewandert sind, mit in die neue Heimat brachten.

Der Zeitpunkt der Beschneidung ist meistens um die pepiuoli, d. h. im Harmattan, jener trockenen Zeit im Dezember und Januar, da dann eher die Heilung vonstatten gehen soll. Die Eingeborenen warten mit der Beschneidung der Knaben gewöhnlich bis zum vierten, fünften Jahre, da sie dann nicht mehr die Wunde beschmutzen, wogegen andere der Meinung sind, früher zu be-

schneiden, damit der Schmerz kein so großer sei. So lassen denn auch manche Eltern schon im ersten Jahre die Beschneidung vollziehen.

Awatsola ist der Beschneider. Nicht jedermann darf die Beschneidung ausführen. Wie bei den Togonegern gewisse Berufzweige nur in bestimmten Familien fortbestehen, wie z. B. die Schmiedekunst, so auch das Amt des Beschneidens. Es erbt sich vom Vater auf den Sohn fort. Nimmt man die Beschneidung vor, so gilt es als erste Regel, daß keine Frau bei der eigentlichen Ausführung zugegen sein darf. Drei bis vier Mann stehen dem Beschneider beim Festhalten des Knaben, den man auf den Rücken legt, zur Seite. Der Ort der Beschneidung ist das Badezimmer des Vaters, niemals das der Mutter. Die Togoneger haben getrennte Badeplätze im Gehöfte, obgleich an öffentlichen Badeorten beide Geschlechter zusammen baden.

An genanntem Platze macht der Beschneider ein kleines Loch in die Erde, über das dann das Gesäß des Knaben gehalten und die Beschneidung in der Weise ausgeführt wird, daß der Awatsola das Vorderteil der Vorhaut mittels eines gewöhnlichen, aber äußerst scharfen Messers, meistens einem primitiven Küchenmesser ähnlich, abschneidet. Das sogenannte Awalālā (abgeschnittenes Fleisch der Vorhaut) wird mit dem schlechten Blut zusammen in betreffendes Loch geworfen. Viele Eingeborene behaupten, daß der Schmerz bei der Beschneidung nur ein einmaliger sei und nicht lange anhalte. Der Beschneider wird nach dem Entfernen der Vorhaut sich daran machen, etwaige nutzlose Fleischteilchen am Vorderteil des Gliedes, sogenanntes lā drinya drinya mit dem Fingernagel oder dem Messer zu entfernen. Vor allem wird er sehen, daß die Eichel frei liegt und sich nichts Schmutziges mehr daran befindet.

Hat der Beschneider alles für gut befunden, wird er das Loch in der Erde zuscharren und sich dann seinen Lohn, der in früheren Jahren hoka atô (= 200 Kauris) = 5 Pfennig betrug, heute dagegen hoka 25 (= 1000 Kauris) = 25 Pfennig ausmacht, geben lassen.

Bei der Beschneidung unter den Togoern gibt es noch eine Reihe von Gebräuchen, die nicht übergangen werden dürfen, da sie einen Blick in die Gedankenwelt der Eingeborenen gewähren:

Fürchtet sich ein Kind bei der Beschneidung derart, daß es vorher von seinen Exkrementen in das von Awatsola ausgekratzte

Loch fallen läßt, so hat der Vater des Kindes am gleichen Tage dem Beschneider zu geben: Ein weißes Huhn und ein bestimmtes Quantum Palmwein (aha adzadu deka = eine Korbflasche Palmwein). Der Vater hat mit der Beschneidung einige Tage zu warten, da sie beim ersten Versuch mißglückte. Der Togo- oder Evheneger nennt den mißglückten Versuch: ćgblê he la nu; es (das Kind) verdarb das Messer. Der Vater wird seinen Knaben danach meistens in eine andere Stadt zum Beschneiden bringen.

Kindern, die beschnitten werden, ist, solange die Wunde nicht geheilt ist, verboten zu essen: Avadze (dem Jams ähnliche Frucht), Adzobali (ebenfalls dem Jams gleichend), Azi (Erdnuß), Ayi (eine Bohnenart) und Kpokpo (ebenfalls eine Bohnensorte). Die Eingeborenen sind der Meinung, der Genuß dieser Früchte habe zur Folge, daß die Heilung eine langwierige sei.

Gewöhnlich nimmt die Beschneidung, wenn vom 5. Tage ab das Glied zweimal täglich mit heißem Wasser abgewaschen wird einen guten Verlauf und innerhalb vier Wochen ist nichts mehr von dem Vorgange zu bemerken. Anfangs legen manche Eingeborenen bestimmte Blätter auf die Wunde, die man aber bald entfernt.

Nach Beendigung der Heilung geben die meisten Eltern dem Kinde vom sogenannten „Beschneidunghahn“ den Oberschenkel. Es ist das ein gewisses Schmerzengeld. Der Hauptanteil des gekochten Hahnes fällt den Eltern zu, die ihn unter die andren Familienangehörigen verteilen. Jedem beschnittenen Knaben schert man nach überstandener Heilung das Kopfhaar und versieht ihn mit Perlenschmuck.

Im allgemeinen verheilen Beschneidungwunden gut, doch bei der Unvorsichtigkeit der Eingeborenen kommen hin und wieder längere Erkrankungen am Gliede vor. Daß derartige Krankheiten nachteiligen Einfluß bei späterer Zeugung bewirken, geben Eingeborene zu.

Hat jemand in der Familie seine erste Beschneidung vollzogen und die Wunde heilte rasch, so sagt der Evhoer von einem solchen Beschneider: „ele alonse ue“; „es ist in seinem Arm.“ Darauf kann der Vater des Betreffenden an die Übergabe des Amtes ruhig gehen. Heilt dagegen die Wunde recht langsam, dann heißt es vom Beschneider: „alo mefa o“; „der Arm ist nicht friedlich“, was besagen will: es ist besser, ein solcher verläßt den Beruf.

Hat sich ein Beschneider auf seine alljährliche Beschneidung-

reise, die er, wie schon anfangs erwähnt, aus hygienischen Gründen um die Jahrwende unternimmt, begeben, so vollzieht er die Beschneidung gleich an all den Orten, die zu seinem Bezirke gehören. Knaben, die nicht beschnitten sind, dürfen keine Lendentücher tragen, dagegen können beschnittene solche tragen, wenn sie wollen; können aber auch, wie Figur zeigt, frei herumgehen. Das Lendentuch besteht meistens aus rotem Stoffe. —

Wortwechsel eines Togonegers mit seiner Frau und der sich dabei abspielende Streit (Ehescheidung).

Von Missionar Karl Spieß aus Togo.

Klu: Meine Frau heißt Abra und wurde mir in ihrer Jugend gegeben. Eines Tages lief sie davon. Ich hörte, sie sei nach Ho gerannt. Nicht gleich konnte ich ihr nachlaufen, da mein Fuß mich durch Guineawurm schmerzte. Sobald es besser ging, machte ich mich auf den Weg, sie zurückzuführen.

Abra: Als Klu wollte, daß ich mit ihm zurückkehrte, weigerte ich mich. Wohl haben die Eltern mich ihm in meiner Jugend schon gegeben, aber ich konnte damals eben „meinen Mund“ noch nicht öffnen. Als ich ein wenig erwachsen war (metsi viḍe la), kam Klu zu meinem Vater und wünschte, daß ich in sein Haus zum Schlafen käme. Ich folgte seinen Wünschen. Doch als mein Mann eines Tages fragte, ob er bei mir schlafen könne, ließ ich es nicht zu. Darauf antwortete er, wenn er in Wirklichkeit bei mir schlafe, würde es mich gelüsten. Als ich wieder nicht wollte, hielt er mich mit Gewalt fest, ich aber ergriff sein „Glied“ (lé ew̃e aw̃a), und es entstand ein Kampf zwischen uns beiden. Auf seine Bitte hin ließ ich dann von ihm ab. Mein Mann streute das Wort zwischen uns beiden aus in alle Welt und beschimpfte mich aufs heftigste. So schimpfte er unter anderem: er wünsche nicht von einem „Ew̃evi“ (Kind des Ew̃elandes) beschmutzt zu werden, oder ob ich nicht wüßte, daß er aus seiner Verwandtschaft die Akuwa kaufen und sie heiraten könne?

An einem anderen Tage, nachdem die Werkzeuge des Feldes gereinigt waren, kam Klu zu meiner Mutter und teilte ihr mit,

daß er mit anderen aufs Feld zum Reinigen gehe und deshalb wünsche, daß ich für sie kochen solle. Meiner Mutter Bitte entsprechend ging ich, aber nur um zu kochen, denn ich wußte, würde ich mit einem Feldgeräte kommen, sollte ich feste mitarbeiten. So ging ich denn ohne Werkzeug. Sofort begann mein Mann mit erregter Stimme zu fragen: Wann er jemals an die Küste gegangen sei und dort Eisen gekauft und es in Kodiabe habe schmieden lassen, und seiner Frau gegeben, damit sie für ihn auf dem Felde arbeite? Weil er mich nur des Essens wegen gerufen hätte, solle ich ihm sofort Essen kochen, damit er essen könne. Darauf fragte ich ihn, ob er denke, daß ich ein kleines Kind sei, weil er noch nichts zu essen habe? So sei es nicht! Nun sagte Klu mir, daß er sich gefreut hätte, als ich noch nackend in der Kindheit gewesen sei, da hätte ich keine Hundeexkremente in seinen Mund gemacht (ein Schimpf der Eweer), und als seine Mutter die meinige meinetwegen fragte, hätte es ihm nicht gefallen. Als er das vor den anderen sagte, mußte ich weinen und lief nach Haus.

Der vielen Quälereien wegen von seiten meines Mannes ging ich eines Tages fort und rief die Gottheit an (meyo tro). Dieser Sache wegen wollte auch meine Mutter nichts mehr von mir wissen. Mein Mann erkrankte, bald nachdem ich die Gottheit angerufen hatte. Darauf gingen die Angehörigen zum Wahrsager und die Antwort lautete: da ich den Tro (Tro = Gott, Gottheit) gerufen hätte, wünsche dieser meine Mutter zu töten. Bald darauf starb denn auch meine Mutter. Nach ihrem Tode gingen mein Mann Klu, sowie mein Bruder Kofi und ich nach Akoviewe, um dort die Gottheit durch Opfergaben zu versöhnen. Das kostete mich zwei Mark. Es wurde mir nicht erlaubt, daß ein anderer mir dieses Geld bezahlte, ich selber mußte den Betrag aufbringen.

Ein „ganz besonderes Wort“ ereignete sich nach dem Tode meiner Mutter. Während ich bei meinem Manne Klu schlief, legte er seinen Arm auf meinen Rücken und hielt mich plötzlich fest, dann ergriff er die Afteröffnung und sagte: wenn ich den Beischlaf verweigere, werde er die Afteröffnung aufreißen. —

Als ich mich verabschiedete von Klu, um einen Besuch bei meinem Onkel in Kpatove zu machen, erlaubte er es nicht. Ich sagte ihm, gut!, wenn er es nicht erlaube, würde ich ohne sein Wissen gehen. Als ich ging, folgte er mir nach und holte mich in Kpedzi ein. Zuerst verlangte er von mir, daß ich mit ihm

zurückkomme; ich schlug es ab. Danach wollte er meine Last tragen, auch das ließ ich nicht zu. Nun riß er mir mein Landtuch vom Leibe, darauf meine Schambinde. Doch ich blieb dabei, nicht nach Hause zurückzukehren. Als er mich darauf schlug, suchte ich ihn mit meinem Stocke zu schlagen, doch kein Schlag traf. Hierauf band er mich, stellte sich zwischen meine beiden Beine und sagte, wenn ich nun nicht folge, würde er mir meine Scheide auseinanderreißen (nyonume). Als er so hin und her machte, hörte er Stimmen, worauf er mich schnell wieder los ließ. Es waren Aulohändler von der Küste, denen er dann sagte, indem er ihnen sein Gewehr zeigte, daß ich ihn damit hätte erschießen wollen. Auf dem Weitermarsche sagte er zu mir, daß er, sobald wir wieder zu Hause seien, meine Schuld von 5 £ (= 100 Mark) haben wolle.

Zu Hause angekommen, schickte Klu dreimal zu meinem älteren Onkel (Bruder meines Vaters) der 5 £ wegen, die er für die Heirat ausgelegt hatte, aber er erhielt keine Antwort von ihm. Auf das hin führte Klu mich zu den schwarzen Soldaten in Tsrewe, um zu seinem Gelde zu gelangen. Auf die Frage der Soldaten hin sagte ich, daß ich nichts zu antworten hätte, auch keinen wüßte, der für mich bezahlen könne. Als auf das hin die Soldaten mich binden wollten, trat ein Verwandter dort für mich ein, und sie banden mich nicht. Ich sagte den Soldaten dann, wenn gleich keiner da sei, der für mich bezahlen werde, so wolle ich nicht bei meinem Manne bleiben. Alsdann kehrten wir nach Abuadi zurück. Dort fing Klu gleich wieder mit Schimpfen an, indem er unter anderem sagte: „Ihr wollt Jungfrauen sein und könnt nicht einmal 5 £ für mich aufbringen“. Während mein Mann darauf eine Verwandte von Danyi her begleitete, ging ich zu meinen Verwandten. Von Danyi zurückgekehrt, begann Klu wieder damit, daß ich zu ihm kommen solle. Einer der Freunde meines Mannes bat mich darauf, doch Klu zu mir zu lassen, hatte ihm auch schon ein Kopfkissen gegeben, um damit uns beide in sein Haus aufzunehmen. Ich ging nicht darauf ein, weil ich es nicht wollte; auch sagte ich ihm, ich sei noch zu jung. Dieser Freund rief mich dann. Mein Mann antwortete mir in dessen Gegenwart: ob ich tot oder lebendig sei, ich sei sein Eigentum (eto menye) und „ein anderes Wort hätte er nicht in seiner Hand“ (übersetzt genau der Ewesprache entsprechend). Der Freund meines Mannes ging zu meinen Verwandten und sagte

diesen, daß er von jetzt an seine Füße nicht mehr in ihre Nähe setzen werde.

Als ich in die Stadt ging und einer der Brüder meines Mannes mich verspottete, warf ich meinen Mann mit einem Stein, der ihm eine Kopfwunde beibrachte. Darüber fürchtete ich mich. Am nächsten Morgen brachte ich Klu Wasser und bat um Entschuldigung. Sofort gab mir mein Mann das Kleid, das Blutflecke bekommen hatte, damit ich es wasche. Als ich zur Wasserstätte mit dem Tuch gehen wollte, ergriffen mich drei schwarze Soldaten und führten mich zum Oberhäuptling (fia = König), der mich binden ließ. Auf die Worte des Freundes meines Mannes hin, mich nicht zu schlagen, geschah es auch nicht. Bis Mittag hielt man mich gebunden, dann kam der betreffende Freund und bat, mich loszulassen, was auch getan wurde. Man führte mich danach in das Haus meines Mannes.

Eines Abends sagte mein Mann zu mir: ich möchte das Bett ordnen, was auch geschah. Wir beiden legten uns miteinander nieder. Plötzlich riß mein Mann mein Tuch von mir; ich deckte mich darauf mit dem seinigen zu; auch das riß er an sich. Nun begann er, mich zu schlagen, worauf ich zum Schwiegervater lief, daß er mich aufnehmen solle. Dieser aber hielt es mit meinem Manne und beschimpfte mich ebenfalls. So sagte er: „Ich sei nicht fähig, schwanger zu werden; warum mein Mann mir noch immer nachlaufe? Wäre er nicht so dumm (genau: ein Tier, d. h. so dumm wie ein solches), könnte er nicht so lange mir nachlaufen. Er weigere, daß ich wieder zu seinem Sohne komme, und sein Sohn käme nicht wieder zu mir. Ich würde keine Kinder bekommen, daher solle ich Exkremente nehmen und das Tragkissen damit ausfüllen und mich darauf lehnen“.

Auf all das Schwere hin wurde ich ernstlich krank. Als mein Mann hörte, es gehe mir besser, schickte er Ackergeräte zu mir, die ich nicht annahm. Ich ließ ihm sagen, daß die früheren Gerätschaften noch nicht entzwei seien. Hierauf sandte er Nachricht, daß ich zu ihm kommen solle, worauf ich nicht einging. Darauf ließ mir meines Mannes Freund sagen, daß ich mir die Sache genau überlegen möchte, er werde mich zu meinem Manne führen. Da ich unter keinen Umständen bei meinem Manne sein kann, bin ich von zu Haus fortgerannt und suche anderswo Rat und Hilfe.

Klu: In der Tat, ich habe zuerst gesagt, ob Abra bei mir

schlafen wolle. Es war aber mehr ein Wort des Scherzes, besonders das, daß ich ihr sagte, wenn ich bei ihr schliefe, würde es sie gelüsten. Ich sagte ferner zu Abra, wenn wir beieinander wären und ich würde nichts von einem Hurenleben ihrerseits hören, daß ich dann auch kein derartiges Wort mehr fragen würde, anders aber, sobald ich vernehmen würde, daß sie doch hure, ich auch mit ihr zusammenschlafen wolle. Ich hörte dann bald zwei Namen, junge Leute, die mit ihr hurten (mese ame eve w̆e siko̱wo le eim be wonye ew̆e ahiawo = ich hörte Menschen zwei ihre Namen über sie, daß sie seien ihre Hurer (ahia = Konkubine). Daraufhin begann ich auch zu fragen, um mit ihr zu schlafen.

Was das Wort des „Menschenkaufs“ betrifft, so verhält es sich damit anders. Ich ermahnte sie nur eines Tages, daß sie kein unbändiges Menschenkind werden solle wie die Tochter meines Bruders, die es bis auf den heutigen Tag sei. Doch, wolle Abra auch so werden, so sei das ihre Sache. Mit dem Schimpf auf dem Felde verhält es sich auch andres. Abra ging zu meiner Mutter und erzählte ihr allerlei. Darauf fragte mich meine Mutter, warum ich so viel gegen meine Frau schimpfte, obgleich ich sie doch genommen hätte? Ich antwortete meiner Mutter: „Man fragte Abra für mich als sie klein war, nun sie erwachsen ist und ich sie haben will, kommt sie nicht; was soll ich da machen?“

In der Tat, als Abra mein „Glied“ nicht losließ, sagte ich ihr, würde sie mich nicht loslassen, dann würde ich ihre Scheide aufreißen, so daß sie zu keinem Manne gehen könne.

Abra behauptet: ich hätte auf dem Kpedziwege erst ihr das Tuch und dann ihr die Schambinde (godui) weggerissen; das ist nicht wahr.

Daß Abra sagt, ich habe ihren Geschlechtteil auf dem Kpedziwege auseinanderreißen wollen, ist eine Lüge.

Und nun das Wort mit dem Gewehr. Als ich meiner Frau auf dem Kpedziwege nachlief, rannte sie weiter, weil sie mein Gewehr bei ihren Sachen hatte. Darauf lief ich stark, nahm ihr das Gewehr aus den Händen und fragte: was sie damit machen wolle? Sie antwortete, daß sie sich damit töten wolle. Aulo̱leuten, die gerade des Weges kamen, sagte ich, daß sie Zeugen seien des Wortes zwischen mir und Abra, daß sie mein Gewehr nahm und ich es von ihr forderte. Ich sagte nicht, daß Abra den Gewehrhahn gegen mich gespannt gehabt hätte.

Ich schickte nicht zu den schwarzen Soldaten, die Abra einzufangen und sie im Königgehöfte zu binden; ich habe nur verlangt, daß sie mein Tuch wasche und danach mit mir aufs Feld gehe.

Abra: Als die Soldaten mich gebunden hatten, kaufte Klu für sie für 15 Pfennig Palmwein und an einem anderen Tage noch ein Quantum Palmwein (adzafi ḍeka = Korbflasche eine).

Klu: Ich habe meine Frau nicht beschimpft mit dem Worte: sie wolle eine Jungfrau sein und könne nicht einmal die 5 £ bezahlen. Nur in Tsreŵe erwähnte ich die 5 £ vor den Soldaten. Als sie aber aussprach, daß sie ins atsuŵe (Haus des Mannes) zurückwolle, führte ich sie nach Abuadi zurück.

Das Wegnehmen des Tuches am Abend verhält sich so: Ich wünschte, daß wir beide nur ein Tuch, das meinige, zum Zudecken hätten, aber sie wollte das nicht. Dann begann sie allerlei Redereien und sagte unter anderem: wir beide würden heute sterben. Als sie das sagte, gab ich ihr einen Schlag ans Ohr und im Streite zerriß ich ihre Halskette (Dzonu), so daß die Perlen auf die Erde fielen.

Noch ein anderes Wort habe ich zu sagen. Eines Tages schickte Abra meinen Freund zu mir, der mir sagen solle, sie könne nicht mehr beim Klu sein; ich möge sie zu meinem Halbbruder (to̱vinge = Halbgeschwister) gehen lassen, daß dieser sie zur Frau nehme. Das war mir recht, sagte nur, daß sie jemanden nehmen solle, dessen Dinge (nu) besser seien als die meinigen. Ich wartete auf Antwort, bekam aber keine. Daraufhin sage ich nun, sie ist nicht mehr meine Frau; ich werde sie nicht mehr verfolgen und keine Feldgeräte mehr für sie reinigen. Ich wünsche nur das Taho (die Auslagen, die man an die Braut und deren Eltern gewendet hat) zurück. Dieses beträgt genau £ 5.12 = Mk. 112,—. Taho nennt der Togoer auch sanu oder tanu.

Anmerkung: Es besteht das Gesetz bei den Eŵern, daß nach einer Scheidung zwischen Mann und Frau, ersterer alles das, was er für seine Frau vor der Ehe ausgegeben hat, zurückverlangen kann.

Friaulische Meinungen und Ansichten vom Geschlechtverkehr.

Von Prof. J. K.

1. Pantijanátiš (wörtl. „alte Ratten") nennt man in Friaul jene alten Weiber, die aus Geilheit galanten Abenteuern nachgehen, dabei aber fleißig die Kirche besuchen. Diese Pharisäerinnen hält man für ärger als Hexen.

2. Weiber (Mädchen) mit zusammengewachsenen Brauen, solche, die sehr lange Schritte machen, hinkende und höckerige sind sehr zumptsüchtig; unter den Männern sind jene die größten Steiger, deren Nasenlöcher sehr weit und so emporragend sind, daß man die Nasenscheidewand sieht. Auch in Friaul glaubt man noch an die Regel, die in den Priapea carmina enthalten ist:

Noscitur ex ore, quantum sit virginis antrum (= vulva).
Noscitur ex naso, quanta sit hasta viri (= Zumpt).

3. Von unehelichen Kindern, namentlich von solchen, die ein verheiratetes Weib von einem anderen als ihrem Gatten empfangen hat, sagt man, sie seien „barfuß" geboren (nassúz discólz).

4. Man sagt, der heilige Christoph habe die Pfaffen kastrieren wollen, und sie hätten ihn deshalb aus der Kirche ausgeschlossen und nur auf der Außenseite der Kirche sein Bild zu malen gestattet.

5. Rothaarige Weiber sind zum Ehebruch sehr geneigt.

6. Wenn die Schwangere das wollene Hemdchen für das erwartete Kind strickt, muß sie achtgeben, daß der Faden sich nicht um ihren Hals winde, denn sonst würde das Kind samt der placenta herauskommen (cola çhamése, wörtlich „mit dem Hemd").

7. Um von Jemandem eine große Summe Geldes zu erhalten, mache man einen Kuchen, gebe etwas menschliches Sperma hinein und gebe das jener Person zu essen.

8. Wenn ein Mädchen unehelich geschwängert worden ist, so soll sie die heilige Maria Magdalena anrufen.

9. Eine gute Helferin bei Gebärmutterblutungen (infolge Geschwulstbildung, ferner bei Abortus und wenn von der Nachgeburt etwas zurückgeblieben ist) soll die heilige Jungfrau Martha sein.

10. Valentin Ostermann erzählt von einem Mädchen, Dominika Minóns, Tochter des Camillo M. aus Romans (in der Grafschaft

Görz), 17. Jahrhundert (um 1645), die in Faedis (Oberitalien) sehr an Manntollheit (Nymphomanie) litt; sie meinte, sie sei vom Teufel besessen, und erzählte, sie hätte mehrmals mit ihm Beischlaf gepflogen. Von zwei Hexen in Faedis habe sie den Rat bekommen, sie möge in der Kirche ihre vulva reiben und die Brustwarzen wollüstig berühren; infolge dieser Manipulationen habe sie mehrmals in der Kirche Ergüsse des Lustsaftes, verbunden mit unsäglicher Wollust, gehabt. Eines Tages habe sie den Satan in Gestalt eines Pferdes erblickt, das sich gleich darauf in einen feisten Pfaffen verwandelte. Hierauf habe sie splitterfadennackt das Lager des „Teufels" bestiegen und mit ihm fleischlich verkehrt.

11. Wenn jemand einen Mutterkuchen unter das Altartuch versteckt und viele Messen darauf gelesen werden und er dieses Amulet um den Hals gehängt trägt, so wird er unverwundbar.

12. Wird ein Kind mit einem Schweifchen oder mit Hörnern geboren, so ist es ein Kind des Teufels; die Mutter muß von einem Alp (çhalçhút, véncul) geschwängert worden sein.

13. Wenn eine Mißgeburt einem bestimmten Tiere ähnelt, so sagt man, die Mutter habe sich aus widernatürlicher Geilheit einem Tiere preisgegeben. (Bekanntlich erzählt der griechische Mythos, Leda sei von einem Schwan, Pasiphaë und Europa von einem Stier geschwängert worden.)

14. Ein Kind, das mit gekreuzten Beinen aus dem Mutterleib kommt, wird ein belandánt (Hexenmeister; auch nächtlicher Geist).

15. Der Dachs (tacc, tass) soll, wenn man ihn verfolgt, sehr zu fürchten sein, da er mit seinen starken Krallen dem Jäger den penis samt dem scrotum auszureißen trachte.

Sterilisation Minderwertiger und Sittlichkeitverbrecher.

Von Austin Collins.

Die numerische Minderheit, in der sich das weibliche Element in den Staaten der nordamerikanischen Union namentlich in den Weststaaten befindet, macht das Weib der weißen Gruppe dort zum Gegenstand leidenschaftlichster Begehrungen.

Bei der Wertschätzung des Weibes sind andererseits Angriffe auf die weibliche Geschlechtehre in Nordamerika viel intensiver

und wegen der Folgen gewaltsamer Schwängerung gesellschaftgefährlicher als in Europa.

Und zwar aus rassenbiologischen und physiologisch-psychologischen Momenten der aggressiven Notzüchtiger oder Unzüchtler ist weitaus in den meisten Fällen ein hereditär Belasteter oder doch sonstwie minderwertig. Nur in ganz vereinzelten Fällen entspringt der Notzuchtakt einem Gefühl des Rassenhasses.

Vom Standpunkt der Rassenpsychologie ist es merkwürdig, daß so mancher junge weiße Amerikaner den geldbezahlten coitus mit einer Negerin gar nicht als eigentlich unsittlich ansieht, sondern als kindische Spielerei, die sich für Männer nicht schickt. Gelegentlich vergreift man sich an weiblichen Individuen der schwarzen bzw. anderfarbigen Rasse, um damit gleichzeitig die Feilheit dieser Rasse verächtlich zu machen. Ein seltsamer Standpunkt, dem man aber häufiger bei Amerikanern begegnet.

Ehen zwischen Anglikanern oder weißen Amerikanern mit schwarzen Mädchen werden immer seltener; in entsprechendem Maße sind aber fleischliche Gelegenheitverbindungen zwischen Weißen und Schwarzen gewachsen.

Merkwürdig häufig ist der Notzuchtakt Farbiger gegen Weiße. Und hier kann man geradezu von Notzucht aus Rassenhaß sprechen. Z. B. ein Neger oder Chinese ist betrunken und wird gehänselt oder verhaftet. Da ist es nicht selten, daß der Verhaftete bei der Entlassung aus Wut über ein weißes Mädchen herfällt und die Ärmste brutal vergewaltigt. Richter Lynch weiß von manchem dieser Fälle zu sprechen.

Geht bei diesem gewaltsamen Coitus schon böse Frucht bringender Same auf die Empfängerin über, so kommt bei der Geschwängerten das Moment der Abneigung, des Widerwillens psychischer Depression häufig noch körperliche Unreife dazu. Die Summe dieser Hemmungen geht mehr oder minder ausgesprochen auf den nasciturus über. Geboren wird schließlich ein bedauernswerter Wurm, dem vom Erzeuger her die Merkmale der Inferiorität, von der Mutter her Angst und Schreck und Widerwillengefühle anhaften. Die physische Mutterliebe, welche die oft „jungfräulich“ Gebärende trotzalledem dem aufgezwungenen Kinde entgegenbringt, erlebt die furchtbarsten Rückschläge, wenn das Kind die Merkmale der fremden Rasse schärfer ausgeprägt zeigt, namentlich aber, wenn der unehelich geborene in die Pubertätjahre kommt.

Diese „gewaltsam Empfangenen" werden die gewalttätigsten Menschen, da sie jedem als eine Last erscheinen. Das Leid und Wehe, das aus einem folgereichen Notzuchtakt kommt, ist unsagbar. Da nun die gesellschaftliche Ordnung in Nordamerika noch verhältnismäßig jungen Datums ist und noch nicht genügend gefestigt erscheint, sucht man den Gefahren der Notzuchtfolgen einen Riegel vorzuschieben. Und da diese Notzucht bei geistig Minderwertigen am ehesten Betätigung findet, hat man in einer Reihe von nordamerikanischen Gliedstaaten an Repression gedacht. Diese besteht darin, daß man die Samenübertragung verbrecherischer Naturen und geistig Minderwertiger zum Gegenstand kriminalpolitischer Erwägungen und schließlich gesetzlicher Beschlüsse gemacht hat.

Wir haben es da mit einem staatlichen Eingriff in die Sexualsphäre zu tun, wie er bisher im Rechtstaat nicht zu verzeichnen gewesen ist.

Darum haben die Anthropophyteia sich mit diesem Thema mit zu befassen, um den Entwickelunggang dieser gesetzlich fixierten Materie verfolgen zu können.

Aus Rücksichten einer stark gefährdeten Gesellschaftordnung sollen nicht nur verbrecherisch veranlagte Männer und Frauen, geistig minderwertige Rechtverbrecher, sondern auch notorische Idioten, seien sie nun in Gefängnissen, Arbeithäusern, Armenanstalten oder Irrenasylen an der Samenübertragung gehindert werden.

Das ist der Inhalt der in Betracht kommenden Gesetze! Man sieht, die Amerikaner waren nicht prüde und zimperlich als sie die Sache anfaßten. Von der Auslegung der Gesetzbestimmungen wird alles abhängen. Und da müssen wir sagen, daß heute bereits die Onanisten dem Nordamerikaner schon als Minderwertige erscheinen, wenn sie eine Detentionstrafe abbüßen müssen.

Zweck der gesetzlichen Bestimmungen ist: man will die gekennzeichneten Individuen an der Fortpflanzung hindern. Sie sollen also am folgereichen Beischlaf gehindert und weibliche Individuen der gleichen Kategorien einer Empfängnis bzw. Gebärfähigkeit unfähig gemacht werden.

Solche Gesetze bestehen zurzeit in Connecticut, Indiana, seit 26. April 1909 in Kalifornien, Oregon. Die Gesetzbestimmung von Indiana sagt: Da bei dem Sichfortpflanzen von Verbrechen, Geistkrankheit und Geistschwäche die Vererbung eine Hauptrolle spielt,

beschließt die gesetzgebende Versammlung des Staates Indiana folgendes: Nach Annahme dieses Gesetzes muß jede Anstalt im Staat, welche chronische Verbrecher, Idioten, Notzüchtler, geistig Schwachsinnige autoritativ verwahrt, in strengverbindlicher Weise unter ihren Beamtenkörper außer dem ordentlichen Anstaltarzt zwei erfahrene Chirurgen von anerkannter Tüchtigkeit aufnehmen. Deren Pflicht soll sein, vereint mit dem Anstaltoberarzt den geistigen und körperlichen Zustand jener Insassen zu prüfen, welche vom Anstaltarzt und dem Verwaltungrat dazu bezeichnet werden. Ist nach dem Urteile dieses sachverständigen Kollegiums und des Verwaltungrates nicht ratsam, eine Zeugung zuzulassen, und ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sich der Zustand der bezeichneten Individuen nicht bessern werde, dann sollen die Chirurgen berechtigt sein, eine solche Operation zur Verhütung einer Zeugung vorzunehmen, die nach ihrer Überzeugung und Entscheidung am sichersten und wirksamsten ist. Diese Operation soll indessen nur in besserungunfähig erklärten Fällen erfolgen."

Wir haben also hier einen seit dem Mittelalter nicht mehr vorgekommenen staatlichen Eingriff in das Sexualleben des Einzelindividuums vor uns, dem wir nichts Ähnliches zur Seite stellen können und an dessen Bestand die Moralforschung, wie sie die Anthropophyteia vertreten, nicht achtlos vorbeigehen kann.

Wir haben es hier nicht mit Kastration im eigentlichen Sinne zu tun, wie sie z.B. auch Dr. Gennat, Hamburg für unverbesserliche schwere Unzuchtverbrecher in Deutschland bereits in Vorschlag gebracht hat, vielmehr ist der alleinige Zweck der Operation, Verhinderung der Samenübertragung bzw. der Empfängnis. Es bleibt Erektionfähigkeit des männlichen Gliedes, es bleibt der Geschlechttrieb als solcher. Es bleibt also auch die Fähigkeit, ein Sittlichkeitverbrechen vorzunehmen. Verhindert ist nur die Samenübertragung bzw. die Gebärfähigkeit. Grade diese facultas coeundi, die Möglichkeit einer Defloration und Übertragung von Geschlechtkrankheit hat dem Verfahren, das als Vasektomie zu gelten hat, auch Feinde zugezogen.

Bei Frauen wird ein Einschnitt in die Eierstöcke vorgenommen, bei Männern der Samenstrang durchschnitten. Eine Entfernung der Hoden findet nicht statt.

Das sonst so prüde Amerika bot den Teilnehmern am internationalen Gefängniskongreß zu New York-Washington, Septem-

ber 1910, im Indiana-Reformatory eine derartige Operation, die Staatanwalt Dr. Ernst Rosenfeld wie folgt in den Blättern für Gefängniskunde 1911, S. 288 schilderte: „Die Operation wurde von Herrn Dr. Scharp persönlich mit Hilfe zweier Assistenten vorgenommen. Er erklärte, daß von den über 450 Operationen, welche er seit mehr als neun Jahren vorgenommen habe, dies der erste Fall sei, daß er sie in Narkose vornehme. Er tue das einmal, weil der Patient ängstlich geworden sei, dann aber auch, um die Operation so langsam vornehmen zu können, daß die Zuschauer genau zu folgen vermöchten. So geschah es. Dem Gefangenen wurde rechts und links der Samenstrang durchschnitten und dieser je nach oben, d. h. zum Penis hin unterbunden; nach unten den Hoden zu, blieb der Samenstrang offen, um eine Hypertrophie der Hoden zu verhindern . . . .“ Wir wollen es dem Herrn Staatanwalt gerne glauben, daß der Vorgang einen abscheulichen Eindruck machte.

Wie sich das Institut der Sterilisation weiter gestalten wird, vermag zurzeit natürlich kein Mensch zu sagen. Ob in den der facultas procreandi beraubten Menschen nicht schließlich der Gesellschaft Anarchisten erwachsen, gegen welche die Terroristen ein Kinderspiel sind, bleibt abzuwarten. Wir wollen nur wünschen, daß sich die Klagen jener nicht bewahrheiten, welche in den Sterilisierten Destrukteure der allgemeinen Moral erblicken. Auf die Behandlung dieser Sterilisationfrage in der medizinischen Literatur brauchen wir den Medizinern keine weiteren Verweisungen zu geben. Von den strafrechtlichen Zeitschriften befaßten sich mit dem Thema: Das Archiv für Kriminalanthropologie (herausgegeben von Groß), Band 39, Monatschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtreform (Herausgeber Aschaffenburg), Band 5 und Zeitschrift für die gesamte Strafrechtwissenschaft (herausgegeben von v. Liszt), Band 28.

Direktor Dr. Gennat plädiert in seiner 1905 erschienenen Schrift: „Das Strafensystem und seine Reform“, als einer der wenigen deutschen Strafanstaltdirektoren für gewisse Verbrechen gegen die Sittlichkeit auf Entmannung als richtige Strafe. Cfr. Seite 90 l. c. Demgegenüber ist es erfreulich, wenn ein Amtkollege Gennats, der viel praktischer und sozialer empfindende Direktor Fliegenschmidt von der Anstalt Oslebshausen bei Bremen erklärte, niemanden zu kennen, der diese ungeheure Strafart wünscht oder kommen sieht für deutsche Verhältnisse. —

Die furchtbare Gefährlichkeit der Entmannten für die Rechtgüterordnung kann man nicht nachdrücklich genug in Aussicht stellen, und darum wollten wir auch in diesem Jahrbuch Propaganda für eine Bekämpfung derartiger Strafmittel machen. Mit der Vasektomie arme Teufel von Onanisten bestrafen zu wollen, Leute, die einmal über den Durst getrunken haben, ist verwerflich. Fürsorge und Erziehung fördert die Volkwohlfahrt weit mehr.

Homoerotik in den homerischen Gedichten.

Von Dr. phil. Hans Licht, Leipzig.

Daß in den homerischen Gedichten[1]) auch nicht eine Spur von Päderastie zu finden sei, ist die allgemeine Ansicht der Philologen und anderer, die sich mit der Literatur der Griechen zu beschäftigen haben. Der Freundschaftsbund zwischen Achilles und Patroklos sei zwar ungewöhnlich tief, ja leidenschaftlich, entbehre jedoch völlig des erotischen Einschlags. Erst eine spätere Zeit habe auch in diese idealste aller Männerfreundschaften das sinnliche Element hineingebracht, und namentlich die Komödie habe in ihrer alles verspottenden und herabzerrenden übermütigen Laune aus den vor Trojas Mauern liegenden Helden ein Päderastenheer gemacht[2]). Daß diese Ansichten verkehrt sind, wird in vorliegendem Aufsatz nachgewiesen werden. Folgende Sätze sollen bewiesen werden: I. Der Freundschaftsbund zwischen Achilles und Patroklos, so ideal er auch ist, enthält einen hohen Prozentsatz homoerotischen

[1]) Unter „homerischen Gedichten" verstehen wir hier nur Ilias und Odyssee, nicht auch die sonst dem Homer noch zugeschriebenen kleineren Dichtungen. Die Kenntnis aber des Inhaltes dieser beiden großen Epen setzen wir voraus: Die Arbeit würde an Umfang viel zu sehr anschwellen, wenn jedesmal der Zusammenhang der einzelnen Stellen dargelegt werden sollte. — Die Verse werden zitiert nach der Übersetzung von Johann Heinrich Voß.

[2]) Das am meisten charakteristische Beispiel ist ein Bruchstück aus einer Komödie des Eubulos (Kock, Comicorum Atticorum fragmenta, Bd. II, S. 207). Es wird dort von den Entbehrungen der griechischen Soldaten vor Troja gesprochen und dann gesagt, daß sie bei dem Mangel an Mädchen zehn Jahre lang sich gegenseitig befriedigt hätten und schließlich bei weitem εὐρυπρωκτότεροι abgezogen wären als die von ihnen eroberte Stadt.

Empfindens und Handelns. II. Auch sonst ist das homerische Epos reich an unzweideutigen Spuren von Ephebophilie und Päderastie. III. Das Altertum selbst hat nie anders geurteilt.

I. Der Freundschaftsbund zwischen Achilles und Patroklos.

Die Ilias, das älteste große Epos der Griechen, ist von ihren anderen Herrlichkeiten abgesehen, zugleich ein wundervoller Hymnus auf die Freundschaft. Vom dritten Buche an durchzieht die Liebe der beiden idealen Jünglingsgestalten, des Achilles und Patroklos, das ganze Gedicht bis zum letzten Gesange in so breiter Darstellung, daß hier nur die wichtigsten Stellen besprochen werden können. Patroklos, der Sohn des Menoitios, der in Opus, einer Stadt in Mittelgriechenland lebte, hatte als „blühender Knabe“ beim Würfelspiel in unbedachter Zorneswallung einen Kameraden getötet, worauf sein Vater mit ihm nach Phthia in Thessalien zum König Peleus flüchtete, der sie freundlich aufnahm und den Knaben seinem eigenen Sohne Patroklos zum Freunde gab[1]. Bald fanden sich die Herzen der beiden Jungen, die von nun an unzertrennlich waren, so daß ihre Freundschaft bei den Griechen sprichwörtlich wurde[2]. Als dann der tränenreiche Krieg ausbrach, der um des Leichtsinns eines Weibes willen die Blüte Griechenlands zu den Waffen rief, folgte Patroklos natürlich seinem trauten Waffenkameraden. Während der unfreiwilligen Muße, die Agamemnons unkluges Benehmen dem Achill und damit selbstverständlich auch dem geliebten Patroklos auferlegt, verleben sie in Achills Zelt gemeinschaftlich ihre Tage, den Schmerz bitterer Ehrenkränkung durch das Glück der Liebe versüßend. Dann mag wohl Achilles die Leier spielen, „damit den Mut labend und Siegestaten der Männer besingend“, während Patroklos ihm gegenüber sitzt und schweigend dem Freunde zuhört[3]. Nachts aber schlafen sie in einem Zelte, wenn es auch geschieht, daß sie an weiblicher

---

[1]) Ilias 23, 84ff.

[2]) Vgl. Pindar. Ol. 10, 19. Xenoph. sympos. 8, 31. Lucian. Toxaris cap. 10: „Die Liebe des Achilles und Patroklos wird wie die des Theseus und Peirithoos in den schönsten Gedichten verherrlicht.“ Ovid. trist. I 9, 29. Palatinische Anthologie VII, 143:

„Seid uns gegrüßt ihr beiden, ihr Helden der Waffen und Liebe,
Sei uns gegrüßt Achill, sei es Patroklos, auch du.“

[3]) Ilias 9, 186ff.

Liebe sich freun[1]). Längere, etwa gar sentimentale Schilderungen ihres Freundschaftslebens würden mit dem Stile des kriegerischen Epos nicht vereinbar sein, auch weiß uns der Dichter die Tiefe und große Leidenschaftlichkeit dieser Liebe durch ein anderes Kunstmittel viel wirksamer und anschaulicher darzustellen, nämlich durch den ungeheuren Schmerz des Achilles, als der geliebte Freund von Hektor erschlagen ist und durch die furchtbare Rache, durch die er den Tod des Freundes sühnt. Antilochos, den Achilles nach dem Patroklos am zärtlichsten liebte[2]), wurde dazu ausersehen, die schreckliche Kunde zu überbringen. Furchtbar ist der Schmerz des Unglücklichen, der in trüber Ahnung von Ungewißheit gefoltert einsam am Meeresstrande steht; die Sprache erstirbt ihm, während seine Seele von Jammer zerrissen wird, Staub streut er sich auf den Scheitel, dann stürzt der gewaltige Held gebrochen zu Boden, das Haar sich aus dem Haupte raufend[3]). Als dann der erste wütende Schmerz allmählich stiller wird, als dem elementaren Ausbruch der Leidenschaft ein langsames Verbluten der Seele folgt, da ist sein erster Gedanke, Rache zu nehmen an dem, der ihm sein Liebstes geraubt hat. Nicht Trank begehrt er noch Speise, nach Rache nur verlangt seine Seele[4]).

Er gelobt dem toten Freunde, ihm nicht eher das Leichenfest zu feiern, „bis ich dir Hektors Waffen gebracht und das Haupt des Trotzigen, deines Mörders. Auch zwölf Jünglinge werd' ich am Totenfeuer dir schlachten, Trojas edle Söhn', im Zorn ob deiner Ermordung“ [5]).

Bevor er aber die Rache vollziehen kann, erleichtert er sein kummerbeladenes Herz in jener rührenden Totenklage, die zugleich das schönste Denkmal seiner unendlichen Liebe ist[6]):

---

[1]) Ilias 9, 663ff.

[2]) Aus Odyssee 24, 78 geht hervor, daß Antilochos nach dem Tode des Patroklos dessen Stelle bei Achilles einnahm, das heißt also, daß Homer sich den Haupthelden seiner Dichtung ohne Geliebten überhaupt nicht vorstellen konnte. Aus dieser Stelle (V. 80f) ersehen wir weiter, daß Achilles, Patroklos und Antilochos in einem gemeinsamen Grabmal beigesetzt waren, wie die drei auch im Leben oft gemeinsam genannt werden (vgl. Odyssee 3, 109ff, 11, 467ff, 24, 15ff). —

[3]) Ilias 18, 22ff.

[4]) Ilias 19, 209.

[5]) Ilias 18, 334ff.

[6]) Ilias 19, 315ff.

„Ach, du hast mir vordem, Unglücklicher, liebster der Freunde,
Selber so oft im Gezelte gebracht ein labendes Frühmahl,
Schnell in geschäftiger Hast, wenn das Heer der Achaier hinausdrang,
Gegen die reisigen Troer das Weh zu tragen des Ares.
Jetzo liegst du hier, ein Erschlagener; und es erquickt mir
Weder Getränk noch Speise das Herz von dem reichlichen Vorrat,
Weil du fehlst. O nimmer was herberes könnte mich treffen;
Nein, und wenn ich vom Vater die Botschaft hörte des Todes,
Der wohl nun in Phthia die bittersten Tränen vergießet,
Solches Sohns zu entbehren, der hier im Lande des Fremdlings
Um das entsetzliche Weib, um Helena, kämpft mit den Troern."

Bekannt ist der weitere Verlauf der Handlung. Achilles tötet den Hektor und nimmt furchtbare Rache, indem er die Leiche an den Knöcheln durchbohrt, sie mit hindurchgezogenen Riemen an seinen Streitwagen[1]) anbindet und sie so schmählich in das Lager schleift. Dann findet die feierliche Bestattung des Patroklos statt: Zwölf edle Jünglinge der Trojaner, von Achilles' Schwerte gewürgt, werden mit auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und langdauernde prächtige Leichenspiele werden zu Ehren des Toten gefeiert[2]). —

Nachträglich noch eine Bemerkung. Das ästhetische Wohlgefallen des griechischen Auges an schönen Jünglingen tritt in der Ilias an einer ausgesucht charakteristischen Stelle hervor. Als Hektors Vater, der greise König Priamos, vor Achilles steht, um die Leiche des geliebten Sohnes von dem furchtbaren Manne zu erbitten, also in der entsetzlichsten Herzensnot, die ein Sterblicher auszudenken vermag, hat er doch noch einen Blick für die Schönheit des Mannes übrig, der ihm seinen Hektor erschlug[3]). Dazu macht Gerlach eine feine Bemerkung: „Von Achilles' Schönheit müssen wir uns hiernach noch einen höheren Begriff machen als von Helenas Reizen; denn Priamos bewundert sie, dem das unsäglichste Leid durch jenen zugefügt ist, er vermag es sie zu bewundern in dem Augenblicke, da er um die Leiche seines Sohnes bittet[4]).

---

[1]) Dieser Streitwagen heißt Ilias 17, 464 ἱερός (heilig), als „Stätte der heiligen Genossenschaft des Kämpfers und des Wagenlenkers" (Nägelsbach, homerische Theologie, S. 50).

[2]) Ilias Gesang 23.

[3]) Ilias 24, 629.

[4]) Gerlach im „Philologus", Bd. 30, S. 57. Über diese echt hellenische Sinnenfreude an körperlicher Schönheit hat W. Helbig einiges Gute gesagt (das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, S. 318).

II. Sonstige Spuren von Ephebophilie und Päderastie in den homerischen Gedichten.

1. In der Ilias.

Der Raub des schönen Königsknaben Ganymedes ist Homer schon bekannt; die Verse lauten[1]):

„Aber von Tros erwuchsen die drei untadligen Söhne,
Ilos, Assarakos auch, und der göttliche Held Ganymedes,
Welcher der schönste war der sterblichen Erdebewohner.
Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus' Becher zu füllen,
Wegen der schönen Gestalt, daß er lebte mit ewigen Göttern."

Zum Entgelt für den geraubten Knaben erhielt Tros von Zeus ein paar edle Rosse[2]).

Von Nireus heißt es[3]):

„Nireus kam aus Syma mit drei gleichschwebenden Schiffen,
Nireus, Charopos' Sohn, des herrschenden, und der Aglaia,
Nireus, schöner wie sonst kein Mann vor Ilios herzog,
Rings im Danaervolk nach dem tadellosen Achilleus."

Die Schönheit des Nireus war ebenfalls sprichwörtlich und kehrt in unzähligen Variationen wieder[4]), ja das begeisterte Lob, das Homer in den eben zitierten Versen seiner Schönheit spendet, gab sogar den Grund zu einem dem Homer angedichteten Liebesverhältnisse zu Nireus[5]).

Die weiteren noch der Ilias zu entnehmenden Stellen sind nur Kleinigkeiten, die aber in ihrer Gesamtheit unsere Behauptungen sehr willkommen unterstützen. „Pelagon, tapfer und stark, der ihm ein trauter Genoß war" (dem Sarpedon)[6]). — „Tydeus' Sohn, Diomedes, du meiner Seele Geliebter."[7]). — Als Achilles und Agamemnon sich versöhnen, bietet Agamemnon jenem eine Reihe von Ehrengaben, darunter auch mehrere vornehme und edle Jünglinge[8]). Endlich mag auch noch Meriones erwähnt werden, der

---

[1]) Ilias 20, 231 ff. Über die homerische Behandlung der Sage von Ganymedes vgl. auch Welcker, kleine Schriften Bd. 2, S. 89.

[2]) Ilias 5, 266.

[3]) Ilias 2, 671 ff.

[4]) Ausführliche Nachweise in Brandts Ausgabe von Ovid, de arte amaoria (Leipzig 1902) zu II, 109.

[5]) Ovid ars II, 109: *Sit licet antiquo Nireus adamatus Homero.*

[6]) Ilias 5, 695.

[7]) Ilias 5, 243 (vgl. 4, 412).

[8]) Ilias 19, 193.

vertraute Freund des Idomeneus, der nach seinem Tode mit Idomeneus auf der Insel Kreta als Heros verehrt wurde[1]). Wer Griechisch kann, wird schon aus dem Namen *Μηριόνης* (von *μηρός*) genug ersehen[2]).

2. In der Odyssee.

Telemachos, der Sohn des Odysseus und seiner treuen Penelope, ist die leuchtende Idealgestalt eines griechischen Epheben. Vom schüchternen Knaben reift er während der Handlung des Gedichtes zum blühenden Jünglinge heran, und am Ende des Epos wissen wir genau, daß Odysseus sich um die Zukunft nicht zu sorgen braucht: er wird sein Reich und seine Krone einem ganzen Manne hinterlassen, einem Manne, der des großen Vaters würdig ist. Auf diese entzückendste aller Knaben- und Jünglingsgestalten, die je ein Dichter schuf, paßt so recht jenes schöne Wort, in dessen Erfüllung der Grieche die Krone des Lebens erblickte: *καλὸς κἀγαθὸς*, schön an Leib und Seele. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine eingehende Charakteristik Telemachs zu entwerfen, nur hinweisen wollten wir auf diese liebenswürdigste aller homerischen Gestalten. Als er sich auf Reisen begab, um vielleicht irgendwelche Kunde von dem lang abwesenden Vater einzuholen, kam er unter Athenes Schutz, die ihn in Gestalt des treuen Mentor begleitet, auch nach Pylos in die Königsburg des greisen Nestor. Mit aller Freundlichkeit wird er hier empfangen und als Nestor weiß, wer sein jugendlicher Gast ist, gibt er ihm für die Nacht seinen eigenen jugendlichen Sohn Peisistratos als Bettgenossen[3]). Auch in dieser beiden

---

[1]) Nachweise bequem zusammengestellt bei Benseler, Wörterbuch der griech. Eigennamen unter *Μηριόνης*.

[2]) Vgl. Sextus Empir. *ὑπ.* 3, 199: *λέγεται δὲ καὶ παρὰ Θηβαίοις τὸ παλαιὸν οὐκ αἰσχρὸν τοῦτο εἶναι δόξαι, καὶ τὸν Μηριόνην τὸν Κρῆτα οὕτω κεκλῆσθαί φασι δἰ ἔμφασιν τῶν Κρητῶν ἔθους καὶ τὴν Ἀχιλλέως πρὸς Πάτροκλον διάπυρον φιλίαν εἰς τοῦτο ἀνάγουσί τινες.* Näheres darüber in Hirchfelds Jahrbuch Bd. VIII, S. 298.

[3]) Daß Telemach und Peisistratos wirklich zusammen schlafen, ergibt sich mit unzweifelhafter Sicherheit aus Stellen wie Odyssee 3, 400; 4, 303; 15, 4 ff. Besonders auf die erste Stelle ist Wert zu legen: „Nestor hieß nun den Telemach zu Bett gehen und neben ihn hieß er den Peisistratos sich betten, der ihm der einzige noch unvermählte Sohn im Hause war. Mit ihm selbst aber (mit Nestor) teilte seine Gemahlin das Lager“. Abgesehen von den sprachlichen Ausdrücken im Urtext läßt auch die Parallele (Nestor

Jünglinge Herzen entbrannte der Liebe freundliches Feuer, das beweist nicht bloß die Zärtlichkeit in ihrer Ausdrucksweise („du meines Herzens Geliebter", 4, 71), sondern auch die Tatsache, daß es sich Peisistratos nicht nehmen läßt, den neugewonnenen Freund auf der langen und beschwerlichen Reise nach Sparta zu begleiten.

So fahren sie gemeinsam durch die weiten Marken, ein blühend schönes Paar, an dem der Schutzgott holder Jünglinge, Apollo, sein Götterauge geweidet haben mag[1]).

Die echt griechische Freude an der Schönheit des Epheben zeigt sich auch in der liebevoll ausgemalten Schilderung des Reigentanzes der phäakischen Jünglinge[2]); auch war es, für einen Griechen wenigstens, selbstverständlich, daß bei einem Gelage schöne Mundschenken aufwarteten:

„Jünglinge sind's, mit Mantel und Leibrock zierlich gekleidet,
Und stets duftet von Salben ihr Haar und blühendes Antlitz"[3]),

und auch die Kunst verstand es bereits, die puerile Schönheit zu verewigen. So heißt es vom Palaste des Alkinoos:

„Goldene Jünglinge standen auf schöngebauten Altären
Ringsumher und hielten in Händen brennende Fackeln,
Um den Gästen im Saale beim nächtlichen Schmause zu leuchten"[4]).

Nach alledem ist es denn schließlich kein Wunder, daß schon zu homerischer Zeit schöne Knaben einen beliebten Handelsartikel darstellten; besonders lehrreich hierfür ist die Jugendgeschichte des treuen Eumäus, die wir aber aus Platzmangel nicht abdrucken können, und die man daher in der Odyssee freundlichst nachlesen möge[5]). Endlich sei erwähnt, daß auch zwischen den beiden Hirten Eurymachos und Melantheus buhlerisches Einvernehmen bestanden zu haben scheint, oder vielmehr daß der dem Odysseus

---

mit der Gattin schlafend) keinen Zweifel aufkommen. Wir haben hier eine Spur des ehelichen Gastrechts in homosexueller Form. Im Mittelalter gab man, wie sattsam bekannt, einem vornehmen Ritter, der die Gastfreundschaft des Hauses in Anspruch nahm, ein edeles magedîn ins Bad und Bett, im homerischen Zeitalter einen *καλὸς παῖς*. Nun mögen die Mucker schreien und zetern, wahr bleibt's darum doch.

[1]) Odyssee 19, 86.

[2]) Odyssee 8, 263 ff., 370 ff.

[3]) Odyssee 15, 330 ff., vgl. 3, 338.

[4]) Odyssee 7, 100.

[5]) Odyssee 14, 297; 15, 449 ff. Näheres über den (hauptsächlich phönizischen) Handel mit schönen Knaben bei Movers, Phönizien II, 3, Seite 80 ff.

untreue Ziegenhirt Melantheus dem anderen, dem treuen Eurymachos, seine Liebe aufgedrungen habe: wenn diese Deutung richtig ist, würde sich die Art, wie er von dem rachenehmenden Odysseus bestraft wird, ohne Zwang erklären; es werden ihm nämlich die Geschlechtsteile abgeschnitten[1]).

Noch ein paar Kleinigkeiten. Die später sprichwörtlich gewordene[2]) Freundschaft zwischen Theseus und Peirithoos ist auch dem Dichter der Odyssee bekannt[3]). Die hervorragende Stellung, die bei den Phäaken die Königin Arete einnimmt, wird als etwas ganz einzigartiges, sonst nirgends vorkommendes geschildert[4]). Gegen das Dominieren der Frau spricht nicht nur die Ilias in ihrem Grundgedanken, daß um eines Weibes willen so viel Jammer ausbrach, sondern mit unzweideutiger Offenheit auch eine ganze Reihe von Einzelstellen[5]); die Gestalt der Penelope spricht aber keineswegs etwa dafür, denn das, warum sie der Dichter preist, ist ja gerade neben ihrer ehelichen Treue ihre freiwillige Beschränkung auf das Gebiet der Hausfrau, ohne sich irgendwie um die Angelegenheiten der Männer zu kümmern.

III. Die Meinung des Altertums.

Unsere beiden ersten Thesen glauben wir bewiesen zu haben. Es bleibt noch übrig, die Meinung zu widerlegen, daß die Alten selbst erst in ihrer sogenannten Dekadenz an Päderastie des homerischen Zeitalters geglaubt hätten. Das ist nun freilich ein so kindlicher Standpunkt, daß man sich wirklich wundern muß, ihn immer noch in sonst guten Handbüchern zu finden. So sei's denn gesagt, bereits der große Aischylos war von der Päderastie im homerischen Zeitalter fest überzeugt. Und der hat es doch wahrscheinlich ein wenig besser beurteilen können, als wir armseligen Epigonen, und es wird ja wohl auch niemand geben, der den ersten und ältesten der großen griechischen Tragiker als einen Mann der Dekadenz bezeichnet. Sich selbst hatte der große Dichter eine Grabschrift ersonnen, die uns erhalten ist. Nichts von seiner dichterischen Bedeutung steht darin zu lesen. Nur eins ist es, was ihn mit hohem Stolz erfüllt: daß er die große Schlacht

---

[1]) Odyssee 17, 257; 22, 476.

[2]) Nachweise bei Brandt zur ars amatoria des Ovid (Leipzig 1902), zu 1, 744.

[3]) Odyssee 11, 631.

[4]) Odyssee 7, 67 ff.

[5]) Ilias 20, 252 ff. Odyssee 11, 384, 427 ff., 441, 456; 15, 20 ff. Erwähnt sei wenigstens, daß die Ilias einen Fall von Sodomie kennt (Ilias 20, 222 Boreas und eine Stute, womit zu vergleichen ist Verg. Aen. 7, 808 ff.).

bei Marathon mit schlagen, mit siegen half. Ist aber der Tag von Marathon ein Zeichen griechischer Dekadenz? So schweigt, ihr Kleinlinge, und lernt, daß die Griechen trotz, oder vielmehr wegen ihrer Pädophilie groß waren und einen Lebensfrühling durchmachten, dessen Bäume herrlich blühten und köstliche Früchte trugen, bis der nazarenische Wintersturm mit eisigem Hauche den Garten der Schönheit erstarren ließ. Aischylos aber, des Euphorion Sohn, dichtete sein großes Drama: Die Myrmidonen. Das Stück hatte die Episode zum Inhalt, in der Achilleus, von Agamemnon schwer gekränkt, sich zürnend des Kampfes enthält und dafür in seinem Zelte sich mit Patroklos durch die Freuden der Liebe tröstet. Den Chor der Tragödie bildeten seine Myrmidonen, die ihn schließlich überreden, sie unter Anführung des Patroklos am Kampfe teilnehmen zu lassen. Das Stück endete mit dem Tode des Patroklos und dem wilden Schmerze Achills. Athenaeus berichtet uns mit ausdrücklichen Worten[1]), daß in diesem Stücke Päderastie (im gröberen Sinne) vorkam und zitiert selbst zwei Verse, die allerdings an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen[2]), und fügt dann hinzu, daß auch Sophokles in seinem Drama „Die Kolcherinnen“ die Liebe des Zeus und Ganymedes auf dieselbe sinnliche Basis zurückgeführt habe[3]). Und bei demselben Athenaeus lesen wir die interessanten Worte[4]): „Niemand machte aus der Knabenliebe ein Hehl, so daß Aischylos, der doch ein großer Dichter war, und ebenso Sophokles diese Liebe sogar auf die Bühne brachten. Jener nämlich stellte die Liebe des Achilles und Patroklos dar, dieser aber die der Söhne der Niobe. Drum nennen einige die Tragödie geradezu eine Stätte der Päderastie. Und die Zuschauer erfreuten sich daran.“

Epilog.

Wir haben die Zeugnisse des Altertums reden lassen und von ihnen gelernt, nicht nur daß die homerischen Gedichte Ephebophilie und Päderastie voraussetzen, sondern auch, daß die geistigen Führer der Griechen dies nie anders verstanden haben, und daß es falsch ist, wenn man sagt, die Päderastie sei erst in der

[1]) p. 602 e.

[2]) *σέβας δὲ μηρῶν ἁγνὸν οὐκ ἐπῃδέσω, ὦ δυσχάριστε τῶν πυκνῶν φιλημάτων.*

[3]) Von Ganymedes heißt es: *μηροῖς ὑπαίθων τὴν Διὸς τυραννίδα.*

[4]) p. 601 a.

sogenannten Dekadenz aufgekommen, und von da aus in frühere Zeiten hineingeschmuggelt worden.

An anderer Stelle[1]) habe ich von den Inschriften auf der Insel Thera gesprochen, von den in Stein gemeißelten, aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. stammenden Urkunden der vollzogenen physischen Vereinigung der beiden, unter religiösen Zeremonien zusammengegebenen Freunde. Heute haben wir gelernt, daß auch die Sonne Homers auf die uns so „widernatürlich" vorkommende Sitte geschienen hat. Sammeln und forschen wir fleißig weiter, in der Hoffnung, daß vielleicht doch einmal die Zeit kommt, da die Erkenntnis allgemein ist, daß das kein „widernatürliches Laster" sein kann, was des Griechenvolkes ureigenster Lebenstrieb war, den ihre Philosophen erforschten, ihre Künstler verherrlichten, ihre Dichter in köstlichen Liedern verewigten.

Der *παίδων ἔρως* in der griechischen Dichtung.

V. Die attische Tragödie[2]).

Von Dr. Hans Licht, Leipzig.

Von Aischylos und Sophokles sind uns je 7, von Euripides 19 dramatische Werke vollständig erhalten. Über diese soll in der vorliegenden Arbeit nicht gehandelt werden, es wird dies für später vorbehalten. Der Aufsatz beschäftigt sich mit denjenigen Werken der attischen Tragödie, die uns nur in Bruchstücken erhalten sind. Daß die Fragmente vor den erhaltenen Dramen bebesprochen werden, erklärt sich aus mehreren Gründen. Einmal sind die erhaltenen Werke allgemein viel bekannter als die Bruchstücke, so daß deren Kenntnis zu vermitteln mir wichtiger erschien; sodann — und das ist der Hauptgrund — liefern die unversehrten

---

[1]) Zeitschrift für Sexualwissenschaft (1908), Heft 8, S. 491 ff.

[2]) Uber die Homoerotik in der griechischen Dichtung sind bisher folgende Aufsätze erschienen: I. Die lyrische und bukolische Dichtung: in Hirschfelds Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Bd. VIII (1906), S. 619—684. II. Die Gedichte der Anthologie, ebenda, Bd. IX (1908), S. 213—312. III. Die attische Komödie: in Krauss' Anthropophyteia, Bd. VII (1910), S. 128—179. IV. Die Homerischen Gedichte: im vorliegenden Bande, S. 291—300. Auf diese Aufsätze wird in der vorliegenden Arbeit mit *π. ε.* I, *π. ε.* II usw. verwiesen.

Dramen eine ziemlich geringe Ausbeute, während die Bruchstücke außerordentlich reich an pädophilen Anspielungen und Beziehungen sind. Behandelt sind alle die Fragmente, die A. Nauck in seiner großen Ausgabe[1]) gesammelt hat. Nach dieser wird auch zitiert.

I. Aischylos.

Unter den Dramen des Aischylos, von denen wir nur durch gelegentliche Zitate Kenntnis haben, ist wegen des pädophilen Inhaltes an erster Stelle der Laios zu nennen (S. 39)[2]). Es war das erste Stück einer Tetralogie, mit der der Dichter in der 78. Olympiade (467 v. Chr.) unter dem Archonten Theagenides den ersten Preis erwarb; die anderen Stücke waren: Oedipus, Die Sieben gegen Theben, und das Satyrspiel Sphinx.

Aus dem Drama Laios sind leider nur zwei belanglose Wortglossen erhalten; doch sind wir in der Lage, über den Inhalt einiges auszusagen.

Es hat nämlich die Vermutung viel für sich, daß die Liebe des Laios zu dem Knaben Chrysippos, dem schönen Sohne des Pelops, den Hintergrund zu den weiteren tragischen Schicksalen des unglücklichen Königs bildete. Laios gilt ja nach mehrfacher Überlieferung den Griechen als Begründer der Knabenliebe[3]).

---

[1]) Tragicorum Graecorum fragmenta. Recensuit A. Nauck. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner 1889.

[2]) Die in Klammern beigefügten Zahlen bedeuten die Seiten in Naucks Ausgabe, auf denen die besprochenen Fragmente zu finden sind. — Die mitgeteilten Übersetzungen sind sämtlich vom Verfasser dieser Arbeit.

[3]) Athen. XIII 602: „Die Knabenliebe ist von den Kretern zuerst nach Griechenland gekommen, wie Timaios behauptet; andere aber sagen, daß mit dieser Liebe Laios angefangen habe, als er bei Pelops zu Gaste war, und daß er sich in dessen Sohn Chrysippos verliebt und ihn auf seinem Wagen nach Theben entführt habe. Praxilla freilich meint, daß Chrysippos von Zeus geraubt sei“ (vgl. π. ε. I, S. 652). Ähnlich Aelian in der Naturgeschichte (VI 15), der jedoch hinzufügt, daß Laios es nicht fertig gebracht habe, mit dem geliebten Knaben in den Tod zu gehen, was doch selbst ein Delphin gekonnt habe, der sich ebenfalls in einen hübschen Jungen verliebt hatte. — Ferner Aelian. var. hist. XIII 5: „Man erzählt sich, daß Laios der erste war, der Knaben edler Abkunft liebte, indem er den Chrysippos, den Sohn des Pelops, raubte. Seitdem habe es zu den Lebensidealen der Thebaner gehört, schön erblühte Jünglinge zu lieben.“ Apollod. III 44: „Als aber Laios im Peloponnes verweilte, wurde er von Pelops gastlich aufgenommen und während er dessen Sohn Chrysippos im Wagenlenken unterwies, verliebte er sich in ihn und entführte ihn.“

Man wird auch die Nachricht hinzuziehen dürfen, nach der Pelops, der seines Knaben beraubte Vater, über den Räuber jenen furchtbaren Fluch ausgesprochen habe, der dann, sich unheimlich forterbend, über dem Sohne und den Enkelkindern des Laios fortwaltete, bis er dann durch den Tod des Oedipus, der nach langem, jammervollen Leben von den Himmlischen entsühnt wurde, sein Ende fand. Freilich muß man sich hier vor einem bösen Irrtume hüten, in den tatsächlich manche, sonst treffliche Kenner der Antike, verfallen sind. Nicht, daß Laios einen Knaben liebte und mit ihm geschlechtlich verkehrte, treibt den Vater zum Fluch, also nicht etwa das „Widernatürliche" der Leidenschaft, wie man nach der heutigen Auffassung der Knabenliebe annehmen möchte, sondern einzig und allein, daß Laios den Knaben raubt, ihn wider Willen des Vaters entführt: nicht die umgekehrte Triebrichtung macht den Laios schuldig, sondern die von ihm angewendete Gewalt. Zwar ist der Raub der in den primitiven Zeiten allgemein übliche Beginn jeder sexuellen Gemeinschaft, und wir wissen, daß der Mädchen- und Knabenraub als religiöse Zeremonie sich bis in die Zeiten höchster Kultur mehrfach erhalten hat; aber ebenso sehen wir überall, daß der Raub ein scheinbarer bleiben muß, und daß die Anwendung wirklicher Gewalt von der öffentlichen Meinung wie vom Gesetz in gleicher Weise verurteilt wurde. Daß diese Auffassung von der Schuld des Laios die richtige ist, lehrt ein Vergleich mit der auf Kreta üblichen Form des Knabenraubes, wie sie uns in ziemlicher Übereinstimmung von mehreren Autoren, am ausführlichsten aber von Ephoros aus Kyme erzählt wird. Bei diesem namhaften Historiker, der eine großartig angelegte Geschichte der Griechen, die von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 340 v. Chr. reichte, geschrieben hat, heißt es darüber[1]: „Drei oder vier Tage vorher kündet der Erastes (Liebhaber) seinen Freunden den Entschluß an, daß er den Knaben zu rauben gedenkt. Den Knaben nun etwa zu verstecken oder ihm zu verbieten, die verabredete Straße zu ziehen, würde die größte Schande bedeuten, da es nichts anderes hieße, als daß der Knabe einen solchen Liebhaber nicht verdient. Wenn sie nun zusammengetroffen sind und der Liebhaber an Rang und dergleichen dem Knaben gleichsteht oder ihn wohl noch übertrifft, so verfolgen sie um der hergebrachten Sitte willen den Räuber zum Schein, lassen ihn aber in Wirklich-

[1]) Erhalten bei Strabo X, p. 483.

keit hocherfreut ziehen. Ist aber der Liebhaber nicht gleichwertig, dann entreißen sie ihm den Knaben mit Gewalt. Sie verfolgen ihn aber solange, bis er den Knaben in sein Haus gebracht hat. Darauf wird der Knabe von dem Freunde beschenkt, und dieser bringt ihn, wohin er will. Die Zeugen des Raubes aber gehen mit; dann findet ein feierliches Mahl statt, worauf sie in die Stadt zurückkehren[1]).“

So darf man sagen, daß das Drama des Aischylos seine eigentliche Tragik darin fand, daß der königliche Held Laios infolge eines Verstoßes gegen die konventionelle Form zum fluchbeladenen Manne wird: er glaubte, den Knaben rauben zu dürfen, wo er doch frei und offen um den schönen Preis hätte werben können. Der über seinem Haupte ausgesprochene Fluch enthält eine fürchterliche Ironie: was in seiner Jugend sein höchstes Entzücken bildete, ein holder Knabe, wird ihm, dem Verheirateten, versagt: seine Ehe bleibt kinderlos, und als er doch vom Schicksal einen Sohn erzwingt, muß er durch unglückselige Schicksalsverkettung von der Hand des so heiß ersehnten Sohnes fallen. Die Mörderhand des Sohnes vom blindwütenden Schicksale geführt, rächt den frevelnden Eingriff, den einst der Vater in den freien Willen eines freigeborenen Knaben sich erlaubte. Der Mord durch den eigenen Sohn nimmt aber seine allerersten Anfänge mit dem Erscheinen der fürchterlichen Sphinx, denn um das Land von dieser Plage zu befreien, zieht Laios nach Delphi, um vom Gotte des Lichtes Hilfe oder Rat zu erflehen: auf dem Rückwege aber tritt ihm unerkannt der Sohn entgegen, dem er ein blutig Opfer fällt. Mit einem Male fällt nun auch ein Licht auf den tieferen Sinn jener bekannten Rätselfrage der Sphinx: „der Mensch“, so hieß die Lösung, „am Morgen des Lebens frisch und hoffnungsfroh, am Abend ein schwaches zerbrochenes Geschöpf.“ Laios war der Typus dieses bedauernswerten Geschöpfes, und der Sohn, der eben den Vater erschlagen hatte, war allein

---

[1]) Der Bericht des Ephoros ist hier gekürzt. Ausführlich habe ich über den Knabenraub gehandelt in Hirschfelds „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“ (Leipzig, 1908), Seite 489 ff. Am Schlusse dieser Betrachtung schrieb ich damals: „Man erkennt deutlich die Tendenz: der Knabenraub muß ein scheinbarer bleiben; Gewalt anzuwenden, wenn der Vater nicht einverstanden ist, wird zum Verbrechen, dessen Sühne die Götter selbst betreiben, und zwar, und darin liegt die tragische Ironie, durch die Hand des geliebten Knaben.“

von allen so klug, das Rätsel zu lösen. Wer von solcher Tragik nicht erschüttert ist, sondern, um eine ausreichende Schuld des Laios zu finden, die Blöße des Laios mit dem jämmerlichen Feigenblatt unserer sexuellen Moral verdecken muß, dem ist nicht zu helfen: für ihn hat der Dichter nicht geschrieben.

An anderer Stelle dieses Jahrbuches (S. 291 ff.) habe ich über die weitverbreitete Meinung gesprochen, daß in den homerischen Gedichten sich keine Spur von Knabenliebe vorfände, und daß erst eine späte, entartete Zeit an das Vorkommen von Päderastie in Homers Werken glaube. Nun, daß der Liebesbund des Achilles und Patroklos nicht erst in den Zeiten der Dekadenz, sondern schon in der Zeit schönster Frühlingsblüte hellenischer Kultur nicht anders als erotisch gedeutet wurde, beweist Aischylos mit seinem Drama Die Myrmidonen. Das Stück hatte die Episode zum Inhalt, in der Achilles, von Agamemnon schwer gekränkt, sich zürnend des Kampfes enthält und dafür in seinem Zelte mit seinem trauten Patroklos durch die Freuden der Liebe tröstet. Den Chor der Tragödie stellten seine Myrmidonen dar, die ihn schließlich überreden, sie unter Anführung des Patroklos am Kampfe teilnehmen zu lassen. Das Drama endete mit dem Tode des Patroklos und dem verzweifelten Schmerz des Achilles. Athenaios berichtet uns nun mit ausdrücklichen Worten[1]), daß in diesem Stücke Päderastie (in gröberem Sinne) vorkam und zitiert selbst zwei Verse, die allerdings an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen[2]):

„Du nahmest nicht Rücksicht auf das heilige Kleinod deiner Schenkel,
Zu meinem Unglück mir vertraut durch tausend Liebkosungen."

Es sind die Worte des klagenden Achilles, der sich beschwert, daß der schöne Freund auch durch die Erinnerung an das genossene nächtliche Glück nicht vor der Tollkühnheit im Kampf zurückschreckte, der er schließlich zum Opfer fiel. Zum Überfluß werden uns gerade diese beiden Verse, und zwar in demselben Zusammenhang noch mehrfach überliefert[3]). Wen aber auch das

---

[1]) Athen. XIII 601 a und b; vgl. 602 e.

[2]) Fr. 135:

σέβας δὲ μηρῶν ἁγνὸν οὐκ ἐπῃδέσω,
ὦ δυσχάριστε τῶν πυκνῶν φιλημάτων.

[3]) Nämlich von Plutarch. amat. c. 5, p. 751 c; de adul. et amico cap. 19, p. 61 a. Vgl. Athen. XIII, p. 601 a. Anders urteilt Plato, symp., p. 180 a. Dagegen aber vgl. Xenoph. symp. 8, 31. Aeschin. 1, 142.

nicht überzeugen sollte, dem sei noch ein weiterer Vers aus demselben Stücke des Aischylos zitiert:

„Deiner Schenkel heilige Liebesgemeinschaft[1])".

Lucian[2]), der uns diese Worte überliefert hat, fügt zur Erläuterung hinzu: „Die Liebe des Achilles und Patroklos zeigte sich nicht nur darin, daß sie sich freundlich gegenübersaßen (vgl. Hom. Il. IX 186ff.), sondern die Vermittlerin auch ihrer Freundschaft war die Wollust. Denn als Achilleus um den Tod des Patroklos wehklagt, läßt er sich in maßlosem Schmerze zu dem Geständnis der Wahrheit hinreißen, indem er um die ‚traute Gemeinschaft ihrer Schenkel klagt'."

Nach alledem dürfte wohl ein Zweifel nicht mehr möglich sein[3]).

II. Sophokles.

Daß in den uns erhaltenen sieben Dramen des Sophokles sich kaum eine Spur von Knabenliebe findet, erklärt sich aus der Natur der Fabeln, die diesen Stücken zugrunde liegen. Im Koloneischen Oedipus wird der Freundschaftsbund des Theseus und Peirithoos erwähnt und die Stelle, wo sie sich den Treuschwur leisteten (V. 1594).

Desto mehr ist aber in den Fragmenten, die uns aus dem dramatischen Lebenswerk des Sophokles erhalten sind, von Knaben- und Jünglingsliebe die Rede.

Das ist ja auch dem nicht wunderbar, dem das Leben des Dichters bekannt ist. Der große Tragiker, von dessen Mannesschönheit unter anderen Denkmälern vor allem die herrliche Statue im Lateran noch heute beredtes Zeugnis ablegt, war schon als Knabe mit hoher Anmut geschmückt. Im Tanzen, in der Musik und in den gymnischen Künsten hatte er es zu solcher Vollendung

---

[1]) Fr. 136: *μηρῶν τε τῶν σῶν εὐγενὴς ὁμιλία.*

[2]) Luc. amor. cap. 54.

[3]) Die Notizen der Altertums über die Liebe des Achilles und Patroklos hat zusammengestellt R. Beyer, fabulae Graecae quatenus quave aetate puerorum amore commutatae sint. Dissert. inaug. Weidae MCMX, p. 52f. — Von dem Drama des Aeschylos „Die Jünglinge" *(νεανίσκοι)* sind nur ein paar kümmerliche Fragmente (146ff.) erhalten, die auf den Inhalt keinen Rückschluß erlauben. — Daß die Kureten das Haar lang wie die Mädchen tragen, lehrt Fr. 313. — In den Edonern *(Ἠδωνοί)* wurde das weichliche Gebahren und die frauenhafte Kleidung des „Weiblings" *(γύννις)* Dionysos mehrfach erwähnt (fr. 59ff.); ebenda (fr. 62) die schwerverständlichen Worte: *μακροσκελὴς μὲν ἆρα μὴ χλούνης τις ᾖ.*

gebracht, daß ihm wiederholt der Siegeskranz auf die dunklen Locken gedrückt wurde (Istros in dem *Σοφοκλέους γένος*). Und als die Griechen sich anschickten, die herrliche Schlacht bei Salamis festlich zu feiern, da schien ihnen der jugendliche Sophokles so sehr die Verkörperung der Knabenhaftigkeit zu sein, daß sie ihn in süßer Nacktheit mit der Leier in der Hand den Reigen der Knaben anführen ließen[1]).

Daß er aber herangewachsen auch selbst für die Reize schöner Epheben Verständnis hatte, lehrt die hübsche Geschichte, die uns Athenäus (XIII 603e) aus den Reiseerinnerungen des Dichters Ion erhalten hat: „Den Dichter Sophokles habe ich in Chios getroffen, als er auf der Fahrt nach Lesbos als Feldherr begriffen war, und ich lernte in ihm einen Mann kennen, der schöne Knaben wohl leiden mochte und bei einem Glase Wein ein angenehmer Gesellschafter war. Es war im Hause des Hermesilaos, der ihm zu Ehren ein Gastmahl gab, und da geschah es, daß der Knabe, der am Herdfeuer stand und den Wein zu mischen hatte, ihm gar sichtlich wohlgefiel. So sprach er denn zu dem Knaben: „Willst du wohl, daß mir der Wein recht gut schmeckt?“ — „Natürlich!“ antwortete dieser, und Sophokles fuhr fort: „Dann mußt du selbst den Becher nahe an meine Lippen bringen!“ Da nun auf den Wangen des Knaben die roten Rosen aufblühten, sprach er zu einem der Gäste: „Wie schön ist doch das Wort des Phrynichos:

„Es leuchtet auf den purpurnen Wangen das Feuer der Liebe[2]).“

Jedoch da kam er schön an bei einem der Anwesenden, der ein Schulmeister von irgendwoher war. „Gewiß bist du weise, o Sophokles,“ so begann er in lehrhaftem Tone, „in allen Fragen der Dichtkunst. Aber das ist doch wohl kein glücklicher Ausdruck, wenn Phrynichos die Wangen des Jungen ‚purpurn‘ nennt. Denn wenn ein Maler die Wangen dieses Jungen mit Purpurfarbe bestrichen hätte, so würde er nicht mehr schön erscheinen. Man darf das Schöne nicht mit dem vergleichen, was nicht schön aussehen würde.“ Lachend erwiderte ihm Sophokles: „Dann gefällt dir wohl auch der Vers des Simonides nicht, der doch allen Griechen sehr schön gesagt scheint:

„Die Jungfrau, die vom Purpurmund die Stimme schickt“

---

[1]) Vgl. das *γένος Σοφοκλέους* und Athen. I 20. Nach anderer Version (ebenda) war er mit dem Himation bekleidet. Vgl. G. E. Lessing, Leben des Sophokles unter F.

[2]) Vgl. unten S. 315, Zeile 2.

und auch nicht, wenn Pindar einmal den Apollo ‚goldgelockt‘ nennt? Denn wenn der Maler das Haar des Gottes goldfarben und nicht schwarz dargestellt hätte, so wäre das Bild weniger schön. Und auch Homers ‚rosenfingrige Eos‘ findet nicht Gnade vor deinen Augen? Denn wenn ein Maler ihre Finger in rosenrote Farbe getaucht hätte, so ergäbe das die Hände einer Purpurfärberin und nicht einer schönen Göttin.“ Alle lachten, der Schulmeister aber fühlte sich über seine Abfertigung beschämt. Sophokles aber wandte sich wieder an den Knaben, der eben mit dem kleinen Finger ein Hälmchen von dem Rande des Bechers nehmen wollte, mit der Frage, ob er das Hälmchen sähe. Da er dies bejahte, sagte der Dichter: „Nun gut, so blase es mit dem Munde fort, damit du dir den Finger nicht naß machst!“ Wie nun der Knabe, um das zu tun, den Becher seinem Munde näherte, zog Sophokles den Becher seinem eigenen Munde näher, damit Kopf an Kopf käme und Wange an Wange. Und als sie nun ganz nahe beieinander waren, da umschlang er den Knaben mit dem Arm und küßte ihn. Da klatschten und riefen alle lachend ihm Beifall, daß er den Knaben so schön überlistet hatte, er aber sprach: „Ich übe mich in der Feldherrnkunst, ihr Freunde, da doch Perikles sagte, ich verstände mich zwar auf die Poesie, aber nicht auf die Strategie. Ist mir nun dieser Feldzug nicht trefflich geglückt?“

So plaudert Ion; eine ähnliche Geschichte wird uns wiederholt berichtet[1]). Es war im Samischen Kriege, als Sophokles zu seinem Mitfeldherrn Perikles beim Anblicke eines ungewöhnlich schönen Knaben sagte: „Welch schöner Knabe, Perikles.“ Dieser erhob drohend den Finger und erwiderte: „Aber ein Feldherr, Sophokles, muß nicht allein reine Hände, sondern auch reine Augen haben[2])!“

---

[1]) Von Plutarch, Pericl. cap. 8. Stobaeus flor. XVII 19. Vitae decem oratorum p. 838 F. Cic. de officiis I 40, 144. Valer. Maxim. IV 3 ext. 1.

[2]) Vgl. noch Lessing in der Disposition zum „Leben des Sophokles“ unter GG: „Er war ein Dichter; kein Wunder, daß er gegen die Schönheit ein wenig zu empfindsam war. Es kann leicht sein, daß es mit den verliebten Ausschweifungen, die man ihm Schuld gibt, seine Richtigkeit hat. Allein ich möchte mit einem neuen Skribenten nicht sagen, daß sein moralischer Charakter darunter zweifelhaft würde.“ — Leider ist in dem ja nur fragmentarischen „Leben des Sophokles“ die Ausführung gerade dieser Stelle nicht enthalten.

Von dem berühmten Tragiker wird bei Athenäus (XIII 604 d) erzählt, daß er mit einem schönen Knaben „vors Tor“ gegangen sei, um dort mit ihm zu verkehren. Der Junge habe seinen eigenen Mantel auf das Gras gebreitet und mit dem des Sophokles hätten sie sich zugedeckt. Nach der Vereinigung habe der Knabe sich mit dem Mantel des Sophokles schleunigst entfernt und dieser habe mit dem kurzen Mantel abziehen müssen. Das habe sich schnell herumgesprochen und sei auch zu Ohren des Euripides gekommen, der darauf den Sophokles verspottet habe. Sophokles habe darauf sich mit einem Epigramme verwahrt, indem er den Verlust des Mantels durch die große Hitze erklärte und andererseits den Euripides der Buhlerei beschuldigte [1]).

So hatte er oft genug an sich selbst seine eigenen schönen Worte erfahren, wie dem zumute sei, „der von dem Biß der Knabenliebe getroffen wurde“ [2]) und hatte der Fabel von der Niobe einen pädophilen Hintergrund gegeben [3]). Freilich gestatten die geringen Überbleibsel dieses Stückes keine näheren Erklärungen über das „Wie“ der Behandlung. Wir müssen uns mit dem bloßen Faktum begnügen und können höchstens noch darauf hinweisen, daß einige Kritiker des Altertums die Tragödie (allgemein) eine Hochburg der Päderastie genannt haben [4]). Und Plutarch [5]) erzählt: „Als die Söhne der Niobe von den Pfeilen [des Apollon] getroffen wurden, riefen sie keinen anderen zu Schutz und Hilfe an als ihren Liebhaber.“

Die Schönheit des jugendlichen Pelops wird in Fr. 433 und 434 mit herrlichen Worten gepriesen, und von Ganymedes, dem

---

Bei dieser Begeisterung des Sophokles für schöne Knaben war im Altertum das allgemeine Urteil: „Und um es kurz zu sagen, in seinem Charakter war soviel Liebenswürdigkeit, daß er allenthalben und von allen geliebt wurde *(γένος Σοφοκλέους)*.“

[1]) Bergk, poetae lyrici graeci, Bd. II, S. 244 (4. Auflage, Leipzig 1882).

[2]) Fr. 757: *ὅτῳ δ᾽ ἔρωτος δῆγμα παιδικοῦ προσῆν.* Der Ausdruck „Biß“ ist uns in diesem Zusammenhang weniger geläufig; Parallelen gibt Nauck zu diesem Verse. Vgl. auch Pind. fr. 123: „Wund vom Biß der jungen Schönheit.“

[3]) Athen. XIII 601 a: „Die großen Dichter Aeschylos und Sophokles haben in ihren Tragödien die Knabenliebe auf die Bühne gebracht, jener die Liebe des Achilles und Patroklos, dieser die der Söhne der Niobe“.

[4]) Athen. XIII 601 b: *διὸ καὶ παιδεράστριάν τινες καλοῦσι τὴν τραγῳδίαν· καὶ ἐδέχοντο τὰ τοιαῦτα ᾄσματα οἱ θεαταί.*

[5]) Plut. amat. cap. 17, 3, p. 760 d.

schönen Lieblinge des Zeus, heißt es, daß er „mit seinen Beinen das Herz des Herrschers Zeus entflamme“[1]).

Der strahlende Held der Ilias, Achilles, begegnet uns als schöner Knabe in dem Stücke, welches „Die Liebhaber des Achilles“ (*Ἀχιλλέως ἐρασταί*) hieß und wahrscheinlich ein Satyrspiel war. Über dieses Drama, aus dem nur sehr dürftige Bruchstücke erhalten sind, hat Rudolf Beyer[2]) ausführlich gehandelt und dabei wahrscheinlich gemacht, daß das Stück auf dem Gipfel des Pelion vor der Höhle des Chiron, des berühmten Kentauren und Heldenerziehers, gespielt habe. Achilles erscheint als Schüler und Liebling des Chiron; die Schönheit des Knaben läßt sich noch aus dem Verse ermessen: „Er schleudert aus seinen Augen Blicke, die wie Lanzen verwunden“[3]). Ein längeres Fragment von neun Versen (fr. 153) vergleicht die Liebe mit einem Schneeball, der spielenden Knaben in der Hand zerfließt. Man darf mit Beyer vermuten, daß damit Chiron auf sein unbestimmtes Sehnen zu dem schönen Knaben anspielt. Schließlich holte dann Thetis ihren Sohn wieder von dem Erzieher ab (fr. 157, in dem ausdrücklich das Wort *τὰ παιδικά* = Liebling in erotischem Sinne gebraucht wird), und die Satyrn suchen Chiron über den Verlust des Geliebten zu trösten. Wahrscheinlich waren auch die Satyrn, die den Chor bildeten, als Liebhaber des schönen Knaben aufgetreten; daß sie „am Ende getäuscht und gezüchtigt“ abziehen mußten, vermutet Bode[4]).

Der aus der Ilias (XXIV 257) bekannte Troilos, der zarte Sohn des Priamos, von dessen Jünglingsschönheit Phrynichos mit so schönen Worten geschwärmt hatte (siehe oben S. 306, Zeile 24), erscheint in einem Drama des Sophokles gleichen Namens als der Geliebte des Achilles. Nur das wird uns über den Inhalt dieses Stückes überliefert, daß Achilles seinen Liebling bei gymnastischen Übungen (versehentlich?) getötet habe. Er hätte also dasselbe Mißgeschick erfahren, wie Apollon, der beim Diskusspiel den von ihm geliebten Knaben Hyacinthus durch einen unglückseligen

---

[1]) Fr. 320: *μηροῖς ὑπαίθων τὴν Διὸς τυραννίδα.* Über Ganymedes vgl. die fleißigen und lehrreichen Zusammenstellungen bei Beyer, a. a. O. p. 42 ff.

[2]) Beyer, a. a. O. p. 60 ff.

[3]) Fr. 161: *ὀμμάτων ἄπο λόγχας ἵησιν.*

[4]) G. H. Bode, Geschichte der hellenischen Dichtung. III 1, p. 447. Leipzig 1839.

Zufall tötete[1]). Achilles beklagte seinen Tod; aus dieser Klage ist uns ein Vers[2]) erhalten, in dem Troilos *ἀνδρόπαις* genannt wurde, d. h. ein Knabe, der nach seinem Verstande ein Mann ist[3]).

Sonst finden sich in den Fragmenten des Sophokles unser Thema betreffend nur noch Kleinigkeiten, die wir, weil es meist Wortglossen sind, in die Anmerkungen verweisen[4]).

III. Euripides.

Die uns aus der Besprechung des Aeschyleischen Dramas Laios schon bekannte Sage von Chrysippos, dem schönen Lieblinge des Laios, hat auch Euripides einem Drama zugrunde gelegt. Der Anlaß zu diesem Drama, das nach dem Helden Chrysippos hieß, war ein persönliches Erlebnis des Dichters selbst. Zu den schönsten Jünglingen, welche in jener knabenfrohen Zeit hellenischer Sinnenfreude in den Straßen Athens die Augen auf sich zogen, gehörte Agathon, der Sohn des Tisamenos. Es ist derselbe Agathon, von dem Aristophanes in den Thesmophoriazusen die bekannte geistreiche Charakteristik entwirft und der in Platons Symposion eine bedeutende Rolle spielt, derselbe Agathon, der als tragischer Dichter noch von Aristoteles hochgepriesen wird. Den Zeitgenossen des Agathon schien es, als sei ein Gott herab-

---

[1]) Nachweise bei Beyer, a. a. O. p. 26 ff.

[2]) Fr. 562: *τὸν ἀνδρόπαιδα δεσπότης ἀπώλεσα.*

[3]) Hesychius I p. 189: *ἀνδρόπαις· ἀνδρούμενος ἤδη παῖς, ἢ ἀνδρὸς φρόνησιν ἔχων παῖς.* — Weiteres läßt sich über das Drama Troilos nicht aussagen; vor allem ist mit dem rätselhaften Verse (fr. 563): „die Königin, die mit einem Messer meine Hoden ausschneidet“ nichts anzufangen.

[4]) Fr. 878: *οἱ γὰρ γύνανδροι.* — Fr. 925: *αὐτόπαιδα,* was anecd. Bekk. 467, 15 erklärt wird: *αὐτὸν τρόπῳ τινὶ παῖδα ὄντα.* — Fr. 1015: *αἱμύλος ἔρως.* Denselben Ausdruck hat auch Platon (leg. VII p. 823 e). — Obscönes. Fr. 388: *ἀναστῦψαι* (= Erektionen haben). Vgl. Hesych. I, p. 184: *ἀναστῦψαι· ἐπᾶραι τὸ αἰδοῖον, ἢ στυγνάσαι* (oder *στῦσαι*, wie M. Schmidt vermutet). Über *στύειν* vgl. Anthropophyteia Bd. VII (1910), p. 150. — Fr. 390: *ἀποσκόλυπτε* (wohl in erotischem Sinne: „onaniere“; vgl. die Nachweise bei Nauck zu diesem Fragment). — Fr. 974: Phot. Lex., p. 361, 16: *οὐράν· αἰδοῖον. Σοφοκλῆς.* Hesych. 3, p. 241: *οὐρά· ἡ κέρκος, καὶ τὸ αἰδοῖον.* — Parerga. Schmähungen der Weiber liest man in Fr. 187 und 742. — Fr. 702 handelt von einem effeminierten Gecken. — Das freigebige Kostüm spartanischer Mädchen, das beim Gehen die Beine bloß zeigte, preist Fr. 788. — Von Knabenerziehung spricht das schöne Fr. 1019. — Fr. 855 (17 Verse) enthält einen schönen Hymnus auf das Wesen und die Macht der Liebe (Kypris). —

gestiegen und wandle in irdischer Gestalt unter den Menschen. Viele aber drängten sich nach der Liebe dieses bezaubernden Epheben; seine Schönheit führte zu jener reizenden Eifersuchtsszene zwischen Sokrates und Alkibiades, die Platon im „Gastmahl“ so köstlich geschildert hat. Es wird uns nun berichtet, daß auch der Spötter Euripides von den ungewöhnlichen Reizen dieser Wundererscheinung sich habe besiegen lassen: ja ihm zuliebe habe er seinen „Chrysippos“ gedichtet und auf die Bühne gebracht[1]). Wenn diese Nachricht richtig ist und wir haben keinen Grund, sie anzuzweifeln, so darf man vermuten, daß der Held des Stückes, eben Chrysippos, nach dem schönen Vorbilde, Agathon, vom Dichter erschaffen war und daß der Dichter sich selbst in der Rolle des Laios gedacht habe. Nun findet sich aber bei Cicero[2]) eine Notiz, aus der hervorgeht, daß die Grundlage des Stückes verlangende Sinnlichkeit war und daß die Wünsche des um die Gunst des schönen Knaben werbenden Laios ziemlich unverblümt und deutlich waren. Man muß sich klar machen, daß es sich um ein öffentlich aufgeführtes Drama handelt, bei dem natürlich Euripides und der schöne Agathon zugegen waren. So warb in Athen um die Wende des fünften Jahrhunderts ein berühmter Dichter um die Gunst eines ob seiner Schönheit wie feiner Bildung gleich gefeierten vornehmen Jünglings[3]).

Über den Inhalt des Dramas geben freilich die wenigen Fragmente keine näheren Aufschlüsse. Die auch sonst oft (vgl. oben S. 301 u. Anm. 3) ausgesprochene Meinung, daß Laios der erste war, der in Griechenland die Knabenliebe eingeführt habe, teilt auch Euripides. Auch scheint Laios gegen seine Leidenschaft angekämpft zu haben, nicht aber etwa, weil es ein Knabe war und er eine solche Liebe verwerflich gehalten hätte, sondern weil die Alten die

---

[1]) Aelian. varia historia II 21:
Ἤρα δέ φασι τοῦ αὐτοῦ Ἀγάθωνος τούτου καὶ Εὐριπίδης ὁ ποιητής, καὶ τὸν Χρύσιππον τὸ δρᾶμα αὐτῷ χαριζόμενος λέγεται διαφροντίσαι.

[2]) Cic. Tusc. IV 33, 71: ut muliebres amores omittam — quis aut de Ganymedi raptu dubitat quid poetae velint, aut non intelligit, quid apud Euripidem et loquatur et cupiat Laius?

[3]) Im Juni 1908 beschloß die Hallesche Kreissynode, „bei der Generalsynode zu beantragen, daß sie die Regierung um Strafbestimmungen gegen eine Propaganda ersuche, die öffentlich zugunsten der Aufhebung des § 175 betrieben wird“ (Hirschfelds Jahrbuch, Bd. IX, S. 661). Man stelle dies mit der im Texte erzählten Tatsache zusammen, um den Unterschied beider Kulturen zu erkennen!

Liebe überhaupt als eine Krankheit betrachteten, weil sie die Ruhe des Gemüts stört und daher mit den Waffen des Verstandes bekämpft werden muß. Genau wie Medea gegen ihre Liebe zu Iason ankämpft[1], so klagte auch Laios darüber, daß man zwar das Richtige erkenne, aber das Unrichtige tue[2]. Daß das Drama mit dem Tode des Chrysippos endete, ist schon darum wahrscheinlich, weil es ja eine Tragödie ist; näheres darüber auszusagen, ist bei der Verschiedenheit der Überlieferung nicht mehr möglich[3].

Überaus zahlreich sind die Stellen in den Fragmenten der dramatischen Dichtung des Euripides, die Schmähungen gegen die Weiber enthalten. Wir geben hier eine kleine Blumenlese als indirekten Beitrag zu der Lehre von der Knabenliebe.

Fr. 36: „Wer ein Ende findet, die Weiber zu schmähen, ist unglücklich oder ein Tor".

Fr. 521:

„Zu Hause bleiben soll ein braves Weib,
Denn draußen ist sie keinen Heller wert."

Fr. 808: „Von allen Übeln ist die Frau das Schlimmste doch". — Fr. 362, 34 lehrt, daß ein kluger Mann von Weibern nichts wissen will. — Fr. 498: „Verhaßt sind alle Weiber, nur die Mutter nicht". — Fr. 544: „denn ganz und gar unleidig ist das Weib". — Nach Fr. 666 gibt es überhaupt kein größeres Schimpfwort als „Weib"[4].

Von dem Drama Hippolytos und der leuchtenden Ephebengestalt seines Titelhelden soll hier nicht gesprochen werden. Wir wissen nur, daß Euripides schon vor dem uns erhaltenen Hippolytos den Stoff in einem Drama behandelt hatte. Diese Tragödie, aus der uns nur Bruchstücke erhalten sind, hieß *Ἱππόλυτος καλυπτόμενος,* der sich verhüllende Hippolytos, und zwar deswegen, weil sich Hippolytos aus Scham über den sittenlosen Antrag der Stiefmutter das Haupt verhüllte. Die nackte Schamlosigkeit des geilen Weibes stand in jenem Stücke zu der leuchtenden Reinheit des schönen Jünglings in so schneidendem Gegensatz, daß selbst

---

[1]) Ovid. met. VII 20: video meliora proboque, deteriora sequor.

[2]) Fr. 841: *αἰαῖ, τόδ' ἤδη θεῖον ἀνθρώποις κακόν, ὅταν τις εἰδῇ τἀγαθόν, χρῆται δὲ μή.*

[3]) Die verschiedenen Möglichkeiten bei G. H. Bode, Geschichte der hellenischen Dichtkunst III 1, 527 f. Leipzig 1839.

[4]) Weitere Schmähungen der Weiber in Fr. 528, 662, 671, 1059, 1112.

das athenische Publikum über so viel Verworfenheit weiblicher Brunst empört an dieser Schamlosigkeit der Phädra schweren Anstoß nahm[1]). Man braucht die Notiz[2]), Euripides habe mit dem Stücke die Schamlosigkeit seiner eigenen Frau Choirile verächtlich machen wollen, nicht einmal ernst zu nehmen, um doch zu wissen, daß der Hippolytos eben darum ein hohes Lied des Eros ist, weil er die Schamlosigkeit der Weiber[3]) an den Pranger stellt und dadurch ein um so leuchtenderes Licht auf die herbe Sprödigkeit einer reinen Ephebenseele wirft. Doch noch mehr. Es läßt sich mit gutem Grunde vermuten, daß die Liebe des Theseus zu Peirithoos den Hintergrund des Dramas bildete, so daß die Brunst der Phädra noch einen starken Einschlag von Eifersucht und Rachsucht enthalten würde[4]).

Daß diese Auffassung von dem weiblichen Geschlechte richtig ist, beweisen zum Überfluß auch noch die Worte des Chores, in denen gleichsam das Fazit gezogen wird (fr. 429):

ἀντὶ πυρὸς γὰρ ἄλλο πῦρ
μεῖζον ἐβλάσταμεν γυναῖκες πολὺ δυσμαχώτερον[5]).

In der Tat, viel Schlimmeres kann man gegen das „zarte", „schöne" Geschlecht nicht mehr sagen, und solchem giftigen Schlinggewächs wie dieser Phädra fällt ein Hippolytosknabe zum Opfer: man möchte mit ihm vor Scham das Haupt verhüllen! So sind denn auch die Worte verständlich (fr. 440), in denen dem Theseus der Rat erteilt wird, einem Weibe auch dann nicht zu glauben, wenn es die Wahrheit spricht.

Milde Versöhnung aber bringt die Grundstimmung, in der das gewaltige Drama ausklingt, die schönen Worte des Chores an den toten, von aller Verleumdung gereinigten Hippolytos, der nun schon ein seliger Heros ist:

---

[1]) So nach der Hypothesis zum erhaltenen Hippolytos.

[2]) Vita Eurip. in Westermanns *βιογρ.*, p. 137, 89.

[3]) Aristophanes (Frösche 1043) nennt die Phädra direkt eine Hure.

[4]) Näheres darüber bei M. Mayer, de Euripidis mythopoeia, p. 63.

[5]) Nach Hesiod. opp. 55 ff. hatte Zeus, um die Menschen wegen des von Prometheus entwendeten Feuers zu bestrafen, die Pandora erschaffen, ein zwar liebliches Mädchengebilde, das aber doch den Menschen der Anfang alles Elends werden sollte. Die dort von Zeus gebrauchten drohenden Worte sucht in unserer Euripidesstelle der Chor noch zu überbieten, indem er meint, die Weiber überhaupt seien ein noch viel verderblicheres Unheil als jenes, das einst Zeus, um sich zu rächen, den Menschen gesandt habe.

„O seliger Hippolytos,
Welch Ehre brachte deine Reinheit dir!
Nie war ja sterblichen Menschen
Eine Macht hehrer als die Tugend.
Denn früher oder später kommt
Reiner Keuschheit strahlender Lohn[1]).“

Öfter findet sich in den Bruchstücken der dramatischen Poesie des Euripides das Lob des Eros, in dem der Grieche die Verkörperung des Knabenwesens und der herben Jünglingsschönheit erblickte. Da ist der schöne, von Wieland in den Abderiten (III 12) so ergötzlich verwendete Vers:

„O Eros, du der Götter und der Menschen Herrscher“ [2])

oder die Worte:

„Wer Eros nicht für eine große Gottheit hält,
Nicht aller Götter mächtigsten ihn nennt,
Das ist ein Tor, der nichts von Schönheit weiß[3]).“

Dann das schöne Preislied auf die Macht des Eros in fr. 897.

Ein schönes Lob der Freundschaft lesen wir in Fr. 1079, treffliche Worte der Knabenerziehung in Fr. 1027 und 1028 und auch in Fr. 880 die beherzigenswerte Warnung, daß die Jünglinge nicht bei Weibern ihre Zeit vergeuden sollen.

So ist also auch Euripides der Dichter des Wertes der Knabenhaftigkeit und der Verehrer heiliger Ephebenschönheit; wir sprechen das so gewonnene Resultat mit seinen eigenen Worten aus:

„O welch ein Zaubertrost den Menschen Knaben sind“![4]).

IV. Tragici minores (S. 719ff.)

In der geringen Zahl der Bruchstücke aus den Dichtungen der kleineren dramatischen Talente sind nicht wenige Stellen, die sich auf Knabenliebe beziehen.

---

[1]) Fr. 446:
ὦ μάκαρ, οἵας ἔλαχες τιμάς, | Ἱππόλυθ' ἥρως, διὰ σωφροσύνην· | οὔποτε θνητοῖς | ἀρετῆς ἄλλη δύναμις μείζων· | ἦλθε γὰρ ἢ πρόσθ' ἢ μετόπισθεν | τῆς εὐσεβίας χάρις ἐσθλή.

[2]) Fr. 136: *σὺ δ', ὦ θεῶν τύραννε κἀνθρώπων Ἔρως.* Die bekannte Szene in Wielands Abderiten, daß jung und alt in der Stadt unablässig diesen Vers zitiert, geht zurück auf Lucian. de conscr. hist. cap. 1.

[3]) Fr. 269:
Ἔρωτα δ' ὅστις μὴ θεὸν κρίνει μέγαν | καὶ τῶν ἁπάντων δαιμόνων ὑπέρτατον, | ἢ σκαιός ἐστιν ἢ καλῶν ἄπειρος ὢν κτλ.

[4]) Fr. 652.
ὦ παῖδες, οἷον φίλτρον ἀνθρώποις φρενός!

Der schon früher (S. 306) erwähnte Vers:

„Es leuchtet auf den purpurnen Wangen das Feuer der Liebe[1])“,

aus einer unbekannten Tragödie des Phrynichos huldigt der Schönheit des von Achilles geliebten Troilos, worüber schon das Nötige gesagt ist (vgl. S. 309).

Eine Huldigung der Macht des Eros liest man S. 728, Nr. 2, aus einer unbekannten Tragödie des Aristarchos; die Schönheit nackter Athletenjünglinge feiert Achaios (S. 747, 4).

Auch hier sind noch einige Schmähungen der Weiber zu registrieren. S. 790, 32: „Ein Weib begraben, besser ist es als es frein“[2]), ein Vers, der aber wahrscheinlich irrtümlich in die Sammlung der Tragikerfragmente geraten ist. S. 798, 3:

„O Zeus, was soll die Weiber man noch schmähn?
Genügt doch völlig schon das eine Wort: Ein Weib!“[3]).

Noch ein paar Kleinigkeiten zum Schluß. Daß der von Herakles geliebte Knabe Hylas (näheres in *π. ε.* I 669ff.) auch Gegenstand tragischer Dichtung war, wird von Ovid trist. II 406 ausdrücklich berichtet; näheres ist uns darüber nicht bekannt, doch vgl. Nauck S. 851, 63. — Mit der Notiz über den Adonis des Ptolemaios Philopator und den vom Dichter geliebten Jüngling Agathokles, die uns der Scholiast zu Aristophanes (thesm. 1059) überliefert hat, läßt sich nichts weiter anfangen. — Interessant ist der Vers eines namenlosen Dichters:

A. Neigt mehr zum Weibe oder Manne sich dein Sinn?
B. Wo ich nur Schönheit finde, das bestimmt die Wahl[4]).

In einem Verse eines namenlosen Dichters endlich wird die Knabenliebe verworfen: „Nicht Kypris, sondern Übermut wirkt hier sein Spiel“[5]). Daß aber damit die männliche Liebe gemeint ist, geht aus dem Zusammenhang klar hervor, in dem uns dieses ziemlich matte Wort überliefert ist. Was will aber dies eine Zeugnis sagen im Vergleich zu den reichen bejahenden Bekenntnissen der tragischen Dichter, deren leider oft nur spärlich er-

---

[1]) S. 723, Nauck: *λάμπει δ'ἐπὶ πορφυρέαις παρῇσι φῶς ἔρωτος.*

[2]) S. 790: *γυναῖκα θάπτειν κρεῖσσόν ἐστιν ἢ γαμεῖν.*

[3]) S. 798, 3: *ὦ Ζεῦ, τί χρὴ γυναῖκας ἐξειπεῖν κακόν; ἀρκοῦν ἂν εἴη, κἂν γυναικ' εἰπῇς μόνον.*

[4]) S. 906, 355: *A. πρὸς θῆλυ νεύει μᾶλλον ἢ ἐπὶ τἄρσενα;*
B. ὅπου προσῇ τὸ κάλλος, ἀμφιδέξιος.

[5]) S. 917, 409: *ὕβρις τάδ', οὐχὶ Κύπρις ἐξεργάζεται.* Mit der Glosse *ἔνορχιν λαόν* (Nauck S. 882, 209) ist nichts weiter anzufangen.

haltene Werke wir in dieser Arbeit durchmustert haben. So bleibt also das Resultat auch dieses Aufsatzes der oben (S. 314) genannte schöne Vers des Euripides:

Ὦ παῖδες, οἷον φίλτρον ἀνθρώποις φρενός.

Erotische Träume und ihre Symbolik.

Aus dem Griechischen des Artemidoros übersetzt von
Dr. Hans Licht, Leipzig.

Artemidoros stammte aus Ephesos und lebte zur Zeit der Antonine; er selbst nannte sich Daldianos nach der Stadt Daldis in Lydien, wo er wahrscheinlich seinen Wohnsitz hatte. Wir besitzen von ihm ein in fünf Bücher eingeteiltes Werk *Ὀνειροκριτικά*, eine eingehende Theorie der Traumdeutung; das fünfte Buch enthält eine Sammlung von Träumen, die in Erfüllung gingen[1]). Von diesem Buche hat der Herausgeber der Anthropophyteia, Dr. Friedrich S. Krauss, im Jahre 1881 eine vortreffliche Übersetzung[2]) veröffentlicht. Aus leicht erklärlichen Gründen mußte er damals von einer deutschen Veröffentlichung der derb erotischen Träume absehen, weniger wegen des erotischen Inhaltes an sich, als vielmehr weil Dinge, gegen die sich unser Gefühl aufbäumt, wie geträumter Beischlaf mit der Mutter, mit derselben Naivität und Selbstverständlichkeit behandelt werden wie etwa ein Traum, daß einem eine Ameise ins Ohr kriecht. Freilich wird auch im Altertum nicht jeder die Ansicht des Stoikers Zeno geteilt haben, die Sextus Empiricus uns erhalten hat:

„Ich weiß nicht, warum man sich wundert, daß Oedipus seiner Mutter Iokasta ehelich beigewohnet hat. Denn wenn seine Mutter krank gewesen wäre, so würde er ihren Schmerz ein wenig haben besänftigen wollen, indem er sie mit seinen Händen

---

[1]) Artemidori Daldiani onirocriticon libri V ex recensione Rudolphi Hercheri. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXIV. Dies ist zurzeit die beste kritische Ausgabe mit ausführlichem Apparat.

[2]) Artemidoros aus Daldis Symbolik der Träume. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich S. Krauss. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag 1881. Über Ausgaben und Übersetzungen vgl. das Vorwort von Krauss (S. XII ff.).

an irgendeinem Teile ihres Leibes gejuckt hätte, und man würde nichts unanständiges in dieser Handlung gefunden haben. Warum sollte man für unanständig halten, wenn er sie ergötzte und sie tröstete, indem er ihr einige andere Teile des Leibes juckte und dadurch rechtmäßige Kinder mit ihr zeugte?" [1])

Sicherlich steht dieser Zynismus auch im Altertum vereinzelt da; aber soviel läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß die Alten die geschlechtlichen Dinge mit einer Offenheit und Naivität behandelten, die mit unserer Auffassung der sexuellen Frage schlechterdings unvereinbar ist. Nun ist aber die Bedeutung des Traumes für die Erforschung des Seelenlebens, insbesondere der erotischen Träume für die sexuelle Analyse heute zumal durch die hochbedeutsamen Arbeiten des bekannten Wiener Psychoanalytikers Prof. Freud und seiner Schüler [2]) erkannt und die wissenschaftliche Verwertung des Traumlebens so weit gefördert worden, daß es wünschenswert, ja notwendig erscheint, die seiner Zeit von Krauss übergangenen erotischen Träume des Artemidoros den Lesern der Anthropophyteia in deutscher Übersetzung vorzulegen. Der liebenswürdigen Aufforderung des Herrn Dr. Krauss, diese Übersetzung zu besorgen, bin ich aber um so freudiger nachgekommen, als sich mir dadurch ungezwungen Gelegenheit bot, auf das schon erwähnte, leider viel zu wenig bekannte und dabei so treffliche Jugendwerk unseres allverehrten Dr. Krauss nachdrücklichst hinzuweisen. Die von ihm nicht mit übersetzten Stellen sind folgende:

Aus dem ersten Buch.

Kap. 45 [3]).

[Das Schamglied ist einerseits den Eltern vergleichbar, indem es die Beziehung auf den Samen enthält, andererseits den Kindern, weil es sie hervorgebracht hat; dann der Gattin und Geliebten, weil es

[1]) So übersetzt Wilhelm Heinse die berüchtigte Stelle in dem geistreichen Vorwort zu seiner klassischen Übersetzung von Petrons „Begebenheiten des Enkolp" (Sämtliche Werke herausgegeben von Carl Schüddekopf, Bd. II, p. 15, Leipzig, Insel-Verlag 1903).

[2]) Vgl. Anthropophyteia Bd. VIII, Vom Büchertisch, die Kritik über Dr. Wilhelm Stekel „Die Sprache des Traumes". (O. F. Bergmann, Wiesbaden 1911.)

[3]) Dieses Kapitel ist von Krauss „in etwas abgekürzter Fassung" übersetzt. Ich drucke [in eckigen Klammern] die Übersetzung von Krauss ab und füge die ausgelassenen Stellen ein.

zur Liebeslust geschaffen ist; den Brüdern und jeder Art von Blutsverwandten, weil ja die ganze verwandtschaftliche Beziehung vom Schamgliede ihren Ausgang nimmt. Ferner bedeutet es Kraft und Mannhaftigkeit des Körpers, weil es auch ihr Urheber ist, deshalb nennen es einige die Mannheit, dann die Rede und Erziehung, weil das Schamglied, ebenso wie die Rede, die stärkste Fortpflanzungskraft besitzt.] Auf dem Kyllene[1]) sah ich ein Sinnbild des Hermes, das überhaupt nichts anderes war als ein mit natürlicher Logik gearbeitetes Schamglied[2]). Ferner gleicht es dem Überflusse und dem Erwerb, weil es bald stark ist, bald schwach und weil es die Fähigkeit hat, etwas zu schenken und vom Überfluß abzugeben. Ebenso der Scham, weil sowohl diese als auch das Glied denselben Namen haben[3]). [Ferner gleicht es der Armut, der Knechtschaft und den Banden, weil man es auch „Notwendigkeit" nennt und es das Symbol des Naturbedürfnisses ist.] Ferner gleicht es der Würde und Ehre; wird es doch direkt „die Ehre" (des Mannes) genannt. [Deshalb bedeutet es, wenn es sich in der gehörigen Ordnung befindet, daß auch die durch dasselbe angedeuteten Dinge in der alten Ordnung beharren werden, es vergrößert sie, wenn es sich vergrößert, und ist es abgenommen, so raubt es ihre Nutznießung. Wenn es sich ver-

---

[1]) Kyllene (*ἡ Κυλλήνη,* heute Zyria) ein Gebirge in Arkadien, auf dem Hermes geboren sein sollte, der danach *ὁ Κυλλήνιος* heißt.

[2]) Die ithyphallische Natur des Hermes, der ursprünglich ein befruchtender Gott der Weiden und der Viehzucht ist, wird von Herodot (II, 51) auf die Pelasger zurückgeführt. Die Pelasger hätten eine Litanei (*ἱρὸς λόγος*) gehabt, die sich auch später in den Mysterien der Insel Samothrake erhalten habe. Dazu stimmt gut die Notiz des Cicero (de nat. deorum III, 22, 56): Mercurius unus Caelo patre, Die matre natus, cuius obscenius excitata natura traditur, quod adspectu Proserpinae commotus sit. Das Bild nun, das Artemidoros meint, hieß sogar *Φάλης* (= Phallos) und Lukianos (Iupp. trag. cap. 42) berichtet, daß die Kyllenier diesem Phales opferten. — Ein ithyphallisches Sinnbild des Hermes in Kyllene, einer Stadt in Elis, beschreibt Pausanias VI, 26, 5: *τοῦ Ἑρμοῦ δὲ τὸ ἄγαλμα, ὅν οἱ ταύτῃ περισσῶς σέβουσιν, ὀρθόν ἐστιν αἰδοῖον ἐπὶ τοῦ βάθρου.* Erinnert sei auch an die zahllosen Hermensäulen (*Ἑρμαῖ*), bei denen das in älterer Zeit erigierte, in späterer Zeit schlaffe Glied nicht fehlte. Vgl. darüber Macrob. sat. I, 19, 14. Gerhard, Hermenbilder auf griechischen Vasen (gesammelte Abhandlungen II, 126 ff.).

[3]) Im Texte steht *βουλεύμασι ἀπορρήτοις* „den unausgesprochenen Gedanken" aus Schamgefühl nämlich. Ich übersetze „Scham", um das Wortspiel nachbilden zu können. *τὸ μῆδος* heißt sowohl Gedanke (von *μήδεσθαι,* vgl. meditari) als auch, zumal im Plural *τὰ μήδεα* (mit und ohne den Zusatz *φωτός*) die männliche Scham; vgl. Hom. Od. VI, 129; XVIII, 67.

doppelt, bedeutet es, daß sich alles verdoppeln wird, mit Ausnahme der Gattin und Geliebten, deren Verlust es zur Folge hat], denn zwei Schamglieder gleichzeitig kann man nicht gebrauchen. [Ich kenne jemand, der als Sklave drei Schamglieder zu haben träumte. Er wurde freigelassen und erhielt statt des einen Namen ihrer drei, indem er zwei vom Freilasser annahm. Doch kam dieser Fall nur einmal vor; die Auslegungen aber darf man nicht von vereinzelten, sondern von häufig vorkommenden Fällen ausgehend, zu bilden suchen.]

Kap. 78[1]. . . . von einem reicheren und älteren Manne gebraucht zu werden, bedeutet gutes, denn von solchen pflegt man etwas zu bekommen; von einem jüngeren und armen Manne aber sich gebrauchen zu lassen, ist übel, denn denen muß man etwas schenken. Dasselbe bedeutet es auch, wenn der Pädikator zwar älter aber ein Bettler ist. Wenn aber einer träumt, das Glied mit der Hand zu bearbeiten, so heißt das, daß er mit einem Diener oder einer Dienerin verkehren wird, denn wenn man die Hände an das Glied bringt, so verrichten sie einen Dienst. Wenn er aber keine Diener hat, so bedeutet es, daß ihn eine Strafe erwartet, denn er hat den Samen unnützlich verschwendet. Ich weiß von einem Sklaven, welchem träumte, daß er seinen Herrn mit der Hand befriedigte. Später wurde er der Hauslehrer und Erzieher der Kinder des Herrn: er hatte ja das Glied des Herrn in der Hand gehabt und dieses Glied war der Ursprung jener Kinder. Ein anderer wieder träumte, daß sein Herr ihm es mit der Hand machte; er wurde an eine Säule gebunden und erhielt eine tüchtige Tracht Prügel und wurde so von seinem Herrn „gewichst".

Über den vom Gesetz verbotenen Beischlaf wird man folgender-

---

[1]) Der erste Teil dieses Kapitels „vom Beischlaf" ist von Krauss übersetzt. Das Kapitel beginnt bei ihm: „Bei der Besprechung des Beischlafes dürfte sich folgende Anordnung als die beste empfehlen, erst die Behandlung des von Natur, Gesetz und Sitte gestatteten Beischlafes, dann die des widergesetzlichen und schließlich die des widernatürlichen." Es folgt die Deutung der Träume vom Beischlaf mit der eigenen Frau, und zwar 1. „wenn sie dazu geneigt ist", 2. „wenn sie sich weigert und sie sich nicht hergeben will". Dann Beischlaf mit Freudenmädchen und Erlebnisse im Bordell. Es folgen „herumstreichende Freudenmädchen", Ladenmädchen, unbekannte Frauenzimmer, Sklavinnen und Sklaven; Notzucht durch einen Hausgenossen, Bruder oder Freund; Beischlaf mit Freundinnen (mit und ohne Zuneigung); dann mit verheirateten Frauen. Dann bricht Krauss ab und hier setzt unsere Übersetzung ein (Seite 74, Zeile 10, Hercher).

maßen urteilen müssen. Den Sohn zu gebrauchen, wenn er noch nicht fünf Jahre alt ist, bedeutet den Tod des Kindes, wie ich schon oft beobachtet habe. Es ist dies auch ganz natürlich, weil ja das Knäblein verdorben wird; durch den Tod wird aber die Lebenskraft verdorben. Wenn aber der Sohn über fünf, aber noch nicht zehn Jahre alt ist, so wird der Sohn erkranken, der aber, welcher den Traum sah, wird schwachsinnig werden, weil er etwas törichtes verrichtet hat. Denn der Knabe, der vor der Zeit (weil noch unreifen Alters) gebraucht wurde, wird wegen der Schmerzen krank werden; der andere aber wird am Verstande einbüßen, wegen seiner Torheit. Denn es deutet nicht auf einen starken Verstand, einen Knaben in solch zartem Alter, geschweige denn den eigenen Sohn zu mißbrauchen. Ist aber der Sohn schon zum Jüngling herangewachsen, so wird der Vater, falls er ein armer Mann ist, den Sohn in die Schule schicken und für ihn die Kosten bestreiten: so erfüllt er den Traum, daß er etwas auf ihn „draufgehen ließ". Ist es aber ein reicher Mann, der solches träumte, so wird er dem Sohne reiche Geschenke machen, ihm eine Rente aussetzen und so wird er etwas in ihn „hineinstecken". Wenn aber der Sohn, mit dem man im Traum geschlechtlich verkehrte, schon ein reifer Mann ist, so bedeutet es gutes, falls der Sohn im Auslande weilt. Der Traum bedeutet eben dann, daß die beiden zusammenkommen und wieder beieinander leben werden, denn das liegt in dem Worte „beiwohnen". Ist aber der Sohn daheim und lebt bei dem Vater, so enthält der Traum eine böse Vorbedeutung, daß sie sich nämlich werden trennen müssen, weil der Beischlaf der Männer meistens mit gegenseitiger Abkehr zustandekommt[1]). Von seinem Sohne aber gewaltsam gebraucht zu werden, bedeutet, daß der Vater von dem Sohne geschädigt werden wird und daß unter dieser Schädigung auch der Sohn wird leiden müssen. Wenn aber einer träumt, seinen Vater zu mißbrauchen, so wird er aus seiner Heimat fliehen müssen oder er wird sich mit seinem Vater verfeinden. Entweder nämlich wird sich der Vater selbst von ihm abwenden oder die Gemeinde wird ihn verbannen, die sich auf die Seite des Vaters stellt.

Handelt es sich aber im Traum um ein Töchterchen, das noch ganz klein und noch nicht fünf Jahre alt ist, so . . . . (Lücke in der

---

[1]) Artemidoros meint, im Gegensatze zu dem natürlichen Beischlaf, bei dem beide sich das Gesicht zukehren, deute die Pädikation auf Trennung, weil ja der eine dem andern den Rücken darbietet, sich also gewissermaßen von ihm abwendet, sich von ihm wegbegibt.

Überlieferung.) Ist es aber zwischen fünf und zehn Jahre alt, so bedeutet es dasselbe wie in dem Traum von dem Sohne. Wenn aber die Tochter schon heiratsfähig ist, bedeutet der Traum, daß sie sich vermählen wird. Der, welcher den Traum erlebte, wird ihr die Ausstattung geben und so ihr einen Teil seines Vermögens spenden[1]). Ich kenne einen, der auf Grund dieses Traumes seine Gattin verlor, ganz natürlich und logisch. Von da ab leistete ihm die Tochter in ihrer Häuslichkeit die Dienste des Weibes und der Tochter.

Wenn einer träumt, seiner bei ihrem Manne lebenden Tochter beizuwohnen, so wird sich die Tochter von ihrem Gatten trennen und zum Vater zurückkehren, um mit ihm zusammen zu sein und ihm beizuwohnen. Günstig ist es, wenn ein armer Mann, dessen Tochter reich verheiratet ist, träumt, mit ihr zu verkehren: dann wird er von der Tochter viel Nutzen und Freude haben. Oft haben auch reiche Leute entgegen ihrer ursprünglichen Absicht ihren Töchtern noch zur Mitgift hinzugegeben, nachdem sie einen solchen Traum erlebt hatten, und die Kranken starben erst nach ihren erbberechtigten Töchtern.

Über Träume vom Beiwohnen der Schwester brauchen wir nicht zu reden: Sie bedeuten dasselbe wie die mit der Tochter. Seinen Bruder aber zu gebrauchen, sei er älter oder jünger, ist ein gutes Zeichen für den Träumenden, denn es heißt, daß er über seinen Bruder kommen und dieser ins Hintertreffen geraten wird. Wenn man aber einen Freund beschläft, wird man sich mit ihm entzweien, weil man anfing, ihn zu schädigen.

Kap. 79. Das Kapitel über Träume mit der Mutter[2]) ist mannigfaltig und in viele Teile zerlegbar und obwohl der Stoff viele Unterschiede bietet, wissen doch viele Traumdeuter nichts damit anzufangen. Die Sache liegt so. Nicht der Beischlaf an sich genügt, um die Traumbilder zu deuten, sondern es kommt auf die erotischen Stellungen dabei an; so verschieden wie diese, so verschieden die Deutungen. Reden wir zunächst über den Traum, daß man der Mutter, so noch am Leben weilt, beiwohnt, Körper auf Körper; es bedeutet nämlich durchaus nicht dasselbe, ob sie noch lebt oder schon gestorben ist. Wenn nun einer träumt, mit seiner noch lebenden Mutter den Beischlaf zu vollziehen, und zwar Körper auf Körper (was manche die „natürliche“ Art des Beischlafes nennen), so heißt das, vorausgesetzt, daß sein

---

[1]) Der Ausdruck im Texte *ἀπουσιάζειν* bedeutet, jemandem von der *οὐσία* geben, *οὐσία* heißt aber „Vermögen“ und „männlicher Same“.

[2]) Der Traum mit der Mutter wird schon bei Sophokles erwähnt (König Oedipus, V. 981. Vgl. Cic. de divin. I 29).

Vater sich noch bester Gesundheit erfreut, daß zwischen ihm und dem Vater ein Zerwürfnis erfolgen wird auf Grund der auch bei anderen Menschen üblichen Eifersucht. Ist aber der Vater krank, bedeutet es seinen baldigen Tod. Es bedeutet eben, daß der, welcher den Traum hatte, der Mutter obsiegen wird als Sohn gleicherweise wie als Mann. Günstig ist ein solcher Traum für jeden Künstler und Handwerker. Denn da wir die Kunst „Mutter" zu nennen pflegen, so kann der geträumte Beischlaf mit der Mutter nichts anderes heißen als in der Kunst aufzugehen und dadurch vorwärts zu kommen. Günstig ist dieser Traum auch für jeden Demagogen und Politiker; denn auch das Vaterland nennen wir ja „Mutter". Wie also der, welcher nach dem Gebote der Aphrodite seinem Weibe beiwohnt, über den Körper seiner Ehefrau herrscht und von ihr willigen Gehorsam zu beanspruchen hat, so wird der, der einen solchen Traum hatte, sich eine führende Rolle im politischen Leben erwerben. Und wer mit seiner Mutter in Unfrieden lebte, wird durch den Beischlaf sich mit ihr aussöhnen. Denn Beischlaf bedeutet Vereinigung. Oft hat auch solch ein Traumbild fernwohnende zusammengeführt und vereinigt. So kehrt wohl einer aus der Fremde in das Vaterland zurück, wenn sich die Mutter daheim befindet. Im andern Falle deutet der Traum an, daß der Träumende sich dahin begeben wird, wo die Mutter weilt. Und wenn ein armer Mann, der sich nur kümmerlich durchs Leben schlägt, mit seiner reichen Mutter zu schlafen träumte, so heißt das, daß er von ihr bekommen wird, so viel er haben will oder daß sie baldigst stirbt, so daß er sie zu seiner großen Freude beerben wird. Viele haben auch ihre Mütter in ihr Haus genommen und unterhalten, so daß diese an ihren Kindern Freude erlebten. Ist einer krank, so tröstet ihn der Traum und deutet ihm an, daß sein Zustand bald wieder normal sein werde; denn die Natur ist die gemeinsame Mutter aller, und die Gesunden, nicht aber die Kranken nennen wir „normal". Solches hebt auch Apollodoros aus Telmessos hervor, ein hoch gelahrter Herr[1]). Nicht dasselbe aber dürfte der Traum für Kranke bedeuten, wenn die Mutter schon tot ist: Dann heißt es, daß der, welcher träumte, sehr bald sterben wird. Denn der zusammengesetzte Leib des Menschen wird beim Tode in die

---

[1]) Telmessos in Karien, 1½ Meile von Halikarnassos entfernt, war wegen Wahrsagekunst berühmt; vgl. Cic. de divin. I 41, 91: Telmessus in Caria est qua in urbe excellit haruspicum disciplinā. Der hier genannte Apollodoros ist sonst nicht bekannt.

Stoffe aufgelöst, aus denen er besteht und zusammengesetzt ist, und da er zum größten Teil aus Erde besteht, so verwandelt er sich in solche. Nun nennen wir ja aber auch die Erde „Mutter“. Mit der toten Mutter sich zu vermischen kann demnach für einen Kranken nichts anderes bedeuten, als daß er sich bald mit der Erde vermischen, das heißt sterben wird. Günstig aber ist der Traum, der toten Mutter beizuwohnen, für solche, die um ein Stück Land prozessieren oder ein Stück Land kaufen und bestellen wollen. Einige freilich behaupten, für einen Landmann bedeute der Traum Unglück; denn er streue seinen Samen in abgestorbenes Erdreich, das heißt, die Ernte würde ausbleiben. Ich halte das nicht für richtig, es sei denn, daß einer über den vollzogenen Beischlaf Verdruß oder Reue empfände. Wenn ferner jemand in der Fremde weilt, so wird er auf Grund dieses Traumes heimkehren und ebenso wird einer, der über das mütterliche Vermögen einen Prozeß führt, den Prozeß gewinnen, der Traum bedeutet ihm nicht Freude über den Leib, sondern über das Vermögen der Mutter[1]). Wenn aber jemand diesen Traum in der Heimat erlebt, so bedeutet es, daß er das Vaterland wird verlassen müssen, denn solche Blutschande verbietet sein längeres Verweilen am mütterlichen Herde. Und wenn er über den Beischlaf Verdruß oder Reue empfindet. so wird er aus dem Vaterlande verbannt werden; andernfalls wird er freiwillig auswandern. Die Mutter aber, wenn sie in abgewendeter Stellung liegt, zu gebrauchen, ist eine üble Vorbedeutung; denn dieser Traum bedeutet, daß entweder die Mutter selbst sich abwenden wird von dem, der den Traum hatte, oder daß es das Vaterland tun wird oder die Kunst oder was sonst die „Mutter“ im Traume bedeutet. Ebenso ist es ungünstig, stehend der Mutter beizuwohnen, denn im Stehen vollzieht man den Beischlaf nur, wenn man kein Bett oder Decken zur Verfügung hat; deswegen bedeutet dieser Traum Drangsal und Not. Auch das ist vom Übel, der Mutter, die sich in knieender Stellung befindet, beizuwohnen, denn diese hilflose Lage der Mutter deutet auf Not und Verlegenheit. Der Beischlaf aber, bei dem die Mutter oben liegt und die reitende Stellung einnimmt, bedeutet nach der Meinung einiger für den Träumenden den Tod, denn die Mutter gleicht der Erde, da diese alles gebiert und ernährt: die Erde bedeckt aber die Toten und nicht die Lebenden. Ich habe nun be-

---

[1]) Im Text steht *ἐπὶ τῇ οὐσίᾳ τῆς μητρός. Οὐσία,* Eigentum, wieder doppelsinnig: Die Mutter wurde (durch den Traum) sein Eigentum, d. h. er erbt ihr Eigentum (Vermögen).

obachtet, daß Kranke nach solchem Traume immer starben, Gesunde aber und Kräftige mit vielem Wohlbehagen und ganz nach Wunsch den Rest ihres Lebens verbrachten; und dies ist auch ganz natürlich und folgerichtig. Denn bei den anderen erotischen Stellungen ist die Anstrengung und das Keuchen bei der Arbeit meistenteils auf Seiten des Mannes, während das Weib geringere Mühe hat: bei dieser Stellung aber hat ganz im Gegenteil der Mann den Genuss ohne Anstrengung. Aber diese Stellung hat auch den Vorteil, daß man den Beischlaf, falls man ihn nicht gerade im Hellen vollzieht, unbemerkt von den anderen Schlafzimmergenossen auszuüben vermag, weil ja das laute Keuchen so gut wie ganz wegfällt. —

Im übrigen empfiehlt es sich nicht, beim Beischlaf mit der Mutter nach Abwechslung in den Stellungen zu streben; denn bei der Mutter ist derartiges Frevel und schweres Unrecht. Ist doch nur der Beischlaf normal zu nennen, der so ausgeübt wird, wie ihn die Natur gelehrt hat, das heißt beim Menschen Leib auf Leib: alle anderen Stellungen sind Erfindungen des Übermuts, der Schamlosigkeit und Trunkenheit. Der Beweis läßt sich aus dem Tierreich erbringen, denn alle Tiere vollziehen den Geschlechtsakt nur in der ihrer Natur angeborenen Stellung, die sie niemals verändern, weil sie ihrer Natur nachgeben. So steigen einige Tiere von hinten auf, wie Pferd, Esel, Bock, Stier, Hirsch und die anderen Vierfüßler; andere bringen vorher die Münder zusammen, wie die Schlangen, Tauben, Marder[1]. Bei anderen ist der Moment der Vereinigung nur kurz, wie beim Straußen. Andere wieder drücken beim Koitus durch die eigene Körperschwere das Weibchen zum Sitzen nieder, wie alle Vögel. Bei anderen kommt es überhaupt nicht zu fleischlicher Vereinigung, sondern die Männchen legen ihren Samen ab und die Weibchen suchen ihn auf; so ist es bei den Fischen.

Dementsprechend ist die dem Menschen natürliche Stellung beim Beischlaf die, daß Leib auf Leib ruht; alle anderen sind ein künstliches Produkt unnatürlich gesteigerter Sinnlichkeit und der Schamlosigkeit. Das allerschlimmste nun nach meinen Beobachtungen ist, wenn man träumt, sich von der Mutter „die unaussprechliche Wollust“

---

[1]) Im Text steht *γαλαῖ*, was sowohl Marder wie Katzen bedeuten kann. Weder von den Mardern noch von den Katzen ist mir bekannt, daß sie vor dem Geschlechtsakt kußähnliche Liebkosungen austauschen. (Sie beschnuppern und belecken einander vor dem Rammeln. — Krauss.)

bereiten zu lassen[1]), denn dieser Traum bedeutet Tod der Kinder, Verlust des Vermögens, schwere Krankheit. Ich weiß von einem Manne, der nach einem solchen Traume das Glied einbüßte. Und das von rechtswegen, dann an welchem Teile des Körpers man gesündigt hat, an dem soll man auch bestraft werden. Wenn aber einer träumt, sich von seiner Ehefrau oder der Geliebten die unaussprechliche Wollust bereiten zu lassen, so bedeutet dieses Scheidung oder das Ende des Verhältnisses. Denn es geht nicht an, mit einer solchen gemeinsamen Haushalt oder ein Liebesverhältnis beizubehalten, falls sie nicht etwa gesegneten Leibes ist. Denn sie wird die unterhalb des Leibes befindlichen Teile verderben, weil sie den Samen widernatürlich aufnahm. Ferner wird die Frau, wenn sie reicher ist als der Mann, für ihn viele Schulden bezahlen und die, welche mit einem Sklaven zusammenlebt, wird von sich aus Geld zusammenbringen und ihren Mann freikaufen und so wird es kommen, daß das Naturbedürfnis des Mannes (denn das Schamglied wird auch Natur genannt) oder sagen wir, daß seine Natur wieder rein wird.

Wenn aber einer von einem Freunde oder Verwandten oder dem Sohne (falls dieser nämlich kein ganz kleines Kind mehr ist) sich die unaussprechliche Wollust bereiten läßt, so wird er sich mit dem, der ihn in dieser unaussprechlichen Weise befriedigte, entzweien; war es aber ein noch unmündiges Kind, so wird er es begraben, denn ein solches Knäblein ist noch nicht brauchbar zur Liebe. Wer aber von einem Unbekannten in dieser unaussprechlichen Weise sich befriedigen läßt, den erwartet irgendwelche Strafe, weil er den Samen unnützlich vergeudet hat. So aber einer träumt, daß er einen anderen in der unaussprechlichen Art befriedigt, sei es nun einen ihm bekannten Mann oder eine ihm bekannte Frau, so wird er mit dieser Person in Feindschaft geraten, weil zwischen ihnen kein mündlicher Verkehr

---

[1]) Im Text steht *ὑπὸ τῆς μητρὸς ἀρρητοποιεῖσθαι*. *Ἀρρητοποιεῖν* heißt „etwas unaussprechliches tun“, gemeint ist, die Geschlechtsteile der anderen Person zu lecken, also muß *ἀρρητοποιεῖσθαι* heißen, sich die Geschlechtsteile von einer anderen Person lecken zu lassen. Beides spielt in der Erotik der Alten eine ungeheure Rolle, worüber im III. Kapitel der apophoreta Forbergs (Anhang zum Hermaphroditus des Antonius Panormita, Gotha 1824) ein außerordentlich reichhaltiges Material zusammengestellt ist. Jetzt ist der für die Sexualwissenschaft außerordentlich wichtige Kommentar bequem zugänglich in dem von Adolf Weigel in Leipzig im Jahre 1908 veranstalteten Privatdruck. — Plutarch erzählt im Leben Cäsars Kap. 32, daß Cäsar in der Nacht vor dem Übergang über den Rubikon geträumt habe, mit der Mutter die „unaussprechliche Vereinigung“ zu vollziehen.

mehr sein wird; war es aber ein Unbekannter, so bedeutet dieser Traum Unglück für alle außer denen, die mit dem Munde ihren Lebensunterhalt erwerben, will sagen Flötenspieler, Trompeter, Redner, Sophisten und ähnliche Leute.

Kap. 80.

Dies wäre nun das wichtigste über den widernatürlichen Beischlaf. Wenn einer träumt, sich selbst beizuwohnen, so bedeutet das Nichtvorhandensein eines zweiten Körpers für einen Reichen Verlust des Vermögens, ja bis zum Hunger gesteigerte Not; war es aber ein armer Schlucker, so verkündet es schwere Krankheit oder schreckliche Leiden; denn der Gedanke, mit sich selbst geschlechtlich zu verkehren, deutet auf schweres Leiden. Wenn aber einer träumt, sein eigenes Glied zu küssen, so werden ihm Kinder geboren werden, falls er noch keine hat. Wenn ihm aber Kinder in der Fremde leben, so wird er ihre Rückkehr erleben und sie küssen. Viele Junggesellen haben nach solchem Traume geheiratet.

So aber einer träumt, sich selbst die unaussprechliche Wollust zu verschaffen, so ist dies für einen Armen und Sklaven und Verschuldeten günstig; denn sie entmündigen ja sich ihrer eigenen Not[1]). Ungünstig aber ist es für einen, der Vater ist oder es zu werden wünscht, denn jener wird seine Kinder verlieren, dieser keine erhalten. Das Schamglied nämlich bedeutet die Kinder, der Mund aber das Grab; was aber in den Mund gerät, zergeht in ihm und bleibt nicht. Ferner bedeutet dieser Traum Verlust des Weibes oder der Geliebten; denn wer sich selbst die Freuden der Aphrodite zu bereiten vermag, bedarf des Weibes nicht. Allen übrigen aber stellt dieser Traum schwere Not in Aussicht, denn er bedeutet, daß sie an die „Not“ kommen, der Nahrung wegen, d. h. ihre letzte Habe verkaufen müssen, oder der Traum bedeutet Krankheit, daß sie nämlich so abmagern, daß es ihnen leicht fällt, mit dem Munde das Glied zu erreichen.

Wenn aber ein Weib ein anderes Weib beschläft, so heißt das, daß sie der Beschlafenen ihre Geheimnisse mitteilen wird; kennt sie aber die Beschlafene nicht, so wird sie aussichtslose Dinge unternehmen. Wird aber ein Weib von einem anderen Weibe beschlafen, so wird sie von ihrem Manne sich scheiden lassen oder Witwe werden;

---

[1]) Das Wortspiel kann ich nicht besser übersetzen: *τὴν γὰρ ἑαυτῶν ἀνάγκην περιελοῦσι.* *Ἀνάγκη* heißt „Not“ und „Geschlechtsteil“ (vgl. oben S. 318, Zeile 14), *περιελοῦσι* ist futurum von *περιαιρεῖν* = wegnehmen, nämlich 1. das Glied in den Mund, dann 2. die Not, also sie beendigen.

auch wird sie die Geheimnisse der, mit der sie schlief, nichtsdestoweniger erfahren.

Einem Gotte oder einer Göttin beizuwohnen oder von einem Gotte beschlafen zu werden, bedeutet einem Kranken den Tod; denn dann erst ahnt die Seele ein Zusammenkommen und Gemeinschaft mit den Göttern, wenn sie im Begriffe ist, den Körper, in dem sie heimt, zu verlassen. Für die übrigen bedeutet dieser Traum, falls sie sich an dem Beischlaf erfreuten, Huld und Nutzen vonseiten der Mächtigen, andernfalls Furcht und Schrecken. Ausnahmen sind die Göttinnen Artemis, Athena, Hestia, Rhea, Hera, Hekate: ihnen beizuwohnen, ist selbst dann ein übler Traum, wenn man Wollust dabei empfand, denn er bedeutet in Bälde hereinbrechendes Verderben: sind doch diese Göttinnen „hehr“ [1]) und wir wissen, daß die, welche sich an ihnen vergreifen, bösen Lohn finden werden.

Den Mond [2]) zu beschlafen ist ein sehr günstiger Traum für Schiffspatrone, Steuerleute, Kaufleute, Astronomen und für alle die, die sich gern auf Reisen befinden und in der Welt sich umhertreiben; für alle anderen bedeutet es, daß sie die Wassersucht bekommen werden. Jenen nämlich ist der Traum günstig wegen der Bewegung des Mondes und weil ohne ihn die astronomischen Berechnungen nicht zustande kommen; für die anderen bedeutet der Traum die erwähnte Krankheit, weil der Mond reich an Wasser ist.

Einer Leiche beizuwohnen, sowohl einer männlichen wie einer weiblichen (außer der Mutter, Schwester, Gattin, Geliebten), ebenso von einer Leiche beschlafen zu werden, ist ganz absurd. Denn die Leichen verwandeln sich in Erde, sie zu beschlafen heißt aber nichts anderes, als in die Erde einzudringen; von ihnen beschlafen zu werden, heißt Erde in sich aufzunehmen. Beides deutet auf Tod, außer wenn man in der Fremde lebt, denn dann bedeutet es Rückkehr in die Heimat, oder wenn man nicht dort lebt, wo die verstorbenen Angehörigen begraben liegen; in diesem Falle nämlich bedeutet der Traum, daß man gern aus seiner Heimat fort möchte, das aber nicht möglich ist.

Wer aber träumt, Tieren beizuwohnen, wird, falls er selbst beschält, einigen Nutzen von solchem Tiere erfahren, was es auch immer gewesen sei: ich werde über die einzelnen Tiere in dem Ab-

---

[1]) *σεμναὶ γὰϱ αἵ θεαὶ* steht im Text; *σεμνὸς* bedeutet unnahbar, unberührbar.

[2]) Das ist nicht so absurd wie es klingt, weil ja dem Griechen das Wort Mond sofort die Ideenassoziation Mondgöttin (*Σελήνη*) erweckte.

schnitt über die Jagd und über die Tiere sprechen[1]). Wenn er aber beschält wird, so erwarten ihn mißliche und unangenehme Dinge. Viele sind sogar nach solchen Träumen gestorben. So viel über den Beischlaf.

Aus dem fünften Buche.

Kap. 62.

Einem träumte, daß er sein Schamglied mit Brot und Käse füttere, wie wenn es ein lebendes Tier sei. Er starb eines elenden Todes. Denn während er die Nahrung dem Munde hätte zuführen müssen, brachte er sie an das Schamglied, wie wenn er damit andeuten wollte, daß er in kurzem kein Antlitz und keinen Mund mehr haben werde.

Kap. 65.

Einer träumte, daß sein Schamglied bis an den Eichelkranz behaart und dicht bewachsen sei mit einer Fülle von plötzlich gewachsenen Haaren. Aus ihm wurde ein ausgesprochener Kinäde, der sich zu jeder Schweinerei hergab, niemals aber das Glied nach Art der Männer gebrauchte. Daher war ihm jener Körperteil so aus der Übung gekommen, daß auf ihm Haare wuchsen, weil die Reibung an einem anderen Körper wegfiel.

Kap. 86.

Eine Frau träumte, das Schamglied ihres Mannes losgelöst von seinem Körper in ihren Händen zu halten, es zu hegen und zu pflegen und sich alle nur erdenkliche Mühe zu geben, daß es nicht abstürbe. Bald darauf wurde sie von ihrem Manne schwanger, gebar einen Knaben und zog ihn auf. Das Glied ihres Mannes war die Vorbedeutung für die Geburt des Knaben, denn jenem Gliede verdankte er seine Entstehung. Daß das Glied aber von dem Körper losgelöst war, bedeutete, daß sie später, nachdem sie den Knaben auferzogen hatte, von ihrem Manne geschieden wurde.

Kap. 87.

Es träumte einer, vom Ares gebraucht zu werden. Darauf erkrankte er am Gesäß und dem After und da er auf anderem Wege keine Heilung fand, ließ er sich schneiden und wurde gesund. Offenbar bedeutete Ares das Messer, wie ja auch der Sprachgebrauch die Metonymie Ares für Eisen kennt. Das Vergnügen aber, daß der Mann bei dem Beischlaf empfand, deutete darauf hin, daß die Operation glücklich verlaufen werde.

---

[1]) Dieser Abschnitt findet sich im II. Buch, Kap. 11 ff.



Umfragen.

Gefängnispoesie.

Eine Umfrage von Karl Amrain.

Zu den eigenartigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Strafvollzuges gehört, daß die Gefangenschaft mit ihrer ganz widernatürlichen Lebenweise, ihrem physischen und psychischen Zwang die Phantasie der Inhaftierten mächtig beeinflußt.

Sind in derselben Anstalt Angehörige beider Geschlechter interniert, so triefen die Wände geradezu vom Geist der Obszönität.

Keine geringeren als Charles Lucas in seiner Gefängnistheorie und Christophe Moreau in seinen Schriften weisen auf die unsittlichen Vorgänge hin, die sich in gemischten Anstalten ereigneten. Die beste Absperrung wird durchbrochen, und ein erotischer schriftlicher Meinungaustausch läßt sich nie verhüten.

Wer Gefängnisakten durchblättert, wird darin grauenerregende Dinge lesen. Schreiber dieses kann das um so mehr behaupten, als er längere Zeit hindurch systematisch das Gefängniswesen größerer Gebiete an der Hand von Akten studierte, die sich bis auf den Ausgang des XVIII. Jahrhunderts (rückwärts gerechnet) bezogen.

Wir müssen sagen, auch heute noch gehen bei dem System der Kollektivhaft leider nur zu viele Gefangene moralisch zugrunde, weil ihre durch die Gefangenschaft lahmgelegte Möglichkeit, den Tagereignissen zu folgen, weil ihre zu wenig praktisch in Anspruch genommene Gedankenwelt, die sitzende Lebenweise, die magenfüllende Nahrung, die Phantasie potenzierte. Diese Potenzierung betrifft die ganze sexuelle Sphäre. Unter solchen Vorbedingungen

haben bei dem System der Kollektivhaft Zuhälter, Päderasten, Exhibitionisten leichtes Spiel. Für manchen Päderasten ist der Aufenthalt in Kollektivhaft ja geradezu die Erfüllung sehnlichster Wünsche. Die Fälle sind gar nicht so selten, daß sich einer wegen Bettels für ein paar Tage einsperren läßt, um einmal die sexuelle Perversität gründlich zu genießen. Wer Tabak hat, hat das Gros der Inhaftierten zu allen Manipulationen verfügbar und kann sich für sexuelle Entbehrungen[1]) mehr denn reichlich „entschädigen“. Wir stehen nicht an, das Gefängnis mit Kollektivhaft verantwortlich zu machen für die Steigerungen urnischer Erotik. Die mann-männliche Liebe, oft „Diplomatenkrankheit“ genannt, beschränkt sich nicht, wie es wohl oft heißt, auf die oberen Zehntausend, vielmehr begegnen wir ihr vor allem auch in jenen Schichten, die häufig mit dem Gefängnis in Berührung kommen.

Doch uns beschäftigt weniger diese Betätigung als ein anderes Moment. Einzelne Gefangene werden während der Gefangenschaft durch eine hochgesteigerte Phantasie zu Reimereien aller Art angeregt, die sich bei gebildeten Inhaftierten gelegentlich zu wirklich wertvollen Versen und Gedichten gestalten.

Wer die Zeitungen kennt, die in einzelnen nordamerikanischen Penitentiaries von Sträflingen geleitet, gedruckt und hergestellt werden, weiß, welch lyrische Perlen diese hinter Kerkermauern entstandenen Gebilde enthalten.

Auch der durch sein Buch „Aus dem Zuchthaus“ bekannt gewordene Schriftsteller Hans Leuss hat in der Strafanstalt zu Celle meisterhafte Verse gefunden, die er unter dem Titel „Humanis Homo“ veröffentlichte. Mancher der schreibenden und dichtenden Gefangenen verliert sich ganz in das erotische Gebiet. Und dieses Gebiet verlangt ein genaueres Studium, damit wir noch tiefer als bisher in die Psychologie des Gefangenen einzudringen vermögen.

Werke wie die von Krohne und von Dr. Baer können auf

[1]) Wir kennen einen Fall, in Frankreich sind sie nicht selten, in dem ein deutscher Staatanwalt einem Strafgefangenen, einem verheirateten Manne, die Vollziehung des Beischlafes offiziell in der Gefängniszelle gestattete, weil das Ehepaar die sexuelle Entbehrung nicht ertragen zu können erklärte und mit Selbstmord drohte. Dieser Staatanwalt, der seine Ansicht gegen die Meinung des betreffenden Gefängnisvorstandes durchsetzen konnte, war mehr als ein Verwaltungbeamter, er war ein ganzer Mensch, ein selten harmonischer Charakter, dabei ein mustergiltiger Familienvater und Christ.

dieses Gebiet selbstverständlich nicht näher eingehen. Erst die Anthropophyteia schufen einen Boden, um auch diese Äußerungen in den Kreis einer wissenschaftlichen Betrachtung zu ziehen. Vorläufig möge ein größeres Tatsachenmaterial gesammelt werden, um daraus späterhin wissenschaftliche Ableitungen machen zu können.

Wir bitten darum die Herren Juristen und Gefängnisbeamten, Strafanstaltärzte um Bereitstellung etwaiger Materialien[1]).

Als Einleitung zu dieser Rubrik veröffentlichen wir einige Reime, die aus deutschen Gefängnissen stammen:

I.

Wenn ich so oft um Mitternacht
Erst schlafe in meiner Zelle
Dann schwebt zu mir ein Reigen sacht
Und lockt mich über die Schwelle.
Ich sehe die ich einst geküßt
Die niemals ich vergesse
Das Ladenmädel voll Gelüst
Dazu die Baronesse
Die einst im Weltbad mich bezwang
Durch ihre feine Toilette
Und dort im düster dunklen Gang
Die fesche liebe Soubrette
Auch sie mit ihrem Märchenblick
Dagmar die Schwedin die blasse
Und Flora mit dem Pariser Schick
Ein Mädel — ne echte Rasse!

---

[1]) Wir wollen nicht verfehlen, noch zu betonen, daß wir einen Gefängnisdirektor nicht als auf der Höhe seiner Aufgabe stehend erachten, der jeden Gefangenen, bei dem Gedichte gar dazu erotischer Art gefunden werden, zur Besserung in den Dunkelarrestraum steckt oder längere Zeit auf Wasser und Brot beschränkt. Solange der Gefangene das Gedicht nicht weiter gegeben hat, empfiehlt sich als Maßregelung die Wegnahme und eine Verwarnung. Gleichzeitig muß aber dem Gefangenen eine anregende Lektüre gegeben werden. Wenn man den Inhaftierten nur Bußbücher in die Hand drückt, zieht man Heuchler oder Kirchenfeinde auf. Revidierende Staatanwälte können da mancherlei Gutes schaffen. Tüchtige Gefängnisprediger halten übrigens selbst auf gediegene Literatur, Dickens, Reuter, Scheffel, Goethe, Schiller, Reisewerke, sehr viel. Leider gibt es nur wenig tüchtige Gefängnisgeistliche mit weitem Blick. Eine Reform des Strafvollzuges muß sich auch mit diesen Fragen der Lektüre beschäftigen. Heute herrscht noch viel zu viel Willkür bei den Strafanstaltbeamten. Es herrscht noch zu viel Drill und Dressur. Solange die meisten Beamten aus dem Militär genommen werden, kann von einer Sozialmachung der Rechtbrecher nicht gesprochen werden. Wenn wirklich die Opfer, welche die Steuerzahler für die kostspieligen Strafeinrichtungen bringen, etwas Gutes stiften sollen, dann muß das militärische Element beim bürgerlichen Strafvollzug zurückgedrängt werden. Handwerkmäßig geschulte Elemente und Lehrer müßten mit der Handhabung des Strafvollzuges betraut werden, ebenso Ärzte und Nationalökonomen.

Dann Mary die blonde aus Engelland
Mit der ich in London tollte
Die schwarze Nina vom Mittelmeerstrand
Die einst mich erdolchen wollte
Noch viele — . . Sie rufen und locken so weich
Und tanzen, lachen und singen
Sie wollen mich ziehen in ihr Reich
Mit Schönheit und Liebe bezwingen,
Ein Uhr — Ein Windhauch hat mich berührt
Verschwunden sind alle Gestalten
Und meine Hand hat traurig gespürt
Die Mauern die kahlen und kalten.

II.

An meinen fernen Liebling.

An dir schätz ich deine Treue
An dich denk ich für und für
Auf dich hoff' ich stets aufs neue
Meine Liebe ruht auf dir.
Weil ich zwischen bösen Menschen,
Stellt dein Bild sich zwischen sie
Nie ist's hinter mich getreten
Hinter Sonnen schwand es nie.
In dich setz' ich mein Vertrauen
Find in dir ganz meinen Sinn
Könnt ich jetzt, dich vor mich schauen
Trätest du jetzt vor mich hin:
Neben dir wollt ich dann wandeln
Neben dich sänk ich zur Ruh
Aber unter Fremden zog ich
Und von mir fern weilest du.
Über dich glühn andre Sterne
Über dir weht andre Luft
Doch, die Zeit kommt die Ersehnte
Liebling! dann flieg ich an deine Brust.

St. J.

Hypertrichie.

Eine Umfrage von Karl Amrain.

Mehrfach haben wir in den Jahrbüchern dieser noch sehr ins Dunkel gehüllten Frage Beachtung geschenkt und wenn freilich auch noch stark lückenhaft des Volkes Denken über das Haarkleid in Redenarten vermerkt.

Uns scheint nämlich dies ein Weg zu sein, um schrittweise der Erkenntnis näher zu kommen, was das Haarkleid eigentlich ursprünglich sollte und was es heute will. Daß die Anthropophyteia in ihrem Streben, nach den Zwecken des Haarkleides zu forschen, nicht alleine stehen, erweisen erfreulicherweise die zahlreichen Diskussionen über das Problem. Wozu diente das Haarkleid? Als Schutz gegen Witterungeinfluß oder als Reiz im

Geschlechtleben? Eine kurze bündige Antwort vermögen wir heute noch nicht zu geben. Vorläufig muß es das Bestreben der Anthropologen wie der Ethnologen sein, Beobachtungen aufzustellen und die Resultate der folkoristischen Sammlungen sorgsam zu studieren.

Daß der Mensch ein Haarkleid einst getragen hat, erweist ein menschlicher Embryo. Im vierten Monat bedeckt sich der Kopf des nasciturus mit dünnem Flaum, im fünften Monat beginnen die Haare auch am übrigen Körper zu wachsen. Diese sogenannten Wollhaare verschwinden in der Regel im neunten Monat wieder, während sich das Kopfhaar verlängert. In Ausnahmefällen bleibt das primäre Haarkleid über den ganzen Körper verbreitet stehen und wächst wie das Kopfhaar. Solche Individuen nennen wir Haarmenschen. Ob die menschtierischen Ahnen der Ursäugerzeit ein ähnliches Haargebilde trugen?

Wir sagten mit Bedacht menschtierische Ahnen. Denn betrachten wir z. B. die Haare auf dem menschlichen Unter- und Oberarm, so ergibt sich, daß das Haar am Unterarm von unten nach oben verläuft, am Oberarm dagegen von oben nach unten. Das ist aber nach der Überzeugung des bekannten Straßburger Anthropologen Dr. Schwalbe eine Folge der bei allen Säugetieren vorhandenen kraniokaudalen Haarrichtung in Verbindung mit dem erst später erworbenen aufrechten Gang des Menschtieres. Weitgehende Übereinstimmung des Haarkleides des Menschtieres im embryonalen Zustand mit dem Affen zeigt ein Vergleich eines Embryo mit dem Haarkleid eines Macacus cynomologus. Beide besitzen die eben erwähnten „Haarströme“, d. h. divergierende und konvergierende Haarrichtung.

Die Fragen: warum der Mensch das Haarkleid verloren hat, wodurch, wie schnell, werden wohl noch lange, vielleicht immer ungelöst bleiben.

Aussichtreicher scheinen die Fragen zu sein und namentlich von der ethnologischen Folkloristik als lösenswert zu erachtende: was der Bart, die Sinushaare und die Schamhaare für Bestimmungen haben. Diese lediglich als Körperschmuck ansehen zu wollen, erscheint nicht angängig. Plausibeler erscheint es, diese Haare als Reizhaare aufzufassen. Nicht in dem Sinne, daß etwa der Bart als Schmuck des Mannes als Verschönerungmittel zu betrachten wäre. Der Bart war nicht allein dem Manne, sondern wie die Aîno beweisen, wie heute noch zahllose Vertreterinnen des weib-

lichen Geschlechtes dartun, auch dem Weibe zu eigen. Beide Geschlechter hatten diesen Haarwuchs. Seine Funktion dürfte die Mehrung der Wollust beim Geschlechtakt gewesen sein. Kitzelhaare könnte man diese Haare nennen. Diesen Kitzel erregten die langen Barthaare um so intensiver als sie die weicheren Haare am Brustkasten überstrichen. Als Kitzelhaare müssen wohl auch die Haare um die Brustwarzen angesehen werden. „Wollusttaster" werden sie ja auch heute noch beim Volke genannt. Schwierig ist die Zweckbestimmung der Sinushaare festzustellen. Auch diese Sinushaare sind nicht als Geschlechtcharaktere aufzufassen, weil sie sowohl beim Manne als beim Weibe vorkommen. Ist die Annahme, in diesen Haaren Rudimente von ehedem sehr langen Tasthaaren zu sehen, auch kühn, so werden wir in unserer Annahme bestärkt, durch eine Entdeckung von Prof. Dr. Breslau vom Zoologischen Institut der Universität Straßburg. Der erwähnte Gelehrte fand als scharfsichtiger Naturbeobachter, daß z. B. die Eichhörnchen an der Brust- und Bauchseite dunkel bis schwarzgefärbte einige Zentimeter lange Haare haben, die im engen Zusammenhang mit der Lebenweise dieser Tiere stehen. Beim Erklettern eines Baumes berührt das Tier gerade noch mit diesen dicht an den Zitzen sitzenden Haare die Rinde. Es tastet also damit. Nach den Erklärungen von Dr. Breslau auf der 19. Herbstversammlung der philomathischen Gesellschaft in Elsaß-Lothringen sind diese Haare als wirkliches Sinnorgan aufzufassen. Die Tatsache ist bislang befremdenderweise den Zoologen nicht bekannt gewesen. Wir fragen uns nun: hatten die Sinushaare beim Menschen nicht vielleicht die gleichen Funktionen in der Zeit, da der Mensch den aufrechten Gang noch nicht erworben hatte? Diese Tastfunktion war besonders wichtig bei der schwangeren wie der säugenden Mutter.

Ehe wir aber ein Urteil abgeben, ist es doch wohl nötig, dieser Körperbehaarung hinsichtlich der Stärke, Länge und Farbe erneute Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dies gilt namentlich für jene Völker, die den Oberkörper noch unverhüllt tragen.

Was endlich die Schamhaare anlangt, ist die Annahme von der sittlichen Funktion dieser Haare, die die unsittlichen Teile des Menschen bedecken sollen, auf Grund der naturwissenschaftlichen Forschungergebnisse längst als kindliche Sage verworfen worden.

Die Annahme, daß diese Haare als Schutz für die nerven-

reiche Partie anzusehen sei, könnte für die vulva zutreffen, gilt aber nicht für die glans des membrum virile! Rationeller scheint uns zu sein, in den Schamhaaren „Reizer“ zu sehen. Noch fehlen uns, wie eigentlich wohl begreiflich, eingehende Beobachtungen über die Stellung dieses Haares beim Geschlechterverkehr. Noch wissen wir nicht, ob nicht bestimmte Bündel dieser Haare besondere Tastfunktionen haben. Noch fehlen uns wissenschaftliche Beobachtungen über Verteilung und Stellung der Schamhaare bei solchen primitiven Völkern, die unverhüllt wandeln. Bei bekleideten Menschen ist die Anordnung der Schamhaare verschieden von jener bei den kaum bekleideten. — Hier müßte wohl die Forschung wieder einsetzen, um die verschiedenen Funktionen des Haarkleides festzustellen.

Schon ethnologisch gute Photographien brächten Bausteine herbei. Nicht nachdrücklich genug kann betont den, daß auch die Aktaufnahmen der Großstadtphotographen manches Material enthalten, die zweckdienliche Förderung für die Frage des Haarkleides bedeuten. Solche Bildaufnahmen sind den weitesten Kreisen der Mediziner, Ethnologen und Folkloristen zugänglich zu machen, damit diese Stellung nehmen können zu den documents humains. Die Folkloristen haben alle Redenarten und Gebräuche, die mit dem Menschenhaar in Verbindung stehen, zu sammeln, Tatauierungen zu prüfen. In letzterer Beziehung ist es schon von Wichtigkeit, zu prüfen, ob und welche Völker die Genitalien im Bilde mit einem Haarschmuck versehen oder nicht.

Bedeutsam sind dann religiöse Gebräuche wie die heilige Epilation. Hierher gehört einmal das Factum, daß bei einzelnen Völkergruppen die Priesterkaste ihre Würde, ihre Autorität durch Epilation aller Haare oder nur der Barthaare oder nur der Kopfhaare zu mehren sucht, während bei anderen Völkern die Priesterkaste die Entfernung des Körperhaares als fluchwürdiges Verbrechen im Reiche der Schöpfung betrachtet. Auch hier fehlt es an einer wissenschaftlich geordneten Gruppierung.

Weiter zählen wir zur heiligen Epilation die Entfernung der Schamhaare bei Brautleuten. Es gilt Paralellen zu vermerken zu dem frommen jüdischen Brauch, nach welchem die Braut ihr Haupthaar scheren bzw. verhüllen sollte, jedenfalls aber die Schamhaare epilieren sollte. Begründet wurde die Epilation im letzteren Falle damit, daß . . ? . . bei dem ersten fleischlichen Erkennen seiner Braut . . ? . . sich die glans blutig schnitt am Scham

haare . . ? . . Sanitäre prophylaktische Gesichtpunkte waren hier maßgebend. Ob diese allein? Oder sollte damit zugleich die jüdische Braut sich als Jüdin von den Weibern der angrenzenden fremden Bevölkerung unterscheiden? Wie standen diese fremden Stämme zur Epilationfrage? All diese Fragen gehören zur wissenschaftlichen Betrachtung des Haarkleides.

Durchaus unbegründet ist es, sich das jüdische Volk der biblischen Zeit als besonders stark behaart zu denken. Die Haltlosigkeit ergibt sich schon aus der Geschichte Esaus, der ja als stark behaarter Mann vor den andern auffällt. Zur Geschichte des Haarkleides gehört auch der Brauch, ein haarenes Gewand als Buße antun. Wo kam dieser Brauch wohl zuerst auf? Wir begrüßen jeden Beitrag in Wort und Bild und freuen uns selbst der schärfsten Kritik, wenn in die problemreiche Frage auch nur das geringste Fünkchen mehr Licht gebracht werden kann[1]).

Nachtwandeln und Mondsucht.

Eine Umfrage von Dr. Sadger.

II. Aus friaulischem Gebiete: Ninúta Zorútt aus Capríva teilte mir folgendes mit:

Wenn man in solcher Stellung schläft, daß der Mondschein auf das Haupt fällt, wird man mondsüchtig oder verrückt. Von übellaunigen Leuten sagt man l' à la lúne (= er hat den Mond) oder auch l' è lunatik (= er ist mondisch oder mondsüchtig). — Ein Volkheilmittel gegen Somnambulismus ist bei Friaulern und steierischen Slovenen das Nachtschattenkraut, friaulisch jérbe móre (dunkelbraunes Kraut) oder tuéšin (Gift, κατ' ἐξοχήν), slovenisch pásjica oder pásje zélišče (Hundskräutlein), črljénka (Rötling?).

III. Aus slovenischem Gebiete: Wenn der Mond auf einen Schlafenden scheint, so „zieht er diesen heraus“, d. h. der Mensch wird mondsüchtig. Doch passiert dies nur solchen, die dazu inklinieren. (Mitgeteilt von Anton Bratina in Dol.)

---

[1]) Bilder aller Art, namentlich ethnographisch bedeutsam erscheinende Photos von Haarmenschen oder stark behaarten Männern, Frauen und Kindern bitten wir als Studienmaterial Herrn Dr. Fr. S. Krauss in Wien übermitteln zu wollen.

Die Oberkrainer sagen: lúna ga nôsi, der Mond trägt ihn = er ist ein Nachtwandler. Im ganzen slovenischen Sprachgebiet sagt man luna ga trka, der Mond stoßt oder klopft ihn, wenn man von einem Somnambulen spricht. Doch bedeutet die Phrase auch: er ist verrückt, närrisch. Adjektiva: mésečen, mésečljiv = mondsüchtig. Mésečnik, — nica = der, resp. die Somnambule. Mésečnost, mesečljívost = Mondsucht. — Mittel gegen die Mondsucht: „Wenn man sieht, daß ein Mondsüchtiger aufsteht und wohin geht, z. B. aufs Dach, so muß man ihn, sobald er wieder schlafen geht, mit solcher Erde bestreuen, die von selbst bergab gerollt ist; hierzu eignet sich namentlich die Erde auf solchen Anhöhen, wo es an Gras gebricht; im Winter gefriert die Erde, im Sommer löst sie sich ab und raschelt hinab. Streut man nur eine Faust voll solcher Erde auf den Nachtwandler, so beginnt er sogleich zu sprechen und die Krankheit verläßt ihn." (Mitgeteilt von Franz Zagrúšovcem in Dóbrna-Neuhaus und Ivan Klokočóvnik aus Konjíce-Gonobitz.) — In Unterkrain glaubt man, wenn jemand als kleines Kind im Schlafe vom Monde beschienen worden sei, so werde ihn erst als Erwachsenen die Mondsucht befallen. (Mitteilung der Anna Zdrávje aus Mírna Peč—Hönigstein und der Franziska Mesojédnik aus Šmarjéta—St. Margarethen bei Klingenfels in Unterkrain.) Prof. Joh. K.

IV. Man sagt von Mondsüchtigen in Elberfeld: sie leiden unter dem jungen Licht.

Kinderlose Ehemänner sollen unter dem Mond zu leiden haben nach Ansicht in alemannischen Volkkreisen. Dieses Leiden besteht in Aufgelegtsein zu allerhand dummen Streichen.

Den Quartalsäufern sagt man nach, unter dem Einfluß des Mondes zu handeln.

Junge Mädchen und Jungfrauen sollen in der Genitalsphäre durch Magneteinflüsse des Mondes leiden.

Magnetische Leute (?) sollen sich vor Mondsucht dadurch bewahren, daß sie „im Magnetstrom schlafen". Darunter hat man eine solche Aufstellung des Bettes zu verstehen, daß das Fußende nach Norden und das Kopfende nach Süden gerichtet ist. Tatsächlich habe ich bejahrte Leute kennen gelernt, die schlaflose Nächte verbringen, wenn das Bett anderwärts gestellt wird. Eine völlige Erklärung vermag ich nicht zu geben.

Weibliche Personen verhüten bei Neumond das Aufsteigen

der Gebärmutter, wenn sie einige Tage zuvor Klettenwurzel in die Strümpfe legen.

In Vollmondnächten kann man nach Ansicht des Volkes eine schlafende Jungfrau, auf deren Kopf das Mondlicht fällt, um die Zukunft fragen, ohne daß die Schlafende etwas merkt.

In Vollmondnächten kann der Verliebte durch konzentriertes Denken an seinen Schatz diesen an das Fenster locken, wenn der Mond in das Jungferngemach und auf das Bett scheint, ohne daß die Jungfer etwas davon weiß. Karl Amrain.

Geige — geigen.

Eine Umfrage von Friedrich Erich Schnabel.

(Vgl. Anthropophyteia VII, S. 235.)

Der Aussdruck „geigen“ findet sich auch in nachstehender, zu Augsburg (Bayern) gehörten Rätselfrage:

„Was ist der Unterschied zwischen einem Theatervorhang und einem Frauenhemd?“

Lösung: „Vor dem Theatervorhang wird zuerst gegeigt und dann wird er in die Höhe gezogen, das Frauenhemd aber wird zuerst in die Höhe gezogen und dann wird gegeigt.“

Im „Preisgedicht von Voß“ lautet nach „B. Stern, Geschichte der erotischen Literatur Bd. II, S. 196“ Zeile 9 und 10 der 6. Strophe:

„Wenn ich seh' Vater Pluto geigen
Und selber nichts mehr geigen kann.“

bzw. nach „Der Amethyst von Dr. Frz. Blei S. 345“ Zeile 9 u. 10 der 7. Strophe:

„Wenn ich den Pluto sehe geigen
Und selber nicht mehr vögeln kann.“

In dem Vorspiel „Von den Eheleuten“ sagt die Frau:

„Du fiedelst auf fremden Geigen
Und deine Geig daheim ist wohl besait't
Und ist dir Tag und Nacht bereit
Und ist nach alle deinem Willen bezogen.
Noch leihest du hin dein Fiedelbogen
Und ich hab dir kein Zug nie versagt; — —
Fiedelst du mir auf fremder Geigen,
So muß ein andrer in mein Nest steigen.“

(Zitiert bei Ed. Fuchs: „Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart“. Renaissance. S. 286, Z. 25 ff. v. oben.)

In der „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland“ von Dr. Wilh. Rudeck (2. Aufl., 1905) heißt es in einem angeführten Fastnachtspiel O. 176 Z. 8 v. o.:

„Und wenn ich ihr sag' von sollichen Sachen,
Ich wolle ihr eins auf den Geigen machen,
So dünkt sie mich so schwach und krank.“

ebenda O. 178 Z. 15 v. u.:

„Doch konnte ich ihn nie so wohl gehofir'n,
Daß er in Freuden wollt' erwachen,
Und wollt' eins auf der Geigen machen.‘,

Im Gedichte von Le Pansif: „Auf die Gassen-Gehende Begerine usw.“ (veröffentlicht in „Die Opale“ II. Teil, Seite 209) heißt es:

Strophe 1 Zeile 5 u. 6:

„Als die geile Begerine
Die Studenten Violine.“

Strophe 11 Zeile 5 u. 6:

„Zu dir in dein Bette steigen
Und dich vom Sankt-Stephan geigen.“

Strophe 13 Zeile 5 u. 6:

„Laß mich in dein Zimmer steigen,
Ich will auch dein Leiblied geigen.“

Im Fastnachtspiel „Vom Heiraten-Spiel“ heißt es:

„Doch hat man mir allweg hin wider zielt,
Wo ich eins hab auf der Geigen gespielt.“

(Zitiert bei Ed. Fuchs: „Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart.“ Renaissance. S. 147 Z. 12/13 von unten.)

In den Versen über die Magd in Anthropophyteia Bd. VIII, S. 370 rechts Zeile 6 von oben:

„Ließ sich lang die Geige streichen
Und tat dann ins Wasser seichen.“

J. Heimpel.

Onanie als Heilmittel?

Eine Umfrage von Karl Amrain.

(Anthropophyteia VIII, S. 286.)

II. Fälle, daß die Ausübung der Selbstbefleckung direkt als Heilmittel gilt und als solches benützt wird, sind mir allerdings nicht bekannt. Ich möchte aber hier auf eine Manipulation hinweisen, die in ihrer Ausführung und in ihrer Wirkung der Onanie sehr ähnlich ist und in den meisten Fällen wohl auch direkt zur Onanie führen dürfte. Es ist dies das „Reibesitzbad nach Kuhne“. Es findet sich beschrieben in dem Werk „Die neue Heilmethode. Lehrbuch der naturgemäßen Lebenweise usw. von M. Platen“. 38. Auflage, Bd. I, S. 736 und heißt es hierüber (auszugweise):

„In eine sogenannte Rumpfbadewanne wird ein Brett, das vorn mit einem halbmondförmigen Ausschnitt versehen ist, derart gelegt, daß zwischen dem Brett und dem Boden der Wanne noch Raum für mindestens zwei bis drei Eimer Wasser bleibt. Die Wanne wird nunmehr soweit mit kaltem Wasser gefüllt, daß die Wasserhöhe den oberen Rand des Sitzbrettes erreicht, aber nicht übersteigt. Der Sitz selbst muß also völlig trocken bleiben. Der Badende setzt sich nun auf das Brett, so daß sich Beine und Füße außerhalb der Wanne befinden. Frauen und Mädchen waschen nun, indem sie mit einem rauhen Tuche so viel Wasser wie möglich „heraufholen“, die äußeren Schamlippen. Das Waschen darf nur in ganz sanfter Weise geschehen. Ein Reiben, ein Hin- und Herscheuern muß streng vermieden werden. Es ist be-

sonders darauf zu achten, daß immer nur von unten herauf nach oben zu gewaschen wird und nur die äußeren, nicht die inneren Schamlippen gewaschen werden. Männer und Knaben ziehen zwecks Gebrauchs des Reibesitzbades die Vorhaut über die Eichel ihres Gliedes herunter, halten die Vorhaut entweder mit dem Mittel- und dem Zeigefinger oder mit dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand vor der Eichel fest zusammen und waschen nun mit einem rauhen Tuche, in Taschentuchgröße, das in der rechten Hand gehalten wird, sanft und leise unter Wasser die äußerste Kante oder Spitze der Vorhaut. Besonders ist darauf zu achten, daß fortgesetzt unter Wasser gewaschen wird. Das Glied und die Hände müssen sich bei richtiger Ausführung des Reibesitzbades teilweise unter Wasser befinden." — Die Dauer des Bades beträgt je nach Alter und Konstitution 10—60 Minuten.

Über die Wirkung des Reibesitzbades äußert sich dessen Erfinder Kuhne wie folgt (a. a. O. S. 739): „Die Wirkung ist eine doppelte, zunächst eine reine mechanische, weil dadurch in einer bis jetzt völlig unbekannten eigenartigen Weise das Körperinnere, in welchem bei allen Krankheitzuständen eine zu große Hitze herrscht, normal abgekühlt wird, ohne den übrigen Körper unnötig auszukühlen. . . . Ferner aber werden durch die Reibesitzbäder die Nerven im ganzen Körper stärkend beeinflußt . . . . Nur an den Geschlechtteilen der Menschen ist das ganze Nervensystem des Organismus beeinflußbar." Ferner sagt Platen a. a. O. S. 399:

„Das Reibesitzbad, welches Kühlung und Erfrischung unmittelbar in das Körperinnere hineinleitet, wirkt anregend und belebend mittels des gesamten Nervensystems auf den Gesamtorganismus, und seine Wirkung bleibt nicht nur auf einzelne Nervenpartien und Körperteile beschränkt. Es lockert die Krankheitstoffe im ganzen Körper, setzt sie in Gärung, ruft also fieberhafte Erscheinungen hervor und beseitigt dann die Gärung, indem es durch Austreibung der Krankheitstoffe durch Darm, Nieren, Haut und Lungen die Wiedergesundung herbeiführt."

Ich verkenne keineswegs, daß bei der Anwendung des Reibesitzbades in der oben angeführten Weise eine bis zur Entladung führende Reizung der Geschlechtteile nicht eintreten soll, möchte aber doch bezweifeln, ob dies in der Mehrzahl der Fälle zu vermeiden ist bei der bis zu einer Stunde (!) währenden Waschung der Sexualsphäre mit einem rauhen (!) Tuche. Es stehen mir hierüber allerdings in keiner Weise Erfahrungen zur Seite.

Jedenfalls sind sich die beiden Mittel — Onanie und Reibesitzbad — in der Beziehung ähnlich, daß bei beiden die Nerven intensiv angeregt werden und bei beiden Heilung von Krankheiten erfolgen soll, bei dem einen durch Trocknen der Gedärme, bei dem andern durch innere Abkühlung und Ausstoßung von Krankheitstoffen. J. Heimpel.

Der Weibertag.

Eine Umfrage von Karl Amrain.

Bis ins 17. Jahrhundert feierten die Frauen der elsässischen Ortschaften Weier, Walbach und Zimmerbach, am Eingang in das Münstertal gelegen, ein Fest, das lebhaft an altrömische Sitten erinnert. Im Februar versammelten sich die Weiber dieser drei Gemeinden, deren Herrschaft den Herren von Rappoltstein gehörte, am bestimmten Tage auf dem Marktplatz zu Weier. Die meisten waren maskiert, jede brachte Mundvorrat mit. Hatte sich das Weibvolk versammelt, so holte man im herrschaftlichen Weinkeller von Weier zwei Tonnen Wein, die zu liefern aus altem Herkommen die Herrschaft verpflichtet war. Den Wein lud man auf ein Pferd, das von einer Frau unter Schellengeläut geführt wurde. So zog die Schar durch die Ortschaften der Umgegend, bei jedem Bäcker und Wirt wurde angehalten und Gabbrot geheischen, das die Bäcker und Wirte auch liefern mußten. Die Gemeindekasse von Weier lieferte zu allem noch 12 Florins. Mit diesem Gelde kauften die Teilnehmerinnen einen großen Bock, den sie mit Schellen und Glöckchen schmückten. Auf Kreuz- und Scheidewegen machte man Halt, lagerte auf der Allemend und machte sich daran, Zuckerplätzchen zu backen, wobei die Butter von der Herrschaft geliefert wurde. Dann leerte man die Weinfäßchen, sang und sprang und schrie nach Leibkräften. Alle Passanten wurden angehalten und mußten um den Festbock tanzen. Ehemänner durften erst bei der Dunkelheit erscheinen. Singend und lärmend, polternd und zu allerhand Unfug aufgelegt, kehrte die Gesellschaft mitten in der Nacht heim. Diesem Treiben wurde durch Dekret des Vogts von Weier, erlassen am 24. Februar 1681 — also nachdem das Elsaß schon fast ganz unter fran-

zösischem Einfluß stand — ein Ende bereitet, indem jeder Teilnehmerin am Feste des Weibertages angedroht wurde, fünf Kronen Strafe zu zahlen, wenn sich eine Frau auch nur auf der Straße sehen lasse[1]). Daß es bei diesem Bockfeste an allerhand Derbheiten nicht gefehlt hat, dafür spricht der ganze Aufputz dieses Bockfestes und die Übung, nachts Männer und Burschen zu empfangen. Bei den „Kunkelstuben“ ging es ja schon anstößig genug her. So erwähnt die „Freveltax“, für das untere Elsaß von 1650, daß die „Entblößung des männlichen Gliedes vor Weibpersonen in offenen Gesellschaften mit zwei Gulden zu bestrafen sei“ [2]).

Von dem „Müllern“ sagen Polizeiverbote gar nichts. Das Müllern bestand darin, daß an den Dorfstraßen Vorübergehende, namentlich Mädchen von jungen Burschen angehalten und faselnackend ausgezogen wurden und allerlei Unfug mit den Nackten getrieben wurde[3]).

Jungfräuliche Ehre.

Eine Umfrage von H. Ihm.

Der Stadtvogt Georg Heerdegen zu Kulmbach in Bayern hatte um das Jahr 1540 einen Injurienhandel mit zwei Bürgern daselbst. In dem darüber geführten Zeugenverhör kommt folgende Stelle vor:

> „Margretha pulmenyn, des vogts dinst maidt, hat auff furhalten, bei Iren Junckfreulichen Eren, angetzeigt, Das sie bede, als messerschmied unnd Seldner, hart dem Vogt, als wunden[4]) und ander Gottslestrungen geflucht, auch gantz ungestumb an die thur geschlagen“, usw.

Aus: Archivische Nebenarbeiten und Nachrichten vermischten Inhalts mit Urkunden geliefert von Philipp Ernst Spieß, hochfürstlich-Brandenburgischen würklichen Regierungsrath usw. Halle 1785, Zweyter Theil, Seite 32.

---

[1]) Reuß: L'Alsace au dix-huitième siècle Paris 1898, 2. Band, S. 90/91.

[2]) Reuß: L'Alsace au dix-huitième siècle Paris 1898, 2. Band, S. 94.

[3]) Wörterbuch der elsässischen Mundart von Professor Dr. Martin. 1897. S. 675.

[4]) Man fluchte: daß dich Gotts Wunden schänd; daß dich Gotts (oder Potz!) Marter schänd, usw.

In einer Anmerkung setzt Spieß hinzu: „Die Jungfräuliche Ehre muß damals in großem Werth gewesen seyn, da die Dienstmagd des Stadtvoigts sich dabey verpflichtet hat. Heut zu Tage würde eine Magd weder vor noch außer Gericht großen Glauben mit ihrer Jungfräulichen Ehre finden“.

Meines Wissens wird diese eidstattliche Versicherung „bei meinen jungfräulichen Ehren“ in der Literatur nirgends erwähnt. Vielleicht findet sich unter den juristisch gebildeten Lesern der Anthropophyteia einer, der diesem für die Entwicklunggeschichte der geschlechtlichen Moral doch gewiß bedeutsamen Umstande weiter nachgeht.

Geschlechtliche Krankheiten.

Eine Umfrage von Krauss.

Aus Friaul, aufgezeichnet in den J. 1909—1910[1]).

No. 25. 1. Abortus (abort): a) Ein mir nicht näher beschriebenes Kraut (járbe) soll die Gebärmutter stärken und den Abortus verhindern, wenn man es als Pflaster auf den Venushügel (Schamhaare) auflegt.

b) Um den Abortus künstlich herbeizuführen („par fá dispiérdi“) schaue das Weib in den Spiegel; es wird darin den Teufel sehen und vor Schrecken über sein Äußeres abortieren. Manche Mädchen nehmen jerbe selégne oder gramégne (eine Graminazee) und besonders gern Oleander (leándri), Safran und Aloe.

Nr. 26. Gegen sexuelle Indolenz und Impotenz, bzw. Mangel an Erektion („deboléçe de la natúre“ = Schwäche der Natur, d. i. des penis, auch flapp = Schlaffheit, Gegenteil der Steifheit):

[1]) Meine Quellen sind folgende Mädchen und Weiber:
1. Anzule (Angela) Tóful aus Tjarç (= Terzo). 2. Anúte (Anna) Culót aus Partéuliš (= Porteole). 3. Gíge (Luisa) Gasparút aus Daél (= Ajello) 4. Miúte (Mizi) Grapulin aus Çhamblúnk (= Campolongo). 5. Polónie (Apollonia) Pellis aus Flumižél (= Fiumicello). 6. Tildúte (Mathilde) Battistig aus Midžéa (= Medéa). 7. Néne (Helene) Lenáss aus Škodováča (= Scodovacca). 8. Zése (Theresie) Brumát aus La Vila (= Villa Vicentina). (Lauter Dörfer in Friaul.

a) Die Wurzel des Sellerie (sélino) gilt für ein starkes Aphrodisiakum; überdies soll sie geile Träume hervorrufen. Graf Georg Polcenigo schreibt in seinem „Imenéo Cusano", II. Gesang: „Egli pensando alle future cose Prese i succhi di séleno e gli aromi", d. h.: „Indem er an die kommenden Dinge dachte (scilicet Brautnacht), nahm er den Saft und das Aróma von Sellerie ein."

b) Absud von Knabenkraut, coculútis di prât = „Wiesennüßchen", ital. testicoli di cane = „Hundehoden". Der oben erwähnte Dichter sagt (im II. Gesang): „E invece di bevanda messicana, Il testicolo-cane, erba spermatica, che a lui recò Bertranda cuciniera", d. h. „Und statt mexikanischen Kühltrankes reichte ihm die Köchin B. das Knabenkraut, eine samenbildende Pflanze."

c) Dekokt von Salbei, sálvie; auch laue Waschung mit Salbeiwasser.

d) Die Wurzeln der Petersilie, savórs. Ein Absud dieser Pflanze gilt auch als treffliches Diuretikum.

e) Waschung mit lauem Rosmarinwasser, ághe de osmarín; ebenso Wein, auf Rosmarinblätter aufgegossen. Wer in der Johannisnacht genau um Mitternacht auf Rosmarin pißt, bekommt große Geschlechtkraft und Begattunglust. Namentlich soll eine Waschung mit lauem Rosmarinwasser die Mädchen, Weiber und älteren Männer zum Coitus treiben.

f) Für alte Leute: Absud von Pfefferminze (ménte) auf die Genitalien wiederholt aufgelegt.

g) Sommerwurz, pid dal signor.

h) Trockener grobkörniger Käse, namentlich Parmesan.

i) Man mache eine Salbe aus Rabengalle und Sesamöl und schmiere die Zeugungteile ein.

j) Man salbe Wachholderbeeren mit Fischgalle, sodann verbrenne man die Beeren im Zimmer auf einer Kohle aus einer harzigen Föhre (pin); dieses Räucherwerk vernichtet sofort jeglichen Zauber. (Man schreibt nämlich die Impotenz den Hexen zu.)

k) Man lege Theriak mit Hartheu (Johannisblut, friaul. jérbe di San Zuán, impérico) als Pflaster auf die Lenden.

l) Man steckt die Eichel des schlappen Zumptes in den Trauungring (Ehering) und rezitiert gewisse Zauberworte; das tue man immer des Morgens vor Sonnenaufgang oder an Freitagen oder 8 Tage nach der Hochzeit.

m) Man mache eine Wachsfigur, die den Zumpt vorstellt, und lege sie auf den Altar während der Messe; doch müssen beide

Gatten der Messe beiwohnen; das Weib muß gewisse Zauberformeln sprechen; dann wird sie in der Nacht mit allen möglichen Mitteln den Mann in ihre warme Nähe zu locken suchen. Dieser wird schließlich „ins Schwarze treffen“ und den „Sultan nach Stambul führen“, wie man in Venedig und Udine zu sagen pflegt.

n) Liebetrank aus Hirnkraut oder Basilikum (basili).

Nr. 27. Gegen Hodenbruch (chile, sprich kile, oder balón): Absud der Blätter und Wurzeln der Schwarzwurz, concuárdie, confiérvie oder conflárvie. Feigenbaumholz, auf den Herd zum Brennen geworfen, vergrößert den mit Bruch Behafteten das Volumen des Scrotums, wenn sie neben dem Feuer sitzen. (Bekanntlich gebrauchte man beim griechischen Phalluskult Objekte aus Feigenholz). Ich hörte auch das „medizinische“ Sprichwort: La camomíle a je búine par chile = Kamillen sind heilsam gegen Hodenbruch. Ein offenbarer Unsinn, aber — gereimt!

Nr. 28. Gegen Geburtschmerzen (mal di parturí):

a) Sieben Beeren Lorbeer verschlucken (siet rubághis oder ólbaris) oder auch b) des Kindvaters Mütze aufsetzen! — c) Dekokt von Parietaria, frignácule. — d) Salbeiessenz. — e) Stein, auf dem ein Adler sein Nest gebaut hat (vgl. den Aberglauben bezügl. des Aetites im Mittelalter!)

Nr. 29. Gegen Filzläuse (ráspulis, tavarássis, piátulis):

a) Waschung mit Absud von Zigarrenstummeln.

b) Dasselbe mit Dekokt der Seifenwurzel, saponárie.

c) Man steckt sich eine Knoblauchzehe in den After, um in Fieber zu verfallen; die Friauler glauben nämlich, daß das Fieber alle Filzläuse töte, und halten letztere für ein Zeichen guten Blutes.

d) Waschung mit Absud aus den Blättern der „nackten Hure“ = Herbstzeitlose, çidivócc.

Nr. 6. Venerische Krankheiten (in Friaul péste[1]) genannt):

a) Absud der Hundnelke, saponárie.

b) Absud von Bittersüß, dólçe-máre.

Nr. 30. Anurie, Dysurie und Strangurie: (rilás di uríne und ritençión di uríne):

---

[1]) In der Beteuerungformel „che mi végni un térno (a sec)“ = „möge mich die Lustseuche befallen“ (wenn ich lüge), wird terno (ein Terno) im übertragenen Sinne, = Syphilis, gebraucht.

a) Die Blätter der Parietaria (frignácule), im Wasser gesotten, das man trinken muß oder als Salbe gebraucht.

b) Absud von Petersilie, c) des Feigenwarzenkrautes (jérbe da stiçe), d) des Spargels, e) der Spierstaude (jérbe da piére), f) gekochte Rüben, g) Spargel, sparg, h) Hanfnessel oder Hohlzahn, urtíe zále, i) Teufelkirschenwurzel (Wurzel der Zaunrübe, vit salvádie).

Nr. 31. Menstruation (marchés, gewöhnlicher sos róbis = „ihre Sachen").

Um die natürlichen Funktionen zu regulieren oder herbeizuführen, gebraucht man

a) Fußbäder aus Malvenwasser (ághe de málvis), — b) Absud von Anis (ánis), — c) der Raute (rúde), — d) des isländischen Mooses (lichéne), — e) des Pfahlrohres (çháne gargáne), — f) die Wurzel der rotfrüchtigen Zaunrübe, vit salvádie, — g) aloè, die Aloe, — h) Krokus, zeferán.

Gegen Amenorrhoe (Ausbleiben des Monatlichen) werden a) Blätter der Zypresse (çiprés) um den Hals gehängt; b) Blätter der Stabwurz (jérbe marsíne) auf dem bloßen Leibe getragen. c) Lavendel, levánde, am besten in der St. Johannisnacht.

In einigen slovenischen Dörfern von Friaul tragen die Weiber das Kopftuch während der Periode auf eine ganz aparte Weise. Gegen überreichlichen Monatfluß: Salbeiabsud.

Nr. 32. Weißer Fluß (róbis blánçhis):

Waschungen mit Dekokt a) aus Eichenrinde (scússe di róul) und Kamillen (camomílis); nächtlich, mit der Linken, bei Neumond zu waschen! — b) aus Salbei und Kamillen. — c) Waschung oder Absud des schw. Nachtschattens (jérbe móre oder tuéssin).

Nr. 33. Satyriasis der Männer und Manntollheit oder Nymphomanie (Mutterwut) der Mädchen und Weiber:

a) kalte Bäder; — b) Absud von Lattich; — c) Dekokt von laváz = Klettenwurzel; d) Bleisalz; e) Kampfer.

Nr. 34. Gegen alle Frauenkrankheiten gebraucht man in Friaul Dekokte aus Pfefferkraut oder Saturei (isóp, sprich ižóp).

Nr. 35. Um einen Knaben zu erzeugen, trinken friaulische Ehe- oder Liebepaare den Saft des männlichen „kleinen Springkrautes" oder Maulwurfkrautes, einer Wolfmilchart (scatapúris, zinzale oder mercuréle); um ein Mädchen zu erzeugen, nimmt man den Saft der weiblichen Pflanze.

Nr. 36. Um zu empfangen, trinken sterile Weiber täglich mit nüchternem Magen von einer Periode bis zur anderen Salbeiessenz, müssen sich jedoch in der Zwischenzeit des Geschlechtgenusses enthalten. Ist das Weib bereits über die Wechseljahre hinaus, so legt es auf die Schamteile einen Umschlag, der mit Pfefferminzabsud gut getränkt ist. Man empfiehlt auch Absud vom Salamander (mazaróe, mandráule).

Nr. 37. Will ein Weib oder Mädchen, die vom Manne oder Liebhaber nicht mehr „getröstet“ wird, ihre glücklichere Nebenbuhlerin, die mit ihm den Coitus zu vollziehen pflegt, unfruchtbar machen, so muß sie ihr mit der Linken einen Spargel (sparg) nachwerfen (Symbol des Zumptes) und sie mit der Rechten durch das Kreuzzeichen verfluchen; ist der Spargel groß und hat er schon Samen, so kann die Verfluchte zwar empfangen, wird jedoch jedesmal abortieren (no podará mai puartá a ben = sie wird die Frucht nie „austragen“ können); wenn der Same schon abgefallen ist, wird die glückliche Rivalin in blühender Jugend an der ersten Geburt sterben.

Nr. 38. Um ein beliebiges Mädchen oder Weib widerstandlos genießen zu können, lege man Klee (strafuéi, çerfuéj, trefói) unter ein Altartuch und lasse darauf neunmal die Messe lesen.

Nr. 39. Nachtrag: Um das Monatblut zu stillen, gebrauchen viele Friaulerinnen Dekokte und Waschungen mit schwarzem Nachtschatten (jérbe móre = „Schwarzkraut“ oder tuéssin aus τοξικόν = „Gift“), ferner auch Eisenkraut, frl. verméne.

Nr. 40. Gegen sexuelle Erregtheit: Absud aus Salat-(Lattich-)blättern (saláte).

Nachtrag ad Nr. 35: Will das Ehepaar ein Mädchen erzeugen, so muß es den Beischlaf im 1. Viertel des Mondes vollziehen; wünscht es einen Knaben, so muß das Weib im letzten Viertel zu empfangen trachten. Vgl. das friaulische Schnadahüpfel:

Jo dal çil ti préi fortúne
E ti áuguri un bon spos,
Generát in búine lune,
Ch'al sei biél e graçiôs.

Zu Deutsch:

„Ich bitte den Himmel um Glück für dich
Und wünsche dir einen guten Gatten;
Bei günstigem Monde erzeugt,
Möge er hübsch und liebenswürdig sein!“

I. Nachtrag ad Nr. 26: Die Burschen, die eine sexuell kühle Geliebte haben und in ihr eine heftigere Brunst hervorrufen wollen, tauchen einen Magnet in Anisöl und berühren damit die vulva der Geliebten; dann wird sie mit größerer Sympathie mitarbeiten.

II. Nachtrag ad Nr. 26: Für ein zugkräftiges Aphrodisiakum halten die Friauler auch die zu Pulver zerstoßene spanische Fliege (bolçe oder cantaréle) und das Fleisch des Schwarzspechtes (picótt, picc), gebacken oder gesotten. (Jeder Impotente wird dadurch jene Steifheit des Zumptes erzielen, die von den friaulischen Weibern mit dem Vergleiche „dur come un picótt" „hart (steif) wie ein Schwarzspecht" gekennzeichnet und gepriesen wird.) Ebenso Igelfett (untúm de riç) zu Einreibungen.

Nr. 18. Gegen wunde Brustwarzen stillender Weiber: Das Fett des Sperbers und Wanderfalken (pojáne).

Nr. 41. Bei den Slovenen: Valvasor schreibt im III. Buche der „Ehre des Herzogtums Krain" auf S. 380: „Ferner ist auch die Rudolfwerthische Gegend mit dem Seifenkraute (Saponaria) vom günstigen Himmel beglückseligt, welches dem Franzosenholz[1]) (Ligno Guajaco) nunmehr in Besiegung der benannten Venusseuche seine Kräfte streitig macht. Wie denn unser Autor einen schlichten Mann gekannt, welcher durch Hilfe dieses Krautes nicht wenige mit dieser Seuche Belegte befreit und bei allen Bauerleuten als ein vornehmer Medikus sich hiedurch bekannt gemacht."

Nr. 42. Bei den Lausitzer Sorben: Gegen Lustseuche (francozaře): Man soll täglich früh warme Semmeln (gusky) mit frischem Leinöl genießen. Prof. J. K.

Liebezauber der Völker.

Eine Umfrage. (Siehe Anthr. VII, 274 ff.).

78. Eine Mestize in Eten teilte mir mit, daß man auch eine Infusion der Putilla in Branntwein einzugeben pflegt, um sich die Liebe des anderen Geschlechts zu erwerben; und zwar nimmt das Mädchen eine weibliche Putilla, um sich die Gunst des Mannes zu verschaffen, der Mann nimmt dagegen ein Männchen, um seine Spröde in Liebe erglühen zu machen. H. Enrique Brüning.

---

[1]) Eigentlich steht dort „Grantzosenholz" (natürlich Druckfehler)!

Bei den Lausitzer Sorben. 79. Will ein Mann, daß ihn ein Mädel vögeln lasse, so möge er eines der folgenden Mittel anwenden:

80. ein Brotkügelchen unter seiner Achsel durchschwitzen lassen und es sodann dem Mädchen ohne dessen Wissen eingeben;

81. Haare von ihrer vulva in einer Nadel eingefädelt bei sich tragen;

82. ihr drei Tropfen seines Blutes heimlich zu trinken geben;

83. dem Mädchen einen Apfel zum Essen geben, den er bei Nacht auf seinem scrotum liegen gehabt hat;

84. dem schlafenden Mädchen drei Haare im Nacken abschneiden und sie im Sack seines Gilets tragen. —

85. Will ein Mädchen (gólica) von einem Burschen (gólc) geliebt (gevögelt) werden, so stehen ihr nachstehende Mittel zur Verfügung:

86. sie kann ihm etliche Tropfen ihres Menstrualblutes zu trinken geben;

87. einen Tropfen ihres Reinigungblutes in eine Semmel oder in ein Obst einflößen (vorher muß sie einen Stich mit einer Nadel hineinmachen) und das dem Burschen ohne sein Wissen zum Genießen geben;

88. sie kann des Nachts ein Obst oder ein Brotkügelchen auf ihrem Venushügel durchschwitzen lassen und dann dem Burschen zum Essen geben;

89. irgendein Nahrungmittel unter der Achsel tragen und dann, wenn es stark von ihrem Schweiße riecht, dem Burschen geben, auf daß er es verzehre.

90. Will ein Bursch ein Mädchen nicht mehr befriedigen, so möge sie in ein Herz von irgendeinem Tiere recht viele Stecknadeln stecken und es sodann kochen. Noch besser ist es, wenn sie Haare von ihrem Schamhügel ganz klein schneidet und diese mit irgendeiner Speise dem Burschen zum Verzehren reicht. Analog möge ein Bursch verfahren, den sein Mädchen nicht mehr drüber lassen will.

91. Will ein Mann sich seiner Geliebten entledigen, so möge er ihr seinen Urin aus seinem Schuh (ohne ihr Wissen) zu trinken geben;

92. an seinem Halse die Eier vom Arsch einer Spinne (paok) ausdrücken; so wie die Spinne auf den Eiern, wird dann der Bursch auf dem Mädel sein (d. h. an ihr haften); oder einfach:

ein Ei vom Arsch einer Spinne nehmen und dadurch den Mann locken. Prof. J. K.

Bei den Friaulern. 93. Liebetränke: für unfehlbar halten die Mädchen das Menstruationblut; sie lassen einen Tropfen davon in den Wein des Heißersehnten träufeln, ohne daß er es gewahrt, oder sie tunken Gebäck in ihr Monatblut und reichen es dem Burschen zum Essen. Die nämliche Wirkung auf Mädchen soll das Sperma des Mannes haben, wenn er es in ihren Wein träufelt oder in ihr Gebäck einbäckt. Auch eine menschliche placenta (Mutterkuchen) soll große Kraft haben. Man verbirgt sie unter dem Altartuche und läßt darauf sieben Messen lesen; dann muß man die placenta zerschneiden, pulverisieren und der geliebten Person ohne ihr Wissen zu essen geben.

94. Ein Benediktiner der Abtei Moggio (friaul. Muézz) hatte des Müllers Tochter um ein Haar von ihrem Venushügel gebeten; sie aber gab ihm ein Haar aus ihrem Haarsieb (aus Roßhaar), und das Sieb lief rollend Punkt Mitternacht zur Abtei. Der Pfaffe, dem schon vor Geilheit die Zähne klapperten, mußte nun das Haarsieb vögeln.

95. Wenn ein Weib mit einem Geistlichen geschlechtlichen Umfang pflegt und verhindern will, daß er sich von ihr abwende und seine Säfte einer anderen vulva widme, soll sie einen Aal (inzíle, bisáte) verzaubern oder „besprechen“ — denn dieses Tier ist ein Sinnbild des penis.

96. Bei der Abrichtung junger Ochsen flüstern friaulische Bauern dem Tier ins Ohr (neben anderen Zeremonien): „Va cussí vulintír a tirá cu la polçéte a marít!“ Gehe so willig (den Pflug) ziehen wie das Mädchen zum Manne!“

97. „Um geliebt zu werden, muß man einen gefleckten Salamander (mandráule) am Leibe tragen.“ Hier liegt eine Verwechslung vor. In alter Zeit glaubte man, daß die Mandragorawurzel (mandráule) diese Wirkung habe. Allmählich aber vermengte das Volk den ursprünglichen Namen des Salamanders (salamándre) mit dem ähnlich klingenden mandráule (= Mandragora) und — das Quidproquo war fertig.

98. Um einen Ehemann oder Liebhaber vor Seitensprüngen zu bewahren und seine Säfte einem bestimmten Weibe zu reservieren, soll das Weib aus ihrem mit Monatblut besudelten Hemde einige Fäden auszupfen und diese in die Schamhaare des Mannes hineinpraktizieren. Prof. J. K.

Mittel gegen Unfruchtbarkeit.

Eine Umfrage von H. Enrique Brüning.

II. Aus Friaul. Die Hexen können mit ihren bösen Mitteln den Eheleuten die Fähigkeit benehmen, das debitum coniugale zu erfüllen. In der Regel passiert das dem Manne, und die momentane Impotenz, die wohl von der Einwirkung der erregten Phantasie aufs Nervensystem herrührt, schreibt man immer einer Hexerei zu, weshalb man zu Liebetränklein und anderen albernen Dingen seine Zuflucht nimmt.

Wenn ein böser Geist (Zauberer) einem Manne oder Weibe die Geschlechtlust und die Fähigkeit zu deren Befriedigung nehmen will, so macht er menschliche Gestalten aus Wachs, die er mit glühenden Nadeln in der Gegend der Geschlechtteile und der Leber durchbohrt, wobei er den Namen der Person nennt, um die es sich handelt.

Zu dem nämlichen Zwecke gebrauchen die Hexen diverse, angeblich antivenerische Pflanzen und Stoffe (Drogen): Bleisalz, Klettenwurzel, Kampher (man denke an die alte „Regel“: „Castrat per nares camphora odore mares“ = „Der Kampher entmannt die Männer durch seinen Geruch, der durch die Nasenlöcher eindringt“).

Wenn Eheleute durch Zauber an der Vollziehung des Beischlafes in der Brautnacht gehindert sind, so muß man durch das Schlüsselloch einer Kirche pissen. Prof. J. K.

III. Bei den Bulgaren: Bei K. Šapkarev steht im Sbornik ot blgarski narodni umotvorenija III (1891) 7, S. 87 zu lesen: „Vermag ein junges Paar seinen Ehepflichten nicht nachzukommen, so sagt und glaubt das gemeine Volk, sie seien verknotet (vrzani) worden, weshalb man ihnen ein Mittel zur Knotenlösung (otvržat) anrät. Sie müssen irgendwo ein Schlangenpaar, ein Männchen und ein Weibchen verknotet (zavrzani), d. h. in coitu aufsuchen und über die hat der junge Ehemann ein ihm oder seiner Frau gehörendes Kleidungstück zu werfen und auf ihnen liegen zu lassen, bis sie sich wieder voneinander trennen und davongehen. Dann hebt man das Gewandstück auf und bedeckt damit das junge Ehepaar, im Glauben, daß auch bei ihnen die Lösung erfolgen, nämlich, daß sie zur Ausübung der besagten Pflichten befähigt sein werden“.

Sofia. Prof. Dr. G. Kazarov.

Von der Fruchtabtreibung.

(Anthropophyteia Bd. VII, S. 264, Bd. VIII, S. 282.)

25. In Bayern gelten nachstehend bezeichnete Mittel als fruchtabtreibend, und zwar sind sie zu der Zeit anzuwenden, zu welcher sich sonst die Regel einzustellen pflegt:

Ausspülungen der Scheide mit Alaunwasser.

Heißes Fußbad und Trinken von heißem, stark gewürztem Glühwein.

Essen von ungekochtem Sauerkraut.

J. Heimpel.

Vom Frauenblut.

Eine Umfrage von Krauss.

30. Menstruationblut wird auch zum Heilen der Finnen und Eiterbläschen gebraucht, indem sie mit dem Blute beschmiert werden. Diese Hautausschläge sind hier unter dem Namen Barros bekannt. Mitgeteilt in Lambayeque.

Das hier agua de culo (= Fotzenwasser) genannte Arzneimittel ist in und bei Trujillo unter dem Namen Agua de San Pablo (= Wasser des h. Paulus) bekannt. In der Hacienda Loredo wurde mir vor ungefähr 20 Jahren folgender Fall erzählt: Ein junges Dienstmädchen litt sehr häufig an Chucaque; da wollte es der Zufall, daß eine alte Indianerin aus Sinsicap (ungefähr 30 Kilometer von Trujillo im Hochlande gelegen) anwesend war, wie das Mädchen wieder einen Anfall von Chucaque hatte; die Indianerin erbot sich sogleich, das Mädchen zu heilen. Sie ließ sich ein Gefäß mit Wasser geben und wusch damit ihren Hinteren und ihre Geschlechtteile, das Wasser gab sie dann dem Mädchen zu trinken, welches dann auch sofort von der Krankheit befreit wurde und sie außerdem nie wieder bekommen hat.

Chucaque ist eine Krankheit, welche durch Beschämung einer Personen in dieser hervorgerufen wird; mehrstens sind es jüngere Person weiblichen Geschlechts, und unter diesen wieder besonders die Indianerinnen, welche darunter leiden. Die Krankheit besteht in einem plötzlichen Schmerz im Kopfe oder dem Unterleibe, hervorgebracht durch Scham. Man unterscheidet deshalb auch Chucaque en la cabeza und Chucaque en la bar-

riga; erstere ist der häufiger vorkommende Fall. Das gewöhnliche Heilmittel für den Chucaque besteht darin, daß eine zweite Person kleine Bündel Haare der Kranken um den Zeigefinger wickelt und dann ruckweise daran zieht, daß man es mitunter deutlich knacken hört; dieses wird mit dem ganzen Kopfhaare gemacht. Oder auch, die kurierende Person faltet ihre Hände über den Kopf der Kranken und preßt diesen stark, die Handflächen, unter stetem Druck des Kopfes, zusammenbringend; die Haare, welche dann zuletzt zwischen den Handflächen bleiben, werden stark gezogen; auch dieses wird über dem ganzen Kopf gemacht. Bei Chucaque en la barriga wird der Unterleib einem starken Massieren unterworfen. Das Heilverfahren ist unter dem Namen quebrar el chucaque (= den chucaque brechen) bekannt. Chucaque scheint ein altindianischer Name zu sein.

Gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen nehmen diese auch die palotes de cuy, d. i. die harten Stengel, welche die Meerschweinchen von ihrem Futter nicht fressen. Gehört in Chiclayo.

H. Enrique Brüning.

Bei den Lausitzer Sorben. 31. Gegen Ausbleiben der menstrua (Amenorrhöe) pflücke eine Faust voll Kuckucknelken (cërvjona bušańka) und koche davon ein Drittel; das trinke zur Hälfte morgens, zur Hälfte abends! Den nächsten Tag pausieren! Kommt das Blut noch nicht, so koche am dritten Tag das zweite Drittel jenes Quantums usf. Anderes Mittel: Trinke Zentauertee und Afterkamillen!

32. Gegen Blutabgang außer der Menstrualzeit: a) Pulverisiere die gubica (Schwamm) von einem alten Baum und trinke das Pulver mit Salzwasser; b) noch besser: sie muß das Menstrualblut einer garantierten Jungfrau zu trinken bekommen, am besten im Frühstückkaffee. Zu diesem Behufe soll man das blutige Hemd der Jungfrau ausspülen.

33. Um die Leibfrucht abzutreiben: a) koche Wundkraut (kokošky) und trinke es! — b) arnica montana (jańska květka).

34. Eine ungerade Zahl von Haaren aus ihrem mons Veneris auszupfen, möglichst klein zerschneiden, dann drei Tropfen ihres Monatblutes hinzufügen und dieses Gemenge in zerstampfte Erdäpfel hineinmischen, die dann der Bursch zu essen bekommt.

Bei den Friaulern. 35. Geht ein Weib, das mit Menstrualblut besudelt ist, in den Gemeindewald, so verdorren die Bäume in kurzem.

36. Um eine Rivalin zu vernichten, soll das Mädchen, das sich vor ihr fürchtet, ihr das Hemd mit dem Menstrualblut entwenden und unter die Pferdekrippe legen; dann wird die Nebenbuhlerin verfaulen. Prof. J. K.

Geschlechtbestimmung im Völkerglauben.

Eine Umfrage von Karl Amrain.

(Beiträge aus Bosnien, dem Herzogland und Chrowotien. Von Sabiračica.)

III. 1. Es wird ein Junge, wenn die Frau vorwiegend Fleisch, Gemüse, Salat, Obst, Zuckerwerk (slatko), Maissterz (puru), Speck, Käse (travanjski sir) und Eier ißt. Ein Mädchen wird es, wenn sie mehr Mehlspeisen, Erdäpfel und Reis, Milch und Kaffee zu sich nimmt. Aus Bosnien von Krista Jović (aus Bistrik).

2. Weiber, die schnell essen, kriegen Buben, die langsam und kauend: Mädeln. Aus Bosnien, von derselben.

3. Bei Heiraten aus Liebe ist das erste Kind ein Bub (d. h. wenn die Frau aus Liebe heiratet). Bei Vernunftehen wird es ein Mädchen. Aus Chrowotien von Reza Pavošević, aus der Lika.

4. Die Geburt eines Knaben ist für den Vater doppelt schmeichelhaft: erstens hat er einen Stammhalter und zweitens einen Beweis dafür, daß sein Weib gerne mit ihm schläft. (Von derselben wie Nr. 3.) Nur wenn das Weib in Feuer kommt (ako se zapali), wird es ein Bub. Bei gleichgültigen Weibern sind es immer Mädeln. Dasselbe glaubt man auch in Bosnien.

5. Ist der Bauch einer Schwangeren in den ersten Monaten nicht zu groß, sondern verteilt sich die Fülle mehr nach „rückwärts", so wird es ein Junge. Ist der Bauch sofort vorne wie eine Trommel, so wird es ein Mädchen. Ein Spitzbauch in den letzten Monaten zeigt einen Knaben an. In Bosnien.

5. Frauen mit schönen Zähnen gebären Buben, solche mit schadhaften meist Mädchen. Um gute Zähne zu haben, reiben die Weiber in der Podravina (Chrowotien) das Zahnfleisch und die Zähne mit Salbeiblättern. Diese muß man am Neumondfreitag pflücken und im Busen tragen. Die gebrauchten Blätter wirft man in den Fluß, damit sie fortschwimmen. Die Männer in Chrowotien und Bosnien sehen deshalb gar sehr auf schöne Zähne der Weiber.

Die Zigeunerweiber gebären deshalb auch so viel Knaben, weil sie hübsche Zähne haben; das Küssen ist dann auch süßer, sagt man.

7. Hat eine Frau sehr viel Schwangerschaftbeschwerden, wie Kreuzweh, Speien, Erbrechen, Kopfweh, Hüftweh, Brustschmerzen usw., so ist es sicher ein Junge. Mädchen werden leichter „getragen".

8. Will ein Weib Knaben gebären, so soll sie zu einer solchen gehen, die nur Knaben gebiert, um die Nabelschnur deren Kindes zu erbetteln. Die soll sie sich vorne auf die nackte Scham binden, und sie solange tragen, bis sie geschwängert wird (auch während des Beischlafes).

9. Zu Weihnacht soll man zwei brennende Kerzen nehmen und in den Kuhstall gehen, dann sich (Mann und Weib) so stellen, daß das Vieh zwischen den Kerzen hindurchgeht, dann die Flammen zusammengeben, sich küssen und beschlafen. So wird es ein Knabe (das ist serbisch-herzogländisch, erzählte es aber auch Rena Altarac, eine Spaniolin, die so auch tat).

10. Wünscht man einen Knaben, so soll der Gatte beim Beischlaf mit dem Zumpt nicht nur auf- und niederstoßen, sondern auch von links nach rechts in der Voz bewegen (s kraja na kraj pizde), dann wird es ganz sicher ein Knabe. In Bosnien sind bei allen vier Konfessionen nur Knaben erwünscht, weil ein Knabe besser lebt: šuplje mu je ispod neba pa more ić kud oće a cura jok! (für ihn ist es unterm Himmelzelt hohl und er kann gehen, wohin er will, ein Mädchen jedoch — nein!).

IV. Bei den Friaulern: 1. Ist das schwangere Weib meist melancholisch, so kommt ein Mädchen; ist sie aber heiter und fröhlich, so wird sie eines Knaben genesen. Ist ihr Bauch zugespitzt (?), so kann sie ein besonders schönes Mädchen gewärtigen. Wird ein Kind mit der placenta oder in die Nabelschnur verwickelt geboren, so wird es gewiß behext sein.

2. Man glaubt, daß von dem Zeitpunkt der Schwängerung (Tag oder Nacht, Morgen, Mittag oder Abend, vor oder nach Mitternacht, Sonntag, Freitag oder gewöhnlicher Werkeltag), ferner von der bei der Begattung eingenommenen Stellung oder Lage (liegend, reitend, stehend, Weib auf oder unter dem Manne oder seitwärts, so daß der Mann auf des Weibes Oberschenkel ruhte, eventuell quer über das Bett usw.) und von der größeren oder geringeren Energie des Mannes oder Weibes beim Bei-

schlafe sowie von den genossenen Speisen und Getränken das Geschlecht der Leibfrucht abhängig sei.

V. Bei den Lausitzer Sorben: 1. Will ein Weib einen Knaben zur Welt bringen, so muß sie den Mann vor dem coitus derart über sich springen lassen, daß sie seinen Hodensack sieht.

2. Will aber das Weib ein Mädchen gebären, so möge sie einfach vor dem Beischlaf in den Rock ihres Mannes ohne dessen Wissen eine Mädchenhaube einnähen. Prof. J. K.

Von der Niederkunft in Brauch und Glauben der Völker.

Eine Umfrage von Krauss.

V. Von der Niederkunft bei den bosnischen Spaniolinnen.

1. Hat ein Weib die ersten Wehen, so soll sie sich nicht ins Bett legen, sondern im Zimmer herumgehen. Jedesmal, sowie eine Wehe kommt, ist es gut, sich an den Tisch zu lehnen (die Hände kreuzweise auf den Tisch gelegt und den Kopf darauf), die Füße weit auseinanderzuspreizen und siebenmal „weh!“ zu rufen. So sind auch die stärksten Wehen leichter zu ertragen.

2. Ein Weib, das ihre Wehen sehr schwer erträgt und schon sehr erschöpft ist, muß ihr Mann am Rücken reiben und mit beiden Händen fassen. Mit frischem Quellwasser wird ihr die Stirne benetzt und auch trinken muß sie es. Sie wird die Wehen leichter ertragen.

3. Nach der Niederkunft legt sich die Wöchnerin ein fein gesticktes Handtuch an den Kopf, so daß die Ecken bei den Ohren herabfließen, und so adjustiert erwartet sie ihre Besuche. So kann sie keine Verschreiung treffen.

4. Eine Geburt knapp vor Sonnenaufgang bringt Glück. Drei Silberlöffel voll Quellwasser sofort nach dem Gebären tun der Wöchnerin gut.

5. Wenn ein Säugling vom Tisch hinabfällt, so wird er ein Krüppel; wenn er vom Bette herabkollert, wird er immer kräftig sein! (Die Betten sind in Bosnien auf dem Fußboden gemacht, aber nicht hoch.)

6. Wenn eine Unglückhand das Neugeborene badet, so bekommt es bald Hustenreiz. Man nimmt Huflattigblüte, vor Georgi gepflückt und an Neumondtagen getrocknet. Man koche sie in Quellwasser und den Absud gießt man durch ein Sieb auf kleingeklopften, weißen Kandiszucker. Nun soll auch der einkochen, bis er zu Syrup wird. Alle Stunden einen Tropfen davon gibt man dem Kindchen ein und es wird von seinem Husten erlöst.

7. Leidet das Neugeborene an Verstopfung, so mischt man Zuckerpulver mit Öl aus der Lampe, die vor einem Heiligen brennt (kandilo) und gibt es dem Kinde. Das ist serbischer Brauch, aber die Spaniolinnen üben ihn auch.

8. Blutet eine Wöchnerin zu viel, so ist es ein Zeichen, daß sie eine liederliche Person war oder ist.

9. Bekommt ein Weib sehr bald (schon im ersten Monate) ihre Menstruation nach der Geburt wieder, so ist ihre Milch grün wie Wasser und ungesund, auch ist es ein Zeichen, daß sie sich gleich schon wieder von ihrem Manne beschlafen läßt.

10. Wenn eine Schwangere in ein Feuer blickt und dabei erschrickt, dann bekommt ihr Neugeborenes einen Ausschlag, den man „Wasserblasen“ nennt. Er hält oft 6—8 Wochen lang an.

11. Zu einem Neugeborenen soll man nie sagen: „Du kleiner Frosch!“, sonst stirbt es. Jedes andere Tier darf man nennen.

12. Hat ein Säugling eine sehr sichtbare blaue Ader auf der Nase (zwischen den Brauen), oft auch zwei kreuzweise, so stirbt er leicht.

13. Hat das Kind keinen Schlaf, so legt die Wöchnerin lange goldgestickte Tücher auf ihr Bett mit Zauberornamenten, die den bösen Blick abwehren sollen.

14. Auf ein Neugeborenes muß man immer ein Zweiglein der grünen Raute stecken (vorne auf seinen Wickelpolster), damit das Auge jedes Besuches erst darauf falle und der böse Zauber sofort breche, bevor noch der Besuch auf das Kindchen schaut.

15. Gebiert eine Kreißende „in dem Kreuz“, so können ihre Wehen auch 2—8 Tage lang andauern, hingegen gebären solche, die „im Bauche“ Wehen haben, viel schneller, oft in 5—6 Stunden. Die Gebärmutter öffnet sich bei den ersteren nur langsam, bei den anderen schnell. Bei den ersteren ist aber auch die Scheidenöffnung kleiner und enger, und solche Weiber sind den Männern viel lieber, als jene anderen. Der Beischlaf ist mit ihnen um vieles angenehmer, heißt es.

16. Kommt eine Frau nieder, so muß man sofort eine Raute setzen (in einen Topf oder in den Garten), und wächst sie gut, so wird auch das Kind gut gedeihen.

17. Hat ein Weib noch lange Blutungen nach ihrer Niederkunft, so soll sie unter den Sargdeckel ihres ersten Bekannten, der von da ab stirbt, ein Goldtüchlein legen, knapp bevor man den Sarg zunagelt. Wenn das Gold nicht mehr glänzt, wird sie nicht mehr bluten.

18. Wenn der erste Faschingtag anbricht, muß man das Neugeborene mit Knoblauch reiben und beschmieren (und auch alle seine nächsten Verwandten).

19. Am Vorabend eines jeden Feiertages muß man das Kleine mit Großkraut (veliko zelje) einräuchern.

20. Kein Kleidchen für das Kind darf man am Mittwoch zuschneiden.

21. Wenn ein bosnischer Spaniole heiratet, bringen ihm die Verwandten einen schön zubereiteten und aufgeputzten Fisch (aber keinen Aal, oder sonst welchen ohne Schuppen). Er legt ihn auf die Erde vor die Braut und sie muß siebenmal drüber springen, dann wird sie fruchtbar. Der Karpfen wird bevorzugt für diese Zauberei, am liebsten ist ihnen jener, den ein Zigeuner mit der Hand fängt (kotlar), weil diese ins Wasser steigen und die Hosen aufstrecken. Die gefangenen Fische werfen sie durch die Öffnung der Hose (etmač) vorne in die Hosen und halten sie so, bis sie mit dem Fange fertig sind. — Ist der Mann impotent, bekommt er Fischmark (mozak) zu essen (protiv gjomaluka). Hochzeithemden werden mit Fischmuster (ribalije) bestickt.

22. Fürchten die Eltern, ihr Neugeborenes könnte ihnen sterben, oder wenn sie bereits 3—4 Kinder verloren haben, dann nehmen sie zum Paten einen familienreichen Mann und verkaufen ihm förmlich ihr Kind, d. h. der Pate muß durch ein Jahr lang alle Kleider für das Kind kaufen (sind es reiche Eltern, wenigstens die Unterkleider). Kommt jemand Fremder ins Haus, muß er dem Kinde nur süße Sachen bringen, nur Eßbares, ja nichts anderes. Dann bleibt das Kind sicher am Leben. Von den bosnischen Spaniolen in Zenica.

23. Ist ein kleines Kind sterbend, so muß man alle seine Kleider, Wäsche, Polster, Decken usw. zu einer armen Witwe als Geschenk tragen, die gesunde Kinder hat. Drei Witwen müssen einen gesunden Hahn auf den Friedhof tragen und später auch

den der Witwe geben. Das Kind wird gesund, wenn die drei Witwen in Schwarz von den Gräbern heimkommen. Von den bosnischen Spaniolen in Zenica.

24. Verkühlt sich ein Säugling, so soll ihm die Mutter dreimal in das Gesichtchen hauchen und sagen: „Weg ihr Leiden vor der Mutterseele!“ (Bježi krupo, eto materine duše!)

25. Ein Neugeborenes darf man am Sabbat nicht baden.

26. Das Neugeborene muß man zuerst mit Schnaps tränken, bevor man es an die Mutterbrust legt.

27. Kinderkleider, frischgewaschen, darf man nicht auf den Dorn aufhängen.

28. Eine Wöchnerin soll am neunten Tage aufstehen und jenes Hemd anziehen, in dem sie gebar. Jetzt soll sie zum Fluß gehen und das Hemd auf der Brust öffnen. Mit vollen Händen soll sie Wasser schöpfen und trinken, dann das Wasser durch das Hemd über die Brüste laufen lassen und dabei neunmal sagen: Wie dies Wasser durchs Hemde breit fließt, so soll die Milch aus meinen Brüsten rinnen! (Teci vodo širom, moje sise s mirom!)

29. Eine Schwergebärende soll drei Täßchen Öl austrinken.

30. Die Hebamme darf nichts aufgeschürzt am Leibe tragen (Ärmel, Schürze, Rock); sondern alles glatt.

31. Trägt man das Kind in den Tempel, so muß der Vater seinen Schuh vom linken Fuß auf den rechten anziehen und umgekehrt — auch muß er das Gewicht (jajce od kantara) der Wage in den Gürtel nehmen.

32. Eine Schwangere soll nie Eier tragen, wenn sie beim Vieh (Pferde, Ochsen, Schafe) vorbei oder mitten durch muß. Sonst wird sie eine Frühgeburt haben.

33. Einem schreienden Säugling tunkt die Großmutter den Finger in Schnaps (mehka) und läßt ihn daran lutschen. Er wird still. Oder man tunkt ein Rautenzweiglein (ruta) in Schnaps und steckt es dem Kinde (auch gleich nach der Geburt) in den Mund.

34. Eine große Rolle spielt die Massage bei der Geburthilfe der Spaniolinnen. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf Korrektur von Fehllagen von den Bauchdecken aus. Auch die Hervorrufung des Abortus durch Massage von den Bauchdecken aus findet oft statt. (Strich- und Knetmassage.)

35. Die Spaniolinnen sind darauf versessen, fremde Kinderwindeln zu stehlen, wenn man sie im Freien trocknet. So hat eine sehr reiche Frau mir zu wiederholten Malen die Windeln vor

den Augen weggetragen (an die 30—40 Stück) und zum Zurückgeben war sie nicht zu bewegen. Ein toller Wust von Zaubereien ertötet jedes Rechtgefühl bei diesen Weibern.

36. Hat ein Säugling Geschwüre, so wird er mit Rauteteig kuriert. Diesen Teig macht man mit einem Teile Ei, einem Teile Butter, einem Honigs und einer gestoßenen Raute (frischer) an.

37. Hat ein Säugling Augenentzündung, so stößt man Knoblauch, setzt ihn mit Wasser an und wäscht damit die Augen.

38. Auf dem Kopf des Kindes schlägt man beim Baden ein Ei auf und wäscht es damit, dann wird es schön und hat einen reinen Kopf. Donna Levantina de Taragona.

VI. Von der Niederkunft bei den bosnischen Slavinnen.

Von Mlada Ana Gospoja.

1. Hat ein Weib keine sogenannte Schwangerschaftlinie auf dem Bauche (im fünften Monate, diese Linie geht vom Nabel bis zu den Schamhaaren), so wird sie gewiß ein Mädchen gebären. Ein Weib, das trotzdem diese Linie (bei einem Mädel) hat, war keine Jungfer, als es heiratete.

2. Für eine Wöchnerin darf man durch drei Wochen nichts auf einer Flamme kochen, sondern nur auf Glut (na žeri), sonst wird ihre Gebärmutter Hitze haben.

3. Wenn einem Weibe die Brüste beim ersten Kinde (oder noch während der Schwangerschaft) weh tun, so sagt man, sie habe sich als Mädchen zu viel von den Burschen an die nackten Brüste (za gole sise) beim Liebespiel greifen lassen. Deshalb verrät keine, daß sie solche Schmerzen spürt, nek ne laju žene; nek ne ispiraju jezike s njome. (Die Weiber sollen nicht bellen, sie sollen sich mit ihr die Zungen nicht auswaschen.)

4. Ist ein Weib schwanger, so soll es einen Kukuruzkolben auf dem Felde stehlen, der langes Haar hat; wenn sie ihn verspeist, wird ihr Sprößling langes Haar haben.

5. Im Momente der ersten Kindbewegung im Mutterleibe (im fünften Monat) soll die Schwangere schöne Leute oder Kinder anschauen, dann wird ihr Kind schön wie diese.

6. Schreit eine Gebärende in den Wehen stark, so kann sie leicht einen Kropf kriegen (dobije gušu). Deshalb halten sie die Weiber beim Halse und drücken sie leise. Auch geben sie ihr

einen Absud von Lindenblüten und Lindenrinden zu trinken; dann hat sie weniger heftige Schmerzen (Stechen im Rücken).

7. Wenn eine schwere Niederkunft anfängt, so legt man der Gebärenden einen San blažene Divice Marije (Traum der heiligen Jungfrau Maria, Drucksache, wird auf Jahrmärkten verkauft, von den Geistlichen verboten, vom Volke aber viel gelesen) unter den Kopfpolster. Dann gebiert sie leicht.

8. Badet man ein Neugeborenes, so muß man das Badewasser in derselben Richtung ausgießen, wie die Füße des Kindes lagen, nicht umgekehrt, sonst erbricht es viel.

9. Zur Taufe zieht man einem Neugeborenen nur alte Kleider und alte Wäsche an, da ne dere mnogo, damit seine neue Wäsche nicht zu viel reiße.

10. Auf die Wiege und auf das Kind selbst ist es gut, viel grüne ruta (Raute) zu legen, da mu ne dogje strava, damit es keine Fraisen bekomme. Den bösen Blick fängt die ruta (Raute) zuerst auf, und so trifft er das Kind nicht. Ein kleines Kind ist allerlei Zauber ausgesetzt, aber die ruta kann viel Unheil abwehren.

11. Die ersten drei Nächte wacht der Vater des neugeborenen Kindes und blickt es immerfort an, damit die bösen Hexen das Kind nicht vertauschen. Während des Nachtwachens macht er Zauberzeichen und spricht Zauberformeln, oder schnitzt in die Wiege Abwehrzeichen, so auch auf das Haustor und die Fenster.

12. Hat eine Wöchnerin keine Milch, bringt man ihr den Stein: mliječni kamen (man findet ihn in Tropfsteinhöhlen, z. B. in Megara an der Save in Bosnien). Er hat die Form einer Zigarrenspitze und durch ihn muß die Wöchnerin ihre Milch tropfen lassen (da promuze kroz mliječni kamen). Von G. Djanešić aus Potočani.

13. In Jajce tragen katholische Weiber ihre Säuglinge, die schlaflos sind, auf das Grab eines frommen Fraters (ujak) und das Kind muß auf seinem Grabe ein wenig schlafen (da malo prespava), dann läßt die Schlaflosigkeit vom Kind ab. Die Mutter muß den Tag über fasten. Von Angja Baković.

14. Hat ein kleines Kind den großen Husten (veliki kašalj), so gibt man ihm die Geschlechtorgane (Eier) des Hahnes roh und noch warm zum essen. In Zvornik.

15. Am Jakubpašin Nišan (Grabdenkmal eines Šeh in Sarajevo, Moguda-Mahala) befinden sich kaffeeschalengroße Löcher.

Wenn die vom Regen voll Wasser sind, kommen schwangere Weiber und nehmen löffelweise das Wasser heraus, das sie für eine leichte Niederkunft trinken. Ist trockene Zeit, bringen sie Quellwasser, gießen es in die Löcher und murmeln Zauberformeln und Gebete dabei. Dann nehmen sie es wieder heraus, aber erst nach Sonnenuntergang und tragen es heim.

VII. Die Nachgeburt

nennt der Slovene 1. póstelj(i)ca, dialektisch auch pújstljca u. ähnl., was wörtlich „das Bettchen" bedeutet; man faßt also die Nachgeburt als Lager des kleinen Kindes auf. — 2. máterna kóžica „Mutterhäutchen". Ferner 3. trébež, d. h. Reinigung, Ausräumung, und 4. iztrébi, wörtlich = Entleerung, Ausputzung.

Die Nachgeburtwehen nennt man pobolééki, eigentlich „Nachschmerzen".

VIII. Friaulischer Glaube.

1. Beim Anblick des Kopfes eines Stockfisches (bacalá) muß ein schwangeres Weib abortieren oder ein Mondkalb gebären. Prof. J. K.

IX. Kindbetterinnen sind des Teufels.

In der gedruckten brandenburgischen Kirchenordnung vom Jahre 1533 kommt im Kapitel von der Taufe, Folio XXXV folgende Stelle vor:

„Es sollen auch die Pfarherr und Prediger die Kindtbetterin unterrichten, das sie nicht in gewalt des Teuffels sein, wie mans bisher nicht on sundern nachtayl der Gewissen dafür gehalten und gröblich daran geirrt hat, und ob sie etwa wol vor andern Krancken seltzame Gesicht und Treum haben, soll sie doch keineswegs erschrecken, dann sollichs wol aus übriger Schwachheit des Leybs begegnen kann, und ob sich vielleicht der Sattan untersteht, die Kindt-Betterin mehr denn ander Leut anzufechten, thut ers on Zweyffel darumb, daß er den ehlichen Standt, den Gott gesegnet hat, und Gottes Werck dadurch veracht mache, als ob es unrein wäre, wie dann sein Art ist, so es doch heilig und eben der Weiber fürnembster Beruff, dadurch sie Gott gefallen, wie Paulus spricht: Sie wird selig werden durch Kinder gebären, so sie bleibt im Glauben und in der Liebe und in der Heiligung sambt der

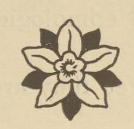
Zucht, 1. Timoth. 2, darumb ist auch das Einsegnen nach dem Kindbeth nicht vonnöthen, dann es aus lauter aberglauben fleust, gleich als weren sie durch die Geburt, die aus Gottes Segen kumbt, entheyliget"[1]).

Der uralte Glaube, daß die Geburt die Frau verunreinigt, zeigt sich hier in der christlichen Form, daß sie zu dieser Zeit besonders leicht in die Gewalt des Teufels gerät. Demgegenüber wirkt die aufgeklärte Freigeisterei der hohen Geistlichen, von denen die Kirchenordnung verfaßt wurde, sehr wohltuend, besonders wenn sie sogar medizinische Gründe für die Träume der Kindbetterin ins Treffen führen. Aber ganz kann man dem Teufel doch nicht trauen, deshalb wird hinterher doch noch eine Widerlegung des Volkglaubens mit Bibelsprüchen versucht.

H. Ihm.

---

[1]) Spieß, Archivische Nebenarbeiten und Nachrichten, 1. Teil, Halle 1783, Seite 62.





Erhebungen zur Geschichte der Volkerzählung.

Ten Tales from the islands of Alu, Mono, Fauru (Bougainville Straits, Western Solomon Islands).

by Gerald Camden Wheeler,
London University: Royal Society Government Grant.

The ten following tales are from a collection made in Alu and Mono by the writer during an ethnological expedition to the Solomon Islands, in 1908—9.

With the exception of three they are directly translated from the texts in Mono speech.

All the Mono texts (except "Tiong bataha") were obtained from Bitiai, a Mono-born man of about 40.

"Sakusaku" was told him by a woman. They are (except "Kakarubura") Mono, Alu and Fauru tales; that is from the Melanesian people living in the islands of the Bougainville Straits. Though the origin of "Pauravisia", "Aiaiti ofa" "Laminimama" and "Bubuniko" is not stated, these probably come from the same stock. Since the conquest from Mono about 40 years ago the Mono speech is that spoken in all these islands.

The people are very fond of such tales *(lagalagala)*; and the present writer collected about 70.

They are told to children by the fathers and mothers, and others; and they are likewise told among grown-ups.

To a certain extent a man will have particular tales which are looked on as his especially. Mono on the maps is "Treasury Island"; Alu is „Shortland Island".

"Kakarubura" is of Telei origin, that is from the district in the South of the island of Bougainville where Telei, a Papuan language, is spoken. There is a very close intercourse between this district, and the smaller islands.

In these texts *nitu* denotes any supernatural being: *mamaifa* denotes a woman of chief's rank; *kalofo* is the name of the men's meeting-house in a village.

---

(14) Sakusaku.

[A] irirerega ga tiong sana batafaua. drea[1]) nanaturia "emiaāŭ samia famataang" reindi. regagana. nanaturia āŭ saria famataang. Sakusaku igaganama. isôku numaang. iroroiri ga aanana kainaua[2]). ifareairi. "Maang, au samia? mafa faipeko darami" iindi. iritele. iaang. ipuu. "'nto, atele" iua. retele. [B] ioa. ipuu. ipeala kabaikaang. iteleri ga aana. "'na, ang", iindi. "Mani[1]) tatai [tatae] paitena" reua ga aanana. remalau. ikafurundi. irifulau. iriaang ga Sakusaku tāena. ilefe ga Sakusaku. irisoku ga 'nkaria aparia. irifatairi. "Mani Sakusaku taena iteleami. amiaam" reua. rekafuru ga 'nkaria aparia. "Koĕ, tatai paitena" reua. ilale. irigagana male saigaang. drea kainaua[2]) aŭ saria famataang. [C] isokuma ga Sakusaku. ifareairi. "'nto, darami" iindi. retele. iaan. ipūu. "'nto, atele" iua. retele. ioa. ipūu. ipeala kabaikaang. isīa atelea. iteleri. irimalau. "Mani, tatai paitena" reua. ikafuru. irifulau. iriaang ga taena. iteleri. "'na" iindi. reoa siana. ilefe ga Sakusaku. irisokuma ga aparia 'nkaria. irifatairi "Mani Sakusaku taena [D] siana[1]) amiaang amioa siana. amimalau. ikafuru. oaua ga amiaam taena "reua. Koĕ tatai paitena" reua ga 'nkaria aparia. rekafuru. iboi ilale. regagana saigaang ga 'nkaria aparia. ea Sakusaku igagana. isoku numaang. "Aŭ samia kainua?" iindi. "ŏ" reua. "'nto, darami" iua ga Sakusaku. retele. iaang. ipuu. "'ntŏ, atele" iua. retele. ioa. ipuu. ipeala kabaikaang. isía atelea. iteleri taena. remalau. [E] "mani, tatai paitena reua. ikafuru. refulau. reaang taena Sakusaku. reoa siana Sakusaku. ea Sakusaku ilefe. irisokuma ga 'nkaria aparia. irifatairi. iriua "mani Sakusaku taena siana amiaang amioa" reua. "Koĕ, tatai paitena" reua ga 'nkaria aparia. rekafuru. "Koĕ, boiua taragagana. mafa fanalefema. fanakokope fanaroroi [F] ga tiong" iua ga aparia. iboi. irisuele. ilale irirerega. irigagana sana magotaua. ea tiong ilefema famataang. ikokope. ea Sakusaku "sagu tataru" iua. igaganama famataang. isoku numaąng.

iroroiri ga aanana. ifareairi, "Āŭ samia?" iindi, "ŏ" reua "'nto, darami" iua. retele. iaang. ipuu. retele atele. ioa. ipuu. ipeala kabaikaang. iteleri. aparia tiga kokope[2]) ibubutui ga Sakusaku. [G] isooti ĕna potulu. ilafaĭ[1]) ena mua. ilapu. ifamate. „momole[2]) sang ga nanatugu. teleleri[2]) sang tāem" iua ga aparia. ilapu. ifamate. ea[3]) 'nkaria isokuma. refatai. "Sakusaku imate. ilapu sang kanega" reing. "ŏ. ireko" iua ga 'nkaria. ea Sakusaku imate. irigalo kenoa. iriisang. isoma. iua. isoma. Somanana.

Retold by Bitiai who heard it two nights before from Nataro, wife of Manggilac and a Mono woman.

This is a Mono tale; she got it from her father, a Mono man, called Leako.

(14) Sakusaku.

[A] A man and his wife got ready. They told their children: "Keep in your village." They went off. Their children stayed in the village.

Sakusaku came there; he came to the house. He saw the children, two *kai*. He spoke unto them.

"You, are you there? I want food," said he to them. They gave it him. He ate. He took his fill.

"Give me water," quoth he. They gave it him. [B] He drank; he took his fill. He dunged in the basket. He gave it to the children.

"There you are, eat," said he to them.

"To us dung is no good," said the children. They refused it. He got wrath with them. They were afraid. They ate Sakusaku's dung. Sakusaku went away. Their mother and father arrived. They told them: "Sakasaku has given us his dung; we have eaten it," said they. Their mother and father were wrath. "Oh! dung is a bad thing," quoth they.

They slept; when day came, they again went to the garden. These two *kai* stayed in the village.

[C] Sakusaku arrived there. He spoke to them. "Give me food," said he to them.

They gave it him. He ate. He took his fill.

„Give me water," said he. They gave it him; he drank; he took his fill. He dunged in the basket; he pissed in the water. He gave them it. They refused it.

"To us, dung is a bad thing," said they.

He got angry. They were afraid. They ate his dung. He gave it them.

"There you are," said he. They drank his piss.

Sakusaku went away.

Their father and mother arrived. They told them of it.

"We have eaten [D] Sakusaku's dung and piss (?), we have drunk his piss. We refused; he got angry. That is why we ate his dung," said they.

"Oh! dung is a bad thing," said their mother and father: they got angry.

Night came; and when day came their mother and father went to the garden.

This Sakusaku went. He came to the house.

"Are you and your *kai* there?" said he.

"Yes," said they.

"Give me food," said Sakusaku. They gave it him. He ate and took his fill.

"Give me water," said Sakusaku. They gave it him. He drank, and took his fill.

He dunged in the basket; he pissed in the water. He gave them his dung. They would not have it.

[E] "To us dung is a bad thing," said they. He got angry. They were afraid. They ate Sakusaku's dung. They drank Sakusaku's piss. Sakusaku went away. Their mother and father arrived. They told them of it; they said: "We have eaten and drunk Sakusaku's dung and piss," said they.

"Oh! dung is no good," said their mother and father. They were angry.

"Oh! to-morrow we will go off: I will come back here and hide. I will see [F] the man," said their father. When night came they slept. Day came; they got ready. He and his wife went off. The man came back to the village; he hid.

Quoth Sakusaku: "It is my daily business."

He went to the village. He reached the house. He saw the children. He spoke to them.

"Are you there?" quoth he. "Yes," said they.

"Give me food," said he.

They gave it him. He ate, and took his fill. They gave him water. He drank, and took his fill. He dunged in the *kabaika*, and gave it them. Their father came forth from his hiding and attacked Sakusaku. [G] He pierced him with a spear. He hit him with a club. He killed him and slew him.

"You have been doing wrong to my children; you have been giving them your dung," said their father. He slew him (Sakusaku). He killed him. Their mother arrived there. They told her. "Sakusaku is dead; your husband killed him," they said to her.

„Yes; he has got what he deserves," said their mother.

Thus Sakusaku died: they took him to the sea; and threw him in. That was his end.

It has been said; it has ended.

It is the end.

Sakusaku is the generic name for a kind of forest elf; see the Section on Religion in the Sociology.

Notes.

[A] 1) *drea:* plur. of *ea:* "they" (the man and his wife).

2) *aanana kainaua:* the two children, who were *kai* to one anather: they were boys, so *kaî* = "brother." *kainaua* must be taken to be in apposition to *aanana; kainaua (drea kainaua)* = lit. "(he) and his brother," that is, "two *kai*." See note B 2.

[B] 1) *mani:* is here equivalent to an ethic dative, or dative of reference; "to us". So in C, below.

2) *drea kainaua:* "the two *kai*," lit. "they, he and his kai." See note A 2.

[D] 1) *siana:* seems redundant here.

2) *kainua:* "you and your brother": *kainua* = *kaing* + *ua*.

[F] 1) *sagu tataru: tataru* = "custom," "habit," or, as here, „business," "occupation," "usual task."

2) *tiga kokope: kokope* is here a substantive, "hiding," „being hidden," or "hiding-place."

[G] 1) *ilafai:* he hit him while Sakusaku was on the ground.

2) *momole sang; teteleri sang:* the verbal substantive denotes repeated action.

3) *ea:* here seems to be plural; cp. *drea* above, A and B.

---

(15) Kakarubura.

[A] iboi igaganama ga batafa ifana 1), 'ifa, boiua taragagana atelea. tarapepele' iua ga ifana. inoniri nitu, eang ifanaua.' ō boiua taragagana' ua saria. inono ga nitu. irisuele. boina iaofo ga ifana. nitu iing 'bau enagagana' iing. oaua ga iaofo ga ifana. ilale. igagana ga nitu. [B] batafa 1) ulina biluau ipara. igagana. 'ifa, aria, tarapepele' iua ga nitu. 'ea batafa ifagu ga' iua. irigagana, iripepele. pepepele saria. relapu iana. ea batafa salena 2) ifuane kokobuia 3) ga iana. ea nitu ilapu. igolu eetana. iana irilapu male. batafa salena ifuane kokobuia ga iana. ea nitu ilapu. igolu eetana. oaua saria. ilafilafi. 'ifa,

boiita. fealo gaganaata' iua ga salena. 'masi[5]) [C] koro rua' iua ga nitu. irigagana male. lalapu saria iana. nitu gogolu sana eetana. batafa salena fufuane sana kokobuia iana. irisoku pausapea kanegana. iriroroi ga baba[1]). "ifa, 'nai onakato" [2]) iua ga batafa salena. 'mafa 'nai fanakato' iua. itanai[3]). relapu. ionogu[4]) ga batafa salena. iovali ga aulu[5]). 'Koe, ifa, sagu aulu taovalaata[6]). onaău sang [D] fanagagana abaang. fanagaloma aulu feropeu'[1]) iua ga utuna[3]) tiga toona. 'hanalapu' iing. iareai ga utu 'ati lapuafa. mafa onafaioafa tataia' iing. ifaio tataia. 'mafa ga fanaareai[4]) sagu maito onaue. onasoku famataang' iua ga utu. ifaio tataia. igagana iue ga batafa salena. eang nitu imekasofa. 'ifa' iua. 'hu' iua ga utu. 'Koe, lauma' iua ga nitu. [E] ifoku male. 'ifa' iua male. 'huu' iua male ga utu. ipaite ga nitu. igagana. 'hanaroro' iua. iroro. batafa apeai. utu ga iroroi. tataia ăŭ sana. ,Koe, maito ga areai sang. mafa "ifagu[1]) ga ea" faiua' iua. 'maito oioraiafa' iua. utu ilapu. igagana. itoka ea batafa. isoku la[2]) hamataang. iriulo. irisupi[3]). irieli mea. au sana sape polanaang. sape [F] áu[1]) atuaiina iritano. isoku la ga nitu. 'ogē, ifa, oiulo' iua. "soa, lauma, 'na[2]) asu" iua ga batafa salena. ea nitu igagana. i'nkoti ga asu. iăŭ fotu sapea. sape itaovala[3]). nitu isovale meaang. inlapu. imate. 'ifa, maito boiua onamate ăŭ[4]). mafa ivaiita[5]) haimate' iua ga nitu. imate. ea[6]) batafa salena iboi ilale boiboiuana imate male[6]). iua. isoma.

Somanana.

Retold by Bitai after it had been told (probably in my presence) by Tivola, a Gaumai man. Balalai, a Telei man, told Tivola. It is a Telei story.

(15) Kakarubura.

[A] It was night. The woman's sister-in-law came (and said): "Sister-in-law, to-morrow let us go to the river; and let us fish," quoth her sister-in-law.

The *nitu* heard them, her and her sister-in-law.

"All right, let us go to-morrow," they said.

The *nitu* heard. They slept. In the night her sister-in-law got ill. Said the *nitu:* "She shall not go," quoth he. Therefore her sister-in-law fell ill.

Day came; the *nitu* went. [B] He looked like (the body of) a woman. He came.

"Sister-in-law, come, let us go a-fishing," quoth the *nitu.* "This woman is my sister-in-law," said she (the woman).

They went off; they fished. They went on fishing. They caught fish. The living woman put the fish in her *kokobui.* The *nitu* caught (fish); he ate them raw. They caught more fish. The living woman put the fish in her *kokobui.* The *nitu* caught fish; he ate them raw. Thus they went on doing. It grew towards sundown.

"Sister-in-law, night is coming on; the sun is going down," said the living one.

"Sister-in-law, [C] the sun is still here," quoth the *nitu.* They went on further. They went on catching fish. The *nitu* kept on eating them raw. The living woman went on putting the fish in her *kokobui.* They came to a big rock and saw a little hole.

"Sister-in-law, put your net here," quoth the living woman.

"I am going to put it here," he (*nitu*) answered.

She put her hand into the hole. They caught the fish. The living woman got to know about it (the *nitu*). She broke the bamboo of the net.

"Oh! sister-in-law, my bamboo is broken. You stop here [D] and I will go into the forest and bring another *aulu*," quoth the living woman.

She went off. On she went: she dunged. She took a louse off her head. "I will kill it," quoth she.

The louse spoke: "Do not kill me; put me down on the dung," quoth it to her.

She put it on the dung.

"While I go on speaking, you will escape, and reach the village," quoth the louse.

She left it in the dung, and went off. The living woman got away. The *nitu* waited till he was weary.

"Sister-in-law," quoth he.

"Hu," answered the louse.

"Oh! come here," said the *nitu.*

[E] He called to her once more.

"Sister-in-law," said he again.

"Huu," answered the louse again.

The *nitu* got angry. He went off.

"I will look," said he. He looked. There was no woman. He saw the louse: it was in the dung.

"Hullo! it is you that are speaking. I said (to myself) 'that is my sister-in-law'," said he. "You have tricked me," said he; and killed the louse.

He went off; he went after that woman. He reached the village.

They (the people) had reddened their hair; and made combs. They had dug a pit: it was underneath a bed. [F] They made a bed of small sticks. The *nitu* arrived.

"Oh! sister-in-law, thou hast reddened thy hair," quoth he (the *nitu*).

"Yes: come here; here is betel-stuff for thee," quoth the living woman.

The *nitu* went and took the betel-stuff; and sat down on the bed. The bed broke. The *nitu* fell into the pit. They killed him. He died.

"Sister-in-law, to morrow thou shalt die: I am dying to-day," said the *nitu*. He died.

Night came, and day came; and in the morning that living woman died too. It has been said: it has ended.

It is the end.

Notes:

[A] [1]) *ifana: ifa* denotes the wife of a woman's *fafine.* In terms of blood kinship therefore, *ifa* = a woman's brother's wife. We see from the text *ifa* is a reciprocal term, that is used by either side of the relation for the other. If a man is speaking he calls the wife of a *kai, kai. (kaigu sana batafa, kaigu* = "my *kai's* wife is my *kai*"): or in terms of blood kinship, *kai* = a man's brother's wife.

[B] [1]) *batafa ulina biluau ipara: para* = "to be like"; *biluau* = "like", so that we seem to have a redundance, unless we put a stop after *biluau* and abolish the stop between *nitu* and *batafa.*

batafa ulina = "a woman's body," and is merely equivalent to "woman."

[2]) *batafa salena:* note the phrase in opposition to *nitu* for "a woman of this world."

[3]) *kokobuia:* The *kokobui* is one kind of basket.

[4]) *oaua saria:* verbal subst.: *oaua* here used as a verb.: in A above it is an adverb or conjunction = "therefore", „thus".

[5]) *masi koro rua:* These words are in Telei speech (S. Bougainville) and = "*ifa, fealo peu ga*" = "sister-in-law, the sun is (still) there."

In a Telei-Mono word list we find: *rua* = *fealo* = sun; *koruo* = *au fotu* = sit down. So we may conclude *masi* = *ifa* = sister-in-law; *koro* = *iau, au sana* = is there.

[C] [1]) *baba:* a small hole; *mea* = a big hole, pit.

[2]) *onakato: kato:* = "to put a net in the water." The two had a net (or nets?) of the kind called in Telei *mogubai,* and used by women.

[3]) *itanai: tanai* = "to put one's hand into a hole to frighten the fish out.

[4]) *ionogu*: "she knew" it was a *nitu,* and not her *ifa;* or, "she recognized him."

[5]) *aulu:* the franework of the net. She broke it on purpose, to get an excuse to run off.

[6]) *taovalaata: ta-* is the passive prefix; the word could also be expressed *itaovala.*

[D] [1]) *feropeu:* here = "another", "a fresh one."

[2]) *ilomo* = *i'nkoti.*

[3]) *utuna* = *utu* "louse". possession is shown by suffixes. But this word can stand alone (see below).

[4]) *fanaareai sagu:* the verbal subst. with verbal prefix.

[E] [1]) *ifagu ga ea:* dependent on *faiua,* which itself is quoted.

[2]) *la:* = "there", "thither".

[3]) *supi* = a bamboo comb worn in the hair. Here as verb = "to make *supi*".

[F] [1]) *sape au atuaiina iritano:* here *au atuaiina* (small, thin, weak, sticks) has an instrumental force. Note that *atuaiina* is here used in the plural; this is against the rule as it was once given me. See 34 a.

[2]) *'na:* the word used in handing one something; "there is", "there it is."

[3]) *itaovala: ta-* the passive prefix, here denoting action, not a state.

[4]) *au:* this enclitic is often found, especially with imperatives; it is hardly translatable.

[5]) *ivaiita: ivai* = "to-day": note the *-ita* suffixed.

[6]) *ea batafa . . . . male:* ea *batafa salena* is subject to *boiboiuana imate male.* The verbs *iboi ilale* are infixed in the sentence; and lit. = "(after) night had come; and day (again)". That is, she died the next morning after the death of the *nitu.* (Unless we put a stop after *salena* and translate: "The woman was alive. Night came; day came; and in the morning she too died").

---

(23) **Karatia Kapu.**

[A] boi tapoina tiong enapeko ăiti. enasaling ga batafa. enamalau. enaua 'koe, iafaua [1]) ga hanapeko aiti? mamalau sana' enaua. elea boi batafa igagaga kenoa. 'hanagaloma biai' [2]) iua. igagana. igaloma biai sanaka [3]). ilefema. ifaio ga biai mesolaang. isisile. igaganama ga āpu [4]). ilolofo kaunaang batafa. tiong ianee kaĭ. papati sana. igagana ga batafa [B] amamalau [1]) sana boi tapoina. iiole ga tiong. 'lauma' iing. iilofoma tiga kai. iaiti. ifalolofi ga utina kaunaang batafa. iaati apu. itegese. inasiama. 'koe, oioraiafa' iua. batafa itatagu sana [2]). iue. ilapu ga apu. ifotu. isoku. boi tapoina enasua ga laiti 'koe, utigu' enaua. enamaulai. laiti ga enasēosēo 'ai, arogu maulaata' enaua. oáua [3]) sana boi tapoina. bilogeai irekoreko. ilagala [4]). ingataieng [5]) fanua. iua. isoma. somanana.

By Tivola, a Gaumai man (retold by Bitiai). Tivola had it from his father, a Fauru man who had come from Mono. It is a Fauru tale.

(23) **Karatia Kapu.**

[A] Every day the man used to want to copulate. He would bid his wife. She would refuse.

(Or: Whenever the man wished to copulate, and spoke to his wife, she would refuse).

He would say: "Oh! what is the good of my wanting to copulate? She won't do it," he would say.

One day the woman went to the sea. "I will bring back *biai*," quoth she. She went. She brought back *biai* for food. She came away. She put down the *biai* on the sand; she bathed. An *apu* came up: he went into the woman's cunnus.

The man had climbed a *kai*-tree; he was picking nuts. The woman went there, [B] she who used to refuse every day. She called to the man.

"Come here," she said to him. He climbed down from the *kai*-tree. He tupped her. He put his penis up the woman's cunnus. The *apu* bit it. He got up: he drew it (the *apu*) out.

"Hullo! you have tricked me," quoth he.

The woman made off; she made off.

He killed the *apu*; he went back home; he reached home. Whenever the rain fell, "Oh! my penis," he would say. It would hurt him.

When the rain stopped, "Ay, my back is hurting," he would say. Thus he did always.

Bye and bye he got well.

The story was told; people got to know of it. It has been said; it has ended.

It is the end.

Notes.

Karatia was said to be an old Fauru word; that is, in the speech spoken in Fauru before the conquest by the Mono people, which happened about the same time as the Old Alu people were driven out by the Mono invasion. It looks like a verb with suffix *a* formed as in Mono speech (cp. the name *Saketia morobita* (o 1).

Kapu was said to be Old Alu = Mono *apu*. Perhaps *kapu* is Old Fauru too; in fact *karatia kapu* seems to have been stated also to be Old Fauru. At any rate the name points to Old Fauru having been, just like Old Alu, a closely allied speech to Mono. The meaning of *karatia* was not obtained.

[A] [1]) *iafaua*: here = "what is the good of": note, *iafaua . . . hanapeko*. Note in the sentences before that we may take them as independent clauses, or as subordinate temporal clauses followed by the main clause *(enamalau)*.

[2]) *biai:* a shell-fish used for food (the shell is bought by whites).

[3]) *sanaka:* in apposition to *biai.*

[4]) *apu:* some sea-creature, not identified more nearly (a kind of eel?)

[B] [1]) *amamalau sana:* (better, *ammamalau sana)* is the verb subst. of *malau* with the relative prefix *am- (ang-)* = "who used to refuse."

[2]) *itatagu sana:* note *tatagu* does not reduplicate in the verb subst.

[3]) *oaua sana:* verb subst. from *oaua* = *oa* (that) + *ua* ("do", or "and", "together with".

The man says *arogu*, not to let people know what it is.

[4]) *ilagala:* "there was talk about it", "the story got told". (Or? "he told the story").

[5]) *ingataieng*: here *ing-* = *iri-;* or it is passive. The *-ng* is not a definite object here, but probably merely denotes indefinite direction (as in *iisang*, "threw away"); "they knew about the matter."

---

(38) Nife.

[A] drepeko sararang[1]) ga talaiva. drelau. lau fofose saria fofose saria. dresoku. dretulu. dresae talaiva tapoina. oosi saria sararang. elea batafa iroroi ga niga. 'mafa[2]) egu niga. fanaaneiama' ua. igagana. lau ianee. isoku loganaang. isaketi ga niga. iilofo. ea nife paunaang niga au sana. [B] iilofo ga batafa. ilolofo kaunaang. ilolofo. lololofo sana ulina nife batafa kaunaang. igafulu ga nife. batafa imate. eo sana niga paunaang. tiana itui. nife ifafonu. ea latauna irimekasofa. iriiole. irimekafoku. irilefe famataang. irisoku. 'maang, mani[1]) batafa iue. abu amiroroi' dreua. iboi. ilale irigagana fanua talaiva. irisarekui. 'fina iue? fina papala[2]) igagana?' [C] iriua ga fanua.' 'nai' iriua ga talaiva. ala irigagana ga fanua. 'tararoro' reua. batafa eo sana. tiana itui. iritano sape. irisumei. irifasoku famataang. lau irikoputu moi. irifali felia. nife iposali feli[1]) isafilima tiga batafa kauna. 'tararoro' reua ga fanua 'nife'. 'oge, eang ilapu ga batafa' reua. iua. isoma. somanana.

By Blanketi of Gaumai, who had it from his father and mother; his father was a Fauru man (see genealogy). A Fauru tale. Retold by Bitiai.

(38) Nife (The Snake).

[A] The women wanted *sararang*-mats. They went. When they had paddled their canoe, and paddled, they arrived there. They went ashore. All the women went inland. They cut pandanus-leaves. One woman saw some *niga* (betel-nuts).

"I want *niga* for myself: I am going up after them," quoth she. She went. After climbing, she reached the tree-top. She picked

the betel-nuts, and climbed down. This snake was at the foot of the betel-palm.

[B] The woman climbed down. It went into her cunnus: it went in. The snake's body went in and into the woman's cunnus. There was no more (length) left of the snake. The woman died. She lay there at the foot of the betel-palm. Her belly swelled out. The snake filled it. Her friends waited for her till they were tired. They called out to her. They called out till they could no more. They went back to the village. They reached it.

"O you! the woman has run away from us; we did not see her," quoth they. Night came on. When day came the men and women went forth. They looked for her.

"Whither did she vanish? Whither did she go?" said [C] the men.

"Thither," said the women. Then the men went there.

"Let us look," said they.

The woman was lying there; her belly had swelled out. They made a wooden carrier: they bore her on their shoulders; they brought her to the village. Then they cut wood: they burnt the body in a fire. The snake got hot in the fire; he came out of the woman's cunnus.

"Let us look," said the men. "It is a snake."

"Oh! that killed the woman," quoth they.

It has been said; it has ended.

It is the end.

Notes.

[A] [1]) *sararang:* (1) the leaf of the pandanus palm: (2) the mat made from these dried leaves.

[2]) *mafa:* the use of the pronoun besides the possessive is emphatic.

[B] [1]) *mani:* here is an object of reference = "from us".

[2]) *papala: fina papala* = *fina* (whither).

[C] [1]) *iposali*: unless *posali* may be transitive, we should have *felia* ("on the fire").

---

(40) Tiong Bataha.

[A] tiong kanegana soma manuale [1]) imalau. iua 'maha batafa. emiaevaiafa' iua. lalaafa Kevori ievai ga bataha [2]) tiong [2]) utinaua. abu ibatafa [3]). manuale [4]) biluau batafa ipara. talaiva saria tataru [5]) itano. Kevori imate, elea tiong ievai imale [6]). mamagota [7]) saria tataru (this last clause has no true connection; it is a repetition apparently of an earlier one).

[B] darami kokong toitoi loe[1]) enaaiaita[2]). loena aiaita[3]) numaang enasoku. lamaina[4]) enaseloselo. enatele ga tiong darami. enaaang. tiong Kieta iŏaua[5]). tiong batafa biluau[6]) ipara. manuale imalau. iua 'maha batafa maha bau[7]) enainglapuafa[8]) ena potulu ena iliu ena tomehŏka[9])' iua. ifulau fanlapu[10]). 'bau hanamate. maha [C] bataha' iua ga, ibatafa, 'maha ausagu[1]) tiong. maha batafa biluau hanapara. talaiva saria tataru hanatano' iua ga tiong. imalau sana ga[2]). biluau talaiva saria tataru itano. isoma sana. somanana.

By Binigi of Faleta. It is not a *lagalagala*, but "*peu alauuta*" ("belongs to the present time"). It is told as true. Segimeti knew of it too.

Binigi's father and mother saw this man-wife, at a place called Korumira in Kieta. Those who married him knew he was a man.

(40) Tiong Bataha. (The woman-man.)

[A] A very fat man did not wish to be manlike. Said he, "I am a woman; do ye marry me," said he. The chief Kevori married the woman, who was a man with a penis. He was not a woman. Though a man, he was like a woman. He did the women's tasks. Kevori died; he married another man again. The tasks of women.

[B] He would carry garden-food, taro, bananas, leaves on his back. He would reach home. Then he would cook. He would give the man food; he would eat. The Kieta man did thus. (Though) a man, he looked like a woman. He did not wish to be manlike.

He said: "I am a woman: they shall not kill me with a spear, with arrows, with a tomahawk," said he. He was afraid of slaughter.

"I do not want to die. I [C] am a woman," said he. He became a woman.

"I am no man; I am going to be like a woman. I am going to do women's work," said the man. He refused (to be a man). Like women, he did their work. That was the end of him.

It is the end.

Notes.

[A] [1]) *manuale imalau*: that is, did not wish for war and its toils. *manuale* = "of or belonging to a man": here either it is a substantive (= "did not wish to be a man"); or it is the adjective used as abstract noun (= "did not wish for manliness").

[2]) *bataha tiong utinaua: tiong* is in apposition to *bataha; utinaua* has the suffix *-ua* = "with," "and".

[3]) *ibatafa:* note *batafa* made into a verb with a prefix; "he was (or he became) a woman".

[4]) *manuale*: opposition, "though a man". The *biluau* probably goes with *batafa*.

[5]) *tataru*: work in general, such as, for woman, carrying wood, going to the garden, sweeping, cooking etc.

[6]) *ievai imale*: *male* = again. According to the reading it is used here as verb with prefix. Possibly it is a mistake for *ievai male*, the sound of the final *i* in *ievai* having been carried on; or is *male* here used = "to renew", "do again"?

[7]) *mamagota*: plural of *magota*; this more specially = "old woman", but may be used for "women" in general, without reference to any particular age.

[B] [1]) *loe*: leaves for lining a *kabaika* (basket) holding cooked food; they are *kiari* leaves.

[2]) *enaaiaita*: *aiaita (aita?)* = "to carry in a bundle on the back".

[3]) *aiaita*: equivalent to verb, but no prefix; or more probably this should be *loe enaaiaita*.

[4]) *lamaina enaseloselo*: probably should be *lamainaseloselo*, = *lama* (then) *enaseloselo*; this contraction of two words into one is not seldom heard.

[5]) *ioaua*: = *i* + *oa* (that) + *ua* (with, and); = he did thus. Or *ua* may be the verb = "say", "do".

[6]) *biluau*: = "like", "the same as"; has a different position here from that above (see note A 4).

[7]) *bau*: this negative is used only in a jussive sense (Latin *ne*).

[8]) *enainglapuafa*: the prefix *enaing-* seems = *eria* (plural).

[9]) *tomehoka*; an English-derived word.

[10]) *fanlapu*: = "killing one another". *fan-* is the reciprocal prefix.

[C] [1]) *ausagu*: emphatic negative = "not at all", "by no means". Probably = *au* (be, stay) + *sagu*; that is, a verbal substantive.

[2]) *imalau sana ga*: note the unusual position of *ga*.

[3]) *isoma sana*: either "the story has ended"; or, "that is the end of him", "that is how he ended", "that is all about him".

---

(42) Pauravisía.

[A] enatai[1]) iana tarona[2]) "ē—, iana opeko ogagana[3]) Pauravisia evaǐo" enaing 'nkana ga mamaifa. enaboi dreasuele. enalale "aria, saigaang" eriaua ga 'nkana apana. dreagagana. eriaeeva. enalafilafi eriafotuma. enaseloselo ga mamaifa 'nkana. enatai ga natuna. "'nka, mafa iana haipeko" [B] enaua. "Ogagana[1]) Pauravisia eevaǐo[1]) soa oang[2]) iana tapoina. siburi a'nta[3]) iina sana fanua tapoina Pauravisia sana sanaka"[5]) enaua ga 'nkana. iiasi. igagana. iulo. igagana. gagana sana[6]). isoku elea famataang. "Bă, mamaifa, finaata[7]) gagana sang?" iing[8]). soa mafa Pauravisia ga faipekoi. faigaganama. boi tapoina iana fanapeko, 'nkagu[9]) "soa Pauravisia [C] angogagagana (? angogagana) eevaio[1]). iana tapoina siburi duau[2]) a'nta[3]) iina sana[4]) soa oang"[5]) inafa[6]) sana 'nkagu. ga[7]) faigaganama" iua. "Oge, Paua-

visia rekona? Pauravisia utina nife reing. "haipeko" iua. igagana. gagana sana. isoku Pauravisiaang[8]) famata. Pauravisia 'nkana sisisipò sana[9]). "Ba, mamaifa, egutaieng [D] oiafauama?" iing. "soa, mafa natung ga faipekoiama[1]). boi tapoina 'nkagu fanapeko iana, "Pauravisia gau otooi[2]) eevaĭo" inafa sana. ga faigaganama' iua. "Oge, ea paitena ga nife gaimi[3]), egutaieng. ulina ove[4]) tiong utina ga nife" iua ga Pauravisia 'nkana. "somanana, haipekoma"[5]) iua ga mamaifa. Pauravisia tiga pepele[6]) (? pepepele) ilefema. irinonola[7]) siburi druau. [E] iua ga magota Pauravisia 'nkana 'egutaieng onaăŭ sapea' iua. isokuma ga utina. ilolofo numaang. ilolofo. ilolofo. ilolofo. ifonu ga numa. ifafonu utina. tiong murimuri isokuma. iroroi ga batafa. ''nka', iua 'ale gaina[1]) fairoroiita?' iua ga Pauravisia. 'so, egutaieng, mamaifa ga. ipekoioma[2]). igaganama. [F] 'nkana boi tapoina iana enapeko "ogagana[1]) Pauravisia eevaio[1]). soa ogolu[1]) sanaka" ina sana 'nkana. gaigaganama (= ga igaganama)[2])' iua. 'O, somanana' iua ga Pauravisia. iridarami. mamaifa igolu sanaka. iboi irisuele. Pauravisia ipeko aiti. iaiti. "olinaang safili. tananaang safili" iua ga utina[2]) Pauravisia. batafa imate aiti sana[4]). isoma. batafa isale. ilale. [G] 'koe, boi[1]) faimate' iua ga batafa. Pauravisia irerega pepelea[2]). igagana batafa. ilafilafi[3]) ga fealo. ifatoro pausape[4]) maralo[4]). isokuma ga Pauravisia. irule ga maralo. inonola[5]) siburi. isokuma ga utina. iali[6]) felia. ikoputi[7]). enagaganama[8]) enakoputi. enagaganama enakoputi. enagaganama enakoputi. ikoputi. ikoputi. isokuma [H] ga tiong Pauravisia. 'Oe' iua 'utigu' iua. 'A—, gagana kalola solona[1]) onaaitiai[2]) enamoamoa' iing. igagana. iaitiai. imoamoa. irekoreko, enapeko enaaiti. irekoreko. 'Koe, batafa farekoafaata[3])' iua ga Pauravisia. ăŭ eria. elea boi irerega pepelea. mamaifa iing tetena Pauravisia 'nkana 'egutaieng, aria, taragagana darami taragaloma. soa sanaka enalapuma sang [K] kanega taroseloselo' iing. regagana. resoku saigaang. regaloma toitoi kokong. refotuma. iritagi ga mea. ifufuti ga puai fitokona[1]). iasu. irisokui[2]) ga mea iisang ga fitoko mea olovanaang[3]), 'Koe, egutaieng, fitoko faifakapaiita meaang' iua, "Ŏrŏ ga. ilofo onagaloama ga fitoko" iua ga Pauravisia 'nkana. [L] iilofo ga mamaifa. igaloama ga fitoko. ianeema. 'onamamarala, egutaieng', iing. 'hanamamarala' iua. itaupi ga matana ena[1]) puai. ikoso. igagana ga batafa Pauravisia 'nkana. iulo ifasae[2]) gorau. iseloselo. isokuma ga Pauravisia. ''nto[3]) egu[4]) atele' iua. itele. 'Ŭn—— (a grunt), maito 'nkagu gau. soa sagu batafa[5])' iua. 'soa ea mafanana[5]) sam batafa' iua. [M] 'Koe. oraiafaata' iua. iboi resuele. reieo 'nkanaua[2]). aitia[3]) sana ga 'nkana Pauravisia. ilale.

laiti ga isua boina. mamaifa imamarala. matana[4]) isuai laiti. irekorekô ga puai. ifati. ianee. isafili. iela (sing this passage). 'Pauravisia[5]) ngana 'nkanena kukubo aankuta mavai am batava Pauravisia' iŭa. inono ga Pauravisia [N] 'Koĕ, afana gai?[1])' 'ĕ——, maraka gai' iua ga 'nkana. iela male (sing as before).

'Pauravisia ngana 'nkanena kukubo aankuta mavai am batava Pauravisia' iua male. 'Koe, maito mafa[2]) oioraifa. mafa 'nkagu gau' iua. 'sagu batafa oiferofaioma[3])' iua ga Pauravisia. ilapu ga 'nkana. ifamate. isokuma ga sana batafa. irieva. 'nkana ilapu. imate. isoma. iua. isoma. Somanana.

By blind Bitiai.

(42) Pauravisia.

[A] She would weep for fish.

"e——, if you want fish, and you were to go, Pauravisia would marry you," the *mamaifa's* mother would tell her.

When night came on they would sleep; at day's dawning, "Come, let us go to the garden," her mother and father would say. They would go: they would work. When eventide came on they would come back again.

The *mamaifa's* mother would cook: the daughter would cry "Mother, I want fish, I do," she would say.

[B] "If you were to go to Pauravisia, he would marry you. There indeed is plenty of fish. And when all his people blow conch-shells, it is a token of Pauravisia's food," her mother would tell her.

She *(mamaifa)* got angry: she went and put red earth in her hair. She went; on she went; and she came to a village.

"Ho! *mamaifa,* wither are you going?" said they to her.

"Oh! I want Pauravisia; I have come here. Every day when I want fish my mother says to me. 'I tell you, [C] if you could go to Pauravisia, he would marry you. When they blow the conch-shells and shout, there is plenty of fish there,' my mother says to me. So I have come here," said she.

„Oh! Pauravisia is not a nice man (Is P. a nice man?). Pauravisia's penis is a snake" they said to her.

"I wish it," said she.

She went on: on she went. She came to Pauravisia's place. Pauravisia's mother was sweeping.

"Well! *mamaifa,* [D] what are you here for, my dear?" quoth she.

"Well! I have come here for your son. Every day when I want fish my mother says: 'If you were to go to Pauravisia, he would marry you,' says she to me. So I am come here," she answered.

"Oh! he is an evil snake indeed, my dear. His body indeed is a man, but his penis is a snake," said Pauravisia's mother.

"Enough: I have come because I chose to," said the *mamaifa.*

Pauravisia came back from fishing. They heard the conch-shells and shouting.

[E] The old woman, Pauravisia's mother, said: „Stay on a bed, my dear," quoth she.

The penis arrived there. It came into the house. It came in; came in; came in; the house was full: the penis filled it. The man arrived afterwards. He saw the woman. "Mother," said he, "who is this that I see?" said Pauravisia.

"All right, my dear, it is a *mamaifa.* She wanted you, and has come here. Every day when she wants fish [F] her mother tells her 'If you were to go to Pauravisia, he would marry you: yes, you would have food to eat,' says her mother. So she has come here," she (the mother) answered.

"That is all right," said Pauravisia.

They took food. The *mamaifa* had (fish) food to eat. Night came: they slept. Pauravisia wished to tup. He tupped.

„Come out at the mouth: come out at the ear," said Pauravisia's penis (or: said P. to his penis).

The woman died while he was tupping. He stopped; and the woman came to life. Day came.

[G] "Hullo! I died in the night," said the woman.

Pauravisia got ready to go fishing. The woman went away. The sun got towards its setting. She heated a cooking-stone. Pauravisia arrived. She cleared the cooking stone of ashes. She heard the conch-shells. The penis arrived; it was burnt in the fire; she cut it. (It was cut.) As it came in she cut it. (It was cut.) She cut it and cut it. (It was cut.) The man Pauravisia came in. "Oh," said he: "my penis," said he.

[H] "Ah! go; if you tup in a rotten *kalola* tree, it will get cold," said she to him.

He went; he tupped it; it (penis) became cold, and grew well. When he wanted, he would (could) tup. It was well.

"Oh! the woman has made me well," quoth Pauravisia. So they lived.

One day he got ready to go fishing. The *mamaifa's* mother-in-law, Pauravisia's mother, said to her: "Come on, my dear, let us go and bring food (from the garden): and if your husband finds food, we will cook [K] it," quoth she. They went, and came to the garden. They brought back bananas and taro. They came homewards. They came near a pit. She (P's mother) took out the stopper of the lime-gourd: she took betel. They came to the pit: and she threw the stopper down the pit.

"Oh! my dear, I have let the stopper fall into the pit," said she. "Go and get it; go down and fetch the stopper," said Pauravisia's mother.

[L] The *mamaifa* climbed down, and fetched the stopper. She climbed up again.

"Look up, my dear," said she (mother).

"I will look up," answered she.

She (mother) filled her eye with lime; and she became blind. The woman, Pauravisia's mother, went off; she reddened her hair; she put on armlets. She cooked food. Pauravisia came home.

"Give me water to drink", said he: she gave it to him.

"Um — —, you are my mother, you are; yes, you are my wife," said he.

"Yes, I am her, your wife," said she.

[M] "Oh! she is tricking me," said he.

Night came, and they slept. He and his mother lay together. Pauravisia went on tupping his mother. Day came. Rain fell in the night. The *mamaifa* looked up; the rain came down on her eyes; and the lime was washed away (became all right); it took it out. She climbed up, and came out. She sang:

"Pauravisia, it is your mother you are sleeping with: I am your wife, Pauravisia," sang she.

Pauravisia heard her.

[N] "Hullo! what's that?" said he.

"Oh! that's a bird," said his mother.

She sang again: "Pauravisia, it is your mother you are sleeping with: I am your wife, Pauravisia," sang she again.

"Oh! you tricked me: you are my mother," said he. "You left my wife away somewhere," said Pauravisia.

He killed his mother: he slew her. His wife came back. They married. He killed his mother: she died.

It is ended: it has been said: it is ended.

It is the end.

Notes.

Pauravisia is called a *nitu*.

[A] [1]) *enatai:* this and the following verbal forms with future prefix denote habitual past action. At *iiasi* below (B) the prefix changes und denotes a single past action.

[2]) *iana tarona: taro-* with possessive suffixes = "because of", "for the ake of", "for".

[3]) *opeko ogagana*: the prefix *o-* (2 pers. sing) denotes the protaris and apodosis in an unfulfilled condition: but here it denotes a future hypothesis. "If you wish and were to go .... he would marry you."

Perhaps *ogagana* denotes a bidding here.

[4]) *evaio*: should probably be *eevaio*, the *e-* being the 3 p. sing. prefix for hypothetical clauses.

[B] [1]) *ogagana .... eevaǒ:* see note 3 above.

[2]) *oang*: either adv. = there; or objective case of advantage ("possessive dative") = "he has." *oang* connotes a farther distance away than *eang*.

[3]) *a'nta*: here seems a relative adverb = "then, when".

[4]) *iina sana*: verb. subst. = *i* (redublicated) + euphonic *n* + *a*. *i* oftenest = "to say". Note the *sana* with *fanua tapoina* (all the men).

[5]) *P. sana sanaka*: elliptical = it is (a token of) Pauravisia's food.

[6]) *gagana sana* etc.: in the pigeon-English version she passes through two villages.

[7]) *finaata*: *fina* = where? *-ata* is the suffix often found with verbs and is untranslatable in English.

[8]) *iing*: a mistake for *iring* (they said to her).

[9]) *'nkagu*: in what follows there is a second quotation (*soa .... oang*) embedded in the main one.

[C] [1]) *P. angogagagana eevaǒ:* the relat. prefix *ang-* seems redundant. *angogagagana* is perhaps a mistake, or it may be a seldom-used form. For the verbal prefixes *o-* and *e-*, see note A 3 above.

[2]) *duau (ruau)*: a shouting together, as they do in Alu on various occasions, such as finishing some task.

[3]) *an'ta*: again seems = "when".

[4]) *iina sana*: singular with perhaps *fanua tapoina* understood.

[5]) *oang*: See note B 2.

[6]) *inafa sana*: "says my mother to me", verb. subst.: cp. *iina sana*, just before.

[7]) *ga*: at the beginning of a clause, as here, = "therefore", "so that".

[8]) *Pauravisiaang famata*: "to P's place", note the position of *-ang*, which the meaning would seem to put at the end of *famata*.

[9]) *sisipo*: to sweep (the house).

[D] [1]) *faipekoiama*: *-i*, the object. pron. 3 p. sing. *-ama* adds the idea of motion, "I wanted him and came here".

[2]) *otooi eevaio*: see note A 3.

[3]) *gaimi* = *ga* + *emi* (this, that).

[4]) *ove*: of uncertain meaning.

[5]) *haipekoma*: *-ma*, adding the idea of motion ("I have come here because I wished to").

[6]) *pepele*: the reading may be *pepepele*, which would be a reduplication (perhaps to express the number of those fishing) *pepele* = fishing (a substantive here)

[7]) *irinonola*: perhaps *la* is a shortened *ala* = then.

[E] [1]) *gaina*: *ga* + *ena* (that one, this one), in apposition to *ale*, the object.

[2]) *ipekoioma*: the *i* is euphonic between the two *o*. The second *-o* = thee. *ma* adds the force "came here because she wanted you".

[F] [1]) *ogagana . . . eevai . . . ogolu*: see A notes 3 & 4 above. Note the euphonic *i* in *eevaio*: *eva* = to marry.

[2]) *gaigaganama*: spoken as one word. Such coalescence happens oftener than is shown in the texts.

[3]) *utina*: most probably indirect object after *iua*.

[4]) *aiti sana*: verb. subst.; perhaps should be *aiaiti sana*. Here it seems to have an imperfect force ("as he was tupping").

[G] [1]) *boi*: here adv. of time; and with the specific meaning of night. *boi* is used = "day", in reckoning time.

[2]) *pepelea*: *-a* here denotes purpose = "for fishing".

[3]) *ilafilafi*: *lafilafi* = afternoon. *ilafilafi* is generally impersonal, but here *fealo* is the subject.

[4]) *pausape* = stone, in general: *maralo* = a stone used in cooking with hot stones. Here *maralo* is in apposition to *pausape*. In the pigeon-English version she puts the hot stones in a line across the door; so that as P. comes in the penis is burnt short. She says she is going to cook fish.

[5]) *inonola*: the *la* is perhaps a contraction of *ala*, "then". The *siburi* is a conch-shell, of which there are two or three kinds used.

[6]) *ali* = "to be burnt", used, too, for a dead body.

[7]) *ikoputi*: this and *enakoputi* and the following *ikoputi* seem by construction to be passive, though it is not necessarily so; it may be "she cut", etc.

[8]) *enagaganama enakoputi*: the fut. prefix denoting here a repeated action in the past.

[H] [1]) *kalola solona*: a *kalola-tree* rotten by getting water in the trunk. *kalola* is a plant of the banana kind, but the fruit is said to be hard, and only eaten at times of great want.

solona: *solo* = to rot. *-na* is an adjectival ending.

[2]) *onaaitiai*: *-ai* as suffix gives notion of place where.

[3]) *farekoafaata* = *fa* (causative prefix) + *reko* (good) + *afa* (me) + *ata* (verbal suffix). Here the *-ata* seems to give a past meaning.

[K] [1]) *fitokona*: *fitoko*, the stopper for a lime gourd. Note that here it is used with a possessive suffix.

[2]) *irisokui*: *i*, indirect object: one would have expected *meaang*, with the *-ang* denoting place whither.

³) *mea olovanaang*: "inside the pit". *olova* = "the middle", *-na* is the 3 pers. sing. possess. suffix; *-ang*, the suffix denoting where or whither.

⁴) *faifakapaiita*; *kapa* = to fall; *fa-*, causative; *-i*, the object pron., 3 pers. sing.

[L] ¹) *ena*: preposit. = "with" (instrumental).

²) *ifasae*: *fa* + *sae* (to go up) = to put bracelets on the arm.

³) *'nto*: expression: "give me": as the person gives he says *'na* = "there it is".

⁴) *egu atele*: *egu* etc. is the possessive used always to denote things that are to be eaten or drunk.

⁵) This sentence seems to express his doubt and passing thoughts.

⁶) *mafanana*: *-nana* here seems = it is, I am. It is perhaps the same as the suffix in *somanana*, found at the end of each *lagalagala*.

[M] ¹) *reieo*: note *i* inserted to avoid *e* repeated: *eo* = to lie down.

²) *'nkanaua*: he and his mother; *-ua*, = together with, and.

³) *aitia sana*: verb. subst., expressing repeated action. The *-a* suffix seems to be = the *-ata* used with verbal forms.

⁴) *matana isuai laiti*: here *sua* is seemingly transitive = "pour down on".

⁵) This passage down to *batava Pauravisia* is in the old Alu tongue, spoken in Alu before the conquest from Mono about 50 years ago. There are only dialectical differences between it and the Mono tongue, spoken also in Alu to-day. Such passages in Old Alu are often found in the *lagalagala*, especially when sung as here.

ngana is a demonstrative; Mono, *ena* (?).

'nkanena should probably be written *'nkan ena* = "Thy mother (*'nkang*), she".

kukubo aankuta: should probably be written *kukuboa ankuta*, which in Mono would be *uuboa sang*, the verbal substantive with *-a* the objective suffix (cp. Note M 3 above).

O. A. *kukubo* = M. *uubo*, the dropping of *k* being characteristic of the Mono.

O. A. *an* = M. *sang* (thy). *kuta* is in Mono *uta* (*ata*, etc.), the untranslatable suffix so often found with verbs; again *k* is dropped in Mono. This suffix seems to have been more generally used in the Old Alu than in the Mono.

O. A. *mavai* = *mafa*, I: note O. A. *v* = M. *f*.: the *i* is euphonic to separate the two *a*'s in *mava* and *am* (cp. note M 1, above).

O. A. *am* = M. *sam, sang*, (thy).

O. A. *batava* = M. *batafa*, "wife": note again *v* = *f*.

[N] ¹) *gai* = *ga* + *i* = "that", emphatic: the analogue of *gafa, gau*, etc.

²) *mafa oioraiafa*: *mafa* is here objective to emphasize the *-afa* in *oioraiafa*.

³) *oiferofaioama*: *fero* = another. As adverbial infix (as here) = 'elsewhere", "away", „in another place". The *-ama* is barely translatable here. Perhaps it = "and she has come back".

---

(63) **Aiaiti Ofa.**

Tiong enagagana[1]) pepelea. iana enalupu. enagagana male. enagagana abaang. enasoku pausapea. enafaio iana[2]). enaaiti ga pausape kohisona. enalefe. enasuele. enalale enagagana male. enalapu male iana. enalapu iana. enagagana. iroroi tiong. igalo alele. ifaio kohisonaang pausape. tiong igagana. iaiti male kohisona pausape. iaati male (?)[3]) alele. iaati ga tiong utina. tiong imaulai. 'agai[4]), totogu'[5]) ua sana. Somanana.

By Bitiai (with corrections by Mule?). Probably an Alu story.

(63) **Aiaiti Ofa** (The Man who used to tup a hole).

The man would go fishing; he would catch fish; he would go on; he would go into the bush; he would come to a rock; he would lay down the fish; he would tup a hole in the rock.

He would come away; and go to sleep.

When day came he would go off again; he would again catch fish: he would catch fish: he would go off. A man saw him: he brought a centipede; he put it in the hole in the rock. The (other) man went there.

Again he tupped the hole in the rock. The centipede bit him: it bit the man's penis.

It hurt the man. "Oh! my leg," he kept on saying.

It is the end.

Notes.

Note reduplicated form of *aiti*: and no prefix (lit. "he tupped a hole").

[1]) *enagagana*: the future prefixes (*enalapu* etc.) denote repeated past action. In the pigeon-English paraphrase by Mule he did these actions on two days.

[2]) *enafaio iana*: in the pigeon-English paraphrase the man gives fish to the stone.

[3]) *male*: the meaning does not demand this word here. (But *male* seems occasionally = "then", "next": as in 39 a *isiai male*).

[4]) *agai*: a cry of pain.

[5]) *totogu*: the joke is that he said this, and not *utigu*.

The man tupped the rock because he had no wife. The tale is of a man of Lofan, a point close to Faisi in Alu, where there used to be a settlement. We may probably look on it as based on fact.

(o2) **Porana.**

Once upon a time they were living *(au saria, au saria)*. The chief's wife fell sick. She was given treatments by many persons: but she did not get well.

Said the chief: "Well, my wife does not get any better: you all treat her, but it is no good. You had better go and tell Porana, who has good remedies. I will fee him *(fanaaili)*, if he will give medicine to my wife. Porana always cures your wives. That is why I want him," quoth the chief *(iua ga lalaafa.)*. He sent a man to ask Porana to bring medicine to his house.

Porana says to the chief: "Let all the rest of the chief's wives *(tapoina talaiva)* and the chief himself go away to the garden. Let only the *ansana numa*[1]) [who was the one who was sick] stay in the house. All the (other) women must stop in the garden till the afternoon; when they come back, you (the chief) shall beat the drum *(oko onatalai)*", quoth Porana *(iua ga Porana)*.

"If you beat the *oko* (drum)," says Porana, "and I hear it, I shall know the chief is coming back."

The chief and his wives went to the garden.

Porana asks, "In what way are you ill?" The *ansana numa* says: "This is sick," and points to her belly *(tia)*.

Porana says: "All right, you lie down: I want to make medicine." He takes medicine and rubs it on his penis *(utina)*. "All right," says he. "I have made my medicine. If my penis goes inside your cunnus, you will be well."

The *ansana numa* lies down, and opens her legs. The chief and his people did not know how to copulate at the cunnus; they did it through the armpits *(baie* or? *bae, bai)*; but not Porana.

Porana takes hold of her cunnus, and she says: "This is my sore. These (these armpits) are for copulation."

Porana mounts the *ansana numa* and tups her. She says: "Oh, now you have made me better. I am well." They copulated and copulated and copulated and copulated.

In the afternoon the chief came back and beat the *oko* (drum). Porana heard him and said, "Hullo, the chief is coming back," and went and sat by the door. The chief arrived and saw his wife. "What has the medicine done for you?" "Oh! the medicine has done me good. I am better. If I have it twice (again), I shall be cured."

Porana was about to go home, and the chief said to him: "Well, Porana, I have told my wife she shall have more of the good medicine. If you do it twice, my *ansana numa* says she will be well again. To-morrow morning do you come again."

All slept. Next morning Porana comes back and tells the chief: "You go as yesterday to the garden, and your wives too. I will make the medicine. When you are coming back sound the *oko*."

The chief and his wives go to the garden. Porana goes to the *ansana numa* and again tups her: then he takes a rest *(imalasu)* and goes back and again tups her.

Says she. "This is a good tup *(aiaiti rekona)*." They copulate again. In the afternoon the chief comes back, and sounds the *oko*.

Porana hears it and says: "There is the chief sounding the *oko*.

The *ansana numa* tells the chief when he arrives: "I am well. I am no longer ill.

Porana says; "I shall not come again to-morrow, chief. Your wife is cured: she is no longer sick."

During the night the chief was minded to copulate[2]) *(ipekoota aiaiti)*: (*? ipekoota aiti)*. Says his wife, "Oh, that is no good: the copulation which Porana showed me is good."

The *ansana numa* lay down, and the chief went on top, and put his penis in her cunnus. He tupped her and said: "Oh, this is a better tup. Who told you of it?"

His wife answered. "Porana showed it me."

"All right, we will do this every time. We will not do it any more in the armpits," said the chief.

After he had done his *ansana numa* he (she?) goes to each of the other wives and shows them. All then slept.

Next day the chief came to the *kalofo* and told his people: "Hullo, when your wives fall ill, do[3]) not let Porana give them medicine. He tups them[4]) *(aiaitiri sana)*. You and I know only of tupping at the armpits. Porana knows how to tup at the cunnus."

"Yes, we had better kill Porana. Why does he go and tup all our wives?"

All get their clubs *(mua)* ready, and wish to kill Porana. Porana put on a lot of *gorau* (shell arm-rings), and came to the *kalofo*.

The chief said: "That man with rings is not Porana". He then said to Porana: "You go and look for Porana and kill him."

Says Porana: "All right. I will go and look for Porana; and if I see him I will kill him."

Porana pretends thus, and goes back to his house.

Say the people tho the chief: "Why did you not kill Porana? That was Porana you told to go; and he has gone."

Porana went back and took off his *gorau* and made a long *soso* [5]).

He was now like another man. He came to the chief in the *kalofo.* The chief saw him and asked: "Why have you not found Porana? You go and look for him and kill him."

Quoth Porana, "All right; if I see him I will kill him."

He went away to his house. They all see him going back.

"Why did you not kill Porana? That was Porana you spoke with," said the people.

Porana went home. All slept.

Next day Porana takes down the *soso;* and makes pretence of a big sore on his leg, so that he limps [6]). He came to the *kalofo,* and was not recognized.

Says the chief to him: "You go and kill Porana."

Quoth Porana, "All right: you have told me. If I see Porana I will kill him."

The people ask the chief, as Porana goes back and they recognize him, "Why did you not kill Porana? That was Porana who came and spoke to us."

Porana went home and gets rid of his pretended sore.

All slept. Next day Porana puts up the *soso* again.

He came to the *kalofo,* and went to the chief, and sat down on a bench.

Said the chief: "This is not Porana; it is another. Why do you not go and find Porana? If you see him, kill him."

"All right, if I see Porana, I will kill him. Tomorrow I shall go to my garden." He goes away and sleeps at his house. Next day he goes to the *kalofo,* and tells the chief and the people: "Porana has gone to his garden. Let us go there too."

Porana goes first of all: and they all follow. Porana makes a rope *(alolo* [7]), of the wild creeper called *loa);* he puts it among the trees across the path, and goes and works in his garden. They all see him in his garden; and he runs away. They run after him, and all get caught in the ropes; Porana goes into the bush *(abaang).*

He lived *(isale)* and was not killed. He went back to his house

(ifotu sana numaang). They came there, and Porana was there; he was combing *(supi)* his hair[8]).

A man breaks wind *(sisi).* Says Porana, "Ough, ough, ough. If anyone breaks wind he will kill me; but not with a *mua* (club)."

One of the men goes to the chief and tells him: "Porana says 'if a man wants to kill me, let him *sisi;* he will not kill me with a *mua*'."

Quoth the chief: "All right, all of you go and eat stinking *(mosina)* opossum." They eat these; and all go to Porana in his house, which is the *siarua* (unmarried men's house). They all stand round outside; two of them go to the door and break wind *(sisi)* there to prevent his coming out. Some go inside the house and *sisi.* "Ough ough ough," says Porana. Then they all *sisi.* "Ough ough; soon I shall die," says Porana. They all *sisi.* Porana dies. They beat him then with clubs *(irilapu). iua isoma* (it has been told; it is ended).

Somanana (that is the end).

By Baoi. (The pigeon-English paraphrase most probably by one or more other natives.) An Alu (etc.) story.

Notes.

1) *Ansana numa*: the head-wife; the other wives are called *auai falalafana.*

2) at the armpits.

3) or: P. does not give them medicine, but tups them.

4) that is, he did not recognize him.

5) Put his hair up into a point; also called *kukutu.* For *soso,* cp. Ribbe p. 98.

6) He has not been recognized when coming, the former times; only when going away.

7) *alolo* = creeper: probably the meaning is that he ties several *alolo,* of the kind known as *loa,* across the path.

8) With a long wooden comb *(asaso),* used to-day.

---

(04) **Bubuniko.**

Two women went to the river to fish. Bubuniko[1]) threw a banana into the river. The two women came there and found the banana. They picked it up and said: "Who threw the banana? Well, we will go and see the man who threw it here."

They went. Bubuniko was by the river too. He saw the two women, and said: "Come here. I shall marry you two. You shall not go back to your place." He kept the two.

This man (Bubuniko) had one testicle only, a big one. The two women saw it and were frightened. Said Bubuniko to one of the women: "You look after my testicle."

The woman held it continuously; she did not go away and leave it. The other woman went and cooked food tor Bubuniko. Presently when it was night Bubuniko slept.

She who was continuously holding the testicle said to the other: "Go and get a stick." She did so, and came back. The first woman put the stick underneath the testicle. Bubuniko felt the stick and said. "Oh, it is the woman's hand."

By and by the woman sat up and said to the other: "Let us both run away and go to our fathers and mothers"[2]. They went.

Their fathers and mothers saw them and asked. "Where have you been? You have been away a moon."

Later the two women said: "Let us two go and find Bubuniko." They say to their father: "Tell all the people to come and make a big hole in the ground." The hole was dug; a mat was put over it. The two women stayed close to it.

Meanwhile Bubuniko woke up and saw the stick, but not the two women. "Hullo! where have you gone? I shall go and find you," quoth he. Bubuniko went after the two women. They saw him and said "All right: come here."

He came, and tried to get hold of them, and fell into the hole. The people came up and threw stones down on him, and broke his skull. Bubuniko died.

By Binigi of Faleta. Translated or paraphrased by Melo after Binigi had told it. Many details I lost, which I could not get down in time.

Notes.

[1]) Bubuniko is a *nitu.*

[2]) Apparently the two women are not sisters.

---

(08) Laminimama.

Laminimama wanted fish. Said she to the women: "I want fish; take a canoe; we'll go to the reef."

They all went over to the reef in four canoes, and landed there. They walked about looking for fish and shell[1]). Laminimama was a *mamaifa*[2]); she stayed behind in the canoe. By and by she saw

a fish under a rock (or, stone) and taking a small stick she put it underneath. It touched a man, for the fish was really a man[3]). He came up; his name was Ulita[4]).

Laminimama saw him and said: "Hullo! you're a man; I thought you were a fish."

The two talked together. By and by quoth Laminimama: "Al right, you tup me in the canoe. You're a goodly man."

Then they tupped in the canoe.

High water came along; the women said, "Come, let us go back in our canoes; it is high water (*sirikiana*)."

They came towards the canoes, and Ulita dived below the sea. Presently Laminimama wept; they all see her crying for the man. They did not ask her why she cried because she was a *mamaifa*. They asked one another: "What has made Laminimama cry?"

They all go back home in the four canoes, and go ashore. Laminimama went to her father's and mother's house. She cried for the man. Her father asked her: "What makes you cry, Laminimama?" She said nothing, but cried. "Are you hungry?" he asked. "Is that why you cry?" She answered nothing, but cried.

"Are you crying because you would like some fish?" Laminimama said nothing, but cried.

Again he asked: "Are you crying because you would like pig?" She said nothing.

Her father asked: "Do you cry because you would like taro?" She said nothing, but cried.

"Would you like yam? Is that why you cry, Laminimama?" She said nothing, but cried.

"What is it you would like, that you cry? Do you want to marry?"

"Yes, my father," answered she. "I want to marry."

"All right, show me the man. I know. If you show him to me, I will give you him, and you will marry."

"Oh, yes, my father," answered Laminimama. "I will go to the reef, and I shall find the man I want to marry."

„All right," said her father. "I will go and tell all the people."

He went and beat the drum *(oko)*.

They all heard it, and came to the house (the *kalofo?*) of Laminimama's father to hear what he had to say. They assembled.

"Go and get bamboos *(efu*, to make panpipes)," said he. They all did so, and came back to the *kalofo;* they made panpipes and

danced. He told them to leave their panpipes in the *kalofo,* and to go and get coconuts. The women he told to go and get taro from the gardens.

All came back to the *kalofo.* Said he: „To-morrow we will hold a big feast (*darami kanegana*): the women are to cook; the men to scrape coconut, and make pisu[5]).“

In the morning they all rose and worked for the feast. At midday all was ready. Said Laminimama's father to the people: “All right. Launch your canoes.“

They put all the food in the canoes, and went across[6]) to the reef with it, taking Laminimama and her father and mother.

They landed on the reef. „Where did you find the man?“ asked her parents of Laminimama, “for whom you cried?“

She had put a stick as a mark on the rock where she had seen the *nitu.* Said she: “I will find the man; I have put that stick at the place.“ “All right,“ they answered, “you go down to the rock.“

She stood on the rock and called out for the man, saying: “I have come. I want to marry you. Come out on to the rock.“

First of all a man came who was not Ulita.

Her parents asked her: “Is that the man?“ She answered „No.“

Again she called out, and another man came, who was not Ulita. “Is that the man?“ they asked. “No,“ she answered.

Again she called out. Ulita comes out. “There; that is my man whom I want to marry,“ says Laminimama. “All right,“ say her father and mother. “We will take him back home.“

They took the man home; they live in one house; and the other two married and lived in another.

Said[7]) her father to his people: “Let the men go and get coconuts, and the women go and get taro from the gardens.“

They all came back to the village[8]), and her father said: „All right. To-morrow we will make a big feast.“ All slept. At daylight all rose.

Said her father: “'Tis well; you women cook taro.“ They all cooked; the men made *pisu.*

Laminimama, too, cooked taro. Quoth she to Ulita: “You go up a coconut tree, and bring me coconut leaves. I am going to make a basket; presently I shall put taro in it.“

He answered: “No, I don't want to climb a coconut tree.“

"Well, Ulita," she said, "you don't want to climb a coconut tree. Shall I put the taro on the ground? You don't want do climb a coconut tree."

Said Ulita: "All right, you see me; I am going up." He was angry. He took a cord, tied his legs[9]), and went up. He cut coconut leaves. It was a low tree. He got to the top of it, and the tree became a high one, reaching nearly to the sky. Then it came (bent) down, swinging out to the reef; and Ulita landed there. The tree stood up straight again; Ulita stopped on the reef; and the tree became short again.

Said Laminimama: "Where is my man? I have lost him. I am no longer married." She cried for Ulita.

Her mother and father asked: "Why do you cry?"

"Oh! I have lost my man; I am no longer married."

"Well," said they, "it is done now. You can't find that man. He won't marry you any longer; he has done with marriage; he won't come back; he is gone for good."

Somanana (the end).

By Sapi, of Faleta, son of Baoi. Retold by Melo (in pigeon-English) after Sapi had told it. Many details have undoubtedly been left out.

Notes.

1) Perhaps this means shell for making shell-money: or it may be shell-fish for food.

2) *mamaifa*: a chief's daughter; her mother, too, was a chiefess.

3) that is to say, a *nitu*, or non-natural being.

4) *Ulita* = an octopus.

5) The women cook the taro.

6) The women went too.

7) This probably took place some time later.

8) That is, after getting the food as ordered.

9) That is, he linked his legs together, as is done in these parts when climbing a coconut-tree, so as to grasp the trunk with the feet.

That Ulita ("octopus") was unwilling to climb the coconut tree is probably because of his soft tentacles, which could not grasp the trunk.

Eine Indianergeschichte aus Eten in Peru.

Von H. Enrique Brüning.

Había una china, que se habia cumprumetido con un cholo. Un die se encuntró en una callita de fuere del pueble y le hecho pelón. Su hermanito que estabe viende, le dijo cuando acabó: agora lus digue mi mame. — La china calle gedionde, tome tu chancona. — El cholo: no quiere chancona, ago lus digo mi mame. — China: no los digo nada, tome tu chancona. — Cholo: no quiere, yo quiere otro cosa. — China: que cosa quieros. — Cholo: ese que luas dau á ese hombre. — China: toma pués un poque paque callesla boque, no los digues mi mame. — Cholo: buene.

Se tiró á la hermana y despues se puso á llorar; la hermana desesperada le preguntó; que quieros, aber dima purqué lloras; ya no te hay dado lo que querías vos, calle pués. — Cholo: no quiero, ahora lus digo á mi mame, que amí tambien me has heche pelar mi hueve, junte con Ruque-ruque.

Im Dialekte Etens schriftlich mitgeteilt von Benjamín Calderón, Eten. Der Dialekt ist nicht besonders gut wiedergegeben.

Übersetzung: Es war ein Indianermädchen, das sich mit einem Indianer versprochen hatte. Eines Tages traf er sie in einem Hohlwege außerhalb des Dorfes und machte ihr Kahlkopf (übte den Beischlaf mit ihr aus). Ihr Brüderchen, das es mit angesehen, sagte zu ihr, als sie fertig geworden: Jetzt sage ich es meiner Mutter. — Das Mädchen: Schweige, Stinker, nimm deine Chancona. — Der Knabe: Ich will keine Chancona, jetzt sage ich es meiner Mutter. — Das Mädchen: Sag ihr nichts, nimm deine Chancona. — Der Knabe: Ich will nicht, ich will etwas anderes. — Das Mädchen: Was willst du denn? — Der Knabe: Dies, was du diesem Menschen gegeben hast. — Das Mädchen: Nimm denn ein wenig, damit du den Mund hältst, sag es nicht meiner Mutter. — Der Knabe: Gut.

Er fickte seine Schwester und nachher fing er zu weinen an. Die Schwester verzweifelt fragte ihn: Was willst du denn jetzt noch? sag mir warum du weinst? ich habe dir ja gegeben, was du wolltest, schweig nun. — Der Knabe: Ich will nicht, jetzt sage ich es meiner Mutter, daß du mich auch mein Ei (Glied) hast enthäuten machen, mitsamt Ruque-ruque.

Anmerkung: Chancona ist eine Art Rohzucker. Pelar el huevo = das Ei enthäuten, ist ein Ausdruck für die Vorhaut zurückziehen, = ficken. Ruque-ruque ist ein gewöhnlicher Spitzname; jeder Indianer hat irgendeinen Spitznamen.

Erzählungen aus Gallaland.

Von Friedrich J. Bieber.

1. Die Jungfrau mit den Milchtöpfen. Eine Jungfrau ging über Feld. Auf dem Felde waren Rinder. In jeder Hand trug sie einen Topf mit Milch. Da sah sie von ungefähr, wie ein kräftiger, aber noch junger Stier eine Kuh besprang. Die Kuh war auch noch jung und der Stier fuhr mit seinem Zumpt an dem Hinterteil der Kuh herum ohne seinen Weg zu finden. Die Jungfrau blieb stehen und sah zu. Und wie sie so zusah, wie der Stier sich bemühte in die Kuh zu kommen, bald hinauffuhr, bald hinunterfuhr und die Kuh zwischen den Beinen am Bauche stieß, da fuhr die Jungfrau auch mit ihren Händen und den Töpfen, die sie in den Händen, trug hin und her, als ob sie dem Stier die Sache vormachen wollte. Und wie der Stier immer toller wurde, so fuchtelte die Jungfrau mit den Armen und den Töpfen immer verrückter herum. Und als der Stier endlich seinen Zumpt in die Kuh stieß, da stieß die Jungfrau in ihrer Freude, daß es ihm endlich gelungen sei, mit den Töpfen so fest an, daß die Töpfe brachen und sich die Milch über das Kleid der Jungfrau ergoß. (Adis Ababa, 1905.)

2. Die Jungfrau mit den Butterkugeln. Eine andere Jungfrau ging auch über das Feld, wo die Rinder weideten und ein Stier sich gerade über eine Kuh hermachte. In den Händen trug sie Butterkugeln. Die Jungfrau blieb stehen und sah zu, wie der Stier die Kuh hernahm. Und wie sich der Stier mächtig hin und her schob, da begann auch die Jungfrau mit dem Bauch zu wackeln und die Beine zusammenzudrücken und die Arme zu verdrehen und mit den Fingern zu zucken. Und als der Stier fertig machte, da hatte das Mädchen die Butterkugeln in ihren Händen zerdrückt, so daß die Butter zwischen den Fingern herabfloß. (Adis Ababa 1905.)

3. Ein Unglück kommt selten allein. Eine arme Frau hatte eine Kuh. Diese Kuh der armen Frau bestieg eines Tages ein Stier. Die arme Frau wurde voll Freude. Und damit die Kuh auch richtig zu einem tüchtigen und starken Kalbe komme, hielt die Frau die Kuh bei den Hörnern fest. Der Stier aber stieß seinen Zumpt nicht in die Kuh. Er warf mit seinem großen Zumpt in seinem Eifer die Frau um. Die Frau fiel zu Boden und streckte dabei die Beine in die Höhe. Da kam der Mann der armen Frau hinzu und die Bescheerung sehend, ruft er voll Verzweiflung: Meine Kuh ist nicht trächtig geworden! Meine Frau hat das nicht versteckt, was sie nicht zeigen soll! Wie wird das enden? (Erzählt von der Galla Workieh, Dschamdscham 1909.)

Märchen der Zalamo und Hehe in Deutsch-Ostafrika.

Von Dr. Otto Dempwolff, Oberstabarzt a. D. der Kaiserlichen Schutztruppen.

1. Ein Märchen der Zalamo[1]).

mwaka n̄hani walonga umwaka hawakalile watwanzi, wakala wambigalo wabili, wakala oja uki. munh̄u yumwe kakwela utjana kakala mubiki, na muja muna dibiki muna uki, na šoka jake kuvanga uki. dišoka dikongoloka, dimuvikila myage yali hasi. na ija myage kadonh̄a kavasa hasi tjalugata. dišoka dimkongolokela hakinena, ditulika mwazi wa kitwanzi. myage kahumuluka hasi, kamuuza „tjoni kino?" kalonga „šoka dinh̄ulile jomala". kumgona, kawumbuka mwana wa kitwanzi. lwakabili kamgona, kawumbuka kambigalo. leka wanh̄u ukwa bvando, disina wakala wambigalo wabili. siku zizo watwanzi ose leka olawa mulopa, tjanduso tjake tjitjo, leka ose olawa mulopa madako. (Salim bin Ali, 1907.)

Vor langen Zeiten, sagt man, da gab es keine Weiber, es gab nur zwei Männer, die lebten vom Honig. Der eine Mann kletterte oben auf einen Baum, und in diesem Baum innen war Honig, mit seinem Beil, um Honig herauszunehmen. Die Klinge fiel herunter und traf seinen Gefährten, der unten war. Und dieser, sein Gefährte, lag unten im Schlummer auf dem Rücken. Die Klinge fiel und traf ihn am Schamhügel, sie schnitt eine Blutstelle nach Weiberart (= eine weibliche Scham). Sein Gefährte stieg herunter und fragte ihn „was ist das?" Der antwortete „die Axt hat mich so fertig zugeschnitten." Da beschlief er sie, es wurde ein Mädchen geboren. Zum zweiten Male beschlief er sie, es wurde ein Knabe geboren. Wohl, es wurden eine Menge Menschen, ihr Ursprung waren jene beiden Männer. Seit jenen Tagen müssen alle Weiber Blut verlieren, wie es der ersten geschah, ja, alle verlieren Blut am Gesäß.

2. Ein Märchen der Hehe[2]).

avatwa ali mugosi na yumudala. na yula mugosi alina inyi yakwe ya vagosi, na yumudala alina inyi yakwe ya vadala. neke abite umugosi kunyi ya vadala, mugosi yumwi. neke akafika na

---

[1]) Die Zalamo, in amtlicher Schreibung „Wasaramo", sind ein Negerstamm im Hinterland von Bagamoyo.

[2]) Die Hehe, in amtlicher Schreibung „Wahehe", sind ein Negerstamm im Bezirk Iringa, rund 450 km landeinwärts von der Küste.

vadala neke apele uvuki. neke vatigile „winona, manyi nda we umwene kuva munono? wutse!“ neke amugona, atigile „kinono“. abita kulonga kuli umutwa. neke atigile „hwendi“, neke agele mutwa umudala. neke atigile „ukaleke, mbulage“. — „ukafile mwene kwi?“ — „ifinono, we muhafi.“ (Saleh Ferusi, 1907.)

Es waren ein männlicher und ein weiblicher Herrscher. Und jener männliche hatte in seinem Lande nur Männer, und dieser weibliche in seinem Lande nur Weiber. Da ging ein Mann zum Land der Weiber, ein einzelner Mann. Und er kam zu den Weibern und gab ihnen Honig. Und sie sagten, „das ist süß, wer weiß, ob du selbst ebenso süß bist? komm!“ Da beschlief er die eine, sie sagte „es ist süß“. Sie ging hin, um es ihrer Herrscherin zu erzählen. Die sagte „laßt uns sehen“. Und er machte bei der Herrscherin einen Versuch. Da sagte sie „laß nach, du tötest mich“ — „wo bist du denn gestorben?“ — „es ist süß, du bist ein Zauberer.“

Westfälische Erzählungen.

Gesammelt von Friedrich Erich Schnabel.

17. Ein Bauer kommt in die Stadt (Dortmund) und hat Heu verkauft. Nun will er sich einen dafür erlauben und auch mal leben. Er geht über den Westenhellweg und Ostenhellweg und sieht nichts als Damenkonfektiongeschäfte. Zufällig kommt er dann auf die Brückstraße zum Wiener Kaffee und liest: Kakao, Kaffee, Chokolade, Franz. Billard. Er denkt, das mußt du auch mal trinken, geht herein und setzt sich an einen Tisch und bestellt: „Kellner, ein Billard!“ Da denkt der Kellner, der Kerl ist verrückt, da will ich mir mal einen Witz machen. Er nimmt eine Tulpe und pißt draußen herein. Er bringt das Glas dem Bauer, der trinkt und denkt: Scheußliches Zeug, aber die feinen Leute trinkens ja auch. Er trinkt aus und bestellt sich noch eins. Der Kellner kann nun nicht mehr pissen, und geht deshalb zur Köchin, die jetzt das Glas vollpißt. Wie der Bauer nun das zweite Glas probiert, meint er: „Das ist aber süßer, das muß vom frischen Faß sein!“

18. In der Nacht wird ein Arzt herausgeschellt, er möchte doch sofort kommen, jemand wäre schwer erkrankt, der hätte ein Bein aus-

einander. Da sagt der Arzt: „Sie müssen entschuldigen, ich kann nicht abkommen, ich habe hier oben eine Patientin, die hat alle beide Beine auseinander.

19. Ein Bauer hatte in der Stadt Geschäfte, und es wird hohe Zeit, daß er zum Bahnhof zum Zuge geht. Er muß aber mal pissen und stellt sich ans erste beste Haus. Da kommt ein Schutzmann und schreibt seinen Namen auf, und er muß dann zur Strafe einen Taler bezahlen. Das ärgert den Bauer und er fragt den Polizist, wo er denn eigentlich pissen sollte, worauf der ihm rät, dann doch lieber ins erste beste Haus zu gehen. Nach einiger Zeit ist der Bauer in aller Frühe mal wieder in der Stadt und er muß wieder nötig pissen. Da schellt er auf der Münsterstraße an einem Hause an. Das Dienstmädchen denkt, es wäre der Milchbauer, nimmt 18 Pf. und den Milchtopf und eilt zur Haustür. Da sie aber nicht angezogen ist, reicht sie Topf und Geld durch die Türe. Der Bauer sieht den Topf, pißt hinein und gibt den Topf zurück und bekommt die 18 Pf. heraus. Da denkt er bei sich, die Großstadt wird doch immer moderner, jetzt wird einem auch noch seine Pisse bezahlt.

20. Ein Ackerbürger aus Hörde macht mit seinen vier Töchtern, Hedwig, Grete, Jettchen und Michen eine Vergnügungreise. Im ersten Hotel muß nun die Hedwig austreten und kommt aber mit dem Bemerken zurück, das koste 5 Pf., welche der Vater ihr auch gibt. Nachdem die anderen, die Grete, Jettchen und Michen auch immer wieder zurückgekommen sind und jedesmal 5 Pf. verlangt und erhalten haben, legt der Vater, dem die Pisserei denn doch zuviel wird und die Reise schon leid ist, eine Mark auf den Tisch und sagt: „Kinder, wenn die Mark verpißt ist, dann fahren wir wieder nach Hause.“

21. Ein Leutnant verliebt sich in ein zartes, junges Mädchen, der Vater will aber von einer Heirat nichts wissen, da seine Tochter zu schwächlich sei und den ehelichen Pflichten nicht gewachsen wäre. Nach vielem Zureden gibt er aber doch die Einwilligung zur Hochzeit, nimmt jedoch dem Leutnant das Versprechen ab, seine Frau vor Ablauf eines Jahres nicht zu benutzen. Die junge Frau wundert sich nun, daß ihr Mann jeden Abend ausgeht und gar nicht bei ihr schläft. Sie beklagt sich deswegen bei ihrer Kammerzofe und diese gibt ihr den Ratschlag, die Briefschaften ihres Mannes mal nachzusehen, ob er nicht wo anders ein Liebeverhältnis habe. Die junge Frau tut das auch und findet unter andern eine lange Rechnung, wo folgende Notizen drauf sind: Ein Säbel geschliffen 100 Mark, dito 75 Mark, dito 25 Mark, dito 50 Mark usw. Diese Gelder hatte der Leutnant

nämlich immer von seinem Schwiegervater ersetzt bekommen. Mit dieser Rechnung geht die junge Frau nun zu ihrem Mann und fragt, was das zu bedeuten habe. Nach vielem Quälen setzt er ihr den ganzen Sachverhalt auseinander und da erwidert sie: „Ach, Hans, bist du aber dumm, das konntest du bei mir viel billiger haben, in der Pension haben wir es schon für eine Tüte Klümpchen getan.

22. Ein Bauer kommt in die Stadt und will sich im Krankenhause wegen eines Halsleidens untersuchen lassen. Er sieht nun auf dem Flure an den Türen die Schilder: „Innere Krankheiten“, „Chirurgische Abteilung“, „Infektionkrankheiten“ usw. und an der letzten Türe: „Hämorrhoidalleiden“. Da denkt er, hier willst du mal reingehen. Der Assistenzarzt untersucht ihn nun mit dem in Öl getauchten Finger, findet aber nichts. Man ruft den Oberarzt, schließlich den Professor, die ihrerseits auch keine Hämorrhoiden feststellen können. Als man nun dem Bauer das Resultat der Untersuchung mitteilt, sagt er: „Ja, die Herren haben ja alle keine langen Finger, ich habe es ja im Halse!“

23. Als im Sommer 1911 von Dortmund aus verschiedene Vergnügungfahrten nach Paris unter Leitung eines Reisebüros unternommen wurden, fragt einer der Teilnehmer einen Bekannten, warum er denn seine Frau nicht mitgenommen habe. „Dumme Frage“, erhält er da zur Antwort, „wenn Sie nach München fahren, nehmen Sie da Bier mit!“

24. Einige kleine Jungen und ein kleines Mädchen spielen im Garten mit Lehm. Da kommen die Kinder auf den Gedanken, sich die Arschlöcher mit Lehm zuzuschmieren. Als das Mädchen an die Reihe kommt, ruft der kleine Bengel, der das Amt des Zuschmierens übernommen: „Gebt mir noch ein Lehmer, Dorchen hat zwei Ärscher!“

25. Eine Schuhmacherfrau in Hörde bei Dortmund bekommt das sechste Kind. Es geht sehr hart bei der Geburt zu und man muß den Arzt holen, weil es sich um eine Steißgeburt handelte. Nachdem die Entbindung glücklich beendet, die Wöchnerin ruhig daliegt und der Arzt seine Instrumente reinigt, fängt sie diesen plötzlich an zu fragen, trotzdem ihr alles Reden streng verboten war: „Sagen Sie mal, Herr Doktor —“, worauf der Arzt sie sofort unterbricht und ermahnt, sich ganz ruhig und still zu verhalten. Darauf wieder die Wöchnerin: „Ach, Herr Doktor, doch nur eine Frage.“ „Na, was denn?“ „Ach, sagen Sie doch nur, wie lange wir jetzt warten müssen, bis wir es wieder machen können?“ — Dieser Fall ist tatsächlich

vorgekommen und von einer Zeugin, einer älteren, durchaus glaubwürdigen Frau, mitgeteilt. Die Situation ist derartig eigentümlich gewesen, daß der Arzt sowohl wie der Ehemann, die Hebamme und die genannte Zeugin nicht gewußt haben, was sie dazu sagen sollten. Die Wöchnerin war kaum mit Lebensgefahr entbunden und wegen eines schweren Dammrisses vernäht, als sich auch schon die Angst in ihr regte, deswegen den Geschlechtverkehr länger als wie nach den früheren Geburten entbehren zu müssen.

26. Eine Familie hatte ein krankes Mädchen, das einen schlimmen Kopf hatte. Eines Abends hatte man Pfannkuchen gebacken, und es war schon spät, als der Vater von der Arbeit nach Hause kam. Das Mädchen und die Mutter waren schon zu Bett gegangen und hatten die Pfannkuchen für den Vater zum Abendbrot in den Küchenschrank gestellt. Nun hatte sich aber am selben Abend die grindige Kopfhaut des Mädchens gelöst, und die Mutter hatte sie auf einen Teller (!) gelegt und auf den Küchenschrank gestellt, um sie am andern Morgen dem Vater zu zeigen. Als nun der Vater spät nach Hause kommt, hatte er großen Hunger und aß alles auf, was er überhaupt vorfand. Am andern Morgen wollte die Mutter ihm nun die gelöste Kopfhaut zeigen und da stellt sich herans, daß er diese, in der Meinung, es sei auch ein Pfannkuchen, in der Dunkelheit mit verspeist hatte!

27. In einer Gerichtverhandlung sagt ein als Zeuge vernommener Schutzmann zu ungunsten des Angeklagten aus. Da springt erregt der Verteidiger auf und läßt sich in sehr ungünstiger Weise über die Glaubwürdigkeit der Schutzleute aus, daß sie Nachts gewöhnlich betrunken wären usw. Der Vorsitzende versucht den Anwalt zu beruhigen und meint, er urteile doch wohl zu ungünstig über diese Leute. Da stellt der Anwalt den Antrag, den Schutzmann zu vernehmen, wieviel Glas Bier er zum Beispiel in der vergangenen Nacht getrunken habe. Der Zeuge erklärt, er sei zur Beantwortung dieser Frage zwar nicht verpflichtet, aber er wolle es doch tun. Er habe in der letzten Nacht in der Wiesenstraße (vgl. Anthrop. Bd. VII, Seite 12, „M“Straße) Dienst gehabt und der sei bekanntlich sehr anstrengend. Er habe nicht mehr Zeit gehabt, vor der Verhandlung noch nach Hause zu gehen und sich deshalb in einer Wirtschaft aufgehalten und ein Glas Bier getrunken. Nun möchte er aber seinerseits bitten, an den Herrn Verteidiger eine Frage zu stellen. Das wird ihm auch gestattet und er sagt: „Herr Rechtanwalt, ich frage Sie, wieviel Flaschen Sekt haben Sie in der vergangenen Nacht in der Wiesenstraße Nr. 6 getrunken?“ — Tableau.

28. Eine junge Frau liegt in der Badewanne und ihr dreijähriges Töchterchen Ilschen sieht ihr zu. Auf einmal ruft das Kind ganz entsetzt, als die Mutter ganz in das Wasser mit dem Oberkörper untertauchen will: „Oh, Mutti, oh, Mutti, deine Schnuckelchen versaufen!“

29. Ein vierzehnjähriger Junge blättert in Meyers Konversationlexikon und liest in der Beschreibung der Geburt unter anderem, daß die Gebärmutter nach der Geburt wieder kleiner würde. Zur gleichen Zeit bekommt eine Tante von ihm ein kleines Mädchen, das sie nach der üblichen Zeit bei einem Besuche mitbringt. Der Junge besieht sich seine Tante ganz kritisch eine Weile und sagt dann zu der Mutter: „Es ist auch nicht alles wahr, was gedruckt ist.“ „Ja, wie so denn, mein Junge?“ „Sieh mal, Mama, im Lexikon steht, nach der Geburt würde die Gebärmutter kleiner, aber Tante ist doch nicht kleiner geworden.“

30. Bei Hoffmanns ist Logirbesuch. Abends nach dem Essen sitzt die ganze Familie gemütlich beisammen und bei der Unterhaltung kommt man auch auf verschiedene Krankheiten zu sprechen. Die Tochter des Hauses, ein sehr zimperliches junges Mädel von 18 Jahren, findet das gräßlich und hat große Furcht, daß ihr mal auch sowas passieren könnte. Ihr Kousin, der zu Besuch ist und gern Gretchen neckt, macht sich nun den Spaß und schleicht sich noch am selben Abend in ihr Zimmer und schüttet ihr einige Brausepulver in den Nachttopf. Als sich das Mädel nun zu Bett legen will und erst noch mal Pipi macht, verursachen die Pulver ein furchtbares Brausen. Schreckenbleich läßt sie den Nachttopf fallen und eilt, wie sie ist, im Hemd zu ihrer Mutter mit den Klagen: „Ich muß sterben, ich muß sterben!“

31. Hilde, ein junges prüdes Mädel, unterhält sich mit einer Freundin, die bei ihr zu Besuch weilt, über das Heiraten und äußert, das gefalle ihr nicht, denn den ehelichen Verkehr finde sie abscheulich, sie habe nicht umsonst „Das Buch über die Ehe“ gelesen. Das andere Mädel denkt dagegen anders und meint, es müßte doch zu süß sein, in den Armen des Mannes zu liegen und die himmlischen Freuden der Liebe zu genießen. Hilde bleibt jedoch bei ihrer Ansicht und sagt, sie würde nie und nimmer heiraten und niemals solle ein Auge ihren Himmel erblicken. Die Freundin bestreitet das und wettet, daß ihr doch noch mal ein Auge zwischen die Beine schauen würde. Abends, als beide zu Bett gegangen sind und Hilde eingeschlafen ist, steht sie leise wieder auf, nimmt Hildes Nachttopf, den sie ausschüttet und austrocknet und ihren Malkasten und malt mit Zeichentusche ein

großes Auge auf den Boden des Nachttopfes mit der Umschrift: „Dies Auge sieht den Himmel offen!“ Befriedigt, die Wette gewonnen zu haben, begibt sie sich wieder ins Bett, und als am anderen Morgen Hilde aufsteht und ahnunglos zum Nachtopf greift und hineingepißt hat, muß sie mit Schrecken sehen, daß ihr nun doch ein Auge zwischen die Beine schaute.

32. In das Dortmunder Warenhaus Althoff kommt ein kleiner Junge mit einem Topf und will Milch haben. Man schickt ihn in den dritten Stock, wo die Lebenmittel-Abteilung ist. Hier wird ihm aber von den Verkäuferinnen gesagt, daß sie keine Milch verkauften, sie hätten überhaupt keine. Da sagt der kleine Bengel ganz trocken und treuherzig: „Vierhundert Frauleute sind bei Althoff und noch nicht mal ein Liter Milch zu haben, das ist mir doch zu dumm.“

33. In Bickefeld bei Dortmund schlachtet ein Gastwirt ein Schwein und stellt es hinter dem Hause zum Trocknen auf. Das sehen ein paar Gäste und wollen dem Gastwirt nun mal einen Streich spielen. Das Schwein steht auf dem Hofe nicht weit vom Abtritt entfernt und sie stellen es dahinein und stülpen ihm einen Hut auf und hängen ihm einen langen Mantel um. Kurze Zeit darauf kommt der Schlächter wieder zum Wursten, aber das Schwein ist verschwunden. Es wird überall gesucht, schließlich sieht der Wirt, der schon alle Hoffnung aufgegeben hat und glaubt, es sei ihm gestohlen, auch mal in den Abtritt. Aber er macht die Türe gleich wieder mit den Worten zu: „Entschuldigen Sie gütigst, mein Herr!“ Nach einiger Zeit sieht er nochmal in den Abtritt, aber wieder steht ein Herr drin, der sich auspißt, und wieder entschuldigt sich höflichst der Wirt. Zum dritten Male das gleiche. Da macht er denn entschlossen die Türe ganz auf, um sich mal den Herren, der so lange pissen muß, genauer anzusehen und entdeckt nun mit großer Freude sein schon verloren geglaubtes Schwein. (Vgl. Anthrop. Bd. VIII, Seite 311: Erzählungen aus dem Vierlande, Nr. 23.)

(Münsterländer Platt.)

34. Levi Rosendahl gonk mauhl (mal) baden. Ass he (als er) nu ant Water kam, lag he sien Tüg (Zeug) nett an de Siet un gonk dann int köhle Water. Auwer den ganzen Vüerngang (Vorgang) ha sik nen Biättler (Bettler) besiecken (besehen). De dach bie sik, wochte (warte) mauhl, die (dir) will ik sogliek nen nieen (neuen) Anzug anmiäten (anmessen). Levi was ok ganz vergnögt int Water gauen (gegangen) un wosch sik sien Fell aff. Dau dach de Landstrieker,

nu is et Tiet (Zeit) un schleck (schlich) sik ganz sachte ran. En, twe, drie, un dau (da) ha (hat) he (er) Levi sien ganze Tüg und mok (macht) sik daumet utn Stauff. Auwer Levi har (hatte) dat seihn (gesehen) un dach, hault (halt), dau moss du aechterhiär (hinterher), süss (sonst) moss du jo auhne (ohne) dien Tüg nau Hus. He (Er) ut dat Water arut (heraus) un achter (hinter) den Landstrieker hiär. Ass (Als) he (er) den Kähl baul (bald) inhahlt (eingeholt) ha (hat), kamen eum (ihm) en paar auhle (alte) Wiewer inne Wöht (Weg). Hauhlt (Halt), dach he sik, sau (so) wie du büß, kannst du die (dich) nich siain (sehen) lauhten (lassen), stellst di enfagg (einfach) still henn, un dau mein'n de biäden (beiden) auhlen Schrullen, et (es) wöhn (wär) ein-Schoklaudenautmat. Ass nu de biäden Wiewer herankiämen, seeg (sagt) de eene tu (zu) de annern: „Kiek (Guck) dauch (doch) mauhl (mal), Drück (Gertrud), wat es dat veurn (für ein) Dingen, ik glöw (glaube), dat es nen Autmat, wie (wir) willt (wollen) mauhl tein (zehn) Penning (Pfennige) arin (hinein) schmieten“ (schmeißen). Wie geseggt (gesagt), wuaurt (wurde es) gedauhn (getan). De een schmet den vüeurmeintlichen Autmat tein Penning en dat Muhl un de annere trock (zog) eum (ihm) unnen an den Stiärt (Schwanz). Auwer ass niks arut (heraus) kam, mieniten se, dat Dingen wieur (wär) kapot un gongen wieiter. Dau gaff (gab) sik Levi wieder ant Lohpen (Laufen) un dach, dat moss (mußt) du arut (heraus) hahlen (hohlen), süss krigst du dien Tüg nich wieher (wieder). Auwer he kamm nich wiet. Et kamen grah (grad) son paar schiäne (schöne) jonge Dähns (Dirnen [Mädchen]) dau an un dau stell he sik wieher sau henn, ass fieurhiähr (vorhin), ganz stramm. Ass nu de biäden Dähns vüeurbie kam'n und Levi kiekten, seggte de eene tu de annere: Wat vüeurn schiänen Autmat, de saig (sieht) grah sau (so) ut (aus), wie nen labenigen Miänsch. Levi wuaurt et ganz hieit (heiß), ass he de jongen Wichter (Mädchen) saug, un he fonk (fing) eum an te (zu) wippen (stehen). Ass nu de eene eum tein Penning in dat Muhl stak un de annere eum unnen an dat Dingen trock (zog), dau wasst (war es) gedauhn (getan), dan gong eum eenen aff un dat Wicht kriägt ahl (alles) in de Haud (Hand). Dauch dühse mieinte ganz unbefangen tu te annern: „Kiek mauhl, ik woll Schoklaude häunin (haben) un hew de ganze Hand vull Kräm (Crême). Ass Levi dat auwer haurt (hört), dreih (dreht) he sik raschk üm un segg: „Bitte, mein verehrtes Fräulein, Schokolade giebt es hinten, bedienen Sie sich nur!“

Erzählungen aus Thüringen.

Von Friedrich Erich Schnabel.

1. Das Präsent. An änem schenen Sommertage en d'n 1850er Johren geng d'r Schtadtrot Stichling en Ärfort (Erfurt) dorchs Schlawiesenthol (Luisental) on soh änen Mann doschtiehn, där sech de Hosen onkneppte, on henger dä Mann stond ä rochend'r Haufen. Wie d'r Schtadtrot dassn soh, blaibt'r schtieh on sa'te värn: „Mei Liewer, dassn well dr' Magischtrat awer nech ha!" „Eche wells au nech, sa'te drufn d'r Mann, nähms Sies'n doch, Härr Schtadtrat!"

2. Eine Kriegerinnerung. Em Feldzog 1870 log onner annern Troppendeelen au äne Battrie en Montmorency. Äne Apdeelung log en änem grußen Schlosse. En däm Schlosse wor se none en Waterklosett, daßn wor awer dorch d'n vielseetgen Gebroch nech mie zo benotze. Dä Lazrettgehelfe hotte d'r Mannschoft none gesat, se sullten emmer färn orntlechen Stuhlgong sorche, on do gengen se en d'n Park on enledchten sech do d'r iewerflißchen Beschtanddeele däs mänschlechen Kärpers. Däßnwägn ärgeng se jed'n Morchen om neine das Kummando: „S"—hackenkompanie vorwärts marsch!" On do rickte wie em Gänsemarsche noch d'n Park naus, zogen blanke on driehten ons're „S"hacken. Wär do d'n schiensten gedrieht hotte, där hotte se dä ärschte Nomm'r. Awer wor se daßn ne Ärleichtrong.

3. Die beiden Pferdegeschirre. Es wor ne mol ne faine Dame, dä hotte Fähre on Kotsche. Enes schenen Tags lies se none d'n Fähren neie Gescherre mache on dodermät kotschierte se am Tage on met'n ahlen Gescherren nor noch Am'ns. Ämol sa't se fär ähren Kotscher, är sulle de Fähre anschpanne. Als ä no dobie es, do fängts an zo rächnen (regnen), on als daßn dä gnäd'ge Frau märkt, kömmt se ans Fänster on ruft runger: „Es regnet, Johann, schnell das Nachtgeschirre!"

4. Ein Mißverständnis. Drei Freunde, ein Beamter, ein Lehrer und ein junger Geistlicher, kommen auf einer Ferienreise nach Hamburg. Nachdem sie alle Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen, beschließen sie auch ein Bordell in Sankt Pauli zu besuchen — natürlich nur der Wissenschaft halber. Der junge Pfarrer sträubt sich zuerst mitzugehen, da sich solches mit seiner Würde nicht vertrage, gibt aber schließlich doch dem Drängen der beiden Anderen nach. In dem Hause angekommen, werden sie im Salon von drei Mädels empfangen, mit denen sie zunächst scherzen und schäkern und dann mit ihnen auf die Zimmer gehen. Der Mann

Gottes kann sich nun gar nicht entschließen, mit dem Mädel was zu machen, trotzdem ihn dieses dazu aufzumuntern versucht. Seine Bedenken beschwichtigt sie endlich dadurch, daß sie ihm einen Überzieher (Präservativ) gibt, den er sich über das Glied zu ziehen versucht. Das Mädel sieht ihm zu und fragt: „Na paßt er?“ „Ach nein, nur Hilfprediger!“ antwortet er drauf in ganz bescheidenem Tone. (In Thüringen sagt man nicht Pastór sondern Páster.) —

5. Eine Brautnacht. Ein Kaufmann, der in Farben und Pinseln reist, kommt eines Abends sehr müde ins Hotel und begibt sich gleich auf sein Zimmer, um sich mal richtig ausschlafen zu können. Dieses will ihm aber nicht gelingen, denn nebenan auf Zimmer Nr. 10 logiert ein frischgebackenes Ehepaar, das seine Hochzeitreise angetreten hat und hier die Brautnacht verbringen will. Natürlich geht das nicht so ruhig ab, und jedesmal, wenn der Kaufmann einschlafen will, wird er durch das Gejuche und Gestöhne, sowie durch das Krachen der Bettstelle wieder aufgeweckt. Besonders die junge Frau kann von den Ehefreuden gar nicht genug bekommen und ruft ganz glückselig nach dem dritten Male aus: „Ach, Männchen, ich könnte ihn Dir ja vergolden!“ Das wird dem Kaufmann aber denn doch zu bunt, er steht auf, geht hinaus und klopft bei den jungen Leuten an der Türe an. Ganz verstört frägt der Ehemann, wer denn draußen sei. „Der Vergolder“, gibt der Kaufmann zur Antwort und verlegenes Schweigen herrscht drauf im Zimmer. Der Kaufmann will aber seinem Ärger noch weiter Luft machen, holt sich seine Muster und überstreicht auf der Türe die 1 und macht so aus dem Zimmer Nr. 10 Nr. 0. Befriedigt, sich gerächt zu haben, begibt er sich wieder ins Bett. Am andern Morgen wird er durch das fortwährende Laufen auf dem Flur wach. Einer nach dem anderen von den Hotelgästen will sich erleichtern und jedesmal ist Nr. 0 besetzt. Einer, der es besonders nötig hat, klopft nun wiederholt und schließlich fragt der junge Ehemann, dem die Lauferei und Klopferei an seiner Türe schon ganz aufgeregt hat, was man denn eigentlich von ihm wolle. „Sie, lassen se mich doch auch mal drauf, aber ein bißchen schnell! — — —“ erhält er zur Antwort.

6. Eine andere Brautnacht. Von einer anderen Brautnacht erzählte mir ein älterer und durchaus glaubwürdiger Herr, deren unfreiwilliger Zeuge er auf einer Vergnügungreise in einem kleinen Gasthof im Thüringer Walde wurde. Das neuvermählte Paar hatte das Zimmer neben dem seinigen inne und beide Zimmer waren durch eine Türe verbunden. Vom Gastwirt war es nun übersehen worden, das

Schlüsselloch zu verstopfen, und so konnte er hindurch das andere Zimmer ganz übersehen. Die beiden hatten sich die Lampe angezündet, zogen sich unter lautem Lachen und Kichern ganz nackend aus und vollzogen so zu wiederholten Malen den Beischlaf. Das strengte den Ehemann denn doch ziemlich an und sein Glied wollte nicht mehr so recht steif werden. Die junge Frau hatte aber noch nicht genug und kniete sich vor ihm hin und fing an ihm daran zu lutschen. Hierdurch geriet er wieder in Erregung und rief schließlich: „Laß doch, laß doch, es kommt ja!“ Sie ließ sich aber dadurch nicht stören und erwiderte weiter lutschend: „Das schadet ja nichts“ usw. Am anderen Morgen erkundigte sich der Herr, dessen Interesse durch die nächtlichen Beobachtungen rege geworden war, bei dem Gastwirt nach dem Paare und erfuhr, daß es der Herr Pastor X. aus W. sei, der gestern Hochzeit gehabt habe.

7. Der Halley'sche Komet. An einem Juniabend im Jahre 1910 standen zwei Herren in Erfurt am Bismarckturm und beobachteten den Kometen. Da meinte der eine, von dem vielbesprochenen Schweife des Sternes könne er aber beim besten Willen nichts entdecken. „Was Wunder“, erwiderte drauf der andere, vorige Woche ist er doch durch die Venus gegangen und da hat er sich den Schwanz verbrannt!“

8. Eine Heldentat. Eine junge Dame unternimmt eine längere Seereise und führt über alle ihre Erlebnisse ein Tagebuch. Als sich das Schiff auf hoher See befindet, nähert sich der Kapitän und macht ihr wiederholt ein unsittliches Anerbieten. Schließlich droht er ihr, das Schiff mit Mann und Maus untergehen zu lassen, falls sie ihm nicht zu Willen sei. Die Seefahrt verläuft indessen ganz gefahrlos und das Tagebuch weist während der kritischen Zeit folgende Eintragungen auf:

10.—12. Mai: Standhaft geblieben.

13. Mai: Soll mich ergeben, oder Schiff geht unter.

14. Mai: 375 Menschenleben gerettet.

9. Der ehrbare Dicke. In Weimar führt die Vorsteherin eines Pensionats für höhere Töchter ihre Schutzbefohlenen spazieren. Im Schloßpark begegnet ihnen ein sehr beleibter Herr, der infolge seiner Körperfülle einen ganz drolligen Eindruck macht. Die Backfische können bei diesem Anblick ein Lächeln nicht unterdrücken. Der Herr merkt dies und kommt wütend mit den Worten auf sie zu: „Lachen Sie nur, meine Damen, ich bin in Ehren dick geworden, möge Ihnen dasselbe beschieden sein!“

Erzählungen aus Köln.

Von Friedrich Erich Schnabel.

1. Auf der Rheinpromenade lehnt ein Ringkadett (Hafenarbeiter) am Geländer und läßt einen kräftigen ziehen, als gerade ein Assessor mit seiner Braut vorbeigeht. Dieser stellt den Mann entrüstet zur Rede. Der jedoch wendet sich ganz gelassen mit den Worten an die Dame: „Saht ens, Fräulein, eß dat ühre Liebhaber. Wellt ühr da hirote?“ Die junge Dame bejaht dieses und erhält zur Antwort: „Dat tät ich äver nit, dä kömmert sich jo öm jede Scheißdreck!“

2. Hannes ging am Rhein spazieren. Ganz in Gedanken versunken, trollt er seines Weges und denkt darüber nach, wie er einen Obsthandel anfangen will. Da begegnet ihm sein Freund Peter, der ihn nach dem Grunde seines tiefen Nachsinnens fragt. Hannes erwidert: „Ich bin am drüwer Nohdenken, wie ich esu rich wäde kann, wie ming Schwester.“ „Wiesu denn“, meint Peter. „Jo, hürens, ich well en Krömche änfange, ne Korf Äppel hann ich schon.“ „Äwer, Käl, wat wellst de denn met enem Korf Äppel dun?“ „Dat es schon vill, ming Schwester, die en Berlin wuhnt, es steinrich gewode un hätt nur met ener Prum (Pflaume) ängefange!“

3. Auf einem Tanzvergnügen an der „Goldenen Eck“ umfaßt beim Tanzen ein Herr ein junges Mädchen und greift ihr dabei an die Brust. Dieses hierüber empört, macht sich mit den Worten los: „Erlauben Sie mal, wie kommen Sie mir den eigentlich vor, sowas verbitt ich mir, was fällt Ihnen denn überhaupt ein.“ Der Herr wendet ein, es sei ja nichts schlimmes, sie kennten sich doch schon und da dürfe sie es sich schon von ihm gefallen lassen. „Was von Ihnen gefallen lassen“, erwidert das Mädchen, „von Ihnen — sowas laß ich mir überhaupt nicht gefallen, selbst vom Kaiser nicht!“ Darauf muß sie aber als Antwort hören: „Sehr recht, mein Fräulein, ganz meine Ansicht, denn wo nichts ist, da hat ja selbst der Kaiser das Recht verloren.“

4. Ein Leutnant, der wegen seiner Wetten, die er immer gewinnt, bekannt ist, wird nach Köln versetzt. Zufällig ist sein bisheriger Kompagniechef mit dem Hauptmann, dessen Kompagnie er zugeteilt wird, befreundet und warnt dieser daher seinen Freund brieflich vor der Wettlust des Leutnants. Gelegentlich eines Zusammenseins der Offiziere im Kasino fragt der Leutnant seinen Hauptmann schon in den ersten Tagen im Laufe der Unterhaltung, ob er nicht Hämorrhoiden habe. Der Hauptmann verneint dieses, doch der Leutnant behauptet,

er müsse sicher welche haben und wettet mit ihm um 100 Mk. Der Hauptmann nimmt die Wette an, man läßt einen Stabarzt holen, der in Gegenwart des Leutnants den Hauptmann untersucht. Dabei stellt sich heraus, daß Hämorrhoiden nicht vorhanden sind. Der Leutnant verliert also die Wette und zahlt die 100 Mark sofort aus. Der Hauptmann, hierüber sehr erfreut, teilt dieses seinem Freunde mit und schreibt, so schlimm sei der Leutnant denn doch nicht, wie er ihn geschildert habe. Am nächsten Tage jedoch erhält er von seinem Freunde die Nachricht, daß der Leutnant mit ihm um 500 Mark gewettet habe, daß er schon in den ersten acht Tagen das Arschloch seines neuen Hauptmannes zu sehen bekommen würde. Er habe nun das Geld verloren und der Leutnant bei dieser Wetterei genau 400 Mark mal wieder gewonnen.

5. Ein Bauer aus der Gegend von Köln fährt mit der Eisenbahn per 4. Dampf nach Dortmund. Durch das Fahren wird er schläfrig und schläft auch zu guterletzt fest ein. Nach einiger Zeit steigt noch ein Bauer ein und setzt sich seinem Kollegen aus Köln gegenüber, wo er sich, da im Eisenbahnwagen die letzten Tagereignisse ausgetauscht werden, ganz ruhig verhält, nur daß er sein Gegenüber mal ab und zu ansieht. Plötzlich wird der Zug stark gebremst und durch den Ruck wird der schlafende Bauermann aus seinen Träumen aufgeschreckt. Er sieht eine Weile seine Umgebung an, reibt sich die Augen und fragt: „Wo sinn mer dann he?" Wir sind gleich in Dortmund, wird ihm geantwortet. „Verdammt", sagt der Bauer, „mi es dae Fott enjeschloofe vum lange Schloofe." Diese Behauptung wird jedoch von den Mitreisenden in Abrede gestellt, ein Arm oder Bein könne einem einschlafen, aber nicht der Hintere. Da ruft aber der andere Bauer, der bisher zu allem geschwiegen hat, dazwischen: „Jo, ae hät janz räch, sing Fott es enjeschloofe, ich hann se aewens schnarche jehürt."

Erzählungen aus dem Bergischen.

Von Dr. Felder.

1. Tummelkopp. Zwei einfältige Mädchen vom Lande, Stine und Karoline, waren seit kurzem in der Großstadt. Eines Tages gingen sie zur Beichte. Vor ihnen saß ein etwa zehnjähriger Junge

im Beichtstuhl und die Beiden standen schüchtern abseits, bis sie an die Reihe kommen würden. Der Geistliche war fremd und war nicht bekannt mit der Sprache und dem Ortgebrauch. Als er den jungen Sünder nach seinen Vergehungen fragte, gestand dieser, sehr gern „Tummelkopp“ zu schlagen. Das kannte der Pfarrer nicht, und da er sich nach dem Augenschein ein Urteil bilden wollte, reichte er dem Jungen 10 Pfg. und dieser machte in der Kirche einen regelrechten „Tummelkopp“. Als das die beiden Mädchen sahen, stieß Stine die Karoline an und sagte: „Wir wollen uns schnell aus dem Staube machen, denn ich habe keine Unterhosen an.“ Sie glaubte nämlich, der Junge habe den Purzelbaum als Strafe und Buße auferlegt bekommen, und ihnen möchte eine ähnliche Buße auferlegt werden.

2. Von einem, der sich zu helfen wußte. Ein armer Teufel machte am heiligen Abend Kassensturz. Da ergab sich das betrübende Resultat, daß nur 50 Pfennig sein Hab und Gut bildeten. Was sollte er damit anfangen, um Weib und Kindern eine Weihnachtfreude zu bereiten. Er überlegte lange hin und her und sprach endlich zu sich selbst: „Ich gehe am besten ins Wirthaus und trinke für das Geld einige Glas Bier. Dann gehe ich nach Haus und lasse mein Wasser vor meinem Häuschen. Das friert in der Nacht, so daß meine Kinder am Weihnachtmorgen eine schöne Eisbahn haben, auf der sie sich viel Vergnügen machen können.“

Den Worten ließ der Biedermann die Tat auf dem Fuße folgen.

3. Hilfe in der Not. Schwer berauscht wankte ein Schmied dem Häuschen zu, in dem seine bessere Hälfte längst des Gatten harrte. Ehe er eintrat, stellte er sich an die Ecke des Hauses, um ein dringendes Bedürfnis zu befriedigen. Nun regnete es aber und die Rinne machte ihm scharfe Konkurrenz. Als das Wasser floß und unerschöpflich zu sein schien, rief er in seiner Herzenangst seine Frau um Hilfe an, vorgebend, er könne mit seinem Wasserabschlagen nimmer fertig werden. Die Frau erkannte sofort die Sachlage und rief: „Domm Oß, gang von der Rinne weg!“ Der Mann befolgte den weisen Rat und fühlte sich sofort von seinem Übel befreit.

4. Eine schwere Entscheidung. Der Esel-Daniel, eine ehemals in Remscheid stadtbekannte Persönlichkeit, führte einst seinen Esel lose am Zügel und kam auf dem Kirchenlande an dem Stande eines Händlers mit irdenem Geschirr vorüber; der Händler hatte seine Eselin zur Seite der vielen ausgestellten „Döpprer“ angebunden. In dem Drange, das Geschlecht „derer vom Möhlendicke“ nicht aus-

sterben zu lassen, sieht man im nächsten Augenblick sechs Eselbeine mitten durch die Töpfe laufen. Dem erbosten Händler zahlte Daniel aber nach Recht und Pflicht nur ein Drittel des Schadens.

Erzählungen aus den Vierlanden, Schaumburg-Lippe, Westfalen und Hamburg.

Gesammelt von Hans Förster.

1. De Tangstedter Buuer un de Wett. Een Törfbuuer uut Tangstedt in Holsteen harr mol in Hamborg n' Kuun' besöcht un em Törf henbrocht. De Mann harr n' Katt in de Stuuv rümloopen, un de much de Buuer liiden.

„Wat is dat för 'n scheune Katt," sä de Buuer.

„Jä, dat is ook n' wunnerboare Katt," sä de Stadtmann.

„Woso?" meen de Buuer.

„Ja," anter de Anner, „wenn de Katt so kann, as se will, denn fritt se leever Muster as dat se Melk suupen deiht."

„Jh," meen de Buuer, „dat kann nich good angahn, ick wett miin ganse Koar vull Törf, dat dat nich so is. Slaa in!

De Anner sleug to un de Saak worr probeert. N' grood Schöttel Melk worr henstellt. De Katt woll all to suupen anfangen, doa kreeg ehr de Stadtmann faat un smeer ehr den Oors met Muster in. Doa hett se sick den Oors afflickt as nix Goods, wiil dat ehr dat so füüern deh un de Melk staan laaten.

Nu hatt de Buuer de Wett verlaarn. Abers hei weer nich fuul. „Wat gellt de Wett," sä he, „dat miin Hund, de bunten vör döör an de Koar steiht, dat Gegendeel maakt? Ick giff em ook Muster vöör 'n Oors un holl em n' Wusst vör de Nääs!"

De Stadtmann bä noch twintig Dahler mehr, as de Törf kösten schull un de Geschicht gäng los. De Buuer haal den Hund rin, smeer em den Oors met Muster in un geev em de Wusst.

Doa freet de Hund de Wusst op un lick sick den Oors nich, he meuk de Achterbeen uuten een un rüüsch sick met de Vörderbeen den Footbobn langs, dat de Muster van'n Oors aftschüüren deeh.

Doa harr de Buuer de Wett wunnen.

Ein Torfbauer aus Tangstedt in Holstein hatte einmal in Hamburg einen Kunden besucht und ihm Torf hingebracht. Der Mann hatte eine Katze in der Stube umherlaufen, welche der Bauer leiden mochte.

„Was für eine schöne Katze," sagte der Bauer.

„Ja, das ist auch eine sonderbare Katze," sagte der Städter.

„Wie so?" fragte der Bauer.

„Ja," antwortete der Andere, „wenn die Katze so kann, wie sie will, frißt sie lieber Mustard (Senf), als sie Milch trinkt."

„Ih," meinte der Bauer, „das kann doch nicht gut angehn, ich wette meine ganze Karre voll Torf, daß dem nicht so ist. Schlag' ein!"

Der Andere schlug ein und die Sache wurde probiert. Eine große Schüssel Milch wurde hingestellt. Schon wollte die Katze zu saufen anfangen, als sie der Stadtmann zu fassen kriegte und ihr den Hintern mit Senf beschmierte. Da hat sie sich den Hintern in einem fort geleckt, weil es ihr so juckte, und die Milch stehen lassen.

Nun hatte der Bauer die Wette verloren, aber er war nicht faul. „Was gilt die Wette," sagte er, „daß mein Hund, der draußen an der Karre steht, das Gegenteil macht? Ich gebe ihm auch Senf vor den Arsch und halte ihm eine Wurst unter die Nase!"

Der Stadtmann bot zwanzig Taler mehr, als der Torf kosten sollte und die Geschichte ging los. Der Bauer holte den Hund herein, schmierte ihm den Hintern mit Mostard ein und gab ihm die Wurst.

Da fraß der Hund die Wurst auf und leckte sich den Hintern nicht, er spreizte die Hinterbeine auseinander und rutschte sich mit den Vorderbeinen den Fußboden entlang, damit der Senf vom Arsch abscheuerte.

Da hatte der Bauer die Wette gewonnen.

2. Der Arzt x—x in Hamburg war als Unikum wie als Kapazität in Sexualleiden bekannt. So fragte er einen Patienten: „Wat büss't denn, miin Jung?" „Slosser," antwortete der. „Wat?" fragte Dr. x—x, „un denn weetst nich mol mit diin' Slöötel umtogohn?" (weißt du nicht einmal mit deinem Schlüssel umzugehen?)

3. Ein Hamburger Ehepaar nimmt in Cuxhafen ein Familienbad. Der kleine Sohn sagt, als Mutter im Evakostüm badend, sich einmal im flachen Wasser bückt: „Sieh mal, Vater, nu is es hinten!"

4. Ein Bordellbesucher soll eine „Dame" gefragt haben: Hast du deine Haare durch einmaliges oder mehrmaliges Vögeln? — Gegenfrage: Hast du deine durch ein- oder mehrmaliges Bürsten?

5. „Du kannst aber süß vögeln," sagte eine Prostituierte zu ihrem Besucher. „Ja," meinte der, „ich habe auch 8 Proz. Zucker!"

6. Da war einmal ein Mann, der hatte einen Zumpt von ganz abnormer Größe sowie einen Freund, der war Arzt. Dem vermachte

er testamentarisch den ersteren, und der Arzt nahm denn auch zur passenden Stunde, nach dem Ableben seines Freundes, das Geschenk in Empfang. Nun begab es sich aber, daß die Frau Doktor besagten Zumpt im Spiritus erblickte. „Aber lieber Mann," sagte sie, „ist dein Freund M. tot? Davon habe ich ja gar nichts gewußt!"

7. Der Herr Forstrat fragte seinen Jäger, woher er immer so treffsichere Schüsse erziele. „Ja," sagte der, „vor der Jagd spiele ich erst immer an der Voz einer Frau herum!" Wie nun ein nächstes Mal der Herr Forstrat die Methode bei seiner Frau probieren will, sagt sie (indem sie im Dunkeln nicht hinsieht): „Na, lieber Forstassessor, diesmal gehts wohl nicht recht[1])!"

8. Eine Dame wollte in einem Laden einen Hasen kaufen, wobei sie sich darüber mokierte, daß das Tier zwischen den Beinen röche. Der Wildhändler, ein Vierländer, entgegnete kurz: „Du Aap, bi di stinkt dat noch veel duller!"

9. In Hamburg fragte ein Fremder (aus Sachsen), was denn die Lotsen eigentlich zu tun hätten. „Die bringen die Schiffe hinaus," hieß es. „Das tun bei uns die Zimmermädchen."

10. „Raus," rief ein Pater, als er seinen Knecht beim Vögeln seiner Haushälterin belauschte. „Ober warüm denn, lautem man drin, dat is so shöön!" (laß ihn nur drin, es ist ja so schön!) sagte sie. (Westfälisch.)

11. Eine Landmagd klagt dem Arzte, sie sei wohl „nierenkrank". „Jowoll," meint der, „aber ich weiß nicht recht, ob pio- oder kanonierenkrank!"

12. In Italien macht ein Westfälinger einen Koitus. „Tritto, Tritto!" (Rascher) ruft die feurige Südländerin. „Jowull, triet (scheiß) man," sagt der Niederdeutsche, ,,vör't miegen (pissen) warr ick mi wull vahren!"

13. Zwei alte Seebären waren Freunde. Einer hat sich eine junge Frau angeschafft. Diese klagt dem Freunde ihres Gatten dessen lästige Gewohnheit des Priemens und der andere verspricht auch, dem abzuhelfen. Er lädt seinen Freund zu einer mehrtägigen Herrentour ein. Beide schlafen mehrere Nächte in einem Zimmer. Der Nothelfer nimmt diese Gelegenheit wahr: Heimlich nimmt er vor dem Zubett-

---

[1]) Man vgl. dazu die Anschauung von der Bedeutung des Griffs ans Penunchen Anthropophyteia IV, 158 und Dulaure, die Zeugung usw. S. 194. Falls die Schnurre nicht zum Wandergut gehört, so ist sie die zweite Bestätigung des Fortlebens eines uralten Glaubens unter Deutschen, dessen volle Ursprünglichkeit ich bei den Südslaven nachgewiesen. — Krauss.

gehen das Priemchen (Prüüntje) seines Freundes und steckt es sich einige Zeit in den After. Nachdem er dann den Tabak wieder auf den Nachttisch gelegt, will ihn der andere benutzen. Jedesmal stößt er sich am schrecklichen Odium und tatsächlich wird ihm dadurch das Priemen verekelt. Die junge Frau ist fortan glücklich und zufrieden, indessen muß sich der gute Freund jetzt immer einen Priem in den Arsch stecken, so hat er sich daran gewöhnt.

14. „Ich denke," sagte ein Pastor in Hannover zu einer Arbeiterfrau, „Sie sind von Ihrem Manne getrennt, und doch leben Sie wieder mit ihm?" „Ja, wir sind von Tisch und Bett geschieden," sagte die Frau, „hei fritt von dei Kommode un vögelt mi up dat Sofa."

15. „Du raubst mir die Unschuld," sagte ein Landmädchen beim Koitus ihrem Galan, wobei sie „Einen gehen ließ". „Sei froh, daß du sie los bist, denn sie stinkt," sagte der Liebhaber.

16. In einer Schule fragte der Lehrer ein Kind, ob es ihm eine besonders wohlriechende Blume nennen könnte. „Die Levkoje," antwortete es. „Wieso?" fragte der Lehrer. „Jo," meinte das Kind, „Vadder hett segget to Mudder, wenn ick diin Levkoje anfaat hebbe, rüüket miine Hanne noch acht Dage!" (Levkoje ist einer der Namen für Voz in Schaumb.-L.)

17. Ein Betrunkener stand auf der Straße und übergab sich. „Dat's recht von di," meinte ein Arbeiter, „schonst di'n Mors." (Hintern.) (Aus Hamburg.)

18. Ein Schiffer schaute von einer Brücke ins Fleet (Kanal), wo ein Kollege von ihm mit einer Schute (flaches Lastfahrzeug) hantierte. „Wo wullt hen, Hein?" fragte er von oben. „Naan' Boomwall (einer Hafenanlage) un Rhabarber innehmen!" tönte es herauf. „Schitt's't di ja tot!" (Scheißt dich ja tot) meinte der Frager warnend. (Aus Hamburg.)

19. Das letzte Wort. Einmal kam der Pastor in ein Trauerhaus, da war der Mann gestorben. Er fragte die Frau, was er denn noch zuguterletzt gesagt habe. „Ach, er hat einen Schluck haben wollen," meinte die Frau. „Und da?" „Ja und da mußte ich über sein Bett wegsteigen, denn der Schrank stand ganz hinten." „Und dann?" „Und da hat mein Mann noch einmal unter meinen Rock (Schört) geschaut und meine Beine und den Bauch besehen und hat gesagt: „Ach, Anken, was hast du noch für schöne Beine und — Pflaume!" . . . .

Eine istrische Erzählung.

Ein deutsches Dienstmädchen in Görz ging in ein kleines italienisches Geschäft, um Stockfisch zu kaufen. Unterwegs vergaß sie aber den italienischen Namen bacalà (= Stockfisch). Sie sagte zum Kaufmanne, sie wünsche einen gewissen Fisch, gab Zeichen und machte Gesten, doch der Handelmann verstand sie nicht.

Da wußte sich das Mädchen nicht mehr anders zu helfen als auf die Weise: Sie steckte den Daumen in die vulva und hielt ihn hierauf dem Krämer unter die Nase. Jetzt erriet dieser, was sie wollte, und sprach: „A, Sie wünschen gedörrten Stockfisch — sofort, bitte!“

J. K.

Eine Schweizer Erzählung.

Von Dryander Ypsilon.

In einer eselreichen Gegend der Schweiz zog einst eine Bäuerin mit dem Grautier zur Stadt, um Eier zu verkaufen. Wie üblich, lag die zu verkaufende Ware in einem Doppelsack über des Esels Rücken. Bei dem ersten Stadtauberge band die Bäuerin ihr Eselchen, ein treues Tierchen, fest, um dem Gevatter Wirt eine Portion Eier zu verkaufen und das morgendliche Stärkungschnäpschen zu genießen. Nicht lange dauert es und es kam der lustige Pierre mit seinem Esel des Weges. Pierre war Güllerverkäufer (= Hahnverkäufer), die er in einem Korb über seines Esels Rücken befestigt hatte. Auch Pierre kam ins Wirthaus, um sich für den Markttag zu kräftigen. Kaum saß der Wirt bei seinen frühen Gästen, da hörte man die Hähne schärflich krähen. Man lief ans Fenster und zur Tür. O weh! Da war auch, ihr denkt es kaum, der Esel Pierres auf das Grautier der Bäuerin gestiegen. Zu wissen, Pierres Esel war ein Hengst, die Eiertragende eine Eselin. Den Hähnen auf dem Eselhengst im Korb (so erzählte der Gewährmann!) wurde bei dem Schaffwerk und Schlagstoßen des Hengstes ganz angst. Die Bäuerin schrie, denn alle Eier waren ihr zerschlagen und tropften durch den Sack. „Pierre, ihr müßt den Schaden bezahlen,“ sagte sie. Aber Pierre wollte nicht, denn warum? „Ja, du hast deinen Eselhengst zu nahe gebunden!“ — „Das ist gesetzlich nicht verboten! Du hättest deine Eselin weiter wegbinden müssen.“ — Man stritt und holte schließlich den Polizei-

gardisten. Vor ihm schimpften beide und man verstand kein Wort. „Ruhig," kommandierte der Gardist, „und erzählt, wie es war! Mutter Bäuerin fanget an!" — „Herr von der police! Stellen euch vor! Ick bin Hengst un ihr sein Eselmarre (Mähre). Ick aufn euch upfe (hupfe) un mack euch allen Eier kaput! Seid ihr damit einverstand?" — „Nein," lachte der Gardist unter dem Beifallgelächter der Umstehenden und das Urteil ging darauf hin, daß Pierre billigerweise die Frau entschädigen mußte. Das tat er und gab ihr fünf lebende Hühner.

Erzählungen aus Preußisch-Schlesien.

Gesammelt von Dr. Paul Englisch.

1. Moses und Aaron erzählten sich von ihren Erlebnissen. „Spaß," sagt Moses, „war ich gestern bei Schicksel, hat's 'ne Stunde lang geloofen."

„Wie haißt?" meint Aaron, „wor ich vor acht Tagen bei 'nem Schicksel und looft es mir heute noch."

2. Bruder und Schwester sollten in Gesellschaft gehen. Der Bruder ist fertig, aber die Schwester läßt auf sich warten. Um zu sehen, was sie treibt, guckt er durchs Schlüsselloch. Da muß er bemerken, wie sie mit einer Kerze sich ihre Begierden stillt. „Na warte," denkt er. Als die Schwester endlich das Zimmer verläßt, schleicht er hinein und nimmt die Kerze an sich. Als die beiden Geschwister im Hause des Gastgebers angelangt sind, stellt er vor: „Hier, meine Schwester und hier (auf das Licht zeigend) mein Schwager."

3. Ein Herr geht abends spät nach Hause und sieht ein junges Mädchen allein spazieren gehn. „Nun, Fräulein Fischer," redet er sie an, „wollen wir zusammen fischen gehn?" — „Aber mein Herr," erwidert sie empört, „was erlauben Sie sich? Übrigens heiße ich nicht Fischer, sondern Nagel." — „Nun, um so besser," sagt lachend der Schwerenöter.

4. Ein Herr reist mit einer jungen Dame allein im Coupé. Er will sie durchziehen. Sie will aber nur mit Überzieher gewähren. Da er aber keinen Condom bei sich führt, nimmt er eine Kapsel von Kupferberg-Gold und vögelt so. Am Schlusse bleibt das Ding stecken, ohne daß sie etwas merkt. Auf der nächsten Station steigt der erste

Herr aus und ein neuer ein, und dieser trennt sie mit Condom. Plötzlich fällt die Kapsel heraus. Er hebt sie auf und sagt verwundert: „Daß Kupferberg eine riesige und großartige Reklame hat, wußte ich, aber eine solche ist mir doch neu."

5. Drei Ehepaare der feinsten Gesellschaft treffen sich auf der Hochzeitreise. Die Damen kommen bald in intimere Gespräche und sie verabreden, sich am andern Morgen gegenseitig mitzuteilen, wie oft sie in der vergangenen Nacht der Liebe gepflegt haben. Damit aber ihre Männer nichts davon erfahren, wollen sie es durch die Zahl der „Guten Morgen"grüße verraten. — Am andern Morgen. Ein Ehepaar sitzt schon am Frühstücktisch, ein zweites tritt heran. „Guten Morgen, Morgen, Morgen, Morgen." — „Guten Morgen, guten Morgen." — Schon kommt das dritte Paar. Ein resigniertes „Grüß Gott" kommt von den Lippen der dritten jungen Frau.

6. Ein bekannter Buchhändler war sehr dumm. In seinem Bureau hatte er einen Schreiber namens Garçon. Sein Chef aber nannte ihn immer Garkon, trotzdem der Bureauvorsteher ihn immer verbesserte. Einmal war der Schreiber nicht erschienen. „Wo bleibt denn Garkon?" frägt sein Chef. „Ach, der ist krank," erwidert der Bureauvorsteher. „Er heißt aber Garçon, Herr Sch., Sie wissen schon, unten den Cedilles." Als G. nach acht Tagen zurückkommt und sich bei seinem Chef entschuldigt, klopft der ihm auf die Schulter und sagt: „Schon gut, schon gut, junger Mann, weiß schon, unten an die Cedilles."

7. Eine Bauertochter hatte es sich in den Kopf gesetzt, nur einen Mann zu heiraten, der zwei Schwänze hätte. Der Großknecht, dem das hübsche Mädchen in die Augen stach, wollte sie durch List gewinnen. Er ließ sich vorn in die Hose zwei Schlitze machen. Als nun einmal die Tochter zum Fenster hinausschaut, tat er, als sähe er sie nicht, knöpfte den einen Schlitz auf und zog seinen Schwanz hervor und fing an zu pissen. Mitten in der Beschäftigung unterbrach er sich, steckte den Schwanz ein und holte ihn am andern Schlitz wieder hervor, worauf er sein Geschäft beendete. Das Mädchen glaubte nun den richtigen gefunden zu haben und die Hochzeit wurde gefeiert. In der Nacht aber entdeckte sie, daß der zweite fehlte. „Wo hast du ihn hingetan?" fragte sie erregt. „Ich habe ihn verpumpt," erwiderte er verlegen. „An wen?" „An den Herrn Pfarrer!" sagte er, um die Fragerin los zu sein. Als er am nächsten Morgen erwacht, kommt seine junge Frau schon angekleidet aus dem Dorfe, blickt ihn mitleidig an und sagt: „Du warst schön dumm, gerade den Besten hast du verpumpt."

8. Lieschen soll, wenn sie in Gesellschaft ein menschliches Bedürfnis anwandelt, zur Mama sagen: „Ich habe ein Geheimnis.“ Auf dem nächsten Abend sagt ein junger Offizier zu der Dame des Hauses: „Gnädige Frau, ich habe Ihnen ein Geheimnis anzuvertrauen.“ „Ach, ich weiß schon,“ fällt Lieschen überlegen ein, „geh, Mama, laß ihm die Hosen runter!“

Judendeutsche Erzählungen aus Südrußland.

Gesammelt von D. Retla.

1. „Nu, mein Weib, a Dank Haschem-Issborech (Gott), mir hoben schoin oich a Proswischke (Familiennamen),“ sogt mit Freud Berel zu sein Weib Lea (das war in den Zeiten Nikolaus I., als die Juden Rußlands noch keine Familiennamen hatten und sich welche wählen mußten). — „Un wie is unser Proswischke, Berel,“ fregt Lea.“ — „Knaker,“ entfert Berel. — „A klog zu mir, wos is dos epes far a Proswischke ‚Knaker‘? Loiten auf Gelächter.“ — „Herstu,“ beleidigt sich Berel, „mir hat die ‚Nun‘ (der Buchstabe N) a Zeheneril gekost un sie bösert sich noch“ (d. h. er mußte den Beamten mit 10 Rubel bestechen, damit der Familienname nicht (ohne „N“) „Kaker“ heißen soll).

2. Abram-Jankef der Melamed (Lehrer) kumt in Bod un derseht a ssach (Menge) nakete Soldaten. Legt er arain dem Finger in Maul un bleibt stehn stark verwundert. „Wos kukstu, Batlon (Schlemil), host in dein Leben kein Soldaten nit gesehen?“ fregt ihm einer vorbeigehendig. — „Nein, nit dos,“ entfert Abram-Jonkef un schockelt mit'n Kopf, „ich wunder mich, wos far a Masol (Glück) der Kaiser hot — asoi viel Soldaten un kein einer hot nit kein Kile (Bruch).“

3. Beim Gwir (Reicher Mann) zun Stodt is a Briss (Beschneidung). Der Sandok (Gevatter) sitzt auf'n Stuhl aribergedekt dem Ponim (Gesicht) mit'n Toliss (Gebetmantel). Der Mohel (Operateur) dekt sich oich oriber mit'n Taliss, nehmt dos Messer, mocht a Brocho (Segen), stekt orain in Holbdunkel die Hond un schneidt op. „Oi,“ springt ouf der Sandok un tut a Geschreh, al pi touss (irrtümlich) hot der Mohel in seine zespielete Tachtonim (Beinkleider, Hosen) popadet (getroffen) un ihm dem gonzen Wechores (Penis) opgeschniten. — „Oi, oi,“ krechzt op der Mohel oich, „a Brocho l'watolo!“ (d. h. umsonst verrichtete er das Gebet und erwähnte den Namen Gottes).

4. In a kleinem Städtel hot sich pussiert, as men hot, nit do gedocht, a Juden gechapt bei einer Eschess-Isch (verheiratete Frau). Brengt men dem Bochur (Kerl) zum Row (Rabbiner). „Du Mufkor (Hurenjung)," schreit der Row, „du must far der Aweiro (Sünde) a ssoch (viel) fasten." — „Rebe," entfert der Mufkor ganz ruhig, „ich kon nit fasten, ich bin a schwacher Mensch." — „Nu, to dowen (bete) a ssoch." — „Rebe, ich kon nit, ich bin sehr beschäftigt." — „To gieb a ssoch Zdoko (Almosen)." — „Rebe, ich kon nit, ich bin nit reich." — „To wos se den wilstu, du Mufkor?" schreit der Row mit grois Kaas (Wut). — „Ich wil, Rebe . . . Ich wil zu der Weibel." . . .

5. Groisse Zores (Pech) hoben Mosepewker Juden gelieten vun Abrohom dem Ger (Proselyt), welcher is früher a Fonie (Russe) gewen un geheißen Ivan: do pflegt er Schobes dos Licht auslöschen, un do Fleisch zusamen mit Milch essen, un besonders is gewen Zores, os er pflegt gut austrinken. Juden hoben gelieten un geschwiegen: nit umsist — hoben sei sich getrocht — is er fun fonies Blut. Nu is gekumen Jom-Kipur (Versöhnungtag). Men chapt sich in Schul — nito Abrohom der Ger. Is men gegongen ihm sochen: „Wer weiss," trochten Mosepewker Juden, „es is ihm efschar (vielleicht) vun Tones (Fasten) nit gut geworen, er is doch nit gewoint." Men geht awek in Gass, Abrohom liegt todt-schikor (besoffen). Wert a Geschrei: „S'toitsch[1]), Jom-Kipur schickeren?!" und men nehmt Abrahomen stoissen, schlogen vor Kaas (Wut). „Poschol won," schreit Abrohom russisch, „židi prokliatje, wi mnie chuj isportili (= fort, verfluchte Juden, ihr habet mir den Penis verletzt)."

6. „Rebe," schreit Berel Krämer beim Row, „ich mus vun ihr, vun der Chazufo (ausgelassene), potur (los) weren, ich mus mich mit ihr geten (scheiden)." — „Wos hostu zu ihr, Berel," frägt der Row, „sie is doch dein Weib boruch-Hoschem (Gott sei dank) nit vun nechten?" — „S'toitsch, Rebe; sie stellt mich b'dolus (sie stiehlt). A Seiger (Uhr) hob ich gehot, hot sie oich zugegonwet (gestohlen)." — „Vun wanen weistu os sie, tomer (vielleicht) einanderer." — „S'toitsch, Rebe, ich hob doch olein bei ihr gefunen. Ich bet aich über aier Kowed (bitte um Verzeihung), Rebe, zwischen die Dadim (Brüste) hot sie ihm beholten . . ." — „Sog mir nor, Berel," frägt der Row naiv, „wos is dos far a seiger gewesen, a taschen seigerel, oder a wand seiger?" . . .

7. „Sogt mir, Reb Schimon, wie kumt dos zu aich asa Narisch-

---

[1]) = Was ist das zu teutsch? Was soll das zu deutsch heißen?

keit? Ihr seid doch schon, boruch-Haschem (Gott sei dank), a Jüd a Soken (ein Greis), nehmt ihr un hot mit amol Chossuno (heiraten) un noch dowko (geradezu) mit a Mädel. Ch'leben a Narischkeit." — „Verstehstu mich, mein Froind," entfert der olter Schimon ruhig, „ich bin schon gor alt, nit for dir gedocht, ich bin schon gor blind un die Händ zieteren mir, is os reist sich mir, l'moschol (zum Beispiel), uis a Knöpel von die Pluderen (Hosen) hob ich ofilu (sogar) nit, wer es sol mir zunöhen . . ." — „Ch'leben, doch a Narischkeit, reb Schimon. Oib asoi hat ihr doch besser bedorft Chassuno hoben mit an'olten Schneider, ehder mit a junger Mädel." . . .

8. „Rebe," derzöhlt a Jüd ois sein ganz Harz for dem Row, „aich mog ich doch dem reinem Emes (Wahrheit) sogen. In der Stodt meint mon, as ich bin reich, hob gute Geschäften. Loit (Leute) hoben ober a groissen Tous (Irrtum). Es is gor schlecht, gor schlecht, koim auf Chiuno (Lebenmittel) . . . Un derzu geht um in Stub a groisse Tochter, schon long Zeit a Schiduch ton (verheiraten), es is ober nito der erster Groschen oif Nadan (Mitgift). Wos se tut Gott? Schickt er mir zu a jungen Monn, a schönem, a klugen, a jachson (von guter Familie), a gerotenem, a junger Mann mit Geld, mit a gut Geschäft un will nehmen mein Tochter wie sie steht, wie sie geht, ohn a Groschen . . . Frög ich oich, Rebe, soll ich ton dem Schiduch oder nit?" — „Schoite (Dummkopf), wos se frägstu? Awode (gewiß)." — „Versteht ihr mich, Rebe, der junger Mann hot ober astikele Chessoron (Fehler)." — „L'moschol (zum Beispiel)?" — „Er is loi oleinu (nicht uns gedacht) a bissele gechapt in der Maasseh (ein wenig unreligiös)." — „Oi, oi," schreit ois der Row in Verzweiflung, „choss wescholom (Gott schütze)! Besser an' oremer Schuster, besser an' am-hoorez (Analphabet) ehder an' Epikoiros (Gottesleugner = Epikuräer)." — „Versteht ihr mich, Rebe, mein Tochter hot ober oich a stikele Chessoron (Fehler)." — „L'moschol (zum Beispiel)?" — „Sie is a bissele M'uberess (schwanger)." . . .

9. Herschele Ostropoler (ein legendärer Witzbold in Südrußland) pflegte zu sagen: Jüden hoben verkehrte Köpf. Decht sich, as dos vun wos mon schmekt hot bedorf heißen „Schmekele" un vun wos man pischt — „Pischkele". Wos se lost sich ois? Heißt bei Jüden die Tobakpischke (Tabakdose) „Pischkele" un der Wechoros (Zumpt) „Schmekele". . . .

10. A groisser Zaddik (Wunderrabbi) fohrt durch ganz früh, noch for Tog, durch a Dorf. Loift arois der Jüd, der Arendor (Pächter), un nehmt betten dem rebe's Gabai (Verwalter), der Rebe soll bei ihm

sich opstellen zum Dowenen (Morgengebet). As der Rebe wet bei ihm in Stub dawenen (beten) wet ihm Gott die Brocho (Segen) schicken. „Wos se westu geben Pidjon (Geschenk, eigentlich — Auslösung)?“ frägt der Gobai. — „Choi kerblech (18 Rubel).“ — „Nein, Leiser,“ entfert der Gobai ernst, „for asa kleinem Pidjon kon der Rebe bei dir nit dowenen. Genug, as er wet bei dir for osa Pidjon machen mehr nit wie Hachonos (Vorbereitungen) zum Dawenen (d. h. Magenentleerung).“

11. Oi, Soroh, an' Unglück is uns geschehen, der Doktor sogt doch as unser Jochewed is m'uberess (schwanger). Soroh, sog nor, von wemen kon dos sein, weh zu mir?“ — „Efschar (vielleicht) vun dem Bochur (junger Mann), welcher pflegt bei uns nächtigen?“ — „Schoite! Wie kon dos sein? Er hot doch a besunder Bett gehot?“ — „Efschar pflegt er bei der Nacht arois von sein Bett in ihr Bett?“ — „Schoite! Wie kon das sein? Es is doch zwischen beide Betten a Vorhang gewesen?“ — „Efschar pflegt er dem Vorhang oifheiben?“ — „Sehstu, Soroh, oib asoi, kon schon sein.“ . . .

12. „Heißt er Man (ein jüdischer Männername), mog man essen von sein Fan (Pfanne). Heißt er Mendel (auch jüdischer Männernamen), mog man essen vun sein Fendel. Heißt er Ivon — mog men schlofen mit sein Weib . . .“ — „Dos is doch ober gor nit kein Gram (Gereim)?“ — „Jo, kein Gram is dos nit, ober gut is dos.“ . . .

13. „Wos fehlt aich, reb Jüd?“ frägt der Doktor a Potient, on' olten Jüden. — „Nit far aich gedocht, Herr Doktor, ich kon gor nit pischen.“ — „Wie olt seid ihr?“ — „A ben schmonim (80 Jahre) bis hundert un zwanzig.“ — „Nu, to geht, seid mochel (um Verzeihung), a heim und dreht mir nit dem Kopf; ihr hot schon genug gepischt.“ . . .

14. „Sog mir, Berel, vun wanen nehmen sich dos oif der Welt asoi viel Schwänz (eigentlich Zumpte; aber hier — Dummköpfe)? S'toits, in der Gemoro (Talmud) steht doch b'feirusch (ausdrücklich), os for dem wie a Mensch wert geboren, sogt man ihm oif jener Welt on, er soll nit sein kein Narr.“ — „Verstehstu mich, Leiser, die Soch is gonz poschut (einfach). Oif jener Welt as man bedorf beschofen a Menschen, nehmen sich zu der Arbeit a ssoch (viel) Molochim (Engel). Einer mocht das Oig, einer das Oher, einer Hönd, einer Füß usw. usw. Faran, versteht sich, oich a besunder Maloch wos mocht Schwänz. Nu itzter stell sich for, wos dos is for a schwere Arbeit mochen, l'moschou (zum Beispiel), an' Oig, an Oher. A ganzen Tog mutschet (plagt) sich nebich der Oigen- oder der Oherenmacher. Ober wie leicht is die Arbeit von dem Schwänzmacher. Es is doch

mamesch (justement) gor kein M'locho (Arbeit) nit. A groiss Lokschenbrett, oif'm Brett ongeworfen sticker Fleisch, der Maloch steht wie a Kozow (Metzger) in weißen Fortuch (Schürze), a wolger — a Schwanz, a wolger — a Schwanz. Ch'leben, bis jener Maloch mocht oif ein por Oigen, mocht der oif a ganzen Barg mit Schwänz. Nu, wu se soll men sie nochdem ahin tuhn? Wert fartig a Mensch klept men ihm zu a Schwanz un geh, un ot asoi is dos k'seder (in der Regel): a Mensch — a Schwanz, a Mensch — a Schwanz."

15. Der Row hot zugesogt der Rebezin, as er wet ihr mochen osa Kind, wie sie will olein. „Ich will," sogt die Rebezin, „a groissen Goon (eigentlich Genius; hier — ein berühmter Talmundkenner)." — „Nu, soll sein a groisser Goon." Bei der Nacht, b'schaas maassèh (während des Koitus), hot der Row getun a N'ficho (Furz). „S'taitsch," frägt die Rebezin mit Schreck, „wie kumt dos zu a' Goon?" — „Es macht nit ois," entfert der Row, „er wet sein a groisser Chason (Vorbeter) oich."

Französische Bauernerzählungen.

Aufgezeichnet von Karl Amrain.

1. La Pierre des épousailles. Weit und breit im ganzen Nordwesten unseres Vaterlandes gab es wohl kein schöneres Mädchen als Marion mit ihrem braunen Haar, das bis auf den Boden hing, mit ihren großen blinkenden Zähnen, mit ihren teufelneckigen Augen. Breitgebrüstet war das 20jährige Mädchen, als ob es Bienenstöcke auf sich trüge. Und diese Bienenstöcke standen auf zwei Schenkeln glatt und zart, wie ihr sie vergeblich suchet. Was soll es weiter! Marion war eine gut im Fleisch stehende kurzstämmige nette Person, deren Arschbacken jedem das Wasser im Maul zusammen laufen ließen. Aber Marion war arm und kein Bursche von Ansehen wollte ernstlich Marion zur Frau! Ja, für eine Liebschaft fanden sich genug Burschen und Alte. Aber keinen ließ Marion an die Kühle ihrer Reize, an die Glut, die in ihrem schenkelbehüteten braunhaarflockigen Vötzlein brannte. „Nur als ehelich Weib bin ich zu haben", sagte Marion, „denn ich will keine Kinder und dann als armes Wesen der Gemeinde mit ihnen zur Last fallen". So lebte Marion als Magd beim alten kinderlosen Maire der kleinen Gemeinde und mistete und molk die Kühe bis zum 25. Lebensjahre. Kein Bursche wagte sich aus Furcht

vor Marions Fußtritten und wegen des Maires an das Mädchen näher heran als aufs Arschpfetzen und solche kleine Unschuldigkeiten. Marion kochte aber innerlich wie Cidre und hätte gerne einen Burschen gehabt. Da kamen Zigeuner ins Dorf und der wahrsagenden Zigeunermutter stopfte sie alles zu, um sich die Wahrheit sagen zu lassen. Die Alte betrachtete sich Marion und schmunzelte, denn wenige Tage zuvor hatte ein reicher Bauernbursche die Zukunft wissen wollen und dem etwas einfältigen Garçon hatte die Zigeunerin ein armes schönes, aber tüchtiges Mädchen verheißen. „Beim nächsten Vollmond, in acht Tagen also, gehe zu dem Dolmen, der zwei Stund hier vom Ort steht. Putze dich schön! Gehe bei Dunkelheit fort und setze dich, wenn du am Dolmen bist, nackt auf den Stein, hebe siebenmal die nackten Arme zum Mond und spreize sitzend siebenmal deine Schenkel! Du wirst dann deinen Wunsch erfüllt bekommen". Marion glühte, als sie das hörte. Als die Nacht kam, in der Vollmond war, schlich sie scheu bei Dunkelheit fort zu dem Dolmen. Rasch flogen die Röcke und das Hemd von dem Leib und nackt stieg Marion auf den Stein. Kaum hatte sie siebenmal die verlangte Zermonie gemacht, da tauchte vor dem erschreckenden Mädchen der Garçon auf, den die Zigeunerin avertiert hatte. Der Garçon war so entzückt von der Schönheit der Marion, daß er sofort um die Hand der noch Nackten anhielt. Er kannte Marion als tüchtige Schafferin und auch seine Leute waren in Kenntnis, daß Marion schaffen konnte. Zwar Marion war arm, aber das Mädchen wurde vom Maire ausgestattet. Und so wurde Marion glücklich. Manches Mädchen setzt sich zwar heimlich auf den Dolmen, aber nicht alle werden glücklich wie Marion.

2. Paix et pet. Der juge de paix des Ortes (Friedenrichter, etwa dem Amtrichter in Deutschland vergleichbar) war beinahe so hitzig wie ein Kapuzinerpater. Kein Mädchen im Ort, das er nicht nackt gesehen hätte. Nur die Françoise machte Umstände. Sie war von rostbraunem Haar, über zwanzig alt, hatte die weißeste Haut von allen Mädchen. Ihr Vater war aus dem Elsaß. Endlich durch Geld und gute Worte und gutes Essen und guten Wein ließ auch die Françoises ihre Röcke den Händen des juge de paix. Der nicht faul, warf die Françoise auf den grünen Amttisch und entschied sich für Françoises Schenkel. Wie nun der juge de paix die Françoise bestieg, fing diese zu stöhnen an. Oh monsieur le juge de paix und immer schneller, bis nur noch paix, paix, paix zu hören war. Wie aber ein paix ertönte, ertönte auch ein pet (= Furz).

3. Das Hemd der heiligen Gudula: Florine, die Tochter des

Ortschäfers, war aus Paris ins Dorf auf die Ferien gekommen. Und sie machte Aufsehen durch die Kleider und durch ihre Wohltaten. Mit Yvon, dem Sohn des Bannwächters, stand sie gut und ließ sich auf ihren Spaziergängen durch die Felder nach dem nahen Wäldchen oft von ihm begleiten. Da erzählte sie von Paris und Yvon fragte in der Neugier seiner 19 Jahre nach den schönen Frauen. Und wie er so von den schönen Frauen sprach, dachte Florine, sie wolle die Erstlinge der reifenden Männlichkeitähre Yvons haben. Und an einem Mittag, da alle Bauern fest schliefen, zog Florine mit Yvon zum Wäldchen. Dort ließ Florine unter guten Vorwänden ihre Kleider wegen der Dornen und der Hitze gerafft. Yvon sah verzückt Florines Körper durch ein Spitzenhemd, wie es die ältesten Leute des Ortes noch nie gesehen an Feinheit. Und es dauerte nicht lang, so lag Florine nackt vor Yvon, der der Verführung nicht widerstehen konnte. Und wie nun der Sturm rasender Erstlingliebe die schwellende Ähre entleert hatte, brach unvermutet ein wirklicher Sturm los, welcher Florines Spitzenhemd fortfegte und bis in die Kirchturmspitze trieb. Dort fanden die Einwohner das kostbare Gebilde. Und weil sie fromme Leute waren, machten sie ihrer Kirchenpatronin St. Gudula ein Geschenk daraus und führten die damit geschmückte Statue feierlich umher. Florine und Yvon schwiegen dazu still, aber Yvon konnte bald in Paris als valet de chambre bei Florine noch gleiche Hemden sehen.

4. Sündige Nacktheit. Der junge Landarzt machte sich mit der Bauerntochter, die er geheiratet hatte, nach einjähriger Ehe auf die Wallfahrt. Die Frau benutzte die Gelegenheit zur Beicht. Als die junge Frau wieder ihren Mann traf, erzählte sie etwas verstimmt, der Beichtiger habe ihr keine Absolution gegeben. „Warum?“ fragte der Arzt. „Weil wir im Bett ganz nackt zusammen gevögelt haben“, versetzte derb und bitter die Frau. „Nun, dem ist bald abgeholfen! Morgen erhältst du Remission deiner Sünden.“ Im Gasthof des Wallfahrtortes übernachtend, hatte der Landarzt Verlangen nach dem Leib seines Weibchens. Und dieses, noch nicht entsühnt, hielt ihren derben Leib zum frohen Liebespiel wohl hin, sodaß man im Gebet mehr Stöße als Stoßgebete verspürte. Mit matten Gliedern ging die Frau zur Beicht und erzählte dem Beichtiger, daß sie sich gebessert habe. „Inwiefern?“ — „Nun, wir liegen nicht mehr ganz nackt beisammen.“ — „Recht so, meine Tochter“, sprach der Beichtiger. Froh kam die Frau heim und zog mit ihrem Manne wieder heimwärts. Und daheim vertraute sie ihr Geheimnis ihren Freundinnen an. „Ja, wie hast du

es denn gemacht? fragte eine. „Ach, wir legten uns nackt in das Bett, denn das ist wonnereicher, aber weil es Sünde war, zog ich meinem Mann meinen Unterrock an. So war uns beiden geholfen.

Diese Erzählung ist in vielen Varianten durch ganz Frankreich verbreitet, sowohl bei Bauern als bei den Bourgeois. Die Sitte, nackt im Bett zu liegen, kommt heute auch bei hochgebildeten Leuten noch vor. Wir selber kennen einen Fabrikanten und einen Apotheker, die es geradezu als gesundheitschädlich erachten, ein besonderes Nachtgewand anzuziehen. In beiden Familien schläft jedes Familienmitglied unbekleidet, auch die jungen Damen, die sich durch Anmut und Frische besonders auszeichnen. — Was die Erzählung anlangt, scheint es sich um eine konfessionelle Neckereierzählung zu handeln. Der Priester macht durch seinen Vorhalt erst das eheliche Beilager in bestimmter Form für die Frau zu einem sündhaften Vorgang. Formell war der Priester, der die Moraltheologie kennen muß, im Recht. Wir ziehen aber in Zweifel, ob ein Priester solch taktlose und wenig erfolgverheißende Fragen an eine junge Frau richten wird.

Polnische Erzählungen aus Russisch-Polen.

Aufgezeichnet von B. Blinkiewicz, verdeutscht von Prof. J. K.

1. Zmora. Za dawnych czasów do niektórych mężczyzn i kobiet w nocy podczas snu przychodziły zmory i kładły się na nich, przyciskając silnie, przytem ich ssały, i od tego ci ludzie szybko chudli. Raz udało się schwytać taką zmorę, przychodzącą do parobka, który się z nią później ożenił i nawet miał dzieci (Anthropophyteia VI, 291, Nr. 16.)

1. Der Alp. In alter Zeit kamen zu manchen Männern und Weibern in der Nacht im Schlafe „Alpe" und legten sich auf diese, sie stark drückend, wobei sie saugten, und davon magerten diese Leute schnell ab. Einst gelang es, eine solche zmora zu fangen, die zu einem Knecht kam, welcher die Zmora später heiratete und sogar Kinder (mit ihr) bekam.

2. Nieboszczyk. Bardzo już dawno temu we wsi Górkach zatrzymał się na nocleg oddział żołnierzy; oficer miał zanocować u najzamożniejszego gospodarza, lecz mu się bardzo nie podobało w jego kurnej chacie; miał już spać w stodole, gdy w komorze zauważył

wygodnie i czýsto usłane łóżko komornicy wdowy; pomimo oporu kobiety, zajął to łóżko, a ona położyła się w izbie, razem z gospodarzami. O północy obudził się oficer; w komorze nie było bardzo ciemno, bo była bez powały, a przez szpary w strzesze świecił księżyc; wtem słychać, jak ktoś się wdrapuje po węgle chałupy, i na zrąb wyłazi jakiś chłop, ubrany, jak nieboszczyk: w koszuli i płóciennej czapce, takichże spodniach i skarpetach. Oficer przestraszony krzyknął: „Wszelki duch Pana Boga chwali!“ W tej samej chwili zapiali pierwsze koguty, a nieboszczyk skoczył ciężko na ziemię, aż zajęczało, i zaczął uciekać. Na drugi dzień wdowa dopiero się przyznała, że to był jej mąż nieboszczyk, który za pokutę musiał przychodzić do niej co noc. — To zdarzenie dowodzi, że zaniedbujący się w powinności małżeńskiej byli zmuszeni po śmierci odrabiać swoje zaległości.

2. Der Verstorbene (Selige). Vor sehr langer Zeit machte im Dorfe Górki ein Trupp Soldaten Halt, um zu nächtigen; der Offizier sollte beim wohlhabendsten Grundbesitzer übernachten, doch gefiel es ihm nicht sehr in dessen rauchiger Hütte; schon wollte er in der Scheune schlafen, als er in der Kammer das bequem und rein hergerichtete Bett der „Hintersassin“ (Mieterin), einer Witwe, bemerkte; trotz des Protestes der Frau bezog er das Lager, sie aber legte sich in der Stube nieder, wo das bäuerliche Ehepaar schlief. Um Mitternacht erwachte der Offizier; in der Kammer war es nicht sehr finster, denn sie war ohne Zimmerdecke (Plafond) und durch die Dachsparren schien der Mond; da hörte er, wie jemand an der Ecke des Hauses hinaufklomm, und auf den Dachstuhl stieg ein Bauer, wie ein Verstorbener angetan: im Hemd und mit leinener Mütze, ebensolcher Hose und Pantoffeln. Der Offizier rief erschrocken aus: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!“ In diesem Moment krähten die Hähne das erste Mal und der Verstorbene sprang schwer zur Erde, daß es dröhnte, und begann zu laufen. Am andern Tag gestand die Witwe, daß dies ihr seliger Gatte gewesen sei, der zur Buße jede Nacht zu ihr kommen mußte. — Dieses Ereignis beweist, daß Leute, die ihre ehelichen Pflichten vernachlässigen, gezwungen waren, ihre Rückstände nach dem Tode abzuarbeiten (abzuleisten).

3. Upiór. Jednakże zdarzalo się, że zły duch przybierał postać nieboszczyka męża, ażeby skusić do grzechu niepocieszoną wdowę, czego dowodzi następujący fakt: W Polańcu przy kościele mieszkała niestara jeszcze wdowa Laszczyna, która po śmierci swego męża Laski poświęciła się służbie bożej, zostając babką kościelną do oprzątania

kościoła. Pewnego razu ksiądz dowiaduje się od niej na spowiedzi dziwnej rzeczy: że co noc od pewnego czasu przychodzi do niej mąż nieboszczyk, któremu ślubowała tylko do śmierci, więc nie wie, czy uważać obecny stosunek za grzech. Ale ksiądz był bardzo podejrzliwy i powiada: „Moja duszo, kto wie, czy to czasem nie szatan w ciele twego męża przychodzi do ciebie, aby cię do grzechu doprowadzić? Żeby się o tem przekonać, pokropisz go wodą swięconą.“ Na noc wdowa postawiła sobie przy łóżku całą kropielnicę kościelną z kropidłem, i jak tylko przyszedł nieboszczyk, zaczęła go żegnać i kropić obficie. Zaraz się okazało, że to był upiór, bo się zaczął bronić, aż jej wyrwał kropidło. Wtedy wdowa lunęła na niego całą kropielnicą, tego już było zawiele dla upiora; zaklął tylko strasznie, na czem świat stoi, i uciekając, oberwał okap nad kominem i potłukł wszystkie garnki. Od tego czasu nie pokazał się więcej, lecz za to po dziewięciu miesiącach urodził się chłopak, który się wychowal i wyrósł, ale był zawsze chudy i wysoki, jak tyczka, bo syn nieboszczyka nie może dobrze wyglądać.

3. Der Vampir. Doch geschah es auch, daß der böse Geist die Gestalt des seligen Gatten annahm, um eine untröstliche (kann auch heißen: ungetröstete) Witwe zur Sünde zu verführen, was folgendes Ereignis beweist: In Połaniec bei der Kirche hauste die noch nicht alte Witte Laszczyna, die nach dem Tode ihres Gatten Laska sich dem Dienste Gottes widmete, indem sie eine Kirchenvettel (Betschwester) bis zur Umspinnung der Kirche wurde. Einst erfuhr der Pfaffe von ihr bei der Beicht etwas Sonderbares: seit einer gewissen Zeit komme allnächtlich ihr Seliger zu ihr, dem sie nur bis zum Tode Treue gelobt habe, also wisse sie nicht, ob das gegenwärtige Verhältnis als sündhaft zu betrachten sei. Doch der Pfaffe war sehr argwöhnisch und sagte: „Meine Seele, wer weiß, ob nicht bisweilen der Satan in Gestalt deines Gatten zu dir kommt, um dich zur Sünde zu verleiten? Um dich davon zu überzeugen, besprenge ihn mit Weihwasser!“ Abends stellte die Witwe zum Bette einen ganzen Kirchenweihwasserkessel samt Sprengwedel und sobald der Selige kam, begann sie ihn reichlich zu besprengen. Plötzlich erwies es sich, daß es ein Vampir war, denn er begann sich zu wehren, bis er ihr den Sprengwedel entriß. Da goß die Witwe auf ihn das ganze Weihwasserbecken; das war dem Vampir schon zu stark; er stieß einen gräßlichen Fluch aus und riß auf der Flucht das Gesims über dem Kamin ab und zerschlug alle Töpfe. Seit der Zeit erschien er nicht mehr, dafür aber wurde nach neun Monaten ein Knabe ge-

boren, der aufwuchs, aber immer mager und schlank wie eine Stange blieb, denn der Sohn eines Seligen kann doch nicht gut ausschauen.

4. Dusza. O współczesnych poglądach na stosunki z istotami nadprzyrodzonemi da nam pojęcie następujące bardzo rozpowszechnione opowiadanie: Na nauce katechizmu ksiądz wikary objaśniał dzieciom o duszy: „Widzicie, moje dzieci, dusza jest niewidzialna, — to znaczy, że nikt jej widzieć nie może; naprzykład, czy widział kto z was duszę?“ — „Ja widziałem!“ odzywa się najniespodziewaniej jakiś chłopak. „A gdzieś ją widział?“ pyta zdziwiony ksiądz. „A na wikarówce, u księdza dobrodzieja.“ — „U mnie? A kiedy to było?“ — „A już będzie parę nocy temu, jak pilnowałem koni; przed deszczem stanąłem sobie pod okapem wikarówki; naraz otwiera się okno, i wyłazi duszyczka, cała bielusieńka, a ksiądz dobrodziej jeszcze ją poklepał niżej pleców i powiedział: przyjdźże, przyjdź tu jeszcze kiedy, moja duszo!“

4. Die Seele. Von den Volkansichten über Beziehungen zu übernatürlichen Wesen gibt uns einen Begriff folgende sehr verallgemeinerte Erzählung: Beim Katechismusunterricht erklärte ein Vikar den Kindern von der Seele. „Seht ihr, Kinder, die Seele ist unsichtbar, — das heißt, daß niemand sie sehen kann; hat z. B. eines von euch eine Seele gesehen?“ „Ich,“ meldete sich ganz unverhofft ein Knabe. „Wo denn?“ fragt der Pfaffe erstaunt. „Im Vikarhaus, bei Euer Hochwürden.“ „Bei mir? Und wann soll das gewesen sein?“ „O, es werden schon ein paar Nächte seither vergangen sein, als ich die Pferde bewachte, vor dem Regen nahm ich meine Zuflucht unter die Dachrinne des Vikarhauses; auf einmal wird ein Fenster geöffnet und es kommt ein Seelchen raus, ganz weiß, und Euer Hochwürden haben sie unter der Schulter abgeklopft und gesagt: „Komme, komme noch manchesmal hierher, meine Seele!“

5. Djabeł. Stara Paździórzyna z Kotuszowa opowiadała, że za młodu była bardzo ładna, i koniecznie chciał się z nią żenić owczarz, ale ona go nie chciała, bo ze złym trzymał. Kiedy wyszła za innego, w gospodarstwie jej się nie wiodło, i bieda bardzo dała jej się we znaki; wtedy owczarz ją namówił, żeby się oddała djabłu, który dostarczy jej wszystkiego, bo tak już wiele kobiet uczyniło. Gdy się wreszcie na to zgodziła, w noc pierwszego maja poszli za Kotuszów na górę, gdzie były rozstajne drogi, i tam zobaczyła mnóstwo kobiet, tańczących przy księżycu z djabłami, w postaci przystojnych parobków w czerwonych czapkach. Ten widok tak ją zaochocił, że na rozkaz

owczarza bez trudności wyrzekła się Pana Boga i Jego świętej wiary; potem zaprowadził ją do krzaka rokity i zawołał do trzeciego razu: „Rokita! przyszła do ciebie kobiéta!“ Wtenczas z krzaka wylazł Rokita, taki kudłaty, że mu nawet oczów nie było widać; na ten widok krzyknęła ze strachu: „Jezus! Marja!“ Naraz powstał wicher, nastała ciemność, i wszystko gdzieś przepadło; kobiecinie ze strachu tak się w głowie pomyliło, że dopiero na trzeci dzień trafiła do domu. — Chociaż opowiadanie Paździorzyny jest zmyślone, jednakże odzwierciadla w sobie poglądy ludowe na możliwość stosunkow z djabłami.

5. Der Teufel. Die alte P. aus Kotuszów erzählte, sie sei in jungen Jahren sehr hübsch gewesen und schließlich habe der Schäfer sie heiraten wollen, doch sie habe ihn nicht gemocht, da er es mit dem Bösen gehalten habe. Als sie einen anderen heiratete, ging es ihr in der Wirtschaft schlecht, und bald klopfte das Elend an die Tür; da beredete sie der Schäfer, sich dem Teufel zu ergeben, der ihr alles liefern werde, — so hätten es schon viele Frauen gemacht. Als sie schließlich einwilligte, gingen sie in der Nacht des 1. Mai auf den Berg hinter Kotuszów, wo eine Wegscheide war. Dort sah sie eine Menge Weiber, die bei Mondschein mit Teufeln tanzten, welche die Gestalt hübscher Burschen in roten Mützen hatten. Dieser Anblick spornte sie so an, daß sie auf des Schäfers Aufforderung ohne Schwierigkeit dem Herrgott und seinem Glauben entsagte; dann geleitete er sie zu einem Zwergweidenbusch und rief dreimal: „Rokita[1]), zu dir ist ein Weib gekommen!“ Da trat aus dem Busch heraus Rokita, so behaart (zottig), daß seine Augen nicht zu sehen waren; bei diesem Anblick schrie sie aus Angst: „Jesus, Maria!“ Plötzlich entstand ein Sturm und Finsternis und alles verschwand irgendwohin; das Weib wurde vor Schrecken so verrückt, daß es erst am dritten Tage nach Haus fand.

Wenn auch die Erzählung der P. erdichtet ist, spiegelt sie doch die Ansichten des Volkes von der Möglichkeit eines Verhältnisses zu den Teufeln wieder.

---

[1]) Als Appellativum = Zwergweide; hier zugleich als Personenname.

Erzählungen aus dem slovenischen Küstenlande.

Aufgezeichnet und übersetzt von Joh. K.

1. V Istri, kjer pobira duhovnik razen drugih reči tudi volno in jajca, se je nekdaj prigodilo, da je oznanil župnik na prižnici, da bo pobiral zastano biro, s temi besedami: „Preljubi moji farani, jaz vam dam vedeti, da vas bom prijel za volno in za jajca.“ Razume se, da so se vsi začeli smejati.

1. In Istrien, wo der Geistliche außer andren Dingen auch Wolle[1]) und Eier zu bekommen hat, geschah es einst, daß ein Pfarrer auf der Kanzel mit folgenden Worten verkündete, daß er die rückständige Naturalabgabe einheben werde: „Meine lieben Pfarrkinder, ich tue euch kund, daß ich euch bei der Wolle und bei den Eiern packen werde.“ Natürlich begannen alle zu lachen.

Eier = jajca, dieses bedeutet auch die Hoden! Wolle, volna = Schamhaare des Weibes; prijeti koga za volno ist zweideutig; es kann heißen: „Jemanden an (bei) der Wolle ergreifen“ oder auch „von jemandem die (schuldige) Wolle fordern.“

2. Neki deček je pasel osla. Ker ni pazil dosti nanj, mu jo je osel potegnil in fantič ga ni mogel več najti. Zbežal je domov in ker se je staršev bal, je zlezel pod materino postelj: Oče in mati sta šla spat in oče je zajahal ženo. Čez nekaj časa pa pravi: „Čakaj, bom sedaj jaz spodaj, boš ti na vrhu.“ „Oh, sem že jaz tukaj“, se oglasi mali pod posteljo.

2. Ein Knabe hütete (weidete) einen Esel. Da er nicht genug auf ihn Acht gab, ging ihm der Esel durch und der Knabe konnte ihn nicht mehr finden. Er lief heim und da er sich vor den Eltern fürchtete, so kroch er unter das Bett der Mutter. Vater und Mutter gingen schlafen und der Vater bestieg die Mutter. Nach einiger Zeit aber sagte er: „Warte, jetzt will ich unterhalb sein, du wirst obenauf liegen.“ „Bin schon ich hier!“ rief der Kleine unter dem Bette.

3. (Aus Neblo in den Brda.) Nekdaj je bila med ovcami huda kuga. Ljudje so se zato obrnili do duhovnika, da bi jim dal kak nasvet, kako bi se dalo tò odpraviti. Župnik jim je rekel po kratkem premiselku: „Jutri pridem v hlev, kjer je največ ovác; notri ne sme biti nihče; vsi morate zunaj ostati ter poslušati, kaj bom govoril.“ Neki pritlikovec se pa skrivoma zmuzne v hlev in se skrije ter opazuje, kaj dela tar. Ta je pa fukal ovco pa kričal: „Noter ven, noter

---

[1]) In Istrien gibt es ja unzählige Schafe.

ven, noter ven . . . . da žival ne crkne!“ Med tem se je pa oglasil oni v kotu ter rekel: „Še jajca naj bi noter dali, da b’še koštruni ne krepáli!“

3. Einst war unter den Schafen eine arge Seuche. Die Leute wandten sich deshalb an den Priester, auf daß er ihnen rate, wie man der Seuche Einhalt tun könnte. Der Pfarrer sagte nach kurzem Bedenken: „Morgen komme ich in den Stall, wo die meisten Schafe sind; doch darf niemand drinnen sein; alle müssen draußen bleiben und horchen, was ich sprechen werde.“ Doch ein Zwerg schlüpfte heimlich in den Stall und versteckte sich und beobachtete das Treiben des Pfaffen. Dieser vögelte ein Schaf und rief: „Hinein, hinaus, hinein, hinaus . . . . damit das Tier nicht verende!“ Indessen ließ sich jener in der Ecke vernehmen: „Auch die Hoden sollten Sie hineintun, damit auch die Widder nicht krepieren!“ (Importiert aus Friaul.)

Slovenische Schwänke aus Krain.

Gesammelt und verdeutscht von Prof. J. K.

1. Ein Kaufmann aus dem Küstenland nahm in einem Laibacher Gasthaus sein Mittagmahl ein und trank sodann ein paar Glas Wein, wobei er mit der Wirtin, einer hübschen, vollbusigen Witwe, plauderte und schäkerte. Schließlich fragt er um die Rechnung mit den Worten: „Koliko je pa moj dolg?“ Das heißt: „Wie groß ist denn meine Schuld?“ Es kann aber auch bedeuten: „Wie lang ist denn der Meinige?“ (dolg heißt sowohl „Schuld“ als auch „lang“.) Die Wirtin verstand das zweite und erwiderte ermutigend: „Dajte mi ga izmérit!“ = „Geben Sie ihn mir zum Messen!“ Da der Kaufmann nicht blöde war, wurde die „Messung“ des „Meinigen“ in erigiertem Zustande sogleich vorgenommen und fiel zur vollen Zufriedenheit beider Partner aus. —

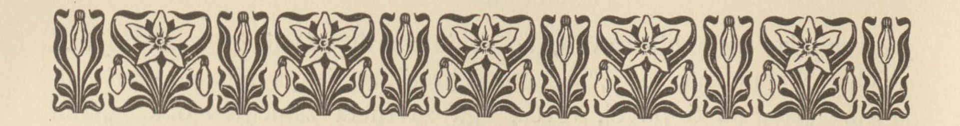
Anmerkung: In Krain fragt man: „Koliko sem dolžan?“ d. h. „Wieviel schulde ich?“ Im Küstenlande hingegen hat die italienische Wendung: „Quanto è il mio debito?“ (= „Wie groß ist meine Schuld?“) bewirkt, daß die Slovenen sich analog ausdrücken. Der Wirtin war dieser Italianismus wohl kaum geläufig; darum ist es nicht zu wundern, daß sie obigen Satz so verstand, wie oben berichtet wird.

2. Nektje so merili železnico. Trije kmetje so se pogovarjali, kod bo tekla. Prvi pravi: „Glih tle zgoraj tje pod ono skalo pojde, saj so mi pravili oni, ki so merili.“ Drugi reče: „Kaj boš ti vedel —

jaz vem, ker sem bil zraven, ko so jo merili. Doli za vodo pojde.“ „Vidva oba nič ne vesta,“ se oglasi tretji, ki je pa bil malo prismuknjen. „No, pa ti povej, revče,“ ga zavrneta zaničljivo oba. „Glih črez Ursino rit pojde“, je bil odgovor. Ona dva sta vzkli knila začudena: „Oho! Kakó to?“ „Ja, ja, črez Uršino rit — saj sem videl, ko je ravno tam noter inžinir klinec zabijal.“

Irgendwo war Trassierung. Drei Bauern unterredeten sich, wo die Bahn gehen werde. Der erste sagte: „Grade da oben unter dem Felsen wird sie gehn — mir haben es ja jene gesagt, die gemessen haben.“ Der zweite sprach: „Was weißt denn du — ich weiß es, da ich dabei war, als man maß. Unten, jenseits des Baches wird sie gehn.“ „Ihr wißt beide nichts“, ließ sich der dritte hören, der etwas verrückt war. „Nun, also sag es du, Hascherl!“ versetzten verächtlich jene. „Grade über Ursulas Arsch wird die Bahn gehen“, war die Antwort. Die zwei riefen verdutzt aus: „Oho! Wie denn das?“ „Ja, ja, über Ursulas Arsch — ich habe es ja gesehen, als gerade dort hinein ein Ingenieur einen kleinen Pflock (heißt aber auch „penis“) einschlug.“





Beiträge zur Volkliedforschung.

Aachener Lieder und Reime.

Von Dr. C. S.

Vorbemerkungen. Die folgenden Lieder und Reime stammen ausschließlich aus den Kreisen der Fabrikmädchen und jungen Fabrikarbeiter der Aachener Gegend. Denn es kam mir darauf an, gerade diese, der unteren, ja häufig der untersten Volkschicht angehörige Klasse in ihrem sexuellen Denken und Fühlen, soweit es in Liedern und Reimen seinen Niederschlag gefunden hat, zu belauschen. Ein großer Teil, vor allem der unter III. abgedruckten erotischen Reime, wird in den Arbeitsälen der Fabriken von den Burschen und Mädchen nicht nur gesungen, sondern ist auch, wenn ich diesen Ausdruck hier anwenden darf, von ihnen „gedichtet" worden.

In den Aachener Tuch-, Nadel-, Kratzen-, Zigarren- und Schokoladenfabriken finden über 15000 Frauen und Mädchen Beschäftigung. Sie stammen aber nur zum Teil aus der Großstadt selbst; viele hunderte kommen stundenweit zu Fuß durch den Wald oder mit den Klein- und Eisenbahnen jeden Morgen aus der Umgegend in die Stadt, so daß die rings um Aachen liegenden Orte eine eigenartige Mischung von ländlich-bäuerlicher und großstädtischer Fabrikbevölkerung aufweisen. So erklärt es sich auch, daß man aus dem Munde städtischer Fabrikmädchen das Lied vom Bauern, der regelmäßig des Sonntags sein Weib recht kräftig zu vögeln pflegt (II. 8), mit Vorliebe hört.

Dem Inhalte nach zerfallen die Lieder in mehr sentimentale (I.) und in rein erotische (II.), denen ich noch eine Anzahl kurzer, erotischer Reime, die man singt (III.), beigefügt habe.

Namentlich aus der I. Abteilung klingt uns der Durchschnittlebenlauf und das landläufige Schicksal der hiesigen weiblichen Fabrikbevölkerung entgegen. Mit 14 Jahren, bisweilen noch früher, der Volkschule entlassen, geht's in die Fabrik. Hier in den Arbeiträumen, wie abends in den überfüllten Arbeiterzügen oder auf dem Heimweg auf den Landstraßen und durch den Wald, oder endlich in den Arbeitervierteln wie in den Berganlagen der Stadt immer im engsten Zusammensein mit sehr „aufgeklärten“ oft korrumpierten Genossen und Genossinnen ist bald die „Liebe“ in rein physischem Sinne das einzige Thema der Unterhaltung, das einzige, was Sinne und Denken ausfüllt. Der Theorie folgt rasch die Praxis, deren Folgen sich nur allzuoft zeigen. Dann ist der kurze Frühlingrausch vorbei: Die öffentliche Meinung — rein äußerlich ist die ganz unter geistlichem Einfluß stehende hiesige Bevölkerung unglaublich bigott —, der es allein auf die „äußere Ehre“ ankommt, der strenge Vater — die Mutter hat nach den Liedern Verständnis für die Situation der Tochter; natürlich, sie selbst hat es einst ebenso gemacht —, das alles tritt uns in den Liedern entgegen. Und dann das Ende! Entweder wird das Mädchen geheiratet, und mit den Gebärmaschinen wie mit den Arbeit- und Lasttieren, deren Zahl es in der Regel dann vergrößert, beschäftigt sich die Poesie unserer Fabrikarbeiter und — allerdings sehr merkwürdig! — auch unserer Fabrikmädchen nicht; oder aber:

„Fordere niemals mein Schicksal zu hören;
„Wie traurig war damals die Welt!
„Ich ließ mich als Kind schon verführen
„Und wurde ein Mädchen fürs Geld.“ (I., Nr. 2.)

Dagegen zeigen uns die Lieder der II. Abteilung wie die kurzen Reime der III. den Geist derbster Erotik, von der die täglichen Gespräche in den Arbeitsälen wie zwischen beiden Geschlechtern auf den Straßen, die Reden und Lieder auf den sonntäglichen Tanzausflügen erfüllt sind, die sowohl das eben beschriebene, oft so kurze Liebeleben wie das ganze Tun und Treiben dieser nicht allzu seltenen, von der regulären Dirne fast nur durch die Beschäftigung „auch“ auf der Fabrik sich unterscheidenden Fabrikmädchen durchzieht. Neben dem normalen

Koitus findet sich die Bekanntschaft mit allen Übungen perverser Frühreife: einseitige wie mutuelle Onanie der Burschen und Mädchen ebenso wie der coitus analis. Für Einzelheiten verweise ich auf die Bemerkungen, die einzelnen Liedern voraufgeschickt sind sowie auf die Anmerkungen.

Es erübrigt sich noch ein Wort über den rein dichterischen Wert — daß selbst die zügelloseste erotische Poesie auch dichterisch hohen Wert besitzen kann, brauche ich den Lesern der Anthropophyteia wohl nicht erst zu beweisen — dieser Lieder und Reime, soweit sie sich nicht als fremden Ursprungs erweisen. Es ist, einiges wenige abgesehen, gering. Auch für Aachen, vielleicht noch mehr als für andere Großstädte, gilt die Tatsache, daß die dichterische Kraft des Volkes mehr und mehr erlahmt. Sie reicht nur selten mehr zur poetischen Darstellung einer konsequent durchgeführten Handlung oder zum Ausdruck einer Stimmung: Statt ganzer Gedichte begnügt man sich mit zwei, höchstens vier kurzen Reimen. Und wo Gedichte versucht worden sind: Welch hilfloses Gestammel! Oft die reinste Prosa! Vgl. I. 6. Und ebenso tief steht der Inhalt; man vergleiche III. 11 mit seiner geist- und witzlosen Aufzählung der Geschlechtteile. Das sind die täglichen Unterhaltungen von Fabrikmädchen während der Arbeit, die sich gegenseitig angeilen durch die immer neue Beschreibung des einen Gegenstandes, der ihre Fantasie erfüllt. Daß eben dieselben Fabrikmädchen im Monat Mai sich gegenseitig überbieten, unter Aufwendung großer Kosten den schönsten Muttergottesaltar in ihrer Fabrik oder in ihrem Saale zu besitzen und ihn täglich mit frischen Blumen zu schmücken, um vor ihm fromme Lieder zu singen, verdient wenigstens nebenbei vom Folkloristen angemerkt zu werden! Auffallend gering ist endlich auch das Gefühl für den Endreim entwickelt, wenngleich die falschen Reime in den hochdeutschen Gedichten sich bisweilen so erklären, daß das betreffende Wort dialektisch ausgesprochen wird und dann sich reimt, z.B. „hören“ (gesprochen: hüren) auf „verführen“; überhaupt zeigen die vielfachen dialektischen Eigentümlichkeiten, z. B. der falsche Gebrauch der Casus u. a., in den hochdeutschen Gedichten, wie fremd dem Volke im Grunde die Schriftsprache bleibt; gesprochen wird denn auch mit Vorliebe der Dialekt, eine Mischung von Nieder- und Mittelfränkischem; geht es aber ans „Dichten“, so versucht man sich oft in der „vornehmeren“ Sprache. Der Grund, warum gerade hier in Aachen das Volk so wenig poetisches Ge-

fühl und poetische Kraft besitzt, dürfte vielleicht zu suchen sein in der jahrhundertelangen Abgeschlossenheit gerade der alteingesessenen Bevölkerung, die zu einer auffallenden, auch sonst vielfach sich bemerkbar machenden Rückständigkeit führte — die Herrschaft der Geistlichkeit in neuester Zeit ist selbstverständlich auch dem Volkliede, geschweige denn dem erotischen Volkliede, nicht gerade förderlich! — dann aber auch in dem starken Einschlag halb bäuerlicher Elemente in die für die Volkdichtung hier in erster Linie in Betracht kommende Fabrikbevölkerung: Halb Bauer in bezug auf Derbheit und Unwissenheit, halb großstädtischer Pöbel, da reicht's denn halt in der Poesie nicht weiter als zu Liedern wie II. 9, oder zu den zweizeiligen Reimen.

I. Sentimentale Lieder.

1. Ach, Mädchen, hast du schon erfahren,
Wie man's treibt in jugendlichen Jahren?
Und wie man's treibt in dunkler Nacht?
Ein solcher Traum in Freuden hat[1]).

Ich träumt', ich läg' auf grüner Heide,
Ganz voller Unschuld, voller Freude;
Ganz voller Unschuld hingestreckt,
Mit Gras und Blumen zugedeckt.

Ein klares Bächlein hört' ich rauschen,
Ein hübscher Jüngling[2]) sah ich lauschen:
Ein Jüngling, schön von Angesicht!
Ein solcher Traum vergeß ich nicht.

Er kniete sich wohl zu mir nieder;
Er pflückt ein Röslein, steckt es an mein Mieder.
Er küßt das Röslein, küßt auch mich:
Ich aber tat, als schlummert' ich.

Die Unschuld hat er mir genommen;
Ein bleiches Angesicht hab' ich bekommen;
Ein bleiches Angesicht bekam ja ich,
Da gab er mir den Jungfernstich.

2. Fordere niemals mein Schicksal zu hören,
Wie traurig war damals die Welt:
Ich ließ mich als Kind schon verführen
Und wurde ein Mädchen fürs Geld.

In Hamburg bin in gewesen,
In Samt und Seide gekleid't;
Mein Name, den durft ich nicht nennen;
Denn ich war schon ein Mädchen fürs Geld[3]).

---

[1]) Der Sinn dieses Verses ist unverständlich; aber ich habe ihn stets nur in dieser Form gehört.

[2]) Die Verwechslung vom Nom. und Acc. ist dem Dialekt entlehnt, wo sie die Regel bildet.

[3]) Vgl. dazu Schweigmann, Die Poesie der Imponderabilien, Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia IV, 244, und ebenda S. 287, Luedecke, Deutsche Bordellgassen.

Meine Schwester, die schrieb mir im Briefe:
„Ach, Schwester, ach, kehre zurück;
„Deine Mutter liegt weinend zu Bette
„Und bedauert ihr elendes Kind.“

„„Ach, Schwester, ach lasse das Schreiben;
„„Ich kehre ja nie mehr zurück;
„„Meine Ehre, die ist mir genommen;
„„In der Heimat da find ich kein Glück.““

Des Morgens schon an der Türe,
Des Abends bei Mondenschein,
Da gedacht ich an meine Heimat,
An meine Heimat so ganz allein.

Nach der Heimat will ich jetzt ziehen,
Wo all meine Liebenden sind;
Meine Mutter wird mich nicht verstoßen,
Sie verstößt sonst ihr eigenes Kind.

3.[1]) Ich ging am Ufer der Donau entlang,
Allwo ich ein schlafendes Mädelein fand.
[Wiederholt.]

Ich nahm das Mädchen wohl bei der Hand
Und ging mir ihr an Grabens Rand
Und ging mit dem Mägdlein an Grabens Rand.

Und als das Mädchen vom Schlafe erwacht,
Da war das Opfer der Liebe vollbracht.
[Wiederholt.]

„Ach, lausiger Bursche, was hast du getan?
„Du hast mir im Schlafe die Unschuld geraubt!“
[Wiederholt.]

„„Und hab ich's getan, und hab ich's getan,
„„So geht das keinen zweiten was an!““
[Wiederholt.]

4. „Schatz, warum so traurig und sprichst kein Wort mit mir?
„Denn ich seh's an deinen Augen —
„Wohl auf der Alm, mein Schatz —
„Schatz, daß du geweinet hast?“

„„Warum soll ich nicht weinen und auch nicht traurig sein?
„„Ich trug unter meinem Herzen —
„„Wohl auf der Alm, mein Schatz —
„„Schatz, du weißt es ja, ein kleines Kindelein.““

---

[1]) Das Lied ist eine Variante zu dem von Blümml, Futilitates I, S. 88, Nr. XLIII mitgeteilten Liede aus Vorderhammer im Böhmerwald. Vgl. auch Blümml, Erotische Volklieder aus Deutsch-Österreich, S. 93, Nr. L. — O. Stückrath, Lieder der Sinnlichkeit, Beiwerke z. Stud. d. Anthr. IV, S. 130.

„Darum brauchst du nicht zu weinen und auch nicht traurig sein.
„Ich will das Kind ernähren —
„Wohl auf der Alm, mein Schatz —
„Schatz, du weißt es ja, und auch sein Vater sein."

„„Was liegt mir am Ernähren, wenn ich kein' Ehr' mehr hab'!
„„Ich wünsch', ich wär' gestorben —
„„Wohl auf der Alm, mein Schatz —
„„Schatz, du weißt es ja, und läg' ins kühle Grab[1]).""

„Wünschst du, du wärst gestorben, und lägst ins kühle Grab;
„Dein Leichnam wird zerfallen —
„Wohl auf der Alm, mein Schatz —
„Schatz, du weißt es ja, in lauter Staub und Asch."

5.[2]) Es zogen drei Regimenter zum Tore hinaus:
Ein Regiment zu Pferde, ein Regiment zu Fuß und ein Regiment Dreigoner[3]).

Bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein:
Da schlief ein Mägdelein so ganz allein.

Und als nun das Mädchen vom Schlafe erwacht,
Vom Schlafe erwacht, da fing sie an zu weinen.

Ach, liebes Marmuselchen[4]), warum weinest du?
Ein deutscher Offizier aus eurer Kompanie,
Der hat mir die Ehre genommen.

Ach, schwarzbraunes Mädchen, erkennst du ihn noch?
Dat es höm, deä do jeäht[5]).
Dat es höm, deä do steät.
Der dort die Fahne schwenket.

6. Als ich an einem Sonntag Morgen
Vor meiner Eltern Haustür saß,
Da kam ein Mädchen schneeweiß gekleidet;
Sie setzt sich nieder an meiner Seit.

---

[1]) Dialekt.

[2]) Das folgende „Lied" ist verfertigt im Anschluß an das bekannte Gedicht: „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein". Der Humor liegt im Schluß, wo plötzlich das Mädchen in den Dialekt verfällt.

[3]) Dragoner.

[4]) Kosewort.

[5]) Das ist er, der da geht.

Ich wollt' sie küssen, sie konnt's nicht leiden,
Weil sie die Liebe noch nicht verstand:
„Komm her, mein Kind, ich will's dir zeigen:
„Denn ich bin als Liebemeister wohl bekannt!"

Wir gingen beide auf mein Schlafzimmer,
Daß es der Vater nicht merken soll.
Jedoch die Mutter, sie wird wohl wissen:
Sie weiß noch gut, was die Liebe tut.

Am andern Morgen in aller Frühe,
Klopft es ganz leise an meine Tür:
„Ach, liebe Mutter, ach, tu mir öffnen;
„Denn ich hab' die ganze Nacht in der Liebe gewacht."

„„Wer ist der Räuber, wer der Verführer,
„„Der dir die Unschuld hat geraubt?""
„Es kein Räuber, es ist kein Dieb,
„Es ist der Lehrer von der Lieb!"

II. Erotische Lieder.

Die folgenden beiden Lieder werden von Burschen viel gesungen, um die Mädchen aufzureizen.

1. Ich kehrte einst in Essen ein;
Es war bei hellem Mondenschein.
Ich ging durch einer engen Gasse[1]),
Da kam ein Mädel, hold und blasse;
Sie führte mich zwei Treppen hoch:
„Nun meinen Bauch auf deinen Bauch,
„So hast du ein Kartoffelstrauch.
„Nun meine Knie auf deine Knie,
„So hast du dein und mein Pipi[2])."

2. Ich kehrte einst in Hamburg ein
Und trank ne Flasche Wein.
Und als ich in der Stube war,
Da saß ein Mädel pudelnackt:
„Oho, oho, sag', Mädel, wat hes de do?"[3])

Das Mädchen schämt sich sehr
Und hielt die Hand davor.
Doch als sie ihren Bruder[4]) sah,
Die Hand geschwind vom Loch sie nahm:
„Oho, oho, sag', Mädel, wat hes de do?"

---

[1]) Der falsche Casus, hier wie anderswo, ist dem Dialekt entlehnt.

[2]) ejaculatio seminis.

[3]) Was hast du da? Der unvermutete Gebrauch des Dialekts soll erheiternd wirken.

[4]) Dieser in der hiesigen Gegend ganz unbekannte Ausdruck für penis zeigt den fremden Ursprung des Liedes oder des „Dichters".

3. Et wor e Mäddche fröih opjestong
(Es war ein Mädchen früh aufgestanden,)
Wo Promöle plöcke jong;
(Das Brombeeren pflücken ging;)
Aen et wöi su jear ens wesse,
(Und es wollte so gern einmal wissen,)
Ju ja, ju ja wesse,
Wo mer Promöle plöcke kü'nt.
(Wo man Brombeeren pflücken könnte.)

Und als das Mädchen in den Wald herein kam,
Begegnet ihr ein Knecht:
„Liebe Jungfrau, scheren Sie sich aus dem Wald;
„Ju ja, ju ja, aus dem Wald;
„Denn mein Herr hat hier das Recht."

„„Und aus dem Wald geh' ich nicht heraus,
„„Hat euer Herr auch das Recht.""
„Dann, liebe Jungfrau, setzen Sie sich nieder,
„Ju ja, ju ja, nieder,
„Und pflücken Sie Ihr Körbchen voll."

„„„Wat soo ich met der Köröf voll?
(Was soll ich mit dem Korbe voll?)
„„Du met en Hang voll han ich jenog[1])!""
(Da mit einer Hand voll habe ich genug!)
„Sie können die anderen verwahren,
„Ju ja,! ju ja, verwahren,
„Bis auf ein anderes Mal."

Und als Zeit vorüber war,
Die „Promöle" wuchsen an.
Und jetzt hat das schwarzbraune Mägdelein,
Ju ja, ju ja, Mägdelein,
Zwei „Promöle[2])" in dem Schoß.

„„Aen wenn dat dann de Promöle sönd,
(Und wenn das dann die Brombeeren sind,)
„„Die ich mich han jeplöck,
(Die ich mir habe gepflückt,)
„„So bedaure ich jedes Mädchen,
„„Wat Promöle plöcke jeäht.""
(Was Brombeeren pflücken geht.)

An den Sonntagen pflegen die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen als „Tanzkränzchen" in die zahlreich in der Umgebung von Aachen liegenden Tanzlokale zu ziehen. Gegen 11 Uhr abends erfolgt der Rückmarsch, meist zu Fuß. Dabei wird das folgende, aus Varianten zu dem bekannten Susannalied „Trinken wir noch ein Tröpfchen" usw. bestehende Lied sehr häufig gesungen; es beschreibt das Treiben dieser „Tanzkränzchen". Vgl. auch III, 10.

4. Immer nur ein Tröpfchen,
Immer nur ein Tröpfchen
Aus dem kleinen Henkeltöpfchen.
O Susanna, wie ist das Leben doch so schön!
O Susanna, wie ist das Leben schön!

Und nach einem Weilchen . . .
Trinken wir noch ein Teilchen
Von dem edlen Gerstensafte.
Wollen auch nicht hopfen,
Trinken wir noch ein Schopfen[3])
Von dem edlen Gerstensaft.
O Susanna usw.

---

[1]) Man muß die Mädchen diesen Vers singen hören, um den obszönen Nebensinn („die Hand voll", nämlich mit dem penis in der Hand hat sie genug) ganz zu begreifen.

[2]) Zwillinge.

[3]) Schoppen.

Ist der Tånz zu Ende,
Gehen wir behende
Arm in Arm dann gleich nach Haus.
Wollen dann im Dunkeln
Auch ein wenig munkeln,
Küssen ohne Unterlaß!
O Susanna usw.

Gib ihm[1]) noch ein Stößgen,
Gib ihm noch ein Stößgen
In das kleine Unterhöschen;
Mach mir keine Schmerzen;
Du liegst mir am Herzen;
Holdes Kind, ich fippe dich!
O Susanna usw.

5. Ach Mädchen, laß dich fippen[2]);
Es ist gar sehr gesund.
Die Mammen[3]) werden dicker;
Der Bauch wird kugelrund.

Auf einmal platzt er auf:
Der Jakob kommt heraus;
Der Jakob wird ein Zimmermann;
Der alle Mädchen fippen kann.

6. Der Mensch, das (sic!) ist ein Säugetier,
Gefärbt von (sic!) roter Tinte;
Hat hinten ein Kanonenrohr
Und vorne eine Flinte.

Dort drunten hängt der Pulversack,
Gefüllt mit zwei Patronen;
Das steckt er nur um (sic!) Zeitvertreib
Den Madeln in den Unterleib.

7. Die Ziehharmonika[4]).

Es ist kåum zu beschreiben,
Was unsre Weiber treiben
Mit der Zia-, der Zia-, der Ziehharmonika.

Der Maler, der Maler, der malt ein Mädchen ab
Und kommt er an den Kitzel,
Bleibt ihm der Pinsel sitzen
In der Zia-, der Zia-, der Ziehharmonika.

Der Schuster, der Schuster,
Der schustert den ganzen Tag;
Und kommt er an das Leder,
Steht er ihm wie ne Feder
Nach der Zia-, der Zia-, der Ziehharmonika.

Der Pastor, der Pastor, so heilig er auch ist,
Wenn er den dummen Jungfern die heil'ge Schrift vorliest;
Doch kommt er an Matthaeus,
Steht ihm der Zebedaeus
Nach der Zia-, der Zia-, der Ziehharharmonika.

---

[1]) scl. „der" Pusch (vulva). Vgl. zu dieser Strophe die ganz ähnliche Fassung, die H. Kühlewein aus Frankfurt mitteilt: Antrop. VII, S. 368.

[2]) ficken.

[3]) Brüste.

[4]) Das Lied ist, in verschiedenen Versionen allerdings, weit verbreitet. Kühlewein, Anthrop. VII, S. 366, teilt den Frankfurter Text mit. Die erste Strophe fehlt dort, wie umgekehrt hier die vierte des Frankfurter Liedes unbekannt ist; statt des Malers der zweiten nennt die erste Strophe dort den Schneider; auch die dritte zeigt kleinere Abweichungen; nur in dem dem Herrn Pastor gewidmeten Verse stimmen die Frankfurter und Aachener Anschauungen überein. Eine dreistrophige Variante aus Meinetschlag im Böhmerwald sowie ein längeres Lied in neun Strophen aus St. Margarethen bei Bruck a. d. Leitha teilt Blümml, Futilitates I S. 78ff. Nr. XXXVIII mit; doch heißt es in diesen letzeren im Refrain statt Ziehharmonika: Bummerassesa.

8.[1]) Aen alle ze Sondegs Morjens,
(Und alle Sonntags Morgens,)
Do röft deä Bur sin Wief,
(Da ruft der Bauer sein Weib,)
Aen deät hör ohne Sorg
(Und tut ihr ohne Sorge)
Deä Pimel en der Lief.
(Den Penis in den Leib.)

„Och, Bur, wat kannst de vovle!“
(Ach, Bauer, was kannst du vögeln!)
E jet et jar net op;
(Er gibt es gar nicht auf;)
Sö hau va allet vovle
(Sie hat von allem Vögeln)
De Schweäre a jet Vott!
(Die Schwielen an dem Loch!)

9. Es war ein reicher Bauersmann,
Der hat ein häßlich Weib, Weib, Weib.
Er zog ne schöne Dienstmagd ein.
Fidering, fidering, fiderallala;
Das war dem Bauer seine Freud.
Hä, Bure, Bure, trullala
Das war dem Bauer seine Freud.

Die Bäuerin aus der Kirche kam
Und ging die Trepp hinauf, nauf, nauf.
Die Dienstmagd auf dem Rücken lag;
Fidering, fidering, fiderallala
Der Bauer lag oben drauf.
Hä, Bure, Bure, trallala
Der Bauer lag oben drauf.

Und als die Bäurin zur Kirche ging,
Das (sic!) war der Bauer froh, froh, froh;
Der Bauer zu der Dienstmagd sprach:
Fidering, fidering, fiderallala
„Komm, mach ich dir einen Sohn;“
Hä, Bure, Bure, trullala
„Komm, mach ich dir einen Sohn.“

Die Bäuerin dann zum Keller ging
Und setzt sich auf ein Faß, Faß, Faß.
Voll lauter Bier und Branntewein
Fidering, fidering, fiderallala
Hat sie den Ritz ganz naß.
Hä, Bure, Bure, trullala
Hat sie den Ritz ganz naß.

Der Bauer dann auch zum Keller ging
Und setzt sich auf ein Faß, Faß, Faß.
Kile, kile, kile, Faß.
Und zog die weißen Handschuh an
Fidering, fidering, fiderallala
Und wichst sich einen ab.
Hä, Bure, Bure, trullala
Und wichst sich einen ab.

10.[2]) Ach, Mutter, koch' mir Tee,
Damit der Schwanz mir steh'.
Holderi . . . Holdra.

Ach, Mutter, du hast eine,
Wie eine Fensterscheibe.

Ach, Mutter, leih' mir deine,
Die meine zu kleine.

Ach, Kind, die kannst du nicht haben,
Die muß der Papa selber haben.

Ach, Mutter, bring' was Licht,
Der Kerl find das Loch ja nicht.

Ach, Mutter, laß nur sein,
Er ist schon halb herein.
Holderi . . . Holdra.

---

[1]) Ich hörte dieses Lied von Fabrikmädchen singen.

[2]) Von Fabrikmädchen gesungen und in ähnlichen Kreisen wohl auch „gemacht“.

Die beiden folgenden Lieder enthalten eine Beschreibung der Geschlechtteile, wobei sich das erste als eine neue Parallele zum Streite der Jungfrauen herausstellt. Vgl. darüber Anthrop. II, 15 und 110; V, 155f.; VI, 398. Diesmal treten sechs Mädchen auf.

11. Und da sprach die erste: die mein'[1] ist die gelehrtste[2]).
Spiel auf meiner, spiel' auf meiner, spiel' auf meiner Geigen;
Sie ritzelt mich, sie kitzelt mich;
Spiel auf mei'm Klavier.

Und da sprach die zweite: die meine ist die weit'ste.
Spiel auf meiner usw.

Und da sprach die dritte: die mein' ist in der Mitte.
Spiel auf meiner usw.

Und da sprach die vierte: die meine ist die schwierste[3]).
Spiel auf meiner usw.

Und da sprach die fünfte: die meine ist die hübschste.
Spiel auf meiner usw.

Und da sprach die sechste: die meine ist die beste.
Spiel auf meiner usw.

12. Deä Jahn[4]), deä Jahn, deä hau[5]) enge lange Mann[6]).
Aen Kittel' ens[7]), än Kittel' ens, aen Kittel' ens an den Mann.

Deä Hannes, deä Hannes, deä hau enge fette Mannes[8]).
Aen Kittel' ens usw.

Deä Klös[9]), deä Klös, hau Hoore[10]) a jen Klötz[11]).
Aen Kittel' ens usw.

---

[1]) vulva.

[2]) Der Sinn ist: die am meisten gelernt hat, also ihre Sache am besten versteht.

[3]) dialektisch: schwerste.

[4]) Johannes.

[5]) hat.

[6]) penis.

[7]) Und Kitzel' einmal.

[8]) penis.

[9]) Nikolaus.

[10]) Haare.

[11]) an den Eiern.

Der Bayer, der Bayer hat ein Paar dicke Eier[1]).
Aen Kittel' ens usw.

Deä Nöll[2]), dea Nöll, hau Hoore a jen Pröll[3]).
Aen Kittel' ens usw.

Deä Pitt[4]), deä Pitt, deä hau enge decke Stipp[5]).
Aen Kittel' ens usw.

Et Fing[6]), et Fing, hau Hoore a jen sing[7]).
Aen Kittel' ens usw.

De Frau Hus, de Frau Hus, die hau enge schöne Pusch[8]).
Aen Kittel' ens usw.

Deä Fritz, deä Fritz, deä hau enge lange Spitz[9]).
Aen Kittel' ens usw.

Et Nes[10]), et Nes, dat hau enge wie ne Kis[11]).
Aen Kittel' ens usw.

Das folgende Lied ist ein Dirnenlied; wird aber, wie bei dem oft engen Zusammenhange zwischen Dirne und Fabrikmädchen natürlich, vielfach auch von diesen gesungen.

14. Meine Mutter tut mich hassen,
Weil ich eine Hure bin;
Und ich kann es doch nicht lassen;
Hätt' so gerne einen drin[12]).

Meine Kleine zwischen die Beine
Bringt mir manchen Taler ein;
Darum halt' ich sie in Ehren,
Reib' sie mit Champagner ein.

Wenn ich einst dann werde sterben,
Schwänze auf mei'm Grabe ruh'n.
Und dann schreibt mit roter Tinte:
„Hier ruht eine alte Hur!“[13])

[1]) Augenscheinlich Zusatz, wie das Hochdeutsch beweist.
[2]) Arnold.
[3]) Geschlechtteile.
[4]) Peter.
[5]) Stange, penis.
[6]) Das Fina = Josefine.
[7]) an er Seinigen scl. vulva.
[8]) Der hier am meisten gebrauchte Ausdruck für vulva.
[9]) penis.
[10]) Agnes.
[11]) Kiste.
[12]) Einen (penis) drin (in der vulva). Diese Strophe ist nur eine Variante der Strophe 8 eines von Blümml, Futilitates I, S. 100, Nr. LI mitgeteilten Wiener Liedes; aber auch dorthin ist sie bereits aus einem anderen Liede verpflanzt worden. — Vgl. Anthrop. II, S. 111, Nr. L und Blümml, Erotische Volklieder aus Deutschösterreich, S. 94, Nr. LI.
[13]) Eine Parallele zu den zahlreich bekannten „Hurengrabschriften“.

III. Erotische Reime (gesungen):

1. Ach, Schatzel, ach kauf mir ein Spitzen Folang,
Dann kömmst du auch mal dran an mein Spitzen Folang[1]).

2. Ach, du holdes Engelein, setz' dich auf mein' Schoß:
Spiel was mit dem Stängelein[2]); es geht ja ganz famos.

3. Meine Mutter sagt immer,
Ich würde schlimmer;
Ich ging mit meinem Finger
In meinem Dinge.

4. Die schönsten Kinder werden gemacht,
Wenn der Papa mit der Mama schläft bei der Nacht.

5. Er: Leck mich am Arsch, mein Hühnchen!
Sie: Leck mich am Arsch, mein Hahn!
Er: Heut' Abend ist es recht dunkel,
Da läßt du mich mal dran.

6. Jo, die Fraului[3]) sönd jepondert alle där
Beï der Lejönard Monheim[4]) an der Schokolad.

7. 145 Fraului stönd parat,
(145 Frauleute stehen bereit,)
För ze klauen an der Schokolad.
(Um zu stehlen bei der Schokolade.)

Auf gleicher Stufe der Achtung stehen die Arbeiterinnen der Zigarrenfabriken, wie folgende Verse beweisen:

8. Jonge, Jonge, wennt ühr wellt,
(Jungens, Jungens, wenn ihr wollt,)
Da könt mie Modder,
(Da kommt meine Mutter,)
Aen da kritt ühr et van os Frauliu allemo'le;
(Und da kriegt ihr es von uns Frauleuten allezusammen;)
Aen vür sönd ja allemo'l Ziejarrefrauliu
(Und wir sind ja alle zusammen Zigarrenfrauleute)
Aen vür kennen die Liebe met Gefühl.
(Und wir verstehen die Liebe mit Gefühl.)

---

[1]) Vulva.

[2]) Penis. — Die gegenseitige Onanie ist vorherrschende Form des Geschlechtgenusses, soweit er sich in den öffentlichen Anlagen, besonders des Lousbergs, zwischen halbwüchsigen Burschen und Mädchen abspielt. Sie schützt das Mädchen vor dem Kinderkriegen und gestattet rasche Ordnung der Kleider usw. beim Nahen von Spaziergängern.

[3]) Frauleute.

[4]) Verspottung der in besonders schlechtem Rufe stehenden Fabrikmädchen der großen Schokoladenfabrik Leonhard Monheim. Gepudert sein gilt als Kennzeichen der Dirne. Vgl. die folgenden Verse.

Die vom Publikum wie von einzelnen Verkäuferinnen häufig ausgeführten Diebstähle in dem großen Warenhaus von Tietz verspottet das folgende Lied:

9. Nur nicht zu laut!
Beim Tietz, da wird geklaut[1]).
Und was beim Tietz gestohlen wird,
Da, schenkt man seiner Frau[2]).

Mehr oder minder berüchtigte Straßen haben ihre eigene „Poesie“. Von der schlimmsten Dirnen- und Verbrecherstraße heißt es:

10. Ein Kellner wollt zur Steinstraß gehn.
Man hielt's ihm gar nicht knapp, knapp, knapp[3]).
Doch blieb er vor der Steinstraß' stehn
Und wichst sich einen ab.

Und, um die Herkunft aus einer der dichtbevölkertsten, mit Arbeitern aber auch mit Arbeitscheuen angefüllten, von unzähligen, teilweise sehr verwahrlosten Kindern belebten Straße, der „Sandkaul“, zu verspotten, hörte ich öfter Mädchen den Burschen spottend zusingen:

11. Deä Schuljong met de Frankele
(Der Schuljunge mit den Frankeln[4])
Hau hänge än vöre deä Schleppe eru's.
(Hat hinten und vorne den Hemdzipfel heraus.)
Aen et wo'r jätt va jen Sankel.
(Und es war etwas[5]) von der Sandkaul.)

Dass natürlich auch der Eulenburgskandal seinen Niederschlag in der erotischen Volkpoesie gefunden, ist selbstverständlich: Aber bezeichnend für die Unfähigkeit gewisser Kreise, sich Dinge anders als unter dem geschlechtlichen Gesichtpunkte denken zu können, ist der Umstand, daß auch der Zeppelintriumph zu einer Zote benutzt wird.

Fabrikburschen rufen sich gegenseitig zu:

12. Deä Schlag[6]) e raf, deä Schlag e raf,
Der Eulenburg ist da: Tra la la!

---

[1]) Klauen, stehlen.
[2]) „Frau“, hier gleich „Geliebte“.
[3]) Man mißgönnte ihm das Vergnügen gar nicht.
[4]) Kleine Kugeln aus Thon, mit denen auf der Straße die Jungens spielen.
[5]) Verächtlich für „der Schuljunge stammte“.
[6]) Der Hosenboden.

13. Zeppelin kommt von oben
Und Eulenberg von hinten.

14. Sieh' ens, watt e Keugche (wiederholt im Liede)
(Sieh einmal, was für ein Kindchen)
Han der Zeppelin gemaht[1]).
(Hat der Zeppelin gemacht.)
Hurra, Hurra, dem Zeppelin
Sein Luftschiff ist da.

15. Aen do krijg' sö dich[2]) mä noch ens ejen Häng,
(Und kriegt sie dich aber noch einmal zwischen die Hände,)
En die Stippe[3]) va die Kettenkarusel.
(An der Stange von der Kettenschaukel.)

16. Flosbaet[4]), loß dich ens luse,
(Grindbart, laß dich einmal lausen),
Loß dich enge va henge verssusen.
(Laß dich einer von hinten versausen.)

17. Aen wenn sö danze,
(Und wenn sie tanzen,)
Do waggölt et janze:
(Dann wackelt das Ganze:)
De Mämen, deä Bühl, de Uell, än och deä Pitemann.
(Die Brüste, der Beutel, die Eule (vulva) und auch der Pietemann (penis).)

18. Weäß[5]) du noch deä Eck,
Wo ich dich han gedeck?[6])

Weäß du noch die Stipp[7]),
Wo ich dich han gefipp?[8])

Weäß du noch deä Huck[9]),
Wo ich dich han geduzt?[10])

---

[1]) „Du kannst mir einen Jungen machen" oder: „Sollen wir einen Jungen machen?", ist die abendliche Aufforderung der Burschen und Mädchen zum Liebegenusse.

[2]) Obscöner Nebensinn: Gemeint ist nämlich der penis.

[3]) Ebenfalls in obscönem Sinne sehr häufig für den penis gebraucht.

[4]) Flos, plur. fläues ist die als „Grind" bekannte Kopfhauterkrankung, besonders der Kinder, die aber auch bei großer Unreinlichkeit erwachsene Mädchen befällt. Hier ist sie von den Kopfhaaren auf die Schamhaare des Mädchens übertragen. Flosbaet (Grindbart) ist ein nur Mädchen gegenüber angewandtes obscönes Schimpfwort. So ist auch im folgenden Verse die Aufforderung verständlich, sich vón hinten „versausen", d. h. koitieren zu lassen.

[5]) Weist.

[6]) decken = koitieren.

[7]) Stange.

[8]) Gefickt.

[9]) Ecke, Verschlag.

[10]) Hugen = koitieren.

19. Pinz, Pusch[1]), Büllemann[2])
Foveln es geng Kons;
(Vögeln ist keine Kunst;)
Aen weä noch net gefovelt hat,
(Und wer noch nicht gevögelt hat,)
Deä hat noch jar geng Gons.
(Der hat noch gar kein Vergnügen.)

20. Ze Amsterdam op der langer Bröck[3]).
Do' lige de Mäddchere op jen Röck[4]);
Se losse sich fippe[5]), se losse sich fippe
För zwei ne hauve Jrosche[6]).

Auf Anlockung zur Befriedigung päderastischer Gelüste scheint das folgende Lied, das offenbar jungen Bürschgen in den Mund gelegt ist, hinzudeuten. Ich hörte dieses, wie die zwei späteren Lieder, Fastnacht öffentlich auf den Straßen singen.

21. Aen vür sönd die Kenger va de Frau Fink;
(Und wir sind die Kinder von der Frau Fink;)
Ge eenzig Hörche hant vür an dat Dink[7]).
(Kein einziges Härchen haben wir an dem Ding.)

„Du olle Makroch, et es net wohr;
(„Du alter Kuppler, es ist nicht wahr;)
Du has dat janze Dink voll Hor."
(Du hast das ganze Ding voll Haare.")

22. Vür lossen ös Vot-, Vot-, Vot-graphiere
Am Asch-, am Asch-, am Asch-ermittwochmoreje.

23. Und wir tragen ja nur Höschen mit Patentverschluß,
Und ein jeder, der mal fühlen will, erst fragen muß.

24. Ich seh's an deinen Wangen:
Du hast Verlangen.
Ich seh's an deinen Lippen:
Du willst mal fippen.

25. Was willst Du denn? Ach, Kleine,
Zeig' mir deine Beine.
Zeig' mir doch das schöne Land,
Das schöne Land der Schweiz.

---

[1]) Der hier üblichste obscöne Ausdruck für vulva.
[2]) Geschlechtteil allgemein.
[3]) Brücke.
[4]) Auf dem Rücken.
[5]) ficken.
[6]) $2^1/_2$ Groschen.
[7]) Penis.

26. Gretchen ging im Fluß
Und wollt sich baden;
Daß kann nicht schaden
An ihrem Magen;
Sie muß zum Arzte gehn
Und da mal nachseh'n
Ob nichts an ihrem — tralaralla . . . .

Kölner Nähbudenlieder.

Von Friedrich Erich Schnabel.

Diese sind besonders lehrreich, da sie Einblicke in die Erotik der heranwachsenden weiblichen Jugend des Kleinbürgerstandes gewähren. In den Ateliers der Damenkonfektion beschäftigt man fast ausnahmlos nur junge Mädchen im Alter von 14 bis Anfang, höchstens Mitte der 20er Jahre. Ältere kommen nicht in Frage, da die meisten Mädchen in diesem Alter in der Regel schon verheiratet sind, oder sich auch als Schneiderinnen selbständig machen, und somit als Arbeiterinnen nicht mitzählen. Sind nun diese Mädchen bei der Arbeit unter sich, so wird abwechselnd geplaudert und gesungen, was man ihnen auf kleineren Arbeitstätten, wo nur ca. 6—15 zusammen sind, gewöhnlich gestattet. Beim Singen handelt es sich dann meist um sentimental angehauchte Liebelieder die die Mädchen mit voller Hingabe und Andacht singen. In diesen Alterstufen sehen sie ihre Liebschaften glücklicherweise noch mit recht idealen Augen an, es sei denn, daß sich eine schon „ausgekochte" unter ihnen befindet, die dann imstande ist, die ganze Gesellschaft bis zum jüngsten Lehrmädchen, das gerade aus der Schule gekommen ist, vollständig zu verderben. Wenn es auch unter diesen Mädchen als selbstverständlich gilt, mit seinem „Liebhaber" geschlechtlichen Verkehr zu pflegen, so ist darin jedoch noch keine Unmoral zu erblicken, da diese Liebschaften zumeist zur Ehe führen. Das hat allerdings aber nur für solche Geltung, die die Mädchen mit jungen Leuten aus ihrem Stande haben. Bei den sogenannten Verhältnissen mit „Herren aus den besseren Kreisen" dagegen bleiben die Mädchen infolge der in diesen Gesellschaftschichten vielfach herrschenden laxen Moralanschauungen wohl nur in seltenen Fällen vor Schädigungen be-

wahrt. Haben diese Herren ihre Zwecke erreicht oder tritt Schwangerschaft ein, so bekommen die Mädchen dann in sehr „menschenfreundlicher“ Weise einen Tritt (wie der beliebte Fachausdruck lautet) und werden so der Prostitution oft direkt in die Arme getrieben.

1. Es war mal schönes Wetter,
Zwei Dämchen gingen aus;
Sie wollten sich vertreten
Wohl an dem grünen Rhein,
Die Alte sprach zur Jungen:
Ach, Laura, heb dich auf
Bis auf das weiße Höschen,
Das ich dir hab gekauft.
Mama, das ist nicht fein,
Sonst sieht man mir die Bein.
Ich hab ja nicht mein Sonntaghöschen an
Mit Häckelspitzchen dran.

2. Freut euch des Lebens,
Kölche Mädchen hann Busen an.
Alles ist vergebens,
Kriegen doch keinen Mann.
Dann hann sie det Büxche
Mit Spitche verziert,
Dann hann sie die Kölchen Mädchen vesiert
Tralala la là, Trala la la.

3. Wer steht da draußen und klopfet an,
Der mich so leise aufwecken kann?
O mach nur auf und laß mich ein,
Es wird gewiß der Rechte sein!
Dich einlassen, das kann ich nicht,
Denn meine Herrschaft, die schläft noch nicht,
Und meine Bettstell, die ist zu eng
Und unsre Liebschaft, die hat ein End.
Hier diesen Taler, den schenk ich dir,
Wenn Du mich diese Nacht schlafen läßt bei dir.
Behalt den Taler, und geh nach Haus,
Du schlechter Kerl, was willst Du mir?
Du wirst noch weinen und traurig sein,
Wenn ich ein andres Mädchen führe heim,
Dann wirst du sagen: Oh weh, oh weh, oh weh,
Ach Herzliebster, wärst Du mein.

4. Soll ich Dir mein Liebchen nennen,
Rosa heißt das holde Kind,
Soll ich Dir's noch besser nennen,
Ei so komm und horch geschwind.
Sie hat zwei Äugelein
Gleich den zwei Sternelein
Und einen purpurroten Mund,
Darum küßt ich sie so gerne
In der späten Abendstund.
Neulich kam ein Herr gegangen,
Schwätzte ihr von Liebe vor,
Streichelt ihr die roten Wangen,
Flüstert leis ihr was ins Ohr:
Sieh, mein Kind, ich will dir geben
Hier diesen Beutel, schwer von Gold,
Und du kannst in Frieden leben,
Sei mir nur ein wenig hold.
Komm, ich will dich glücklich machen,
Komm und geh mit mir nach Haus!
Sie aber rief in vollem Lachen:
Nein, mein Herr, da wird nichts draus!
Ich bin zwar arm, doch lieb ich einen
Und diesem bleib ich ewig treu,
Meinem Heinrich[1]) nur allein,
Ihm allein ganz will ich sein.

---

[1]) Hier singt jedes Mädchen den Namen ihres Liebsten.

5. Es schlief ein Graf bei seiner Magd
Bis auf den frühen Morgen,
Und als der helle Tag anbrach,
Da fing sie an zu weinen.
Weine nicht, weine nicht, mein liebes Kind,
Deine Ehr will ich bezahlen,
Du sollst bekommen den Reiterknecht,
Dazu zehntausend Taler!

Den Reiterknecht, den will ich nicht
Ich will den Herren selber.
Den Herren selber kriegst du nicht,
Geh heim zu deiner Mutter.
Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Was ist mit mir geschehen,
Mein Kleid wird vorne immer kürzer
und hinten immer länger.

Dieses Lied wird nach einer ziemlich eintönigen Melodie gesungen nach Art der „Leierkastenlieder." Es existieren noch weitere Verse, die ich jedoch nicht ermitteln konnte.

6. Es ging ein Jäger wohl jagen
Dreiviertel Stunde vorm Tagen
:|: Ein Hirschlein oder ein Reh. :|:

Da begegnet ihm auf der Haide
Ein Mägdlein im schneeweißen Kleide,
:|: Die war so wunderschön, ja schön. :|:

Er tat das Mägdlein wohl fragen,
Ob sie ihm helfen wollt jagen,
:|: Ein Hirschlein oder ein Reh. :|:

Sie setzten sich beide zusammen
Und täten sich zärtlich umfangen
:|: Bis daß der helle Tag anbrach. :|:

Steh auf du fauler Jäger,
Die Sonne scheint über die Berge,
:|: Eine junge Frau bin ich ja schon. :|:

Dies wollte den Jäger verdrießen,
Er wollte das Mägdlein erschießen
:|: Wohl um das einzige Wort. :|:

Sie tat den Jäger wohl fragen,
Ob sie ein Kränzlein sollt tragen
:|: In ihrem blonden Haar. :|:

Ein Kränzlein sollst du nicht tragen,
Du sollst eine Haube aufhaben
:|: Wie eine Jägerfrau. :|:

7. Sah ich von fern ein Mägdlein stehn,
Puddelnackigt, puddelnackigt ohne Hemd.
Sie war so schön, so wunderschön,
Puddelnackigt, puddelnackigt ohne Hemd.
Und als sie mich von fern erblickt,
Puddelnackigt, puddelnackigt ohne Hemd,
Da ergriff sie die Flucht und lief zurück,
Puddelnackigt, puddelnackigt ohne Hemd.

Ein Badelied aus Kiel.

Beim Baden in der Kieler Förde hörte ich paar Mädel singen:

Jucheterich, jucheterich,
Im kalten Wasser steht er nich.

Alexander Bessmertny.

Hamburger Lieder.

Von Hans Förster.

„Oe Wett".

Hein Fickbohm war n' Schuuermann,
En gans gesunden Bengel,
He tecken sick besonners uut
Dorch sünen grooten Swengel.
Lisbeth, sün Froo weer dick un rund
N' ächt Hamborger Mäten,
Ehr Gatt wiggt goode fofftig Pund,
Oen Titt nich to vergeeten.
Ehr Hein, dat is ehr Een un All
Se lobt em allerwegen:
Jo, se vertellt de Noberschapp,
Wenn se em rin harr kreegen.
So stünn' de Froonslüüd manchen Dag
stünn' lang inn Hoff umher,
Se snacken dütt un snacken dat, von
Leev und noch veelmehr.
Dat gröttste Muul harr Mudder
Schüttsch,
Ehr Mann dat weer n' Sniider,
Se meen, he wer n' Spittelfink,
n' Slappsteert un so wiider.
Und kummt he mol to 'ns Fick,
Denn liggt he op mi as so 'n Plunn,
Dat Schuuven, dat mutt ick.
Unn wenn he fardig is, denn sackt he
gliicks wsoom,
Minsch, lacht Froo Fickboom schaden-
froo, dat is jo Heuhnerkroom.
Miin Hein siin Steert, denn' mußt
mol sehn,
Dat is n' wohre Lust,
De Steert, de is so dicke und lang so
as n' Buernwust.
De Bingel steiht so manche Nacht
In eene Tour twee Stünn.
N' Ammer Voter kannst anhang',
He sackt dorvon nich üm!
— Dat weer de Annern doch so veel,
„Du hett uns jo vor 'n Buern!
Wenn an uns dat bewiesen wullt,
Doa köönt wi lang' op luuern!"
„Dat bruukt ji nich, wöllt ji dat sehn,
He warrd sick nich jeniern,
Koomt man Klock soss hüüt Obend vor,
Denn wöllt wi dat probiern!"
Froo Schütt un Lisbet wetten Beid,
Wokeen von jüm full rin,
De sall vör twee Mark Kooken hooln
Un loden de Annern in . . . .
Klokk söss ging de Spektakel los,
De Froonslüüd keumen rop
Hein Fickbohm harr siin Spooß draan
Un kneup siin Büx glieks up.
Kneup ook den grooten Schipperlatz
Von siin Pilotbüx dohl,
Un Lisbet kreeg den Swengel ruut,
Verdori noch een Mool!
An Längte harr doch düsse Steert
Siin veertein Toll genau,
An Dickte he concureert
Met n' starkes Ankertau.
Alleen de Eier antosehn,
Dat weer n' Dohler weert,
Na, Kott un Good, n' Fickgechirr
As wie bin' strammes Peert. —
De Froonslüüd böord den Ammer up
Un Hein steiht stiiv un stum,
He sall em fiv Minuten holln
Un kickt stramm naa de Uhr.
— So güngen dree Minuten hin,
Hein weur nix antosehn,
Doch as de veerte güng to Enn,
Don klappern em de Been.
De Stiivstand leet gans langsoom noo,
De Ammer sack nao unn,
„Paß up, reep Schüttsch, glieks fallt
he dohl,
Wi warrd de Wett' gewinn!"
„Ick weet, wat em noch retten kann,"
Fangt Lisbeth an to schreen,
Se heevt de Röck sick in de Heucht
Un wiist em ehre Been.
Se reet dat Hemd weg von de Büx
Un wiis em ehre Plumm'
„Hein hier kickst her!"
— De Steert güng hoch, un Lisbet,
de harr 'wunn'.

Obiges Gedicht, von einem Hamburger Arbeiter diktiert, scheint ursprünglich gedruckt vorgelegen zu haben, jedoch wird diese Art „Literatur“ kaum weiteren Kreisen zugängig sein.

Das Milieu des Elaborats ist eine Kleinleute-Hinterhofwohnung, in dem jetzt dem Abbruch verfallenden Alt-Hamburg.

„Schuuermann“ (Schauermann) ist eine Art Hafenarbeiter. Swengel (Penis). „Gatt“ (Arsch). Mäten (Mädchen). Titt (Brust). Noberschapp (Nachbarschaft). Schüttsch (Frau Sch., wohl = Schütts seine Frau). Steert (Schwanz). Pilotbüx (Schifferhose = mit Klappe).

Lieder aus der Oberpfalz.

Aufgezeichnet von J. Heimpel.

1. 's Dirnel hat g'sagt, 's Dirnel hat g'sagt
Jetzt kimmt der Winter,
Kimmst auf d' Nacht, kimmst auf d' Nacht
's ist nichts dahinter.

's Dirnel hat g'sagt, 's Dirnel hat g'sagt
Jetzt kimmt der Frühling,
Kimmst auf d' Nacht, kimmst auf d' Nacht
Da mach'n wir Zwilling.

's Dirnel hat g'sagt, 's Dirnel hat g'sagt
Jetzt kimmt der Sommer,
Kimmst auf d' Nacht, kimmst auf d' Nacht
Da tun wir nommer (?).

's Dirnel hat g'sagt, 's Dirnel hat g'sagt
Jetzt kimmt der Herbst,
Kimmst auf d' Nacht, kimmst auf d' Nacht
Daß nichts verderbst!

's Dirnel hat g'sagt, 's Dirnel hat g'sagt
Jetzt kimmt der Winter,
Kimmst auf d' Nacht, kimmst auf d' Nacht
Da mach'n wir Kinder.

2. 's Kammerfensterln.

Jüngst hat mir mein Dirnel
A Brieferl zug'schrieb'n,
Warum i denn gar nimmer
Nachts zu ihr kimm —
A Brieferl zug'schrieb'n
Warum i net kimm —
Holdria - di - ia - dio.

Hab 's Brieferl aufg'macht,
's Herz im Leib hat mir g'lacht,
Do bin i glei ganga
Bei der stockfinstra Nacht,
Hab gar nichts mehr g'dacht
Bei der stockfinstra Nacht,
Holdria - di - ia - dio.

Und wie i bin kemma
Beim Bauern ums Eck,
Da san halt die Luder
Jetzt no net im Bett,
Mei des ist a G'frett
Jetzt no net im Bett,
Holdria - di - ia - dio.

Hab 's Leiterl ang'stellt,
Steig naufi zu ihr,
Da schreit glei das Dirnel
Komm eini zu mir,
Steig aufi zu mir,
Komm eini zu mir,
Holdria - di - ia - dio.

Kaum bin i beim Dirnel
Jetzt drina a wen'g,
Da kimmt schon der Bauer
Mit sein'm Ochsenzwengzweng,
Schaut drein ganz verweg'n
Mit sein'm Ochsenzwengzweng,
Holdria - di - ia - dio.

Da gibt mir mein Dirnel
Den wohlweisen Rat,
Zum Fenster steig ausi,
Zur Tür ist's zu spat,
Zum Fenster steig ausi,
Zur Tür ist's zu spat,
Holdria - di - ia - dio.

Da hab i mi schleuni
Ums Fensterl umg'schaut,
Derweil hat der Bauer
Auf den Arsch auffi g'haut,
Bu, i hab dir g'schaut,
Wie der auffi haut,
Holdria - di - ia - dio.

Da bin i schön stat
Durchs Fenster g'krocha
Derweil ist der Fensterstock
Abibrocha,
Bin aussi krocha,
Ist abibrocha,
Holdria - di - ia - dio.

Da schreit glei der Bauer,
He, hiesei, oho!
Laß mir doch dengerst
Mei Fensterstock do.
Du kannst ihn net brauch'n
Und mir geht er o,
Holdria - di - ia - dio.

3. Gehn wir mal nüber, gehn wir mal nüber,
Gehn wir mal nüber zum Schmid — seiner Frau,
Gehn wir mal nüber, gehn wir mal nüber,
Gehn wir mal nüber zum Schmid.

Der Schmid, der hat zwei Töchterlein
Die möchten gern ge — heiratet sein,
Gehn wir mal nüber, gehn wir mal nüber,
Gehn wir mal nüber zum Schmid.

Schnadahüpfln aus Franken.

Gesammelt von Dr. Paul Müller.

1. Spricht der Pfarra zur Köchin:
„Wir müssen uns rühr'n,
„Denn dös sündhafte Volk will
„Zivileh' einführ'n."

2. Spricht die Köchin zum Pfarra:
„Dös schad't uns nix viel,
„Wenn Sie zu mir kommen,
„Sind's imma im Zivil."

3. Der Pfarra von Kitzingen
Hat an klan winzigen,
Spitzigen — Huat,
Aber steh'n tut er ihm guat.

4. Der Pfarra von Westenbach
Sprach: „Moanem Ermessen nach
Glaub i nit, daß es geht,
Wenn er halt nit steht!"

5. Der Pfarra von Barcelona
Tut seinen nimma schona,
Und der Pfarra von Madrid
Tut's alleweil mit.

6. Dem Pfarra von Würzburg
Ging'n imma die Fürz durch,
Denn in der Sem'narzeit
Hab'n's Arschloch ihm aufg'weit't.

7. Der Pfarra von Reutlingen
Hat g'schisse auf a Karr'n,
Da freut si der Scheißdreck,
Daß er a mal kann fahr'n.

8. Unt'r der Würzburger Bruck'n
Da sitzt a Kroat,
Der wagt si nit füri,
Da er 's Abweiche hat.

9. Und auf der Alma draus
Da gibt's koa Sünd',
Da kriegt die Sennerin
Von selbst a Kind.

10. Mei Schatz is a Flotsknecht,
A Flotsknecht muß sein,
Hat'n Kerl wia a Mastbaum,
Bringt'n überall nein.

11. Mei Schatz is a Schreiber,
A Schreiber muß sein,
Das Sch g'hert dem König,
Der Reiber g'hert mein.

12. Mei Schatz is a Schreiner,
A Schreiner muß sein,
Er macht mir a Wiag'n
Und's Kindle glei nein.

13. Mei Schatz is a Jaga,
A Jaga muß sein,
Er trifft bei mir imma
Ins Zentrum glei nein.

14. Mei Vata is a Metzger,
Sei Sohn dös bin i,
Mei Vater sticht die Kalbeln,
Die Madel stech i.

15. Und blau-weiß is bayrisch,
Grün scheißen die Gäns,
Wer'n andern in'n Arsch fickt,
Dös is a g'meiner Mensch.

16. Da drunten am Bache
Auf oachenem Klotz,
Da sitzt a schön's Madel
Und zeigt ihre Fo . . tographie.

17. Die Kirschen san zeiti,
Die Kirschen san süß,
Und's Madel hat's Nasenbluten
Zwischen dö Füaß.

18. Mad'l, wo hast denn dei Heiratsgut,
Mad'l, wo hast denn dei Geld?
Zwischen zwoa Bergen im tiefen Tal,
Da, wo's Bacherl naus quellt.

19. WaszwischenFotzundArschlochis,
Dös nennt man oanen Damm,
Und wenn der Damm zerrissen is,
Is Votz und Arschloch z'samm.

20. Auf der Würzburger Bruck'n
Da wohnt der Brückenbeck,
Der steckt'n Arsch zum Fenster naus
Und sagt, dös sei a Weck.

21. Da drunta am Bache,
Wo das Veilchen sich neigt,
Da scheißen zwoa Bauern,
Daß der Dampf naufsteigt.

22. In Augsburg im goldnen Stern,
Da möcht' man des Deifels wer'n,
Da hab'n's mir in'n Hut gesecht;
Is das nicht verwegt?

23. Die Kirschen san zeiti,
Die Kirschen san süß,
Und scheißt man in d' Stiefel,
So stinken die Füaß.

24. Das Madel hat g'schisse,
G'schisse in a Bach,
Den Jüngling treibt Sehnsucht,
Er schwimmt dem Schoaß nach.

Lieder aus Österreichisch-Schlesien.

Von Gustav Kohn.

I. Die Tabakdose.

Beim Tabakkramer, da kommen die Leut' z'sama, die gerne rauchen oder schnupfen tun, alte Kesselreiber, alte Abwäschweiber, denn denen ist das Schnupfen angeborn. Hörns do muß mer losen, a da bringens Dosen, is ka Boden oft gar nimmer drin. Und ane hots verwiche gar mit Popp bestriche, dos war gewiß a alte Schusterin.

Drauf is ane komma, hot an schwarzen gnoma, sogt ihre Dosen, is noch Pfenig gut, s'hot mir bei ihrem Leben, jo mei Mutter geben, denn die hot gewußt, wie wohl das Schnupfen tut. Tuns mers um Gotteswillen, nur recht gut onfüllen, denn er steht schon um an Pris Tabak, jo ich konn nimmer rosten, weil ich hob müssen fosten, zwegn meinem Monatgeld das gonze Johr.

Der Tabakkramer, bricht die Dosen zsama, wie er will den schwarzen einitun, war das ein Aufbegehren, hättens dos sollen hören, von dem Weib; die kriegt an Eselzurn. Sigst du Botzenlippel, dummer Dolkendippel jetzt wor die Dosen noch so Pfenig gut, und als Takakkramer sollst du dich recht schama, daß net weißt, wie mern eini tut.

Drauf kommt wieder ane, sogt i hob a klane Marokanerdos, kennst es längste: Tu mers nach meinen Willen, nur recht gut anfüllen, gib nur acht, daß mers nicht zerbricht, denn schau mei lieberguter, s'is von meiner Mutter noch a Andenken mit an Raihm. Der wills recht gut macha. Hörns dos war zum lacha, geht die ganze Dosen aus dem Leim.

Die Schlu dei nous Everl, und die Zwetschkenhefferl hätten a gern ihre Dosen gfüllt, drauf sogt das klane Mannerl, bei sein Kromerstandl, es kommt ma recht, heut bin i eh schon wild. I mit sommt die Hosen, schlüpf in so a Dosen. Wie die Amper sans, wären no nit voll, denn für Euch das kenn ich, wird mein Vorrat zwenig, dráhts euch aussi, machts mi heut ni toll.

Ober drauf kommt wieder ane, des wor die Rennerfani, der Tabakkramer hots gleich kennt; die schlägt a Lamatabel, ihr gehts miserabel. Mir hoben mei Dosen heut ganz verbrennt. Ich hob an schnupfen lossen, draußen auf der Goss'n, der hot an Feuerschwamm mir eini ton. Und drauf fengt die Dosen hell an zu glosen, dos ichs gar nimmer brauchen kon.

Drum soll holt ka Maderl, do im Linzer Staderl, niemand schnupfen lossen, ders net kennt, denn fängt so a Dosen am ohlan zu glosen, is ka Rettung mehr, es gleich verbrennt. Nacha heißts bei Zeiten, s' lieber Schnupfen meiden. Denkt euch Leute nur das Malheur. I wollt ah nix essen, ols nur dos vergessen, übers Schnupfen steht holt gor nix mehr.

II. Die keusche Müllerin.

Ich bin die fesche Müllerin,
Ich stell mich vor mit keuschem Sinn.
Die Mühle, die ich mein,
Die mahlt ja grob und mahlt auch fein.
:|: Da geht die Mühle klipp, klapp,
Woran ich meine Freude hab. :|:

Die Mühle liegt im stillen Tal,
Der Weg zu ihr ist eng und schmal,
Ein dichter Wald umfasset sie,
Auch fehlt es ihr an Wasser nie.
:|: Da geht die — — — — :|:

Es hat der Hans in einer Nacht
Die Mühl sechsmal in Gang gebracht,
Es knarrt und knurrt im Mühlenrad,
Auf einmal geht die Mühle stad.
:|: Jetzt geht sie nimmer klipp, klapp. :|:

Und endlich gar nach langer Zeit
Geht die Mühle wieder in voller Freud,
Noch geht sie ohne Rast und Ruh,
Hans, der ist der Herr dazu.

III. Matrosen fuhren übers Wasser,
Und das Mädchen wurde immer blasser.
Matrosen tuen gerne rudern,
Und das Mädchen läßt sich gerne pudern.

Jeder Bauer liebet seinen Acker
Und das Mädchen stehet immer wacker.
Jeder Bauer liebet seinen Pflug
Und das Mädchen hat ne große Fut.

Jeder Rabe bauet sich sein Nesterl,
Jeder Bruder liebet seine Schwesterl.
Jeder Rabe liebet seinen Glanz.
Und das Mädchen einen dicken Schwanz.

Jeder Jäger schießet einen Hasen,
Jedes Mädchen, das muß einmal lasen.
Und der Hase sitzet hinterm Strauch
Und das Mädchen kriegt nen dicken Bauch.

Jeder Spieler liebet seine Trümpfe,
Und das Mädchen liebt die roten Strümpfe.
Jeder Spieler hat ein Trumpf zu wenig
Und das Mädchen hat den roten König.

Jeder Tambour liebet seine Trommel,
Jedes Mädchen spielt sich an der Fommel.
Jeder Tambour schlägt mit seinem Schlägel
Und das Mädchen läßt sich gerne vögeln.

Des Jägers Klage.

Von Dr. L. Schenk.

Der in Band 8, auf Seite 323 unter Nr. 7 der Erzählungen aus Hessen angeführte Vers bildet den Schluß eines kleinen offenbar erotisch aufzufassenden Gedichtes, das sich auf einer Ansichtkarte findet, die vor etwa zehn Jahren im lebenfrohen Rheinland, z. B. in Elberfeld, viel verkauft wurde, heute jedoch — vermöge der gerade im Wuppertal oft in widerwärtiger Weise zu Tage tretenden Sittlichkeitschnüffelei — kaum noch aufzutreiben ist.

Die betreffende Ansichtkarte, deren Herkunft bezw. Druckort — München? — leider nicht auf der Karte vermerkt ist, zeigt einen weißbärtigen Jägerkopf mit großem Schlapphut und lustigem, verwogenem Gesichtausdruck, daneben in einer Landschaft auf einer Bank sitzend ein eng sich umschlingendes, kosendes Liebepärchen. Das von hinten an die Bank gelehnte Gewehr sowie die grüne Tracht und der im Vordergrunde auf dem Wege sitzende Hund kennzeichnen „Ihn“ als Jägermann — und darunter bzw. daneben finden sich die Verse:

In meinen jungen Jahren,
Da ging ich oft zum Wald,
Die Schnepfe dort zu jagen,
Wie hab ich da geknallt.

Wie stieß ich gern und mächtig
Den Ladstock in den Lauf,
Wie stand der Hund so prächtig,
Wenn's auf die Sau ging drauf.

Jetzt hängt die Jägertasche,
Die Schnalle bleibt nun zu:
Leer ist die Pulverflasche,
Der Hahn hat gute Ruh.

Die Jagd ist jetzt geschlossen,
Verrostet ist's Gewehr:
Das Pulver ist verschossen,
Der Hund, der steht nicht mehr.

Studentenlieder aus Würzburg.

Der Dalkete Bua.

1. Ein Student — Witwe kennt,
Visiten macht;
Kanapée — Negligée,
Fällt in Ohnmacht;
Er verrückt — Sie entzückt
Drückt d' Augen zua,
Denkt sich dann: — Junger Mann,
Dalketer Bua.

2. Er und Sie — Landpartie,
Er erst siebzehn Jahr;
Wald hinein — lustig sein,
Rausch gehabt sogar;
Immergrüne — Unschuld,
Bleich dann in d' Früha;
Hausfrau spricht — wie sie's sicht:
Dalketer Bua.

In Würzburg Anfang der 80er Jahre aufgezeichnet (aus Studentenkreisen).

3. Als ich noch im Flügelkleide
In die Mädchenschule ging,
Ach! Was hatt' ich für 'ne kleine,
Und was hab ich jetzt für'n Ding!

Im Norden bekannt.

4. Auf der Alm drauß'
Steht a Writhaus,
Schaut a Mensch 'naus
Mit a Filzlaus.

Kommt a Schandarm 'naus —
In das Wirthaus,
Schmeißt das Mensch 'naus
Weg'n der Filzlaus.

In Würzburg gesammelt von Dr. Paul Müller.

Ein Studentenlied aus Tübingen.

Alle Mädchen, juchheidi,
Alle Mädchen muß man lieben,
Alle die da, juchheidi,
Einen Schwanz ins Vötzlein schieben.

Anna, ach die, juchheidi,
Anna liegt am liebsten unten,
Mit den Händen, juchheidi,
Gierig faßt sie meinen Spunden.

Bertha, heißa, juchheidi,
Bertha will den Schwanz erst knutschen,
Denn sie meinte, juchheidi,
Besser muß er dann nur rutschen.

Klara lächelt, juchheidi,
Klara sagt, welch süßer Bengel,
Wollustschauernd, juchheidi,
Lechzt sie nach dem Wonnestengel.

Doris schmunzelt, juchheidi,
Doris drückt ihn voll Gelüste
Wenn er steif ist, juchheidi,
An die weißen Marmorbrüste.

Emma zittert, juchheidi,
Emma läßt sich nur von hinten,
Denn ihr Podex, jucheidi,
Scheint das molliger zu finden.

Frieda gurgelt, juchheidi,
Frieda reibt mit weichen Händen
Das lieb Schwänzlein, juchheidi,
Und versteckt's dann in den Lenden.

Georgettes, hopsa, juchheidi,
Georgettes vögelt gern im Stehen
Und das geht dann, juchheidi —
Donner, muß das schnell stets gehen.

Juliette! Heio! Juchheidi,
Haarig ist die feine kleine.
Kitzeln tut sie, juchheidi,
Mit dem Haar an Votz und Beine.

Henni zwinkert, juchheidi,
Henni muß man wirklich loben,
Rassig ist sie, juchheidi,
Vögeln will sie nur von oben.

Lucie, o die, juchheidi,
Über die muß ich mich strecken,
Kaut am Schwanz mir, juchheidi,
Und ich muß ihr Vötzlein lecken.

Kätchen, Marie, juchheidi,
Nina, Odette, Paula, Rosa,
Salome, hei juchheidi,
Toni, Ursel, Vally, Wanda.

All ihr guten, juchheidi,
Wißt so fein den Schwanz zu steifen,
Seid barmherzig, juchheidi,
Laßt euch gern ans Vötzel greifen.

Alle Mädchen, juchheidi,
Alle Mädchen muß man loben,
Die man vögelt, juchheidi,
Rittlings, stehend, unten, oben.

Karl Amrain.

Wiener Studententischlied.

Aus medizinischen Kreisen.

Ein Tripper sitzet ganz allein
In einem schönen Rosenhain,
Schanker fliegen durch die Lüfte
Und verbreiten bestialische Düfte.
Alte Weiber tun sich fingerln,
Pudern lassen sich die Jüngern.
Hinter finstern hohen Mauern
Schlagen Buben kalte Bauern
Und zwei altbemooste Ärsche
Blasen düstere Trauermärsche.

(Aus dem Jahre 1875.) Mitgeteilt von Dr. med. Karl Reich.

Polnische Schnadahüpfeln (śpiewki) aus Russisch-Polen.

Gesammelt von B. B. verdeutscht von J. K. in Görz.

1. Ożenił się kołodziej,
Żona kurwa, sam złodziej;
Dobrze im się szykuje,
Złodziej z kurwą tańcuje.

2. U naszego pana zielony ganeczek,
Wsiadał na konika, stłukł se dwa jajeczek. P. M.

3. U naszego pana
Jajka po kolana.

4. Zieleni się Saska Kępa,
Antek rypie, Kaśka stęka. A. U.

5. Szła dziewczyna po lesie,
Ja się pytam, co niesie;
Ona fartuszka podnosi,
Pokazuje, co nosi.
Czarne było, jak wrona,
A nie miało ogona;
Trzeba było, się zabawić,
Wronie ogon przyprawić. L. S.

6. (Warjanty śpiewki, Anthr. VI, 355, Nr. 17.)
Siedziała na pyrzu,
Wołała: Kaźmirzu!
Siedziała na ganku,
Wołała! Mój Janku!
Kiwała palcami:
Chodź do mnie z jajcami.

7. Matka była nie pijaczka;
Ojciec nie pijak;
Matka miała jak doniczkę,
Ojciec jak bijak. K. P.

8. Szła dziewczyna przez las,
Wyłamała tyczkę,
Przyszedł do niej chłopak,
Złapał ją za — ucho.
Poczekaj, chłopaku,
Jaki, z ciebie zdrajca,
Spuściłeś porteczki,
Pokazałeś — pięty. K. P.

9. Oj, ruchajże mnie, ruchaj,
Oj, żebym się ruchała,
Jak mnie nie będziesz ruchał,
Oj, nie będę cię chciała. K. P.

10. Młynarze, młynarze,
Wy, młynarze juchy!
Grubo pytlujecie,
Pannom rosną brzuchy. K. P.

11. Cóżeś ty za młynarz,
Kiedy pytla nie masz?
Portkami pytlujesz,
Półdupek ci wylazł. K. P.

12. Za stodołą w powoju,
Nie dam ci ja spokoju,
Żebym się nie zamotał.
Tobym cię był schrobotał. K. P.

13. Swak, swak w łóżku leży,
Ciotka go ruchała,
Ale swak się nie domyślał,
Czego ciotka chciała. K. P.

14. Zalecał się w pelerynie,
Ożenił się w płaszczu:
Jak mu nie chciał sztywno stanąć,
Umaczał se w barszczu. K. P.

15. Skoczyłbym ja, skoczył,
Na dziewczynę skoczył,
Ale mi kutaska
Robaczek utoczył. K. P.

16. Śniło mi się na śnie,
Że mi brzuszek rośnie;
Przebudzam się, pomacam się,
Zmartwiłam się strasznie. K. P.

7. Mówiłam ci po pierwszy raz,
Że ci cycek dziurką wylazł;
Mówiłam ci po dwa razy,
Niech ci cycek nie wyłazi. K. P.

18. Żydowski Mesyjasz
Najadł się lubaszek,
Wyszedł na góreczkę,
Stanął mu kutasek.
Żydowski Mesyjasc
Na kamieniu kuczał,
Wylazł mu kutasek,
Pies na niego mruczał. K. P.

19. U mojego wuja
Cztery łokcie chu — nie —
Chusteczki jedwabnej
Dla dziewczyny ładnej.
Poszła do piwnicy
I dała mi pi — nie —
Piwa dwie szklaneczki
Z nowej baryłeczki.
Wlazła na chałupę,
Pokazała du — nie —
Duży wór pieniędzy,
Bo chce męża prędzej.

20. Niosła Zosia wodę,
Na konewce siadła:
Pijże, pisiu, wodę,
Boś kiełbasę jadła. K. P.

21. Czy to prawda, czy nieprawda,
Co ci ludzie mówili,
Że Michałek nie ma jajek,
Buraka mu przyszyli. K. P.

22. Ożenił się Korcipka
I nie wiedział, gdzie cipka;
Cztery nocy obracał
I jeszcze nie namacał.
Zapytał się Kiernosa: —
Ná trzy piędzi od nosa
I na jednę od pępka,
Siedzi se tam, jak kępka. K. P.
(Anthr. VI, 352, Nr. 2.)

23. A czy dasz, czy nie dasz,
Czy wesela poczekasz?
Dam ci troszkę, nie wiele,
Będzie prędzej wesele. K. P.
(Anthr. VI, 355, Nr. 16).

24. Powiedziałeś, że nie mam ci —
Mam ci;
Pójdźże ze mną do komórki,
Dam ci;
A jak przyszedł do komórki,
Siadł se;
Dałam mu ci — chleba z masłem, —
Zjadł se. K. P.

25. Ojże jeno, cimdzi-ryndziu,
Nie mam jej na podorędziu,
Bom ją w domu zostawiła,
Żebym chłopców nie bawiła,
Ale zaraz poszlę po nią,
Bo mnie bardzo proszą o nią. K. P.

26. Żeby komu dobremu,
Zaniosłabym do domu,
Jak dla ciebie, huncwocie,
Powieszę ją na płocie,
Niech wisi. K. P.

27. Ojże dyna, urznę ci go,
A na wiosnę wprawię ci go,
Przyprawię ci osikowy,
To będziesz miał zawsze zdrowy.
K. P.

28. Dałabym ci, dała
Kosmatego ciała,
Ależeś paskudny,
Wydarłbyś mi kudły. K. P.

29. Dalabym ci z chęci
I mam na pamięci, —
Matka djabła zjadła,
Po izbie się kręci. K. P.

30. Odradajca, odradajca,
Weźmij ciupkę, przypraw jajca. K. P.

31. Gwizdał se sztajera,
Łamanego walca;
Odcedzał kapustę,
Poparzył se jajca. K. P.

1. Ein Radmacher hat geheiratet,
Das Weib ist eine Hure, er ein Dieb;
Es steht ihnen wohl an,
Der Dieb tanzt mit der Hure.

2. Unser Herr hat einen grünen Balkon,
Er hat das Pferdchen bestiegen, hat sich seine zwei „Eier" zerschlagen.
P. M.

3. Unser Herr hat
Hoden bis zu den Knien.

4. Die Saska Kępa[1]) grünt,
Anton wühlt, Kathi stöhnt. A. U.

5. Ein Mädel ging durch den Wald,
Ich fragte sie, was sie trage;
Sie hob das Schürzchen,
Zeigte, was sie trug.
Schwarz war's wie eine Krähe,
Hatte aber keinen Schweif;
Ich mußte mich amüsieren,
Der Krähe einen Schwanz verschaffen! L. S.

6. Variante zum Liedchen Anthr. VI, 355, Nr. 17.)
Sie saß im Queckengras,
Rief: Kasimir!
Sie saß auf dem Gang,
Rief: „Mein Hans!"
Sie winkte mit den Fingern:
„Komm zu mir mit den Hoden!"

7. Die Mutter war keine Trinkerin,
Der Vater kein Trinker;
Die Mutter hatte eine wie einen Blumentopf,
Der Vater einen wie einen Klöpfel.
K. P.

8. Ging ein Mädel durch den Wald,
Brach ein dünne Stange aus (= tyczkę)
Kam zu ihr ein Bursch,
Faßte sie an — dem Ohr!
(Jedermann erwartet den Reim: piczkę = die vulva.)
Warte, Bursch,
Was für ein Verräter (zdrajca) du bist,
Hast die Hosen hinabgelassen,
Hast — Fersen gezeigt! K. P.
(Man erwartet natürlich den Reim: jajca = Hoden.)

9. Oj, rühre (= ficke) mich, rühre (ficke) mich,
Oj, wie möchte ich mich „rühren"!
Wenn du mich nicht „rühren" wirst,
Werde ich dich nicht mögen. K. P.

10. Müller, Müller,
Ihr Jauchenmüller!
Ihr beutelt (schütteln) grob,
Den Jungfrauen werden die Bäuche anschwellen. K. P.

---

[1]) bedeutet „Riedgras"; auch „Flußinsel mit viel Gebüsch"; hier = vulva.

11. Was für ein Müller bist du,
Wenn du keinen Beutel hast?
Beutelst mit der Hose,
Der halbe Arsch ist dir herausgeschlüpft. K. P.

12. Hinter dem Stadel in der Winde (Pflanze)
Gebe ich dir keine Ruh,
Hätte ich mich nicht verwickelt,
So hätte ich dich „durchgerasselt" (= gefickt)! K. P.

13. Swak, swak (= ?) liegt im Bette,
Die Tante (rührte) schüttelte ihn,
Doch dem swak fiel es nicht ein,
Was die Tante wollte. K. P.

14. Er machte den Hof in der Pelerine,
Heiratete im Mantel;
Als er ihm nicht gehörig stehen wollte,
Tunkte er ihn im barszcz[1]) ein. K. P.

15. Ich würde springen, springen,
Auf ein Mädchen springen,
Doch mir hat den Zumpt
Ein Würmchen „abgezapft". K. P.

16. Ich habe im Schlaf geträumt,
Daß mir das Bäuchlein schwelle;
Ich erwache, betaste mich,
Habe mich schrecklich gegrämt. K. P.

17. Ich hab' dir's das erste Mal gesagt,
Daß dir das Duttel durch das Loch herausgeschlüpft ist;
Ich hab' dir's zweimal gesagt,
Das Duttel soll dir nicht rauschlüpfen!
K. P.

18. Der jüdische Messias
Aß sich an lubaszki an,
Stiegt auf das Berglein,
Da stand ihm der Zumpt.
Der jüdische Messias
Hockte auf dem Steine,
Der Zumpt schlüpfte ihm raus,
Ein Hund knurrte ihn an.

[1]) = Rotrübensuppe.

19. Mein Oheim hat ein
Vier Ellen langes Sch— nein!
— Seidenes Tüchlein
Für ein schönes Mädchen.
Sie ging in den Keller
Und gab mir die F— nein!
Zwei Glas Bier
Aus dem neuen Fäßchen.
Sie stieg auf das Hüttchen,
Zeigte ihr F— nein!
Einen großen Geldsack,
Denn sie will schnell einen Mann.

20. Sophie trug Wasser,
Setze sich auf die Kanne:
Trink nur, Fötzchen, Wasser,
Denn du hast eine „Wurst" (kelbasa heißt aber auch penis) genossen!
K. P.

21. Ist's wahr oder nicht wahr,
Was diese Leute sagten,
Da Michel keine Hoden hat,
Habe man ihm eine rote Rübe angenäht? K. P.

22. Geheiratet hat Korcipka
Und nicht gewußt, wo die Fut sei;
Vier Nächte hat er sie gedreht (gewendet)
Und sie noch nicht betastet.
Er fragte den Kiernos (und erhielt die Antwort):
Vier Spannen von der Nase
Und eine Spann vom Nabel,
Sie sitzt dort wie eine (gebüschreiche) Flußinsel. K. P

23. Läßt du dich oder nicht,
Wartest du die Hochzeit ab?
Ich geb dir ein Bißchen, nicht viel,
Es wird bald die Hochzeit sein. K. P.

24. Du hast ihm gesagt, ich hätte keine F—
Ich habe dir eine;
Geh mit mir ins Kämmerlein,
Ich geb dir eine;

Und als er in die Kammer kam,
Setzte er sich;
Ich gab ihm die F. — Brot mit Butter —
Er aß sich an. K. P.

25. Ojże jeno, cimdzi-ryndziu,
Ich habe sie nicht unter der Hand,
Denn ich habe sie im Haus gelassen,
Um die Burschen nicht zu amüsieren;
Aber ich lasse sie gleich holen,
Denn sie bitten mich sehr darum.

26. Wenn es für einen guten Menschen wäre,
Würde ich sie ins Haus bringen,
Da aber für dich, Hundsfott,
So hänge ich sie auf den Zaun —
Sie soll hangen! K. P.

27. Ojże dyna, ich schneide dir ihn ab,
Und im Lenz setze ich ihn dir wieder ein,
Ich verschaffe dir einen aus Espenholz[1]),
Dann wirst du immer einen gesunden — haben. K. P.

28. Ich würde dir geben, geben
Den behaarten Leib,
Da du aber unsauber bist,
Würdest du mir die Zotten (Haare) ausreißen. K. P.

29. Ich würde dir sie mit Vergnügen geben
Und habe im Gedächtnis —
Die Mutter hat den Teufel gegessen,
Krümmt sich in der Stube (?). K. P.

30. Odradajca, odradajca,
Nimm die Fut, richte die Hoden her.
K. P.

31. Er pfiff sich einen Steirischen,
Einen gebrochenen Walzer (auch = Walze!)
Er seihte den Kohl ab,
Verbrühte sich die Hoden. K. P.

Ucinki = Fragmente.

1. Daj mi mléka!
— Wydój byka!

2. — Żydzie!
Świnia za tobą idzie!
Ryczy, kwiczy,
Żebyś jej dał cycy.

3. Twój kutas
Nie przejdzie przez mój las.

4. Rzuć tę gwizdę,
Weź se pizdę.

5. — Dzień dobry panu, jak się pan masz?
— Dla ciebie dobry, a dla mnie płacz:
Ty dziś z książką do kościoła,
A ja z kuśką do doktora,
Bo mi spuchła, jak koci łeb.

6. Co ja widzę, co ja widzę!
Napoleon na Helenie,
Aleksander na Jadwidze. E. K.

7. Nie bój się, Michałku,
Pchaj po same jajka;
Moja piczka, jak pończoszka,
Rozciągnie się jeszcze troszka. P.

8. Co się przyśni,
To przyciśnij. F. K.

9. Ksiądz świecki,
Co poświęca kiecki. M. F.

10. Chuda panna —
Ani dupy, ani ciupy. J. K.

11. Gdy nadejdzie piękny maj,
Wszystkie portki pełne jaj. F. R.

---

[1]) osikowy ist eine Kombination aus osika = Espe und osiknąć = anpissen, anspritzen.

12. Nasz pan majster z Bugaja
Powiesił się za jaja,
A majstrowa za piczę,
A ja stoję i krzyczę . . . W.

13. (Nazwy ulic w Warszawie.)
Wyszła Piękną, przeszła Wspaniałą,
Upadła na Śliskiej, wróciła Niecałą.
A. U.

14. Co to za moda, co to za moda:
Nad brzuchem cycki, pod brzuchem broda. K. P.

15. Moja panno, ja ci życzę,
Żebyś miała dużą piczę. K. P.

16. Tak to bywa:
Kto na wierzchu, ten się kiwa. K. P.

17. (Niemiecki ślub.)
— A ty, Hans Fidryganc,
Będziesz milować swoją Hanc?
— Ja!
— A ty, Hancka Fidrygancka;
Będziesz milować swojego Hanska?
— Ja! (tak cieniutko odpowiada).
— Jak ten Hans Fidryganc,
Będzie szwanc w dupę pchać,
Żeby się nie posrać!
— Najn-najn-najn. K. P.

18. Ma koza piczkę? Ma.
Ale ta piczka, to nie jest piczka, —
To żydowska kropielniczka. P. M.

19. Bieda z temi rzeczami,
Co są między nogami. K. P.

20. Deszczyk idzie, deszczyk kropi,
Całujcie mnie w dupę, chłopi. K. P.

21. Szanowny panie,
Niech panu stanie. K. P.

1. „Gib mir Milch!"
„Melke den Stier!"

2. Jude!
Ein Schwein geht dir nach!
Es brüllt (grunzt), es quiekt,
Du mögest ihm die Zitzen geben.

3. Dein Zumpt
Geht durch meinen Wald nicht durch.

4. Wirf diese (= Pfeife) Gwizda weg,
Nimm dir eine vulva!

5. „Guten Tag, mein Herr, wie geht's?"
„Für dich gut, für mich aber zum Weinen:
Du gehst heute mit dem Büchlein in die Kirche,
Ich aber mit dem penis zum Arzte,
Denn er ist mir angeschwollen wie ein Katzenschädel."

6. Was seh' ich, was seh' ich!
Napoleon auf Helena
Und Alexander auf der Hedwig. E. K.

7. Fürchte dich nicht, Michel,
Stoß ihn nur bis an die Hoden hinein;
Mein Füttchen ist wie ein Strümpfchen,
Läßt sich noch 'n Bißchen ausdehnen (erweitern). P.

8. Was dir träumt,
Das „drücke" (= tupfe)! F. K.

9. Weltpriester ist der,
Der die kiecki (= ?) weiht. M. F.

10. Arme Jungfrau —
Hat weder Arsch noch Fotze. J. K.

11. Wann der schöne Mai herankommt,
Sind alle Hosen voll von den Hoden.
F. R.

12. Unser Herr Meister aus Bugaj
Hat sich an den Hoden aufgehängt,
Und die Meisterin an der Futt,
Und ich stehe und schreie . . . W.

13. Als Schöne ging sie aus, ging als Hübsche vorüber, fiel auf der

Schlüpfrigen, kehrte nicht heil (nicht unversehrt) zurück. — Man kann aber auch so übersetzen: Sie ging aus durch die „Schöne Gasse“, passierte die „Hübsche Gasse“, fiel auf der „Schlüpfrigen Gasse“, kam zurück durch die „Nicht-ganze Gasse“ (lauter Warschauer Gassen).

14. Was für eine Mode ist das:
Über dem Bauche die Dutteln, unter dem Bauche der Bart.
(Gemeint sind die Schamhaare.)

15. Meine Jungfrau, ich wünsche dir,
Daß du eine große vulva hättest.

16. So pflegt es zu sein,
Wer obenauf ist, der schüttelt sich.

17. Deutsches Gelöbnis.
„Du, Hans Fidriganz,
Wirst du deine Hanne lieben?“
„Ja.“
„Und du, Hanni Fidriganzka,
Wirst du deinen Hans lieben?“
„Ja“ (antwortete sie mit dünner Stimme).
„Wie wird dieser Hans Fidriganz
Stoßen in die Futt den Schwanz,
Ohne sich zu bescheißen!?“
„Nein, nein. nein!“

18. Hat die Ziege eine Fotze? Ja.
Doch diese Fotz ist keine Fotze,
Das ist ein jüdischer Weihwasserkessel. P. M.

19. Ein Kreuz ist mit diesen Sachen,
Die zwischen den Beinen sind.

20. Es regnet, der Regen netzt,
Küßt mich ins Arschloch, Bauern!

21. Geschätzter Herr,
Möge er ihnen stehen!

Slovenische Schnadahüpfeln aus dem Küstenlande[1]).

Aufgezeichnet und übersetzt von Joh. K.

I. Kolkokrat sva vkup ležala,
Roke, noge križem djala,
Ti si rekla: „Pr' moj' duš',
Fantič moj, ti boš moj mož.“
II. Kaj so rekli Frančiškani?
Da je luknja med nogami.
Kaj so rekle črne nune?
Da se kurc v· pizdo sune.
Kaj so rekli kapucini?
Da se kurc v pizdo sili.
III. Ljubca moja, kaj s'pa taka,
Da ti je vsaka noč prekratka?
Ura bije dve pa tri,
Ti pa praviš, da ni polnoći.

I. Wie oft lagen wir zwei beieinander,
Kreuzten Arme und Beine,
Du sagtest: „Meiner Seel,
Mein Bursch, Du sollst mein Mann sein.“
II. Was sagten die Franziskaner?
Daß ein Loch zwischen den Beinen ist.
Was sagten die schwarzen Nonnen?
Daß man den Zumpt in die Fotze stößt.
Was sagten die Kapuziner?
Daß der Zumpt in die Fotze drängt.
III. Meine Geliebte, warum bist du so,
Daß dir jede Nacht zu kurz ist?
Die Uhr schlägt zwei und drei,
Du aber sagst, es sei noch nicht Mitternacht.

---

[1]) Das sind Proben einer uralten slavischen Reigendichtung, die sich bei den Chrowoten und Serben in vollster Ursprünglichkeit und großer Fülle bis auf die Gegenwart behauptet hat. Vgl. [Krauss]: Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven. Paris 1899—1901. Zum zweiten Text eine chrowot. Variante ebenda S. 310, Nr. 13 (Kryptadia).

Ein Zigeuner-Vierzeiler aus Slavonien.

Mitgeteilt von J. K.

Kuma humasko Kusváris,	Als ich mich nach Klausenburg begab,
Cingardinc k'om kurváris;	Schalt man mich einen Hurenjäger;
Hijába ke nam kurváris,	Wahrlich, ich bin kein H.,
K'om le čajangro husáris.	Sondern bloß ein Mädchenhusar.

(Joh. Hudorović hat dieses Lied in Slavonien gelernt, als er 15 Jahre alt war.)

Ein magyarisches Liedchen.

Aus dem Munde eines ungarischen Offizierburschen in Görz aufgezeichnet von Prof. J. K.

Pina fász	Vulva und penis
Együl bász,	Ficken zusammen,
Régi dolog ász.	Alte Geschichte das!

Italienische Lieder aus dem österreichischen Küstenlande.

Aufgezeichnet und übersetzt von Joh. K.

I. „Dove ti vadi, bella brunetta,
cosi soletta per la città?"
„O, mi vado alla fontana
Dove la mama me ga mandà."
„Fermite, fermite, bella brunetta,
che intanto l'acqua ti schiarirà."
„O no, no, non posso fermar me,
che mia mama fretta me dá."
„Mi te daría cento ducati —
una sola notte dormire con te."
„Spetti che mi vado de mia mama,
qualche consiglio la me darà."
„O mama mia, che bel cavaliere,
un bel cavaliere me ga ricercá,
el me daría cento ducati
una sola notte dormire con me."
„Ciàpali, ciapali, bella brunetta,
che i sarà boni per maritár."
„Oh si, si, che li ciapería,
pur che la panza no me cressi."

„Wohin gehst Du, schöne Brünette,
so allein durch die Stadt?"
„O, ich gehe zur Quelle,
wohin mich die Mutter geschickt hat."
„Bleib stehn, bleib stehn, schöne Brünette,
unterdessen wird dir das Wasser klar werden."
„O nein, ich darf nicht stehen bleiben,
Da meine Mutter mich eilen heißt."
„Ich würde dir 100 Dukaten geben,
um nur eine Nacht bei dir zu liegen".
„Warten Sie, daß ich zur Mama gehe,
Die wird mir einen Rat geben."
„O Mama, was für ein schöner Kavalier,
ein schöner Kavalier hat mich aufgesucht,
er würde mir 100 Dukaten geben,
um nur eine Nacht bei mir zu liegen."
„Nimm sie, nimm sie, schöne Brünette,
sie werden gut sein zum Heiraten."
„O ja, o ja, ich würde sie nehmen,
wenn nur der Bauch nicht anschwellen würde."

II. Le 33 belleze della donna. = Des Weibes 33 Schönheiten.

Nach dem Diktate einer Lehrerin aus Venezien niedergeschrieben und übersetzt von J. K.

1. Tre cose bianche: denti, gambe, tette.	3 weiße Dinge: Zähne, Schenkel, Brüste.
2. Tre cose nere: i peli della potta, i capelli, gli occhi.	3 schwarze Dinge: Vulvahaare, Haupthaar, Augen.
3. Tre cose rosse: le labbra della fica, i capezzoli, il buco del culo,	3 rote Dinge: Lefzen der vulva, Brustwarzen, Arschloch.
4. Tre cose lunghe: capelli, corpo, mani.	3 lange Dinge: Haare, Leib, Hände.
5. Tre cose curte: orecchi, sporta, denti.	3 kurze Dinge: Ohren, Vulva, Zähne.
6. Tre cose larghe: petto, fronte, culo.	3 breite Dinge: Brust, Stirne, Gesäß.
7. Tre cose strette: mona, bocca, collo del piè.	3 enge (schmale) Dinge: Vulva, Mund, Fußrist.
8. Tre cose grosse: tette, gambe, braccia.	3 dicke Dinge: Brüste, Schenkel, Arme.
9. Tre cose sottili: labbra, dita, naso.	3 dünne Dinge: Lippen, Finger, Nase.
10. Tre cose piccole: fica, testa, piedi.	3 kleine Dinge: Vulva, Kopf, Füße.
11. Tre cose senza odore: bocca, potta, piedi.	3 geruchlose Dinge: Mund, Vulva, Füße.

Ein altes Lied aus der Picardie.

Mitgeteilt von K. Amrain.

Nachstehend geben wir das Lied vom Grafen Orry wieder, einer heute nicht mehr gang und gäbe französische Chanson, den man hinauf in das XV. Jahrhundert verlegt hat. Das Süjet dieses Sanges behandelt den Überfall eines Nonnenklosters, ein beliebter Gegenstand romanischer Volksänger. Die Melodie lautet etwa folgendermaßen:



Ce comte Orry, Châtelain redouté.
Après la chase, n'aimait rien que la gaieté
Que la bombance, les combats et la beauté.

Holá! mon Page? Venez me conseiller?
L'amour me berce, et je ne puis sommeiller . . .
Comment m'y prendre, pour dans ce couvent entrer?

Sire, il faut prendre quatorze Chevaliers;
Et tous, en Nonnes, il vous les faut habiller;
Puis, à nuit close, à la porte aller heurter.

Orry va prendre quatorze Chevaliers
Et tous, en Nonnes, Orry les fait habiller;
Puis, a nuit close, à la porte ils vont heurter.

Holà! Qui frappe? Qui mene un si grand bruit?
Ce sont des Nonnes, et qui ne vont que de nuit;
Qui sont en crainte de ce maudit Comte Orry!

Survient l'abbesse, les yeux tout endormis.
Soyez, Mesdames, bien venues en ce logis.
Mais comment faire? ou trouver quatorze lits?

Chaque Nonnette, d'un coeur vraiment chrétien
Aux étrangères offre la moitié du sien.
Soit (dit l'abbesse): Sœur Colette aura le mien.

La sœur Colette, c'était le comte Orry,
Qui, pour l'abbesse d'amour ayant appétit
Dans sa peau grille de trouver la pie au nid.

Fraîche, dodue, oeil noir et blanches dents
Gentil corsage, peau d'hermine et pieds d'enfants
La dame Abbesse ne comptait pas vingt-cinq ans.

Au lit ensemble, tous les deux bien pressées
Ah! dit l'abbesse. Ciel, comme vous m'embrassez!
Vrai Dieu, Madame! Peut-on vous aimer assez?

Ah, sœur Colette, qu'avez bien le coeur bon!
Mais, soeur Colette, qu'avez bien rude menton?
Parbleu Madame, ainsi mes compagnes l'ont!

Toutes mes Nonnes, venez me secourir!
Croix et bannières, l'eau bénite allez quérir!
Car je suis prise par ce maudit comte Orry!

Ah! Dame Abbesse, vous avez beau crier:
Laissez en place, croix, bannière et bénitier,
Car chaque Nonne est avec son chevalier.

La pauvre Abbesse, après un plus grand cri
Sans voir de Nonnes, n'espérant plus de merci
Prit patience avec sœur Colette aussi.

Neuf mois ensuite, vers le mois de Janvier
L'histoire ajoute, et comme un fait singulier!
Que chaque Nonne fit un petit chevalier!

Handelt es sich hier um einen „ritterlichen“ Klosterüberfall, so lassen sich ihm zahlreiche Beispiele an die Seite stellen, in denen Söldnerführer in Abteien und milde Stifte einbrechen, um die Nonnen durch List zu vergewaltigen. Als Beleg hierfür verweisen wir auf die folkloristisch bedeutsamen Contes rémois des Grafen Louis de Chevigné, die 1858 während des II. französischen Kaiserreiches erschienen. Diese in poetische Form gefaßten Perlen volkmündlicher Erzählungen wurden par la finesse des railleries, la singularité des événements, la naiveté et la variété des peintures, von der gesamten führenden Presse Frankreichs gelobt und wegen der wunderschönen Zeichnungen von E. Meissonier von allen kunstsinnigen Kreisen gekauft. Männer wie Henry d'Audigier von der Patrie, Paul d'Ivoi vom Courrier de Paris, Philippe Busoni von der Illustration, Joel Cherbuliez von der Revue critique des livres nouveaux; A. Aubry vom Bulletin du Bouquiniste und Hunderte andere geistsprühender Männer der Feder, Gelehrte und Künstler haben sich an diesen den alten gallischen Witz und Sarkasmus sprühenden Erzählungen ergötzt und erquickt sowie belehren lassen. Grade darin liegt ja für den Folkloristen, der seine Wissenschaft nicht als Zettelkatalogisierung auffaßt, der Nutzeffekt. Hierin war uns die französische Schule über, bis die Anthropophyteia den Versuch gemacht haben, den Vorsprung einzuholen und die folkloristische paperasserie durch leib- und wesenhaftes Volkstudium zu ersetzen. Doch kommen wir nach dieser Abschweifung auf unser Thema zurück und geben wir die versprochene Probe:

De par le roi.

Au temps sanglant des guerres intestines
Souvent le cloître abrita le malheur.
Les échevins, informés qu'un ligueur
Se cache à Reims chez les Visitandines,
La jeune abbesse était, dit-on, sa sœur,
Ont donné l'ordre aux archers qu'on l'arrête.
Henri Dozon, jeune et beau commandant,
Au point du jour va frapper au couvent
Tout sommeillait, lors il lui vient en tête
Un projet fou: les plus extravagants
Plaisent toujours à qui n'a que vingt ans.
Sur le préau, pour veiller à la porte,
Ayant eu soin de laisser son escorte,
Dans le dortoir, où la nuit règne encor,
Il entre et dit d'une voix de Stentor:
„De par le roi, jeune abbesse et nonnettes,
Dans l'intérêt de la sainte maison,
Vous recevrez, en personnes discrètes,
Dans votre lit son serviteur Dozon.“

Tout en parlant il agitait ses armes.
Leur cliquetis cause aux sœurs tant d'effroi,
Que de l'alcôve, où l'abbesse et ses charmes
Dormaient en paix, une fille en émoi
S'élance et crie: „Ah! grâce pour l'abbesse,
Monsieur l'archer, prenez plutôt sa nièce!
Voici mon lit!“ — „Et pourquoi donc pas moi?
Petit serpent‘ dit l'abbesse en colère,
A mon devoir me voit-on la dernière?
Venez, Monsieur, si c'est de par le roi.“

Volklieder aus Peru.

Mitgeteilt von H. Enrique Brüning.

39. Qué hermosa qu'está la luna Con su lucero de guía. Te he dicho, que no te quiero, I dale tú con la porfía.	Wie schön ist der Mond Mit seinem Morgenstern als Führer. Ich habe dir gesagt, daß ich dich nicht liebe Und du bestehst auf deiner Hartnäckigkeit.
40. Porque te quiere muche Te muestres muy enojade; Mañane me diré Chongoyape A pasar la temporade.	Weil ich dich sehr liebe, Zeigst du dich sehr erzürnt; Morgen werde ich nach Chongoyape gehen, Um die Badezeit zu verbringen.
41. La culebra verde Para por el rio; La mujer celosa Se muere de frio.	Die grüne Schlange Hält sich am Flusse auf; Die eifersüchtige Frau Stirbt vor Kälte.
42. La mujer casada No vive contenta; Solo con dos maridos, Por el instrumento.	Die verheiratete Frau Lebt nicht zufrieden; Nur mit zwei Männern, Wegen des Instrumentes.
43. La mujer que quiere á cholo No tiene más que una luz: Camotes por desayunar, Al año un solo capuz.	Das Frauenzimmer, das da einen Indianer will, Hat nicht mehr als ein Licht: (eine Hoffnung) Süße Kartoffeln als ersten Imbiß, Im Jahr nur ein Kleid.

44. Debajo de tu pollera Tienes un sapo; A que saque mi revólver I que lo mato.	Unter deinem Unterrocke Hast du eine Kröte (Fotze); Was gilt's, ich ziehe meinen Revolver, Daß ich sie töte.
45. La muchacha que cuando meare, No hiciere en el suele huequi. Es eso un señal, Que ha mamade tamañe Yuqui?	Das Mädchen beim Pissen Würde in der Erde kein Loch machen, Ist dieses ein Zeichen, Daß sie eine große Yuca genossen?
46. Para qué tantos azahares? Para qué tanto velo? Si luego te desensillan I te montan en pelo.	Für was so viele Orangenblüten? Für was so viel Schleier? Wenn sie dich doch gleich absatteln Und dich ohne Sattelzeug reiten.
47. Todas las mujeres tienen Debajo de su fustán Un come-carne-sin-hueso. I un bebe-leche-sin-pan.	Alle Frauenzimmer haben Unter ihrem Unterrocke Einen Fleisch-ohne-Knochen-Esser, Und einen Milch-ohne-Brot-Trinker.
48. Todas las mujeres tienen En el ombligo un cerezo, I más abajito tienen Donde se le va el pescuezo.	Alle Frauenzimmer haben In dem Nabel eine Kirsche, Und ein wenig weiter unten haben sie, Wo ihnen der Hals hineingeht.
49. Cuando el hombre llega á viejo Todas son atribulaciones: Se le acortan los sentidos I se le alargān los co jones.	Wenn der Mann alt wird, Alles sind dann Trübsale: Die Sinne verkürzen sich ihm Und die Hoden verlängern sich ihm.
50. Cuando dos quieren á una I ella á uno no más: El querido va adelante I el aborrecido va atrás.	Wenn zwei eine lieben Und sie nur einen; Der Geliebte geht vorne Und der Gehaßte geht hinten.

Die Nummern 39—45 habe ich in Eten von verschiedenen Personen erhalten. 40 und 45 sind teilweise im Dialekte Etens. Zu 40 ist zu bemerken, daß Chongoyape einer der heißesten Orte im Inneren der Provinz Chiclayo ist; die Badezeit dort zu verbringen also nur ironisch

aufzufassen ist. In Nr. 45 ist mit dem Loch in der Erde das gemeint, was vom kraftvollen Urinstrahle eines „ungebrauchten“ Mädchens hervorgebracht wird; hat sie einmal eine Yuca (die Wurzel von Manihot), hier mit dem männlichen Gliede verglichen, genossen, so wird kein Loch mehr gebildet. Nr. 46 wurde mir als aus Argentinien stammend mitgeteilt; jedenfalls stammt es von einem Reitervolke her. Der Vers ist an eine mit Schleier und Orangenblüten geschmückte Braut gerichtet. Nr. 47—50 habe ich in Chiclayo gesammelt.

Trinklieder Triester Seeleute.

Mitgeteilt von F. J. Čič.

1. Birra fresca, Vino puro, Mona stretta, E cazzo duro!	Frisches Bier, Echter Wein, Enge Fotz Und harter Zumpt!
2. Noi beviamo vino con stanza, Per che la mona se sotto la panza!	Wir trinken mit Beharrlichkeit Wein, Weil die Fotz ist unterm Bäuchelein!
3. Cazzo e mona Se ga in contrar. Mona dise: Cosa femo? Cazzo dise: Ciavaremo! Mona dise: Ma se scuro! Cazzo dise: Piú sicuro!	Zumpt und Votze Begegneten sich. Die Votze sagt: Was machen wir? Der Zumpt sagt: Vögeln wir! Die Votze sagt: Aber es ist finster! Der Zumpt sagt: Um so sicherer!

Wiener Trinkspruch.

Und er lebe soviel Jahr,
Als der Fuchs hat Haar am Schwaf.

Man soll als Neuling den Spruch rasch nachsprechen, und da verreden sich die meisten: — Schwaf am Haar.

Mitgeteilt von Dr. med. Karl Reich.

Kinderverse aus dem Oldenburgischen und Bremischen.

Von Prof. U. in Br.

1. Jan Meier — leggd' Eier — unner'n Brummelbeerbusch;
Do kem die Geier — un nehm de Eier — Pup! sä Jan Meier.

2. Zum St. Nikolaustag (6. Dez.):
Sunner Klaus, de bunte Mann,
Kloppt vor alle Dören an,
Lüttje Kinner bringt he watt,
Grote Kinner klapp vor't Gatt (Hintern).
Bün so'n lüttjen Schipperjung,
Mutt min Brot verdeen'n,
Mutt alle Dag in't Watter stahn
Mit min' korte Been'n.
Halli, halli, hallo,
So geit't in Bremen to!
As ik noch gans lüttjet weer,
Do leeg ik in'e Weegen,
Do heeld' ik mine Beene hoch
Un leet'n lüttjen fleegen.

Sunner Klaus Abend,
Denn gaht wie nah baben,
Denn klingt de Klokken,
Denn danzt de Poppen,
Denn piept de Mus
In Grotvader sin Hus.
Lat' us nich so lange stahn,
Denn wi möt' noch fudder gahn.
Gewt us eenen Appel,
Dar könt wi got nah pappeln,
Gewt us eene Beer'n,
Dar könt wi got nah flär'n,
Gewt us eene Plummen,
Dar könt wi got nah brummen.

Kindersprüche aus Lindau i. B.

Von J. Heimpel.

1. Einem Buben, der lieber mit Mädchen spielt, als mit Knaben, rufen diese spottend nach:

Mädlefitzer, ziehe Draht,
Zieh am Zipfele, bis es gaht.

2. Es war einmal ein Mann,
Der hatte einen Schwamm;
Der Schwamm war ihm zu naß,
Da ging er auf die Gaß;
Die Gaß war ihm zu kalt,
Da ging er in den Wald;
Der Wald war ihm zu grün,
Da ging er nach Berlin;
Berlin war ihm zu groß,
Da schiß er in die Hos';
Die Hos' wurd ihm zu klein,
Da ging er wieder heim.

3. Salomo, der Weise, spricht!
Laute Fürze stinken nicht.
Drauf entgegnet Alexander:
Einer stinket wie der ander;
Aber die so leise zischen,
Wenn sie dem Hinterloch entwischen,
Diese stinken fürchterlich.

Kölnische Kinderliedchen.

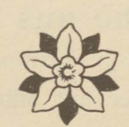
Mitgeteilt von Friedrich Erich Schnabel.

1. Oh, do lied ne Kael en dr Sot (Gosse),
Dat wor jot,
Dries ihm op dn Hot,
Dat daet 'm jot.

2. Ich wünsch, ich wör en Botterblom
Un söss em jrünen Jraas,
Do kömen all die Dämchen an
Un ich söh en ihren Arsch.
Bzw.: Do kömen all die Härchen an
Un pißten mich rech naß.

3. Röwe — Röwe — Lischen us dae Glockegass,
Sag was häs du di Hemdche su nass?
Dat han jo die Lodderbowe von Jungens jedon,
Di wollten jo nit han, dat ich pisse soll jon!

4. Marianne hät ne Floh
Am Popo,
Weiß nit wo,
Krabbelt so,
Knips — knaps,
Mama, ich habs.



Beiträge zur Sprichwörterforschung.

Italienische Sprichwörter aus dem österreichischen Küstenlande usw.

Aufgezeichnet von J. K. in G.

1. Tira più un pelo di mona (oder auch fica, potta) che cento paja di bovi (buoi). = Ein Futhaar zieht mehr als 100 Paar Ochsen.

2. Tre calighi fanno una pioggia, tre pioggie una brentana, tre festini una trusiana. = Drei Nebel machen einen Regen, drei Regen ein Hochwasser, drei Ballfeste eine Hure.

3. Chi pratica donne, perde giudizio. = Wer Weiber gebraucht, büßt den Verstand ein.

4. Di se piaccion infin le corregie. = Dem Menschen gefallen sogar die eigenen Fürze.

5. La speranza è la meretrice della vita. = Die Hoffnung ist die Hure des Lebens.

6. Donna di bordello — ignorante e senza cervello. = Weib aus dem Bordell — ungebildet und ohne Gehirn.

7. Quattrin di bagascia e quattrin di stola presto viene, presto vola. = Hurenpfennig und Pfaffenpfennig ist schnell gewonnen und schnell zerronnen.

8. Donna che alza sotana; vien pagata la notte di Befana. = Das Weib, das den Kittel aufhebt, wird in der Hl. Drei König-Nacht bezahlt (nämlich in dieser Nacht hängt man an die Türen der öffentlichen Huren Kuhhörner zum Zeichen des Schimpfes auf).

9. Le sgualdrine sono come il carbone: o tingono o scottano. = Die Huren sind wie Kohle: Entweder färben sie ab oder verbrennen einen.

10. Quando il bisogno picchia all' uscio di una donna sola, l'onestà si butta dalla finestra. = Wann die Not an die Tür eines alleinstehenden Weibes pocht, stürzt sich die Ehrbarkeit durch das Fenster hinaus.

11. Chi mena la moglie ad ogni festa e dà bere al cavallo ad ogni fontana, in capo all' anno il cavallo è bolso e la moglie puttana. = Wer seine Frau zu jedem Ball führt und sein Pferd bei jeder Quelle tränkt, dem ist das Pferd am Ende des Jahres engbrüstig und die Frau eine Hure.

12. Chi piglia moglie e non ne sa l'uso, assottiglia le gambe e allunga il muso. = Wer sich ein Weib nimmt und es nicht recht zu gebrauchen weiß, bekommt dünne Beine (Schenkel) und langes Gesicht.

13. (Venezianisch): El maridarse ze un galante uso; fa le gambe fiappe e lungo el muso. = Das Heiraten ist ein galanter Brauch, macht die Beine schlapp und das Gesicht lang.

14. Di mezzo agosto, moglie mia, ti riconosco. = Mitte August, mein Weib, erkenne ich dich wieder.

15. In tutti i mesi che non han l' er (R), lascia la donna e prendi il bicchiér. = In allen jenen Monaten, die kein r haben (Mai bis August), laß das Weib stehen und greife zum Glase!

16. Ogni gravidanza ha la sua usanza. = Jede Schwangerschaft hat ihre Gewohnheit.

17. La putela fa la mama bela (Venezian.) = Ein Mädchen macht die Mutter schön. (Man glaubt, daß eine Schwangere, die sich verschönt, ein Mädchen gebären werde; wird sie jedoch häßlicher, so prophezeit man ihr einen Knaben.)

18. Panza impontíja,
Una bela fija;
Panza a pomelo,
Un bel putelo.

Bauch zugespitzt,
Ein schönes Mädchen (zu gewärtigen);
Bauch wie ein Apfel (rund),
Ein schöner Knabe.

19. Quando la panza źe guzza,
Cussin e uzza.
Quanda la źe larga al fiancheto,
Nasse un bel maś-ceto.

Ist der Bauch spitzig,
So bedeutet es Nähkissen und Nadel (= Mädchen);
Ist er aber an der Seite breit,
So wird ein hübscher Knabe geboren werden.

20. Ganze di signori, gallo di mugnajo, serve di preti e mamme di ballerine son tutta gente che non gli manca niente. = Huren großer Herren, Müllerhahn, Pfaffenwirtschafterinnen und Mütter von Tänzerinnen sind lauter Leute, denen es an nichts gebricht.

21. Mal di parto, mal dimenticone. = Geburtschmerzen sind schnell vergessen. (Die Italiener wollen damit sagen, daß die meisten Weiber gar bald nach der Niederkunft schon wieder den Zumpt begehren.)

22. Val più un gran de pévere che un stronzo de muss. = Ein Pfefferkorn ist mehr wert als ein Eseldreck (d. h. kleine, unscheinbare Dinge haben oft größeren Wert als große, stattliche.)

23. El diavolo caga sempre sul mucio pìù grando. = Der Teufel scheißt immer auf den größten Haufen (= die Reichen wollen immer noch reicher werden).

24. La forza ciava la ragion. = Die Gewalt fickt die Vernunft (= die Gewalt ist der Vernunft über).

25. Chi piscia in contro'l vento, se bagna le braghe. = Wer wider den Wind pißt, benetzt sich die Hose.

26. Co le copie se se forbi el cul. = Mit den Abschriften wischt man sich den Arsch. (So sagt man zu einem, der jemanden im Sprechen, Benehmen, Kleidung etc. sklavisch imitiert.)

27. Co el capo źe dela mia, go in cul i sbiri. = Wenn der Vorstand auf meiner Seite ist, habe ich die Schergen im Arschloch.

28. La camiźa no ghe toca el cul. = Das Hemd berührt ihm nicht den Arsch.

29. Viver col cul in bombaźa. = Mit dem Arsch in Watte leben (= ohne Verdruß, bequem, ruhig leben).

30. Merda che monta in scagno — o la spuzza o la fa dano. = Dreck, der auf den Schemel steigt, stinkt oder macht Schaden (d. h. Emporkömmlinge sind entweder wegen ihrer Ignoranz verachtet oder sogar schädlich durch ihren Hochmut).

31. Pulcella amorosa e donna umbriaca — portoni aperti.

Verliebte Jungfer und betrunkenes Weib — oftene Haustore.

32. Parola di putana = mezza bugía.

Hurenwort — halbe Lüge.

33. Se le camicie potessero parlare, quante mogli arrossirebbero per vergogna!

Könnten die Hemden sprechen — wie viele Eheweiber würden da vor Scham erröten!

34. Non sono vergognose che le brutte.

Bloß die häßlichen Weiber (Mädchen) sind schamhaft.

35. La belleza mena tante ragazze al casino e la brutezza ne mena tante al monastero.

Die Schönheit treibt viele Mädchen ins Freudenhaus und die Häßlichkeit führt deren viele ins Kloster.

36. Non c' è vergine che non sapesse la strada che mena al monte di Venere.

Es gibt keine Jungfrau, die um die Straße nicht wüßte, die zum Venusberge führt.

Sprichwörter und Redensarten Triester Seeleute.

1. Cazzo in culo,
Non fa fanciullo!

Zumpt in Arsch
Macht kein Kind!

2. O, mona miranda!
Più che te se frua,
Più ti vien granda!

Oh, wunderbare Fotz!
Je mehr du dich abwetzest,
Desto größer wirst du!

3. Chi culo strense,
Non ciappa gnente!

Wer den Arsch zusammendrückt,
Der gewinnt nichts!

4. Donna cuí culo traballa,
Se putanna non é, proverbio falla!

Ein Weib, dessen Arsch wackelt,
Wenn die keine Hur ist, irrt das Sprichwort.

5. Gran roba,
Mazzar
Un omo,
Che caga!

Große Sache,
Umzubringen
Einen Mann,
Der scheißt.

F. J. Čič.

Judendeutsche Sprichwörter aus Südrußland.

1. An oisgemolkener Zap (Ziegenbock). — Ein Hagestolz mit bewegtem Leben hinter sich.

2. Hot a Potz (Penis) a Kapelisch (Hut). — Einer, der glaubt, daß europäisches Äußeres schon genüge, um sich höher und besser als die anderen zu wähnen. Eine Anspielung auf die Form der Glans penis, die hutartig ist.

3. Ich will nit in die schlep mech. — Zweifelhafte Unnahbarkeit.

4. Anreden a Kind in Buch. — Etwas Unmögliches, an dessen Existenz keine Beredsamkeit glaubhaft machen kann, wie die Schwangerschaft doch nur Folge gewisser Vorgänge ist. Vielleicht in Anspielung auf übernatürliche Schwängerung. Wird aber auch im einfachen Sinne gebraucht zur Bezeichnung schwangerer Mädchen.

5. 's is gekakt! — Pech haben.

6. Gekakt das Geschäft. — Pech haben.

7. Kak nit schitter (dünn)! — Sei nicht zu gut. Die Juden leiden meistens an Verstopfung, weshalb ein dünnflüssiger Stuhl als besonderes Glück erscheint.

8. Ejner hot a Mul gesugt: as ich wel starben, wel mech hejßen lejgen mitn Tuches (Hinterer) arif, kdej (damit) alle Jiden solln mech kennen kischen. — Spiegelt in derber Form die Konkurrenz, die unter den Juden herrscht, wieder. Dr. S. Weissenberg.

Redenarten aus dem Oldenburgischen und Bremischen.

Von Prof. U. in Br.

1. Wenn lüttje Kinner pupen willt as grote Lü, denn bast (= bersten) ehr de Mars.

2. Ick will di wat schiten! (Ablehnung.)

3. Fette Gös' den Mars smären is nich nödig! (Sinn: wer etwas hat, dem braucht man nichts zu geben.)

4. Wat kann'n nich allns! Man kann woll'n Zägenlamm bi'n Mars uplichten (oder: 'n Dumen in'n Mars afbreken).

5. Hurra! Hemd ut de Box is Lebensort!

6. Dat Judder (Euter) heww ick all, abers dar is man een Titt an, sä de Deern, do harr se bi't Melken den Bullen an'n Büdl to faten.

7. Nu kommt die Liebe, sä de Snider, do neid' he de Zäg.
8. Dat is'n Schät! (sehr leicht!)
9. All Bott helpt, sä de Mugg, do pißd' se in't Water.
10. Lock is Lock, sä de Bur, do harr he de Eddelfru neit[1]).

Sprichwort aus Schaumburg-Lippe.

So genau schitt keen Kauh, dat'n Pund gifft! (So genau scheißt keine Kuh, daß es gerade ein Pfund ergibt!) Hans Förster.

Sprichwort aus Hamburg.

Ein Berg ist wie ein Frauenzimmer,
Von einer Seit' zwingt man ihn immer.

Dr. Paul Müller.

[1]) In Niederösterreich erzählt man: Der Baron, ein Gutherr, wollte dem Bauern Jörg die prächtige Blaßerin, die schönste Kuh weit und breit, abkaufen. Jörg war sie um kein Geld preis. Auf vieles Drängen des Barons rückte er endlich mit dem Geständnis heraus: „Wanns mi a Nocht mit dr gnedigsten Frau Baronin schlofen losserten, tät mrs um dö Blasserin net lad.“ — „Du Narr, treib die Kuh in meine Stallung ein und komm abends zu mir zum Nachtmahl,“ sagte der Baron. Am anderen Morgen stand der Baron vor dem Tor als der Hirte die Rinder austrieb. Da wollte sich Jörg an ihm vorbeischleichen. Der Baron aber hielt ihn auf und fragte ihn jovial: „Na, wie war's, Jörg? Bist nun zufrieden?“ — „Na ja, euer Gnaden, i moan itzt, Loch bleibt Loch, hätt i meine Blaßerin noch!“ — Krauss.





Beiträge zur Rätselforschung.

Deutsche Rätsel aus alter und neuer Zeit.

Von F. A.

Die Zimmersche Chronik[1]) berichtet, daß sich die Herzogin Mechthild, Herzog Albrechts von Österreich Wittib, von ihrem „Ofenheizer" zum Zeitvertreib Rätsel aufgeben ließ und bringt auch ein Beispiel: „Gnädige Frau, nehmen Sie an, Ew. Gnaden wären nackend und stünden auf allen vieren. Jetzt käme ein Hühnervolk und würde zwischen den Armen und Beinen durchlaufen. Wie würden Ew. Gnaden es anstellen, daß Dero Gnaden kein Huhn, sei es von vorne oder hinten, hineinflöge?"

Die Auflösung hat der Chronist verschwiegen, vielleicht war sie allgemein bekannt. Sie wird wohl in dem Rat bestanden haben, den Kopf soweit nach hinten zu bringen, das mit der Nase der anus, mit der Zunge der cunnus verstopft würden. Es kam damals mehr auf Derbheit als auf Witz an, beziehungweise die Derbheit ersetzte den Witz.

Diese Rätsel waren sehr verbreitet, schon in alter Zeit. Sofern sie sich mit den Zeugungggliedern beschäftigen, empfingen sie uralte Symbolisierungen und Personifikationen dieser Teile. Im folgenden sei eine Anzahl, soweit mir bekannt, noch unveröffentlichter Rätsel und Scherzfragen mitgeteilt, die ich meist einer Handschrift des 15. Jahrhunderts verdanke. Sie sind nicht immer klar, und ihre Beziehungen lassen sich bei der Auflösung nicht allemal restlos durchführen. Auch darin waren unsere Vorfahren anspruchlos, wenn's nur recht saftig war. — Anbei eine Aufzählung von 29 solcher Rätsel und Scherzfragen in ungefähr chronologischer Folge.

---

[1]) Siehe K. Amrain, Quellenschriften zur Anthropophyteia, 3. Band, II. Teil, Nr. 11.

1. „Kannst du erraten, was das Beste am Tanze ist? — Das ist das Umkehren", d. h. das Hochheben und Schwenken der Weiber, wodurch deren Unterkörper schamlos entblößt wurden[1]).

2. „Rat, was ist das: Kniee gebogen und hineingeschoben, Arschloch bleckt und hineingesteckt? — Ist das, wenn einer auf einem Scheißhaus sitzt, so beugt er die Knie und steckt ihm Dreck im Arschloch. Das ist wahr."

3. „Was ist das: Visivas[2]), leck 's Haar aus dem Arsch, leck 's aus der Krinnen[4]), dennoch bleibt Visivas? — Das ist ein Rocken, daran man spinnt."

4. „Zwischen meinen weißen Beinen, da steht ein Pützchen[4]), ist hager und mager, mit Haar wohl beladen und was daraus rinnt, das hab dir (= das nimm dir)." Das ist ein Rocken, daran man spinnt."

5. „Rat, was ist das: Es scheint der Mond, die Hoden klopfen an; reißt der Futt der Bart, hebt sich der Mann auf die Heerfahrt? — Das ist eine Mühle. Wenn Mehl reißt, so scheint der Mond, und die Glocke ruft den Knecht. Reißt der Futt der Bart, das ist das Korn, das durchhin reißt[5])."

6. „Nun rat: „Wenn du vor dir in einer Stube sähest da an der Erde voll Mannszägel liegen, und du sollst in die Stube gehen und sollst keinem auf den Kopf treten, du sollst auch darunter nit kriechen, wie wolltest du in die Stube gehen? — So tue ihm also: Nimm ein Frauenbild und laß die hinein gehen und die sich vorne aufdeckt gegen den Zägeln, daß die Zägel die Votze sehen mögen, so heben sie alle den Kopf auf und begehren der Votze. Also trittst du keinem auf den Kopf."

7. „Wenn eine schöne Jungfrau auf einem hohen Dach säße und eine Geis bei ihr, und du solltest unter den zweien eine minnen, so lang, bis sie ein Junges trüg, und welche du minnest, dieselbe müßte man herabstoßen, und du müßtest dann fürbaß stets bei der andern bleiben. Wie wolltest du ankehren, daß du bei der Jungfrau möchtest

---

[1]) Vgl. Joh. Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 10. Aufl., 1897, S. 125 u. 225.

[2]) Dieses dunkle Wort erklären vielleicht folgende mhd. Vokabeln: Visel = penis, im pl. = Fasern; vas = Haupthaar.

[3]) = Furche, Kerbe.

[4]) Lat. puteus, hier Wasserbehälter zum Netzen der Finger.

[5]) Die Unklarheiten dieses Rätsels klären sich vielleicht durch die Kunstsprache der Müller. Nahe liegt der Vergleich eines Getreidekornes mit dem cunnus.

bleiben? — So mußt du ihm also tun und mußt die Geis so lang im Arsch lecken, daß sie frat[1]) würde und daß ihr Maden im Arsch wachsen; so stießest du hernach die Geis hinab, so bleibst du bei der Jungfrau."

8. „Wenn eine Frau oder Jungfrau nackt auf einem Tisch liegt, am Rücken, und läg ihr ein Apfel mitten auf dem Bauch, nun sollst du den Apfel herabtun, daß du weder Händ noch Füß noch nichts, das du an deinem Leibe hast, damit du ihn herabtätest (benutztest)[2]). Wie wolltest du angreifen? — So tu ihm also: So sollst du ihr in den Arsch blasen, so wird ihr der Bauch groß, so fällt ihr (der Apfel) dann von ihm selber herab."

9. „Wenn du eine Votze nutzen solltest und die brauchen zu vier Nützen, und du solltest sie nit brauten[3]), wie und wozu wolltest du sie brauchen? — So tu ihm also: Nimm sie zum ersten und setze sie in eine Kirche, so kommen die Bauern und lehnen ihre Spieße darein. Das ist ein Nutz.

Zum andern nimm sie und häng sie einem Storche an den Hals, so klaubt er Frösch darein. Das ist der ander Nutz.

Zum dritten nimm sie und häng sie einem an das Maul, der keinen Bart hat, so hat er hernach einen feuchten Bart. Das ist der dritte Nutz.

Zum vierten setz sie in eine Küche und grab darein einen Brunnen, so hast du Wasser. Das ist der vierte Nutz. Also hast du sie und hast ihr nit gebrautet und dennoch genutzt."

10. „Lieber Herr, es liegt mir so vorne unten im Haus, mir kluckt's ein Hühnlein mit seinem Schnabel heraus[4]). Was ist das? — Das ist ein geitiger[5]) Arsch, den die Jungfrauen über die Zeit tragen."

11. „Reim zusammen: Eine Jungfrau, ein Baum und zwei Eier. — Die Jungfrau heißt Ann' und der Baum ist eine Tann'. Schlag der Jungfrau zwei Eier in den Arsch und leck dann die Pfann'!"

12. „Reim zusammen: Ein Felberstock, ein Pferd und einen Bauern. — Sprich also: Der Felberstock ist faul, und das Pferd ist ein Gaul, und der Bauer scheißt dir in dein groß Maul."

---

[1]) Frat, vrat, mhd. = faulen, wund gerieben.
[2]) Das Eingeklammerte fehlt im Original.
[3]) Coire.
[4]) Soll wohl erigierte Klitoris sein?
[5]) Gierig, begehrlich.

13. Still geschwiegen,
darauf gestiegen,
nichts gebrochen,
wohl zugestochen,
die Kniee gewogen,
hart zugeschoben."
(Aderlaß.)

14. Einer dicit:
„Ist jemand, der mir sagt das Wunder,
warum die Frauen liegen unter,
so Mann und Weib einander tragen?
Nun mein ich doch und hör auch sagen,
daß doch die Mann' sein stärker viel,
darum ich das gern hören will."

Der Ander:
„Mich wundert, daß du dich dünkst so witzig
und weißt nit, daß die Mann' sein hitzig
und sich über die Weib' erbarmen,
daß sie desto eher bei ihnen erwarmen?
Oder hast du gehöret doch,
daß nach den Mäusen läuft das Loch?
Und daß der Stall geh in das Pferd?"

15. Der Dritte:
„So wundert mich ein Ding gar hart,
warum die Frau hat unten ein' Bart
und doch ohne Bart hier wird geboren" usw.

Der Vierte:
„Du fragst törichter, denn ein Kind.
Meinst nit, wenn sich ein' Votz besinnt
recht auf das Streiten und das Stürmen
von den geraden Bruchwürmen,
die ihr so gar gefährlich fahren,
[sie] sorgen drum bei jungen Jahren,
daß sie vor Ängsten Bärt' empfangen."
(D. h. um desto bedrohlicher auszusehen).

16. Der Fünfte:

„Ein ander Wunder mich anficht,
daß man die Mann' geknopfet sieht
ganz unten und die Frauen oben.
Der mich das weist, den will ich loben.
Doch mein ich, daß es darum sei,
wenn sie einander liegen bei
und unten beide geknopfet wären,
sie würden einander fester päären."

Der Sechste:

„Mich wundert, daß du deß' magst fragen.
Die Knöpfe, die die Frauen tragen,
das sind die Zeiger zu der Straßen,
da man die Pilgrim ein tut lassen.
Und der da unten klopfet an,
der muß dazu die Schlägel han.
Doch mein' ich, er klopf' manche Frist,
wenn er schon längst darinnen ist."

17. „Wann hat die Henne am meisten Federn? — Wann der Hahn auf ihr sitzt."

18. „Um und um Haar,
daß es Gott bewahr,
daß nichts Böses hineinfahr!" (Bart und Mund.)

19. „Um und um rauh
mitten geht Wasser drauß." (Auge.)

20. Warum kann ein Maler leichter schöne Kinder malen als zeugen? — Dies geschieht bei Tage, jenes bei der Nacht[1]).

21. „Je steifer es ist, je lieber es die Mädchen haben." — Eine Bürste.

22. „Wer hat die größte Macht in der Kirche?" — „Die Fliege, die tut dem Pastor was auf die Nase [scheißen], das sollst du wohl bleiben lassen."

23. „Rat was ist das?

Die Tür auf, so scheint das Licht drein, das Loch aufgetan zwischen den Beinen, die Haar voneinander und da was hinein!

---

[1]) Römisch bei Macrobius. — Krauss.

Das ist:

Den Kruß (= Krug) auf, so scheint der Tag drin, den Mund aufgetan, zwischen den Zähnen. Den Bart voneinander und da das Bier hinein."

24. „Angeklopft! Aufgedeckt, die Beine voneinander, hineingesteckt! Herausgetan; hats gut geschmeckt? — Was ist das?" (Beinerne Tabakdose.)

25. „Aufgerichtet ist der Steg,
durch die Beine geht der Weg;
kommen erst die Haare dran,
geht die rechte Freude an. Was ist das?"
(Violoncello.)

26. „Was ist ein Hosenlatz?" — „Die Ouverture zur Zauberflöte."

27. „Was ist ein Frauenhemd? — Ein Vorhang zum Sudermannschen Theater, dahinter werden aktiert: Das Glück im Winkel, Die Ehre und Sodoms Ende."

28. Meistens bin ich hart,
werd in der Hos verwahrt.
Doch zu manchem Strauß
zieht mich der Bursch heraus.
Zwischen Bein und Bein
kehre ich dann ein.
Ist der Bauch gefüllt
und die Lust gestillt,
werd ich abgeputzt
und in die Hos geuzt (= ehe man sich's versieht, hineingetan).
(Taschenmesser.)

29. „Mariechen saß auf einem Stuhl
und spielt an einem Ding,
das zwischen zweien Beinen
an einem Sacke hing.
Sie spielte ziemlich lange,
bis sich ein Strahl ergoß,
der zwischen ihre Beine
in eine Öffnung floß." (Melkende Magd.)

Die Stücke 1—13 sind einer noch ungedruckten Handschrift des 15. Jahrhunderts entnommen, 14—16 stammen aus einem Fastnachtspiel derselben Zeit, 17—24 fand ich in dem 1660 erschienenen Büch-

lein „Lustige Gesellschaft“ von Simon Dach, 24—26 in einem Fremdenbuch aus der Umgegend Frankfurts, aus dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts stammend, 27, 28 und 29 habe ich aus mündlichen Mitteilungen resp. das letzte wurde schriftlich bei einer 12jährigen Volkschülerin gefunden.

Das Rätsel der Venus.

In der Tabacologia (1649) S. 88f gibt Venus folgendes Rätsel über die Pfeife = penis, auf:

Rathet, was ist es? Das schneeweiß von Leibe,
Röthlich vom Kopffe, rund, länglicht und steiff,
Das auch im tunckeln kan treffen die Scheibe,
Stecket in Löcher den spitzigen Schweif,
Darin im gleichen ein Löchlein zu schauen,
Daraus was liebliches pfleget zu dauen.
Diese Grufft, drin man diß Dinglein muß halten
Ist mit den wertesten Haaren umschrenkt,
Und wie die Muschel der Venus gespalten,
Wenn dann die Röhre dahin wird gelenckt,
Dadurch die Männer den Lebensafft gießen,
Pflegt auch aus dieser was Nasses zu fließen.
Männer die kriegen es her aus den Hosen,
Es zu betasten kein Mädchen sich scheut,
Gleichwohl so werden mit schämenden Rosen
Öfters die Wangen hierüber bestreut,
Wollen auch selten der Männer Begehren
Mit Unterwerfung des Willen gewähren.
Sprechen daneben, es will sich nicht schicken.
Jene hingegen, die wissen den Griff,
Dennoch damit in die Schranken zu rücken,
Und wie ein Steuer nun wendet ein Schiff,
Also mit Freundlichkeit in sie zu dringen,
Daß sie selbst Feuer zu dieser Glut bringen.
Wenn nun der Stil von gehöriger Länge
Und die Empfindligkeit innerlich glüht,
Sieht man in seiner beliebeten Enge,
Wie da der Wollust West ein- und auszieht,

Wie man so sehnlich begierig nach stößet,
Recht zu gebrauchen, was man hat entblößet.
Cypris, was gilt es, wir haben gewonnen?
Weil du so freundlich gelächelt dabei,
Komm wir merken, wie du bist gesonnen,
Daß es die Pfeife gewiß genug sey.

Prof. Dr. Karl Müller, Dresden.

Ostholsteinisches Rätsel:

Wull'n Nachtmütz hebb'n,
Kannst mi man segg'n —
För föftein Penn'
Söst 'n Nachtmütz hebb'n!

(Aus Haffkrugs urwüchsigem Fischerleben. Nachtmütz — zweideutig.)

Hugo E. Luedecke.

Rätsel aus dem Bergischen.

1. Was ist das?

Ich kann zwar nicht reden, auch wenig liebkosen,
Bin doch bei Männern stets, die tragen mich in Hosen;
Hab vorne einen Kopf, bin mehr als Spannen lang,
Ich mache manchem auch im Leibe heftig bang.
Beim Kopfe nimmt man mich, will man mich brauchen eben,
Und steckt mich in ein Loch, mit Haaren ganz umgeben.
Wenn ich gefüllet bin, zieht man mich wieder raus,
Daß mir der blaue Dampf von hinten gehet aus.
Nun ratet überall, und der es wird erraten,
Dem will ich schneiden vor das Beste von dem Braten.

(Die Tabakpfeife.)

2. Was ist das?

Es muß mich jede Frau mit sich zu Bette nehmen.
Ich zwing sie unter mich und fall dann auf sie hin;
Doch ob ich noch so wohl bei ihr geehret bin,
So wird sie meiner sich doch in der Kirche schämen.

(Der Schlaf).

3. Was ist das?
Ich bin steif, rund und lang, dem Frauenvolke wert,
Eine jede Kammermagd des Morgens mein begehrt.
(Die Nähnadel.)

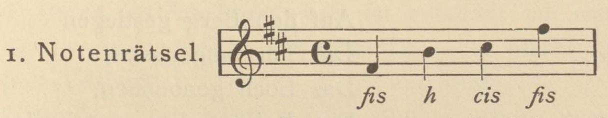
4. Inschrift für den Innenboden eines Nachttopfs, den man seiner Liebsten verehren will:

Das Auge sieht den Himmel offen,
Das Herz, es schwelgt in Seligkeit.

Dr. Schenk.

Zeichenrätsel.

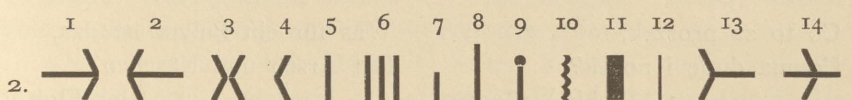
1. Notenrätsel.



Zwischen zwei Füß' hat sie's!

Marktbreit (Bayern).

2.



Erklärung der obenstehenden Zeichnungen: 1. Schwänzlein hin, 2. Schwänzlein her, 3. Schwänzlein kreuz und quer, 4. Schwänzlein krumm, 5. Schwänzlein grad, 6. Schwänzlein auf der Schwanzparad', 7. Schwänzlein kurz, 8. Schwänzlein lang, 9. Schwänzlein gesund, 10. Schwänzlein krank, 11. Schwänzlein dick, 12. Schwänzlein dünn, 13. Schwänzlein draußen, 14. Schwänzlein drinn.

Das Spiel wird gewöhnlich mit Streichhölzern auf den Tisch gelegt, dabei ist Fig. 10 ein halbabgebranntes Streichholz.

Rosenheim (Oberbayern). S. Hoerner.

3. Ostholsteinische Scherzfrage: Aus 1017E mit drei Strichen ein Wort zumachen? — VOTZE.

Hugo E. Luedecke.

4. Rätselhafte Inschriften. Hirundo maleficis nidum. (Hier un do mal e fick is ni dumm.)

Aus Hamburg.

5. Si jeune dame sans haut-goût, tous mal de fils aussi entre, merveille feu gelée.

(Sie schöne Dame san's so gut, tu's mal de Füß auß'n ander, mer welle fögele.)

Aus Thüringen. Dr. Paul Müller.

6. Buchstabendeutung: In Lindau (Bayern) stehen beim Institut der englischen Fräulein über dem Eingang die Buchstaben: „B. M. V.“ (Beatae Mariae Virgines).

Dies wird so gedeutet: Bayrische Mädel-Vögelanstalt.

J. Heimpel.

Polnische Rätsel (zagadki).

Gesammelt von B., verdeutscht von Prof. J. K.

Wlazł na górę, Wywiercił dziurę; Dziurę wziął, A świderek zostawił. (Wypróżnienie.) F. K., 1886r.	Auf den Berg gestiegen Die Tür aufgerissen, Das Loch genommen, Den Bohrer aber zurückgelassen? (Entleerung.)
Co to za proszek, Co ma dupę i nosek? (Pchła.) 1890r.	Was für ein Pulver ist das, Hat Arsch und Näschen? (Der Floh.)
U dupy, jak nitka, Na ziemi, jak płachta. U dupy, jak drut, Na ziemi, jak blacha. (Sraczka.) 1891r.	Beim Arsch wie ein Faden, Auf der Erde wie ein grobes Laken. Beim Arsch wie ein Draht, Auf der Erde wie ein Blech? (Diarrhöe.)
Filiżanka z uszkiem, Co stoi pod łóżkiem. (Nocnik.) E. K., 1895r.	Eine Tasse mit Henkel (eigentlich Öhrchen), Die unter dem Bette steht. (Nachttopf.)

(Zagadnienia =) Sprechübungen.

Powiedz: koło, koło obracane? — Zjedzże gówno tatarczane. F. K., 1886r. = Sprich: koło, koło obracane (Rad, Rad umgedreht). — Iß den Buchweizendreck auf!

Powiedz: tęcza? — Całuj w dupę Niemca. W. K., 1887r. = Sprich: tęcza. — Küß den Deutschen ins Arschloch!

Mów prędko: padu, padu, padu . . . (Wyjdzie: dupa, dupa . . .) 1887r. = Sprich flink: padu, padu, padu . . . (Es kommt heraus: dupa - dupa - dupa = Arsch.)

Mów prędko: w nogu, w nogu . . . (Wyjdzie: gówno, gówno . . .) 1887r. = Sprich flink: W nogu, w nogu (= in den Fässen). Es kommt heraus: gówno - gówno (sprich: guwno guwno) (Dreck).

Kazać Żydowi powtórzyć: Chrząszcz brzmi w trzcinie. Żyd powie: Ksiądz bździ w sieni. 1888r. = Laß einen Juden wiederholen: Chrząszcz brzmi w trzcinie (der Käfer summt im Schilfröhricht). Der Jude spricht aus: Ksiądz bździ w sieni (= der Pfaffe furzt im Vorhaus (Hausflur).

Słyszę — spadło, patrzę — leży, macam — miękkie, wącham — śmierdzi, gryznę — a to . . . ? (z przeproszeniem) gówno. P. F. z Białej, 1895r. = Ich höre — es ist gefallen; ich schaue — 's liegt; ich taste — es ist weich; ich schnüffle — es stinkt; ich beiße — und das (mit Verlaub) ist Dreck. P. F. aus Biała.

Siadaj! — Na czem? — Na dupie! 1890r. = Setze dich! — Worauf? — Auf den Arsch!

Gdzie król piechotą chodzi? — Do ustępu. F. K., 1894r. Wohin geht der König zu Fuß? — Auf den Abort!

Kiedy jest szczyt natręctwa? — Nasrać komu na próg, a potem zapukać do drzwi i poprosić o papierek. = Wann ist der Gipfel der Frechheit erreicht? Einem auf die Türschwelle zu scheißen und dann an die Türe zu pochen und um ein Arschpapier zu bitten.

Kiedy jest szczyt roztargnienia? — Włożyć parasol komuś w tyłek i tam go otworzyć. L. W. 1897r. = Was ist der Gipfel der Zerstreutheit? — Einem den Sonnenschirm auf den Nacken legen und ihn dort öffnen.

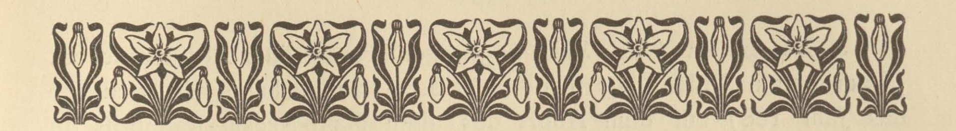
Slovenische Rätsel aus dem Küstenlande.

Aufgezeichnet von J. K.

1. Zádej kósmat, sprédej gou,	Rückwärts behaart, vorne kahl,
Vsáki žénski pride prou.	Jedem Weib ist er willkommen.
	(Lösung: Penis.)

2. Noter gre gladko, Ven gre rogovilasto.	Hinein geht es glatt, Heraus geht's ungeschickt. (Lösung: Kind.)
3. Doli maje, Vodo daje.	Er hängt lose herab, Gibt Wasser von sich. (Lösung: Penis.)
4. V peto meri, V nos udari.	Er zielt nach der Ferse, Sticht aber in die Nase. (Lösung: Der Furz.)
5. Je mož, ki jamo ravna, štango pustí, jamo pa nese.	Es gibt einen Mann, der eine Grube macht, die Stange fallen läßt, die Grube aber fortträgt. (Lösung: Stange = merda in Wurstform, Grube = anus.)





Beiträge zur Skatologie.

Skatologisches aus der Maingegend.

(Frankfurt, Hanau, Offenbach usw.)

Von H. Ihm.

1. Die im Band VII, Seite 394 angeführten beiden Verse aus Groß-Frankfurt, die anscheinend ein nicht ganz korrektes Distichon bilden sollen, kenne ich seit 25 Jahren in der folgenden Fassung (zwei Hexameter):

Leise wie Zephyrgesäusel entschleicht der Dame der Teebums!
Mächtig wie Donnergerumpel entfährt dem Manne der Bierforz!

Der Hauptwitz besteht darin, daß man die erste Zeile mit dünner, jüngferlicher Stimme spricht, die zweite orkanartig, unter starker Betonung der dumpfen Vokale im Baß, wodurch ein onomatopoëtische Wirkung von seltener Schönheit erzielt wird. Ich halte meine Fassung für die ursprünglichere, da sie den beabsichtigten Zweck der Tonmalerei erkennen läßt.

2. Auf der Schule war es bei uns Sitte, die gute deutsche Redensart: „Schon geht mir der Arsch mit Grundeis!", wenn einer seines Pensums nicht ganz sicher war, in dem klassischen Hexameter zum Ausdruck zu bringen:

It mihi jam podex glacie cum fundamentali!

Ich kenne den Vers seit 1883 und habe ihn in Frankfurt gehört; der Verfasser ist nicht bekannt.

3. Wiederholt habe ich die Redensart gehört: „Jetzt werde ich einmal die Sache in die Hand nehmen!" Man unterbricht damit eine angeregte Unterhaltung, um in scherzhafter Weise zu erklären, daß man pissen gehen will.

4. Das im Band VII, Seite 403 angeführte Berliner Abortverschen: „Haare grau, Nillenkopp blau, Scheißerei mau“, habe ich etwa um das Jahr 1887 auf dem Abort des alten Main-Neckar-Bahnhofs in Frankfurt in folgender Fassung gelesen:

Haare grau, Nagel blau,
Nicht mehr können im Bogen seegen,
Das sind fürwahr drei schlimme Zeechen!

Der Nagel ist die Eichel des Penis. Ob die eigentümliche Schreibweise seegen und Zeechen auf einen sächsischen Verfasser hindeuten oder nur eine humoristische Verstümmelung sein soll, kann ich nicht entscheiden. Vielleicht wissen die Anthropophyteia-Leser in Sachsen Auskunft zu geben. Auch die Bezeichnung „Nagel“ gehört wohl nicht in die Frankfurter Gegend. (Die sächsische Fassung liegt tatsächlich vor: Band VI, Seite 437.)

5. Auf demselben Abort stand um dieselbe Zeit folgendes Verschen:

Male, vögele und singe,
Das sind drei Dinge,
Die lasse sich net (nicht) zwinge!

6. Aufforderungen zu päderastischem Verkehr, zum gemeinsamen Onanieren habe ich wiederholt auf dem Abort am Urturm in den Anlagen der Kaiserstraße gelesen; vielfach waren auch Chiffern für postlagernden Briefverkehr angegeben. Ob gerade dieser Abort von den betreffenden Kreisen für solche Zwecke bevorzugt wird, ist mir nicht bekannt.

7. Bei dieser Gelegenheit möchte ich endlich einen Vers totmachen den ich selbst auch irgendwo auf einem Abort gelesen habe und der nach Anthropophyteia Band III, Seite 246 in einer Handschrift des steiermärkischen Landesarchivs in Graz in folgender Fassung enthalten ist:

Du bist ein Dichter unter Dichtern,
Wie mein Arsch ein Gesicht unter Gesichtern.

In seiner ursprünglichen Fassung lautet das Verschen folgendermaßen:

Du bist als Dichter unter den Dichtern,
Was der Arsch ist unter den Gesichtern!

Es ist ein Epigramm von Abraham Gotthelf Kästner, dem berühmten Mathematikprofessor und Epigrammdichter zu Göttingen (1719—1800).

8. Die Schnellsprechübung: „Hirsch heißt mein Vater“ kennt man in der Maingegend in der Fassung: „Hirsch heißt der Mann am Eck!“ Hat der Gefoppte das Sätzchen recht rasch gesprochen, so sagt man gewöhnlich zu ihm: „Du Schwein!“ und weidet sich dann an seinem Erstaunen, bis man ihm die Aufklärung gibt.

9. Folgenden Scherz habe ich am Biertisch öfter gehört. Ein Spaßvogel erzählt mit ernstem Gesicht: „Wie ich gehört habe, soll das Anpflanzen von Akazienbäumen jetzt gesetzlich verboten werden.“ Es ist gewöhnlich einer unter der Gesellschaft, der ganz erstaunt fragt: „Weshalb denn?“ Er bekommt dann zur Antwort: „Weil man sich mit so kleinen Blättern den Arsch nicht abwischen kann!“

10. Wenn sich irgendwo der bekannte, üble Geruch bemerkbar macht, dann muß man sich davor hüten, irgendeine bezügliche Bemerkung zu machen, denn man bekommt sofort das Verschen zu hören:

Wer's zuerst riecht,
Aus dem's kriecht!

Man vergleiche hierzu die französische Fassung, Anthropophyteia Band III, Seite 150:

Qui le premier le sent,
Du cul lui descend.

11. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts habe ich verschiedene Male folgendes Verschen gehört, dessen Sinn und Bedeutung mir vollständig unklar ist und worüber ich auch nichts erfahren konnte:

Herr Pedelle!
Ich hunn' zu vermelle,
Daß die Schelle
Von der Cidadelle
Ins Schißhus is gefelle!

Der Dialekt des Sprüchleins, das eine ganz originelle Reimerei zeigt, weist auf die Gegend von Fulda nach der Rhön zu hin; ich habe es aber im südlichen Teil von Kurhessen gehört. Vielleicht bezieht es sich auf ein wirkliches Vorkommnis und hat sich seiner Reime wegen erhalten.

12. Das Verschen aus dem Elsaß, Band III, Seite 221 — Un Sie Herr Bloch, Ein B vorm Loch, Lahm am Arsch, Ischt der Herr Lamarche — hat folgende Erinnerung bei mir wachgerufen: In Offenbach am Main bestand früher eine Lederwarenfabrik Bloch & Marsch. Mit den Namen der Inhaber leistete sich der Volkwitz folgenden

Scherz. Man erzählte sich ganz ernsthaft, beide seien schwer krank und dem Neugierigen, der sich erkundigte, was ihnen denn fehle, gab man dann zur Antwort: „Der eine hat ein B vorm Loch und der andere hat ein M vorm Arsch!“

13. Die im Band IV, Seite 317 in zwei Fassungen erwähnte Abortinschrift, von der es noch viele Variationen geben soll — es handelt sich um den alten Gegensatz zwischen Norden und Süden — kenne ich seit 1887. Damals wurde sie mir von einem Eisenbahnsupernumerar erzählt, nach dessen Angabe sie auf dem Abort des alten Sachsenhäuser Bahnhofes zu lesen war. Hier in der Maingegend, wo Nord- und Süddeutschland aneinanderstoßen, und wo der Norddeutsche immer noch mit dem „Preußen“ oder „Berliner“ identifiziert wird, konnte ein solcher Zweikampf auf dem Abort wohl ausgefochten werden und deshalb vermute ich auch, daß dort die Heimat der Urfassung zu suchen ist. Dazu war München kaum geeignet und Nordhausen oder Oderberg (?) erst recht nicht. Die Sachsenhäuser Fassung lautete folgendermaßen:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Du brauchst Dich nicht zu sputen,
Denn es gewährt die Eisenbahn
Zum Scheißen fünf Minuten!
Ein Norddeutscher.

Der dieses hier geschrieben hat,
Das war gewiß ein Preuße,
Denn wer nicht viel zu fressen hat,
Hat auch net viel zum scheiße.
Ein Süddeutscher.

Daß Deutschland noch nicht einig ist,
Tut dieses hier beweisen,
Der eine gönnt uns ’s Fressen nit,
Der andre nit das Scheißen.
Ein Östreicher.

Hierzu muß man wissen, daß der meistens hagere Preuße dem dicken und gemütlichen Süddeutschen als Hungerleider gilt. Meiner Ansicht nach zeigen die Verse in obiger Fassung größere Ursprünglichkeit gegenüber den ausgetüftelten anderen Fassungen. Ich halte sie deshalb für die älteren.

14. „Der ist gelassen wie ein Furz!“ sagt man von einem ruhigen Menschen, der sich nicht aus der Fassung bringen läßt. In den deutschen sprichwörtlichen Redensarten von K. Amrain, Band V, Seite 184 ist „Trocken wie ein Furz“ erklärt: gesagt von einem steifen

Gesellschafter, in der Maingegend hat es aber eine ganz andere Bedeutung, nämlich sarkastisch; man spricht dort von einem trockenen Witz, den jemand am Leibe hat.

15. Die ebenda angeführte Redenart vom blauen Hintern im Sinne von adelig kann ich für das südliche Kurhessen bestätigen.

16. Den elsässischen Ausdruck unter Nr. 11 auf Seite 185 a. a. O. kennt man in Hessen in folgender Fassung: „Wenn ich e Gesicht hätt' wie Du, tät ich mich schäme, auf den Abtritt zu gehe".

17. Auch die in Band IV, Seite 327 erwähnten Kinderabzählverse sind in folgenden Fassungen in der Maingegend bekannt. Aus Hanau kenne ich sie so:

I. Es war einmal ein Mann,
Der hieß Bimmbamm,
Bimmbamm hieß er,
'en dicke Forz ließ er,
Ließ noch ein' dazu,
Das bist Du!

Bei „Du" wird das Kind, das aus dem Kreise ausscheiden soll, mit dem Finger angestoßen.

II. Eene, deene, dorz,
Der Teufel ließ 'en Forz,
'en dicken Forz ließ er,
In die Hosen schiß er,
Schiß er in die Hosen,
Stinkts wie Aprikosen,
Schiß er noch dazu,
Stinkts wie Du!

Wenn man die Ähnlichkeit der beiden Fassungen betrachtet, von denen die eine vom Erzgebirge, die andere vom Main stammt, so muß man bei der riesigen Entfernung der beiden Gegenden auf die Vermutung kommen, daß wir hier uraltes Volkgut vor uns haben. Es wäre interessant, festzustellen, ob sich durch Nachforschungen für die dazwischen liegenden Gegenden ähnliche Fassungen ermitteln lassen. One, tone turz und: eene, deene, dorz halte ich für uralte Verstümmelungen von „Eins, zwei, drei"; dies würde auch dem Charakter des Auszählverschens am besten entsprechen. Man denke an das englische: one, two, three; noch ähnlicher klingt das wallonische, wie ich es in Belgien von Kindern gehört habe: on, to, tro. Die Konsonnanten der ursprünglichen Zahlwörter haben sich auch deutlich erhalten. Der Reim Aprikose-Hose findet sich nach Band III, Seite 237 auch in einem elsässischen Abzählverschen. Vgl. auch Band V, Seite 266 aus Böhmen.

18. Ein weiteres Auszählverschen, das wohl ursprünglich ein Versus memorialis nach Art der lateinischen Genusregeln gewesen ist, lautet:

Algier, Tunis, Tripolis,
Fez, Marocco, Mückeschiß!

19. Den Band IV, Seite 322 unter Nr. 57 angeführten Abortvers habe ich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Frankfurt am Main in folgender Fassung nach der Melodie des Volkliedes: „Seh' ich drei Rosse vor dem Wagen und einen jungen Postillon" singen hören:

Es pißt der Hund wohl auf drei Beinen,
Auf allen Vieren pißt die Kuh,
Der kleine Säugling pißt in Leinen,
In meinem Herzen bist nur Du!

20. Der a. a. O., Seite 323 unter Nr. 61 angeführte Vers vom Schuster Beck, der aus Mainz stammt, ist auch in Frankfurt und Hanau bekannt, wo man aber von einem „Bäcker" Beck spricht, was jedenfalls richtiger ist, denn beim Schuster wird doch niemand Brödchen kaufen wollen.

21. Den Abortvers: „Fick mich tot, dann sterb ich selig" habe ich 1890 auf einem Frankfurter Abort in folgender Fassung gelesen:

Fickt mich tot, dann hab ich Ruh,
Deckt mein Grab mit Bibbeln zu!
Heinrich Heine.

Aus welcher Veranlassung der Name Heinrich Heines mit dem Verschen in Zusammenhang gebracht war, ist mir nicht erklärlich.

22. Der Wiener Abortspruch, Band V, Seite 268:

Der rote Streifen im schwarzen Feld,
Er ist der Beherrscher der ganzen Welt!

geht wohl auf den in Webers Demokrit mitgeteilten Stammbuchvers zurück:

Das schönste Wappen in der Welt:
Ein roter Strich im schwarzen Feld.

23. Der in den Anthropophyteien öfters erwähnte Abortspruch von acht Zeilen (z. B. Band VI, Seite 437) hat in der Maingegend nur vier Zeilen. In folgender Fassung habe ich ihn in einem Schülerstammbuch gelesen (um 1888):

Was ist der Mensch? Ein Erdenkloos,
Gefüllt mit roter Tinte.
Er hat ein Arschloch, Gott weiß, wie groß,
Das knallt wie eine Flinte.

24. Das im Band VII, Seite 398 mitgeteilte Lied aus Groß-Frankfurt:

Wir lassen uns phot—, wir lassen uns phot usw.

stammt aus Köln und lautet auf Köllsch Platt folgendermaßen:

Wir lassen uns' Fott, wir lassen uns' Fott, wir lassen uns photographieren;
Am Asch, am Asch, am Asch, am Asch, am Aschermittwochmorjen!

Ich hörte das Lied 1893 während des Karnevals in Köln sehr häufig nach einer bekannten Operettenmelodie (Leichte Kavallerie) singen; damit hat die Beziehung zum Aschermittwoch auch Sinn. Uns' Fott ist soviel als „unsern Hintern", so daß der nicht sehr geistreiche Kern des Liedchens sein würde: „Wir lassen unsern Hintern — am Arsch". Der Witz liegt aber in den überraschenden Schlußworten, wodurch der anscheinend obszöne Inhalt umgebogen wird. Am meisten hat mir damals auf der bekannten Schildergasse eine Reihe von acht jungen Leuten, vier Damen und vier Herren, Vergnügen gemacht, die mit fanatischer Beharrlichkeit das Liedchen ohne Unterbrechung brüllten, bis ich sie aus dem Gesicht verlor.

25. Zu der Gymnasiastenskatologie gehört das folgende Verschen, das um 1885 sehr bekannt war:

Quibus rebus cognitis,
Caesar in die Hosen schiß.

26. Wenn jemand laut rülpste, dann sagte wohl einer, der es gehört hatte: „Wohl bekomm's der Sau und ihrer Windblase, auf daß es der Muck nicht übel wird." Die „Muck" ist im südhessischen Dialekt das Mutterschwein. Was das Sprüchlein bedeuten soll, ist mir nicht klar; vielleicht handelt es sich um einen uralten Zauberspruch, der vielleicht das heftige Aufstoßen, das als Krankheitanzeichen gedeutet wurde, besprechen wollte.

27. Wenn jemand im Laufe der Unterhaltung davon spricht, daß etwas zu kurz sei, z. B. eine Hose, so sagt man zu ihm: „Laß einen Furz daran, dann wird's länger!"

28. Wenn sich einer unter Bekannten gezwungen sieht, den Ausdruck zu gebrauchen „Leck mich am Arsch", so setzt er hinzu: „aber bleib mein Freund!"

29. Der Krieg gegen Frankreich 1870 und 71 löste in der Volkphantasie eine Menge Vorstellungen aus, die dem Gegner gegenüber auch von skatalogischen Motiven sehr häufig Gebrauch machte. Eines der originellsten derartigen Produkte war im Besitze eines meiner Onkel. Es war ein Kartonblatt, das in kurzen Zügen einen Abriß

der Entstehunggeschichte des Krieges enthielt und etwa die Größe einer Spielkarte hatte. Dazu gehörte ein zweites Kartonblatt derselben Größe, das einen Ausschnitt in der Form des eisernen Kreuzes enthielt. Legte man dieses Blatt auf das erste, so blieb ein Teil des Textes sichtbar, der nun folgendermaßen lautete: ,,Napoleon hat einen großen Furz gelassen, danach stinkt es in ganz Europa.“ Da es sich hier um einen ganz merkwürdigen Gedanken handelt, — einen harmlosen Text durch einen Ausschnitt zu entstellen — wäre es wert zu erfahren, ob ähnliches auch sonst bekannt ist.

Skatologischer Humor.

1. Im Jahre 1901 kam ich auf einer Reise nach Straßburg und besuchte ein Bierlokal, das, wenn ich mich nicht täusche, „Altdeutsche Bauernstube“ hieß. Das Lokal war sehr originell als Bauernstube eingerichtet und mit allerlei Kuriositäten ausgeschmückt. Wenn eine Dame den Abort besuchen wollte, mußte sie am Büffet, das vom ganzen Lokale aus gut sichtbar war, den Schlüssel holen. Wenn es sich um eine Dame handelte, die das zum ersten Male sich besuchte, so nahm sie den Schlüssel ahnunglos entgegen, um gleich darauf in diegrößte, Verlegenheit zu geraten, denn am Schlüssel hing seine Kuhglocke die mit ihre Geschepper aller Augen dorthin lenkte.

2. Anläßlich des Oktoberfestes 1911 war ich vier Tage in München, nahm aber weder in einem Abort noch in einem Pissoir eine Inschrift wahr. Nur in zwei Pissoirs auf der Festwiese war auf den dort befindlichen Tafeln mit der Inschrift: „Vor dem Hinaustreten sind die Kleider zu ordnen“ bei Kleidern das erste e mit Blaustift gestrichen und aus dem K ein G gemacht, so daß Glider (Glieder) zu lesen war.

3. Bei verschiedenen Spielen finden sich entweder direkt erotische oder skatologische Bezeichnungen oder es werden unverfängliche Benennungen in solche umgedreht. So gibt es beim Knobeln (Würfelspiel) nachstehende Spiele: „Lenchen, wie es vom Turme kakt.“ — „Mina, das Saumensch von Tarant.“ — Beim Rumpel, einem Kartenspiel (Bierspiel) heißt ein Spiel „Mina mit“ und hieraus wird häufig „Minna, in der Mitten“ gemacht.

Vielleicht sind den Lesern der Antropophyteia noch weitere derartige Benennungen bekannt.f

J. Heimpel.

Skatologische Erzählungen aus der Oberpfalz.

Von einem mit Namen genannten Bauern, der, wenn er einmal ausging, gerne über den Durst trank und dann seine natürlichen Bedürfnisse nicht mehr im Zaume halten konnte, hörte ich von verschiedenen Seiten folgende zwei Begebenheiten als wahr erzählen:

1. Als der gute Mann einmal in dem Städtchen W. schon den ganzen Tag getrunken hatte, ergriff ihn plötzlich ein heftiges Bauchgrimmen. Er eilte hinaus, erwischte aber in der Eile und in seinem Dusel anstatt der richtigen Kammer die falsche, in der sich die Sauerkrautfässer befanden und machte es sich — nichts ahnend — auf einem solchen Fasse bequem.

Bei Bereinigung seiner Zeche soll er allerdings über deren Höhe nicht erbaut gewesen sein.

2. Ein anderes Mal begab sich unser Bauer auf den Jahrmarkt nach V. und kaufte da nebst verschiedenem andern für alle Fälle auch eine neue Hose; sodann ließ er sich das Bier schmecken und hatte sich bald einen gehörigen Hieb angetrunken. Diese Gelegenheit benutzten einige Bekannte, ihm das Paket mit der neuen Hose unvermerkt wegzunehmen, außen zu öffnen, hineinzuscheißen und es sorgfältig verpackt wieder neben den Bauern zu legen. Er ging endlich nach Hause, machte aber auf dem Heimwege in gewohnter Weise seine Hosen voll. Da er wie ein Bock stank, empfingen ihn seine Angehörigen mit Vorwürfen. Dem werde ich gleich abhelfen, meinte der Bauer und entfaltete voll Stolz das mitgebrachte Paket, um darin gleichfalls eine vollgeschissene Hose vorzufinden. Er zerbricht sich noch heute den Kopf, wie dies möglich war.

J. Heimpel.

3. Der Bahnhofvorstand zu Pirmasens (bayerische Pfalz) sitzt mit einigen Freunden in der Bahnhofwirtschaft. Plötzlich zieht er seine Uhr, stürzt hastig auf den Bahnsteig und erklärt: „Jetzt muß ich awer aen fahre losse!“ Gemeint ist natürlich, das Abfahrtsignal für einen Zug geben, aber der Doppelsinn („Fahren lassen“ ist gleich „forzen“) ist beabsichtigt und wird auch allgemein verstanden.

(Pirmasens, Rheinpfalz.) S. Hoerner.

Das Lied von der Reinlichkeit.

Nach der Melodie: „Studio auf einer Reis'." (Wurde zu Augsburg 1894 auf einer Gymnasiastenkneipe wiederholt gesungen.

Um die Reinlichkeit zu fördern,
| juchheidi, juchheida |,
Ist vor allem zu erörtern, | juchheidi, heida |,
Wie, womit, wozu und wann
Man sich reinlich putzen kann.
|| Juchheidi, heidi, heida, juchheidi, juchheida,
Juchheidi,heidi,heida,juchheidi heida! ||

Schon in seinen Kinderjahren, |-|,
Hat ein jeder wohl erfahren, |-|,
Daß man von dem Stuhlgang her
Nicht so reinlich wie vorher. ||-||.

Eh' wir uns vom Sitz erheben, |-|,
Bleibt doch meistens etwas kleben, |-|,
Dieses schleunigst zu entfernen
Soll der Mensch von Jugend lernen. ||-||

Bauern nehmen sich hiebei |-|
Meistens einen Büschel Heu, |-|,
Hat man solches nicht in Näh,
Nimmt man Stroh, doch tut das weh. ||-||.

Jeder aber soll sich schämen, |-|,
Seinen Finger nur zu nehmen. |-|.
Sitzet man in Rohr und Schilf
Nimmt man dieses rasch zur hilf. ||-||.

Geht man einsam über Land, |-|,
Nimmt man wohl auch Gras zur Hand; |-|,
Doch wenn Nesseln sind dazwischen
Darf man sich damit nicht wischen, ||-||.

Denn bevor man umgeschaut, |-|,
Brennen heftig auf der Haut, |-|,
Kleine Bläschen, weiße, gelbe,
In dem Loch und um dasselbe. ||-||.

Der Gebrauch von Tannennadeln, |-|,
Wäre gleichfalls sehr zu tadeln, |-|,
Da sie schmerzlich uns berühren
Und doch nicht zum Ziele führen. ||-||.

Handwerkburschen in der Fremd, |-|,
Tun dies meist mit ihrem Hemd. |-|
Mit den Zeiten, mit den Ländern,
Tun sich die Methoden ändern. ||-||.

Wie zum Beispiel die Azteken, |-|,
Rieben sich mit einem Stecken, |-|,
Währenddem die Kannibalen
Sich mit diesem Stoff bemalen. ||-||.

Doch gottlob! Bei uns zu Land, |-|,
Hat man meist Papier zu Hand, |-|,
Doch darf dieses nicht zu klein,
Es muß fest und haltbar sein. ||-||.

Ist es nämlich dünn und feucht, |-|,
Bricht es durch nur gar zu leicht, |-|,
Und du fährst mit deinem Finger
Frisch hinein in deinen Dünger. ||-||.

Fahr nicht immer drüber weg, |-|,
Denn sonst geht nicht fort der Dreck, |-|,
Wischest du nach aufwärts nur,
Zeigt sich links und rechts die Spur, ||-||.

Und vom bloßen Abwärtsfahren, |-|,
Bildet sich ein Spieß von Haaren, |-|.
Durcheinander, auf und ab,
Dies allein hilft gründlich ab. ||-||.

Wenn du's Putzen unterläßt, |-|,
Hängen sich die Klumpen fest, |-|,
Die sich dann als lästig zeigen
Und sogar den Wolf erzeugen. | |

Ja sogar mit heißer Brüh, |-|,
Bringt man sie nur fort mit Müh. |-|
Darum spart Euch diese Schmerzen
Und ich ruf Euch zu von Herzen: ||-||.

Darum spart Euch diese Schmerzen, |-|,
Und ich ruf Euch zu von Herzen: |-|,
Männer, Greise, Weiber, Kinder,
Haltet reinlich Eure Hinter! |-|.

Aus der Oberpfalz. J. Heimpel.

Skatologische Inschriften.

1. Hier sitzt ein jeder und scheißt,
Was er den Tag vorher gespeist.
Ein Glück, daß wir nicht scheißen müssen,
Was wir den Tag vorher geschissen..
(Abort eines gut bürgerlichen Lokals.)

2. Scheißen ist keine Kunst,
Aber scheißen ohne Dunst:
Das ist 'ne Kunst.

3. Hier in diesen heil'gen Hallen,
Wo die goldnen Zapfen fallen,
Soll sich keiner untersteh'n,
Einen auf den Rand zu dreh'n.

4. Glück, Glas, Jungfernschaft
Sind der Dinge drei,
Stößt man rein mit Jugendkraft,
Geht so'n Ding entzwei.

5. Mädchen, willst du ficken,
So leg' dich auf den Rücken,
Dann werd' ich meinen Dicken
In deine Votze drücken.
(Seebad Heringsdorf, Abort unter dem Seesteg.)

6. Zwei Knaben saßen in ihrem Bette
Und furzten lustig um die Wette,
Bis daß der eine kackte:
Da kamen sie aus dem Takte.

7. Piß, Kutt', Einigkeit:
Ficken ist 'ne Kleinigkeit[1]).

8. Auf einer langen Bank
War ein gräulicher Gestank,
Wer sich am ersten meld't,
Der hat gedrellt. (NB. Dieser Ausdruck „onomatopoitisch!)

---

[1]) Diese kurze, bündige Zusammenstellung hat offenbar den durchaus logischen Sinn: Wenn die beiderseitigen Geschlechtteile (piß, meist pispenis) bzw. deren Träger sich einig sind, steht dem Geschlechtakt selbst nichts mehr im Wege.

9. Einst lernt ich sie als Perle kennen,
Jetzt läßt sie bei sich Kerle pennen.
10. Erst war es nur ein Blickgefecht,
Dann hab' ich ihr den Fick geblecht.
Aus Elberfeld 1911. Dr. Schenk.

1. Die drei größten Weltwunder? Der Schniepel steht und hat keine Beine, die Votze hat ein Loch und kann Wasser halten, der Arsch hat keine Zähne und beißt die größten Würste ab.

2. Was ist das für 'ne Ordnung hier:
kein einzig Stückchen Wischpapier!
das hätt ich vorher wissen müssen,
da hätt ich vor die Tür geschissen.

3. Mach's Fenster auf!
Alles läuft herein —
der Nächste wird dir dankbar sein!

4. Kopf und Arsch und Pumpe,
alles eine Klumpe.
5. (Inschrift zwecks Rendezvous):
Wer willst mit? Do 7 Uhr nachts.
Wann? Wo?

6. Ich bin nackt hereingelaufen,
un min Sack war steif
un der Same kam gelaufen.

7. Ich[1]) habe ein Schneck, ein Sack mit zwei Eiern,
Wenn ein Mädel mal gefickt sein will,
muß sie die Röck aufheben und die Votz her zeigen,
dann steck ich mein Schneck hinein.

8. Und sind die Mädchen noch so fein,
ins Schlammloch stecken's doch mal rein.
Aus Zwickau i. S., 1908. H. E. Luedecke.

Von hinten mach ich's keiner mehr, so wahr ich Gottlieb heiße.
Man ramponiert'sch den Schwanz zu sehr und schmiert'sch den Sack voll Scheiße.
Aus Leipzig, 1911. Theodor Erfurter.

---

[1]) Sehr primitive Handschrift.

In diesen öden Hallen,
Wo nie ein Vogel singt,
Da läßt der Mensch was fallen,
All, was ihm übrig dünkt.
Doch übt er Vorsicht immer,
Daß nicht zuviel wegfällt,
Denn ficken möcht er immer,
So oft's dem Weib gefällt.

Parkbahnhof Bremen, Januar 1911. Prof. U.

In Schaumburg-Lippe und Umgebung steht aus lokalen Gründen das Lied „An der Weser“ von Dingelstedt (Melodie von Pressel) sehr hoch im Kurs, überall hört man es singen. Eine Strophe lautet etwa

„Ich habe hier so manches Mal mit meiner Laute gesessen,
herabgeschaut vom Berg ins Tal, die Welt und mich selber vergessen!

Ich fand folgende persiflierende Abort-Inschrift: „Hier habe ich so manches Mal nicht ohne Laute gesessen.“ Spruch:

Rosen, Tulpen, Nelken,
alle Blumen welken,
Reseda und Narzissen,
die Liebe ist beschissen!

Hans Förster.

Gute Fut ist das höchste Gut!
(Darunter von zweiter Hand):
Wann s krank ist, verlierst den Mut.

Im Pissoir des Restaurants Hörl, Wien 1911. Krauss

In einem kleinen Werkchen, das den Titel führt: „De loci historia natura et varietate tractatio, cui illustrandae Corpus inscriptionum a locis abditis conquisitarum adscripsit S. Wesebius“, erschienen bei H. Wolmann. Görlitz o, J. fand ich folgende Abortinschriften gesammelt:

1. Abortinschriften diätetischen Inhalts. Die Einteilung stammt aus eben demselben Büchlein, das in zwei Hauptteile zerfällt: Erster Hauptteil, mit Malerei, handelt von der Geschichte des Locus, von der Serviette und insbesondere vom Locus publicus. Zweiter Hauptteil, mit schönen Versen, handelt von den Inschriften auf dem Locus.

Die Ellenbogen auf das Knie,
Dann geht's pardautz, du weisst nicht wie.

Wenn du willst gemütlich kacken,
Leg' die Hände auf die Backen,
Die Ellenbogen auf das Knie,
Dann geht es leicht und ohne Müh'.
(Ähnlicher Vers Anthrop. Bd. VI p. 435).

Hurtig die Hosen heruntergerissen
Und in die Tiefe hinuntergeschissen.

Immer lustig, liebe Brüder,
Setzet fröhlich hier Euch nieder
Und soll's doppelt lustig geh'n,
Laßt die Winde kräftig weh'n.

2. Inschriften, die zur Reinlichkeit mahnen:

Reinlichkeit ist's halbes Leben,
Scheiß in's Loch und nicht daneben.

Scheiß daß alle Wände krachen
Scheiß dem Teufel in den Rachen,
Scheiß der Welt ins Angesicht,
Nur bescheiß den Abtritt nicht.

Scheiß dem „— —“ in die Tasche,
Scheiß dem „— —“ in die Flasche,
Scheiß dem „— —“ in's Angesicht,
Nur dies Loch bescheiß mir nicht.

Einen ähnlichen Vers fand ich vor Jahren auf einem Abort der hiesigen Universität; es war zur Zeit des Aufschwungs der Christlichsozialen in Wien; er lautete:

Scheiße auf die Judenblätter,
Scheiße auf den Kronawetter,
Scheiß ihm tüchtig ins Gesicht,
Nur aufs Brett, da scheiße nicht.

3. Inschriften, die vom tempus handeln.

Sei hübsch artig und kein Schwein,
Und steck' den Arsch ins Loch hinein,
Doch laß ihn nicht zu lange drin,
Es wollen auch noch Andre rin.

„Fünf Minuten wird geschissen,
Wer länger scheißt wird, rausgeschmissen.“

4. Inschriften, die sich gegen die Freskomalerei wenden.

Malerei ist fein und zierlich,
Aber nicht an diesem Ort,
Wo der Finger dient als Pinsel
Und der Arsch als Farbdepot.

Das größte Schwein auf Erden ist,
Wer sich den Arsch mit Fingern wischt.
Wer sich den Arsch wischt mit der Hand,
Der fahr ins Maul, nicht an die Wand.

5. Inschriften, die sich mit der Serviette beschäftigen.

Wollen die Fresken dir nicht auf deiner Tapete gefallen,
Statte, o Wirt, mit Papier reichlich den locus nur aus.

Lieber Wirt, ich rate dir,
Sorge fleißig für Papier,
Denn der Mensch in seinen Nöten
Greift dir sonst in die Tapeten.

Haushälter! Fauler Junge!
Papier her, oder die Zunge.

Übt Mäßigkeit in allen Dingen;
Für jeden Fremdling hier
Vier Stücke feines Postpapier,
Wer mehr braucht, kann sich's selbst mitbringen.

6. Inschriften elegischen Inhalts:

Ich armer Hämorrhoidenmann,
Kann nichts dafür, daß ich nichts kann.
Ich quetsch mir fast die Seele aus,
Und doch kommt nichts als Wind heraus.

O, heil'ger Bullrich, was hast du getan?
Das zehnte Mal fang ich von Neuem an,
Doch über sieben Beete jedesmal
Ergießt unendlich sich ein Wasserstrahl.

Jetzt han i geschissa
a faustgroßes Stück,
der Arsch is net verrissa,
Juch! dös is a Glück!

7. Inschriften allegorischen Inhalts.

In diesem Hyacinthengarten
Muß einer auf den Andern warten,
Denn eh' der zweite Mann hinein,
Muß erst der Erste fertig sein.

Hier ist das wahre Honighaus,
Hier fliegen Bienen ein und aus,
Eine jede trägt ihren Honig heran
Und wer's nicht glaubt, der lecke dran.

Hier ist das rechte Schwurgericht,
Wo jeder Arsch sein Urteil spricht,
Und wer dagegen raisonniert,
Dem werden die Akten ums Maul geschmiert.

Abortinschriften auf verschiedenen öffentlichen Aborten und Pissoirs in Wien.

(Universität.)

1. Ob Couleurstudenten oder Finken
Hier sind sie gleich, denn beide stinken.

2. Ob national, ob liberal,
Der Dreck von beiden ist egal.

3. Jetzt studieren auch die Frauen,
Oft kann man hier eine schauen,
Wenn's studiert hab'n g'nug die Parzen
Kommen's her und tun hier pfarzen.

(Restaurant im III. Bezirk.)

4. Heut' tagen drin die Christlichsozialen,
Und hier versammelt sich der Dreck von allen,
Ob sie hier scheißen, oder drinnen reden,
Ich finde keinen Unterschied heut' zwischen beeden.

Darunter:

Hier hat ein Sozi g'wiß geschissen,
Hat sich den Arsch und's Maul gerissen.

(An verschiedenen Orten.)

5. Kürze ist der Rede Würze,
Doch das gilt nicht für die Pfürze.

6. Juden hinaus!

Darunter:

Na nicht, do bleiben werden wir in den Gestank.

7. Hupf mein Mäderl, hupf nur zu,
Hupf hinauf auf das Brett
Scheiß dich aus, so viel du magst,
Daß du dich dann nicht beklagst.
Scheiß mein Mäderl, scheiß nur zu,
Scheiß und schrei dann Hurrah
Und wenn du dann g'schissen
So laß mich es wissen,
Scheißen möcht' ich ja a.

8. O scheiß, so lang du scheißen kannst,
O scheiß so lang du scheißen magst,
Es kommt die Stund' es kommt der Tag,
Wo du zum Arzte gehst und klagst.

9. Verschieb das Scheißen nicht auf morgen
Wenn du's heute kannst besorgen.

10. Wissen ist gut, doch können besser.

11. Von der Stirne heiß,
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Dreck kommt nie von oben.

12. Die Tummelstätte für den antisemitischen Geist,
Ist das Deutsche Volkblatt und der Ort, wo man scheißt.

Wien. Dr. O. Timidior.

Kaserne Mähr.-Schönberg (Abort).

1. Schön ist eine rote Rose
Auf einem grünen Strauch,
Aber noch viel schöner ist eine schwarze Rose
Auf einem weißen Bauch.

2. O süßes Loch, wie süß du bist
So stinkst Du doch und weißt Du
Was die Ursach ist? Weil
Der Arsch Dein Nachbar ist.

Miltärschießstätte Troppau (Abort).

3. Am 18. August mußt ich hier Wache stehen
Und zugleich auch scheißen gehen.

Militärabort in Troppau.

4. Halt Eure Namen mehr in Ehr
Und schreibt sie nicht ins Scheißhaus her.

5. Fick mich tot! so sterb ich selig
Deckt mein Grab mit Schwänzen zu
Und schreibt dann drauf mit rotem König
Hier ruht die gottgeborene, selig gestorbene
Zu Tode gefickte Anne Marie die
Regimentsau.

Abortinschriften „Café“ Troppau.

6. Arme Köchin
Armer Koch
Deine Kunst
Geht in dies Loch.

7. Schwanz und Fotz, das sind zwei schöne Sachen, denn fängt der Schwanz zu stehen an, da fängt die Fotz zu lachen an.

Gustav Kohn.

1. Wer hier zu seines Leibes Ruh
Seine letzten Reste spendet,
Der mach auch den Deckel zu,
Wenn er sein Werk vollendet.

Aus Mähren. Gasthausabort, Mohren bei Zwittau 1910.

2. Hdo chce dobře sráti,
Musi lokte na holena dati
Palce na dásně,
To se sere překrásně!

Wer gut scheißen will,
Muß die Ellbogen auf die Knie geben,
Die Daumen auf die Lippen,
So scheißt sich's sehr angenehm.

Aus Mähren. Gasthausabort, Znaim 1911.

3. Mer(a)da fri(o)tta
Sulla bar(a)ba
Chi(o)la schri(o)tta.

Gebackenen Dreck
Auf den Bart
Der dies geschrieben hat.

Aus Triest 1911. F. J. B.

ABC des Pfurzes.

A. Man hält am Arsch ein Streichholz still,
Wenn man den Vurz anzünden will.
B. Liegt noch im Bauch der Vurz verborgen,
Macht dir sein Brummen keine Sorgen.
C. Es pumst wie hier der Korporal,
Im Vatikan der Kardinal.
D. Dumpf ist so manches Vurzentönen,
Wie Donner andere erdröhnen.
E. Manch Vurz stinkt wie ein faules Ei,
Einlauf ist manchmal auch dabei.
F. Furz, Forz und Farz s'ist einerlei,
Furchtbar stinken alle drei.
G. Aus dem Gesäß der Vurz entspringt,
Doch sein Geruch zur Nase dringt.
H. Bist du zu Haus, dann vorze zu,
Bei mir halt dir den Hintern zu.
I. Noch hat des Vurzes Inhalt nie,
Bis jetzt benützt die Industrie.
J. Laut läßt den Vurz der Jude streichen,
Der Jesuit läßt leis ihn schleichen,
K. Vom Kaiser bis zum Kanonier,
Vurzt jeder Mensch, vurzt jedes Tier.
L. Ein Vurz mag laut und leise sein,
Ins Loch geht keiner mehr hinein.
M. Des Mädchens Vurz hat oft Bouquet,
Die Melodie ist immer nett.
N. Die Nase mag den Vurz nicht leiden,
Der Nebel kann's nicht unterscheiden.

O. Der Muselmann im Orient,
Vurzt nur nach Osten hingewandt.
P. Das Vurzen macht mir viel Pläsier,
Man braucht dazu auch kein Papier.
Q. Viel Qual macht dir der Vurz auf Ehre,
Kommt er dir keuchend in die Quere.
R. Der Rülps gleicht auch dem Vurze sehr,
Doch stinkt er in der Regel mehr.
S. Der Vurz tönt hell wie Saitenklang,
Den Saal erfüllet sein Gestank.
T. Des Teufels Vurz ist höllisch heiß,
Wie jeder Theologe weiß.
U. Unendlich lange ist der Vurz.
Der Ton ist ungebührlich kurz,
V. Frau Venus ließ einst einen fahren,
Vulkan rief: „Zeus soll mich bewahren."
W. Willst einen Vurz du lassen, Kind,
So dreh den Hintern nach dem Wind.
X. Als er den Xanthes tat erreichen,
Ließ Xerxes einen langen streichen.
Z. Wie Zephir steigt der Vurz zur Höh,
Zu Ende ist mein ABC!

Aus Rosenheim in Oberbayern. Mitgeteilt von S. Hoerner.

Der „Bierfritz" in klassische Zitate eingehüllt.

Von Dr. O. Timidior.

Eine lustige Korona von Studenten. Einer von ihnen konnte das Bierfritzen nicht lassen. Je länger er beim Biertisch saß, um so öfter passierte ihm „etwas Menschliches". Den übrigen tat er jedoch des Guten zuviel. Wollte er nicht für jeden „Schuß" eine Strafe in naturalibus, d. i. Bier oder Zigarren, zahlen, mußte er jeden Bierfritz mit einem klassischen oder weniger klassischen Zitat schmücken. Er zog das Klassische dem Natürlichen vor und brachte es zu einer ganz ansehnlichen Summe solcher Aussprüche, die hier folgen mögen:

1. Fahr' hin, ich hab' auf Dank ja nicht gerechnet!
(Schiller, Wallenstein.)

2. Endlich allein.

3. Das war ein Schuß, von dem wird man noch sprechen in den spät'sten Tagen. (Schiller, Tell.)

4. Der Freiheit eine Gasse. (Schiller, Tell.)

5. Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben.
(Goethe, Lieder: Zueignung.)

6. Alle Vergnügungen auf alle Weise genießen zu wollen, ist unvernünftig; alle ganz vermeiden, gefühllos.
(Plutarch, Gastmahl der 7 Weisen § 15.)

7. Das Verhängnis muß geschehen, das Gefürchtete muß nahen.
(Schiller, Kassandra.)

8. Wenn sich der Verirrte findet, freuen alle Götter sich.
(Goethe: Deutscher Parnaß.)

9. Wie freu ich mich, wie freu ich mich, wie trieb mich das Verlangen.
(Lustige Weiber von Windsor.)

10. Verlassen, verlassen, verlassen bin i.

11. Vor andern fühl ich mich so klein,
Ich werde stets verlegen sein. (Goethe, Faust.)

12. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. (Sprichwort.)

13. Gute Ware lobt sich selbst. (Sprichwort.)

14. In allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch. (Goethe, Nachtlied.)

15. Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle.
(Schiller, Die Kraniche des Ibikus.)

16. Wie du mir, so ich dir.

17. Nur aussi mit die tiafen Tön'!

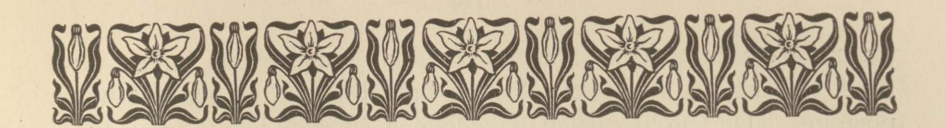
18. Wie wird mir, leichte Wolken heben mich!
(Schiller, Jungfrau von Orleans.)

19. Wär's möglich? Könnt ich nicht mehr, wie ich wollte?
(Schiller, Wallensteins Tod.)

20. Kürze ist der Rede Würze. (Sprichwort.)

21. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft. (Schiller, Tell.)





Südslavische Volküberlieferungen,

die sich auf den Geschlechtverkehr beziehen.

Gesammelt und erläutert von Dr. Friedrich S. Krauss.

VIII. Fortsetzung Nr. 863ff.

XXIX. und XXX. Abschnitt: Beabsichtigter und unbeabsichtiger Humor.

863. Kumu na čast.

Kad se kumu u svatovima oće komedija da načini, odreže se pečenici pička i guzica, ispeče se i dade se kumu. — Slavonski običaj.

Dem Gevatter zu Ehren.

Will man sich mit dem Hochzeitgevatter einen Spaß machen, so schneidet man dem Festbraten die Voz und den Arsch ab, brät sie und gibt sie dem Gevatter. Slavonischer Brauch.

Anmerkung. Der Gevatter ist bei der Hochzeit einer der Hauptzeugen des Bundes. Ihm verehrt man das Beste: das weibliche Glied der Fruchtbarkeit wegen und das Aftergegendstück wegen der guten Ernährung der Brautleute. Die ursprüngliche Bedeutung des Brauches, den man noch übt, versteht aber das Bauernvolk nicht mehr überall, und man legt ihn als einen Scherz aus, weil man übersieht, daß die hervorragende Würde und Stellung des Gevatters einen so unziemlichen Scherz mit ihm zu treiben verwehren.

864. Žaba dala blago.

Onamo nigdi u šumi gorili novci. Bogami razabraše o tom njih trojica, slože se pa će ić da vade blago. Kako su oni kopali i zemlju vadili a dogje iznenada bika. Uplaši se jedan pa biž glavom bez obzira, ostanu ona dvojica, kopaju i kopaju, al namjesto novaca eto žabe. Ljuti oni odu do kuće onog što se poplašio

pa mu bace žabu kroz pendžer u sobu. On ti zapali lampu, vidi žabe. „Ženo, to su novci! Ustani brže bolje!“ E, ona ustane sa postelje. „Ded golu guzicu nakeči a ja ću s mojom o tvoju tuć!“ — Ona tako uradi a on kaže: „Bože pomozi i moja muda i ženina pizda!“ — A to od žabe sami dukati, škudare i soferendori. E, bogati oni. Al će jedan od one dvojice, što su išli š njim novce vadit, prigovarati a ovaj će: „E, ja sam sa ženom guzicu o guzicu tuko. Bog nam ostavio kurac i pizdu a to je pomoć za sve!“ — Erzählt von einer Bäuerin in Smoljanovci i Slavonien.

Ein Frosch gab Schätze her.

Dort irgendwo im Walde brannten Gelder. So wahr mir Gott, davon erfuhren ihrer drei Männer, sie vereinten sich und begaben sich hin, um den Schatz zu heben. Wie sie da so gruben und die Erde aushoben, kam plötzlich ein Stier daher. Einer von ihnen erschrak darüber und rannte blindlings davon. Es blieben die anderen zwei zurück; sie graben und graben, doch anstatt des Geldes, siehe da, einen Frosch. Im Zorn darüber begaben sie sich zum Haus jenes, der sich erschreckt hatte und warfen ihm den Frosch zum Fenster in die Stube hinein. Er zündet dir die Lampe an, erblickt den Frosch: „Weib, das sind Gelder! Erheb dich so schnell wie nur möglich!“ Na, sie steht vom Lager auf. „Wohlan, steck den nackten Arsch vor, und ich werde mit dem meinen an den deinen stoßen!“ — Sie tat also und er sagte: „Helfe Gott und mein Hodensack und des Weibes Voz!“ — Da entstanden aus dem Frosch lauter Dukaten, Doppeltaler und Sovereigndors. Ei, sind die reich geworden. Da beredete es einer von jenen zweien, die mit ihm Geld heben gegangen waren, doch der versetzte ihm: „Hei, ich stieß mit meinem Weibe Arsch an Arsch an. Gott hat uns den Zumpt und die Voze anheimgegeben, das ist aber eine Hilfe für alles!“

Anmerkung. Der erste Teil ist eine Variante zu den internationalen Schatzsagen. Der [schwarze] Stier und der Frosch treten hier an Stelle des schatzhütenden Lindwurms. Das Aneinanderschlagen der Gesäße stellt nach einer infantilen Sexualtheorie den Beischlaf dar. Man vergleiche darüber den wichtigen Aufsatz Dr. Rudolf Reitlers über Eine infantile Sexualtheorie und ihre Beziehung zur Selbstmordsymbolik, Zentralblatt f. Psychoanalyse, hrg. v. Freud & Stekel, Wiesbaden 1911, S. 114—121. Trotz dieser Auffassung büßen die Geschlechtteile nicht das geringste von ihrer Übermacht ein. Man vergleiche dazu die Belege bei Dulaure, Die Zeugung usw., verdeutscht von Krauss, Reiskel und Ihm, im Abschnitt von der Erotik der

Slaven. Um den auf dem Schatze lastenden Zauber zu bannen, war ein Beischlaf erforderlich. Da wich endlich der böse Geist und ließ das Geld fahren. Hilflos stellte Bog (nicht Gott, sondern im ursprünglichen Sinn, der Geschickverteiler) den Menschen in die Welt, doch beließ er ihm die Zeugungteile, mit denen man sich aus aller Not und Bedrängnis herauswinden kann. Um solchen urzeitlichen Stuß zu begreifen, muß man zu den Psychoanalytikern in die Lehre gehen, die ihn in seiner immer neuen Entstehung bei den Neurotikern entdecken.

865. Čarka jebom.

Bila u selu cura pa se nije mogla udat a imala je jednog momka rad. Sirota ode babi pa joj kaže, da bi se rad udala. Jednog momka voli al on njoj ne uzvraća ljubavi. Baba joj kaže, kad taj momak bude prošo, neka ona digne skute pa nakeči momku guzicu. Dobro, nikom ništa, cura ode i prvom prilikom to uradi. A momku se svidila pička pa bruce vidio dakako ispod guzice i on u cure zatražio pičke. Cura dade al zapamtila si, što joj je još rekla baba. I kad su bili u jebanju, ona uvati svoga jeba i njegovog i namaže tim momku muda i kaže: „Kakogod sam ti slatka sada, tako ti ja uvijek slatka bila!“ — I vidite, dragi gospodine, taj momak nju oženio. Znadu babe svega! — Erzählt von einem jungen Bauernweib in Brezovo polje in Slavonien.

Zauber mit Samenflüssigkeit.

Lebte da im Dorfe ein Mädchen, das konnte sich nicht verheiraten, hatte aber einen Burschen lieb. Die Ärmste suchte ein altes Weib auf und sagte ihr, sie möchte sich gern verheiraten. Sie liebe einen Burschen, doch der erwidere ihre Liebe nicht. Die Alte sagte zu ihr, sie möge, wenn der Jüngling vorbei käme, die Schöße in die Höhe heben und den Arsch hervorstrecken. Gut, mir nichts, dir nichts; das Mädchen entfernt sich und befolgte dies bei der ersten Gelegenheit. Der Jüngling aber fand Wohlgefallen an der Voz, und er erblickte freilich auch die Schamhaare unterhalb des Arsches und verlangte vom Mädchen Voze. Das Mädchen gewährte sie ihm, doch hatte sie sich auch gemerkt, was ihr die Alte noch angeraten. Und als sie im Vögeln waren, fing sie etwas von ihrem und seinem Samenergusse auf, bestrich damit dem Jüngling die Hoden und sprach dazu: „Sowie ich dir jetzt süß bin, so möge ich dir immerdar süß sein!“ — Und sehen Sie, lieber Herr, dieser Jüngling heiratete sie. Die alten Weiber wissen in allem Rat.

Anmerkung. Diese Erzählung ist ein weiterer Beleg zu Amrains Studie von der Glutealerotik. Dem Reiz der prallen Breitseite und vollends der Schamhaare vermag der Bursche nicht zu widerstehen. Eine Samenflüssigkeit hat das Mädchen selber natürlich nicht, doch ist sie gewiß, wie andere chrowotische Frauenzimmer, in der Schamspalte ungewaschen geblieben. Mit dieser Unsauberkeit imprägnierte sie den Beischläfer, und dieser für einen verfeinerten Kulturmenschen unerträgliche Gestank umnebelte seinen Geruchsinn derart, daß er die in ihn Verliebte als sein Weibchen heimführte. Odor feminae vicit.

866. Jebu li se vile?

Njeki čovjek pogje na put. Putovao je cijeli dan. Noć ga uhvati u šumi. Ili od straha ili od dobre volje stane pjevati: Mili Bože, jebu li se vile?

Nepoznati glas odgovori mu iz šume: Da s ne jebu ne bi ih ni bile!

Aus dem Kniner Bezirk in Dalmatien mitgeteilt von Dr. Alexander Mitrović.

Ob wohl die Vilen vögeln?

Ein Mann zog auf Wanderungen aus. Er wanderte den ganzen Tag über. Die Nacht ereilte ihn im Walde. Sei es aus Furchtgefühl, sei es aus guter Laune, hub er zu singen an: Du lieber Gott, ob wohl die Vilen vögeln?

Aus dem Walde antwortete ihm eine unbekannte Stimme: Wenn sie nicht vögelten, so gäb es keine!

Anmerkung. Bile des Reimes halber für bilo, doch ist die Konstruktion so häufig, daß man sie kaum mehr als fehlerhaft oder falsch empfindet. — Der Sinn ist der, alles, was in der Welt lebt und webt, übe den Geschlechtverkehr, denn ohne ihn gebe es kein Dasein. Die Frage ist aber die eines mit dem Volkglauben blutwenig vertrauten Menschen, der da nicht weiß, daß die Baumseelen Fruchtbarkeitgeister sind, deren Wesen aus lauter geiler Geschlechtlust besteht.

867. Pjana Likota.

Ličanin došo kući pijan. Legne ženi da je pojebe, ali trefi kurcem u guzicu. Kad se u jutru probudio pita on ženu: Čuješ, ženo, ko je s mojim kurcem miješa palentu? — Iz Hrvatske.

Der betrunkene Likaer.

Ein Likaer kam betrunken nach Haus. Er legte sich zum Weib hin, um es abzuvögeln, doch traf er mit dem Zumpt ins Arschloch hinein. Als er in der Früh erwachte, fragte er das Weib: Hör mal, Weib, wer hat mit meinem Zumpt Polenta angerührt? — Aus Chrowotien.

Anmerkung. Die tapferen Bewohner des Karstgebietes der Lika stehen bei den übrigen Chrowoten im Rufe als Sodomiten und Podizisten. Das Weib ließ sich den Aftermißbrauch als eine Selbstverständlichkeit gefallen. Vielleicht behagte es ihr sogar. Es ist ja im Süden nichts ungewöhnliches, daß sich einem Weiber zu einer derartigen Befriedigung von selber anbieten. — Polenta, ein nur mit Wasser angerührter und abgekochter Maismehlbrei ist in der Lika eine Hauptvolknahrung.

868. Veliki grunt.

Ide žena sa sprovodom svoga čoeka i tuče se po pički: Joj, siroto moja, kućeš mi? Joj, veliki grunte moj! — Iz Hrvatske.

Der große Grundbesitz.

Ein Weib geht mit dem Leichenzug ihres Mannes und schlägt sich auf die Voze: Wehe, meine Waise, wohin wirst du geraten? Wehe, o du mein großer Grundbesitz. — Aus Chrowotien.

Anmerkung. Das Weib weiß, daß es dem Manne nur zum Geschlechtgenuß diene und ihr um und auf ihr Geschlechtteil sei. Sie ist sich auch darüber nicht im unklaren, daß sie als Witib der Lust vieler anderer Männer fröhnen werde müssen, um sich zu behaupten. Darum beklagt sie ihren Grund. Bei den Chrowoten muß die einsame bäuerliche Witib jede Gefälligkeit, die sie verlangt, mit ihrem Leib abverdienen.

869. Udovica.

Ide sprovod a žena jauče: „Joj, kuće ova kukavica?“ pa se udara po trbuu a pop otkanta: „To jest briga moja!“ A ona opet zajauče: „Joj, kuće ova sjeročad?“ — „To nek zna vrag!“ odgovori pop. —

Die Witib.

Der Leichenzug bewegt sich und die Ehefrau (des Verstorbenen) jammert: „Wehe, was wird das Geschick dieses Kuckuckvogels sein?“ und schlägt dabei auf ihren Bauch los, der Pope aber sang zur Antwort: „Das ist meine Sorge!“ Wieder jammerte sie auf: „Wehe, was für ein Geschick ist diesen Waisen beschieden?“ — „Das soll der Teufel wissen!“ antwortete der Pope. — Aus Slavonien.

Anmerkung. Der Kuckuck ist das Sinnbild traurigster Verlassenheit. Die Bäuerin meint, wer ihrem Bauch Nahrung verschaffen werde, der Pope jedoch denkt an die Befriedigung der Wollust, als ob es ihr nur darum zu tun wäre.

870. Naricaljka.

Curica mala nariče za materom i kad su došli na groblje, zajauče nad raku: „Joj, mila majko moja, kolika je jama tvoja duboka i široka! Kolku su ju iskopali ljudi! Ja b volila, da kopaju meni!“ A tu se jedan dečko izlanu, kad je rekla, da b volila, da se njoj kopa: „Evo mene, ja ću tebi kopat!“ — Iz Hrvatske.

Die Trauerklagende.

Ein kleines Mägdlein erhebt Trauerklage nach ihrer Mutter, und als sie auf den Friedhof kamen, erhob sie über der Grube ein Gejammer: „Wehe, meine teuere Mutter, wie tief und breit ist dein Loch! Wie gewaltig hoben die Männer sie aus! Ich wollte lieber, sie grüben es mir aus!“ — Als sie da sagte, es wäre ihr lieber, man grübe ihr eines aus, platzte ein Bürschlein heraus: „Da bin ich, ich werde es dir graben!“ — Aus Chrowotien.

Anmerkung. Die für unser Empfinden entsetzliche Gefühlroheit des Burschen, die man unter den Chrowoten als einen gelungenen Wortwitz belacht, erklärt sich aus der niedrigen Bewertung des Frauenlebens, insbesondere des Lebens einer gealterten Frau.

871. Ni Božji ni gjavolji.

Išli angjel i gjavo putem zajedno pa dogju u jedno selo. Kad ugju u jednu kuću, zateku kućnu čeljad gje sjeli oko sinije da večeraju. Onda će reći gjavo angjelu: „Vidiš, eto neće se ni prekrstiti ni Bogu pomoliti ni prije ni poslije jela“. Angjel reče: „Ako su Božji, oće se bar prekrstiti, a ako su tvoji neće!“ — te se tako njih dvojica stanu prepirati, hoće, neće. A ukućanima ni na kraj pameti Bog ni krst, ni Božja molitva, nego kad se siti nagruvaju, onda će kući domaćin podići nogu pa odapeti kao konj. Kad to čuju angjel i gjavo oba reknu: „Bogme, oni niti su božji ni gjavolji, niti znadu Boga ni gjavola, ajde odavlen da bježimo!“ — Bosanska Vila, 1891, S. 332.

Weder Gottes noch des Teufels Diener.

Engel und Teufel wanderten selbander des Weges und gelangten in ein Dorf. Als sie in ein Haus eintraten, trafen sie das Hausgesinde rund um den Tisch beim Nachtmahl an. Alsdann bemerkte der Teufel zum Engel: „Siehst du, die mögen weder ein Kreuz schlagen, noch ein Gebet zu Gott richten, weder vor noch nach der Mahlzeit!“ — Sagte der Engel: „Sind sie Diener Gottes,

so werden sie sich zumindest bekreuzen, sind sie aber die deinen, so unterlassen sie es!“ — Und so huben die zwei miteinander zu streiten an, ob die es tun, oder ob sie es nicht tun werden. Den Hausleuten aber liegt weder Gott noch das Kreuz, noch ein Gebet zu Gott auch nur im entferntesten im Sinne, sondern als sie sich satt angepampft hatten, da erhob der Hausvorstand das Bein und ließ einen knallen wie ein Roß. Als dies Engel und Teufel vernahmen, sagten beide: „Bei Gott, die sind weder Gottes noch Teufels Diener, die wissen weder um Gott noch um den Teufel; wohlan, wir wollen von hinnen fliehen!“ — Aus Bosnien.

Anmerkung. Die Beobachtung ist richtig, doch die Erklärung grundfalsch, sofern der Erzähler nur den für fromm erachtet, der da an Gott oder Teufel glaubt. Der Hausälteste bereitete sich für den lauten Krach zum Schluß des Mahles bedächtig vor, denn damit vermeldete er den Hausgenossen dasselbe, was der Römer einst mit dem Segenspruche: Quod bonum, felix, faustum fortunatumque sit! Der Furz genügt für den Hausbedarf, mit wem man sich aber in der Kirche zu vertragen hat, das weiß auch der Bauer ganz gut.

872. Blisko sroctvo.

Pogonala se dva momka, da su u sroctvu. Jedan veli, da jesu bliska rodbina a drugi se krsti i čudi, odakle ta rodbina, kad mu za to nikada niko ništa nije govorio, niti je čuo, da se govori. Onaj, koji je govorio, da jesu u rodu, stao se kladiti i nudio je drugome opkłade, koliko ovaj hoće. Do opkłade nije došlo, nego su po sebi raspitivali starce, ali nijedan nije znao ništa da kaže. Odu najposlije popu, da im on nagje sroctvo u maticama rogjenih i mrtvih. Pop se badava mučio i nije našao ništa. „Kako nijesmo u rodu“, upitaće prvi momak drugoga, „kad je tvoja baba mome djedu nekoliko puta na kurac prgjela?“

Govorilo se po selu, da je baba drugoga momka bila dobra srca pa svakome davala pičke. — Aufgezeichnet in Knin in Dalmatien von Dr. Alexander Mitrović.

Nahe Verwandtschaft.

Zwei Burschen führten einen Disput über ihre angebliche Verwandtschaft. Der eine sagt, sie seien in naher Verwandtschaft, der andere aber bekreuzt sich vor Verwunderung, woher wohl diese Verwandtschaft herrühren sollte, da ihm doch niemals wer davon auch nur das geringste gesprochen und er nichts vernommen habe, daß davon die Rede sei. Jener, der die Verwandtschaft behauptete, war bereit zu wetten und bot dem anderen

jeden beliebigen Wetteinsatz an. Zu einer Wette kam es zwar nicht, sondern sie fragten jeder bei den Greisen nach, doch keiner wußte etwas darüber auszusagen. Schließlich begaben sie sich zum Popen, daß er ihre verwandtschaftliche Beziehung in der Geburt- und Sterbematrikel herausfinde. Vergeblich bemühte sich der Pope, er fand nichts vor. „Wieso sind wir nicht verwandt“, fragte da der erste Jüngling den anderen, „wenn doch deine Großmutter meinem Großvater mehrmals auf den Zumpt gefarzt hat?“

Im Dorfe ging die Rede, daß die Großmutter des anderen Burschen gütigen Herzens gewesen sei und jedem Voze gewährt habe.

Anmerkung. Die Pointe hat zur Voraussetzung, man wisse es, daß man die Weiber dortzulande mit Vorliebe von rückwärts vornehme. Der Spaß ist darum witzig, weil der Gefoppte dem Spaßvogel mit der gleichen Wahrscheinlichkeit sagen könnte, daß sein Großvater die Großmutter des Foppers bedient habe. Es bleibt ja in den Familien.

873. Poprdljiva cura.

Došla žena jednom agi u kuću da isprosi njegovu kćer za jednog momka. Oni je tamo lijepo dočekaju i počaste a u tome zaprdi djevojka. Žena na to: „Uh, Boga ti, šćeri moja, ne valja ti, kako ćeš prditi, da prostiš a od vake si fine familije!“ — „Neka“, odgovori cura:

„U mog babe mlin meljuka
U mene guzica sita pa prduka“.

Erzählt in Sarajevo in Bosnien.

Das farzige Mädchen.

Ein Weib kam zu einem Aga ins Haus, um um die Hand von dessen Tochter für einen Jüngling anzuhalten. Man empfing sie vornehm und bewirtete sie und während dessen ließ das Mädchen einige kräftige Fürze vom Stapel. Darauf das Weib: „Uh, Gott helfe dir, meine Tochter, das taugt dir nicht, wie wirst du so farzen, mit Verlaub und bist doch von einer so feinen Familie!“ — „Laß gut sein“, erwiderte das Mädchen:

„Bei meinem Vater eine Mühle fleißig mahlt,
Bei mir der Arsch satt ist und fleißig prallt“.

Anmerkung. Bei den slavischen Moslimen sind meist ältere Frauen Heiratvermittlerinnen. — Die Alte ist über die Rücksichtlosigkeit entrüstet, die Braut aber weist sie zurück, weil derlei einem reichen Mädchen nicht als Ungebührlichkeit anzurechnen sei.

874. Izlečena od prdenja.

Oženio čovek svoga sina i izabrao mu dobru i lepu devojku. Prošlo neko vreme a mladoženja počeo sve više da słabi. Svi su u kući primetili to pa i otac, koji ga jednog dana zapita, zašto tako slabi i da nije bolestan. Sin u početku reče, da mu nije ništa i da je potpuno zdrav pa na zapitkivanja očeva prizna na posletku, da mu žena svu noć prdi i da ne može trpiti onaj smrad, ali moli oca, da ne kara snaju, jer će se time poroditi svagja. Otac obeća sinu, da ne će kazati nikom a u sebi skroji plan, šta sa snajom treba, da radi. Sutra dan je posle obeda vešto rečima izmami, kao da je došao neki čovek u selo i objavljeno je, kako će taj čovek da plati dobro onome, ko je u stanju, da mu uzastopce napuni čitavu kacu sa prdanjcima. „Eto, tu bi dobre pare zaradili, kad bi ko od nas mogao to da učini!“ — Snaja bezazlena i prosta sva srećna skoči ponosno i reče: „Ja ću, tato, da mu napunim kacu bez odmora!“ — Svekar primi ponudu i reče joj, da bi to sigurno mogla tek onda, kad bi se prdanjci nakupili mnogo po je zbog toga potrebno, da za deset dana nikako ne prdi. Snaja posluša svekra i kad je bilo desetoga dana, svekar je dozva i reče: „Deder probaj prvo ovde kod kuće, da se tamo kod ljudi ne osramotimo!“ — Snaja zape iz petnih žila pa ne mogade, i u toj zabuni i stidu reče: „E, Boga mi, tato, da ga zubima vučeš, ne bi izišao!“ — In Belgrad von einem Lehrer vernommen.

Wie eine Frau vom Farzen geheilt ward.

Ein Mann verheiratete seinen Sohn und hatte ihm ein wackeres und schönes Mädchen ausgewählt. Es verstrich einige Zeit, der junge Mann aber begann immer mehr schwach zu werden. Alle Hausgenossen nahmen dies wahr, so auch der Vater, der ihn da eines Tages befragte, warum er denn von Kräften komme und ob er nicht etwa kranke. Anfänglich sagte der Sohn, es fehle ihm nichts, und er sei vollkommen gesund und dann gestand er auf nachdrückliches Befragen des Vaters hin zuletzt, sein Weib farze die ganze Nacht hindurch, und er könne jenen Gestank nicht ertragen; doch bat er den Vater, darum die Schnur nicht zu tadeln, denn daraus entstünde ein Streit. Der Vater versprach dem Sohne, niemand etwas davon zu verraten, im Stillen jedoch faßte er einen Plan darüber, was er mit seiner Schnur zu tun habe. Am anderen Tage lockte er sie nach dem Mittagessen fein mit Worten heraus,

als ob ein Fremder ins Dorf gekommen und verlautbart worden sei, wie dieser Mann jenem einen tüchtigen Batzen zahlen werde, der da imstande wäre, ihm einen ganzen Bottich mit Fürzen in einem Tag voll zu füllen. „Schau, da könnten wir ein tüchtig Stück Geldes erwerben, vermöchte einer aus unserer Mitte dies zu vollbringen!“ — Arglos und schlicht, wie die Schnur schon war, sprang sie ganz glücklich stolz auf und sagte: „Ich werde ihm, Papa, ohne abzusetzen, den Bottich voll füllen!“ — Der Schwiegervater nahm den Antrag an und sagte zu ihr, dies vermöchte sie zuverlässig erst dann zu leisten, sammelten sich die Fürze in Menge an, und darum wäre es nötig, sie farzte während zehn Tage unter keinen Umständen. Die Schnur befolgte den Rat des Schwiegervaters und am zehnten Tage berief sie der Schwiegervater zu sich und sagte zu ihr: „Wohlan, versuch es mal zunächst hier daheim, damit wir uns dort vor der Welt nicht blamieren!“ — Die Schnur strengte sich aus allen Kräften an und konnte nichts herauskriegen. In dieser Verwirrung und Beschämung sagte sie: „Ei, so wahr mir Gott, Papa, selbst zögst du ihn mit den Zähnen heraus, er käme nicht hervor!“

Anmerkung. Die Geschichte spielt sich in einer Hausgemeinschaft ab. Der serbische Bauer unterernährt sich einen großen Teil des Jahres mit Bohnen und anderen Hülsenfrüchten. Dazu würzt er sich die fade Speise überreichlich mit Knoblauch, so daß er oder sie um sich ständig einen die Nasenschleimhäute aufreizenden Dunst verbreitet. Die Bäuerin hat einfach zehn Tage lang eine nicht aufblähende Nahrung zu sich genommen und war daher zum Schluß zeitweilig leistungunfähig. Sie erinnerte sich des landüblichen Wettfarzens und hielt die ihr aufgebundene Mär auch für glaubwürdig.

875. A rogovi?

— U Valjevu ukrali vola pa ga ofarbali i prodali kao konja.
— A rogovi?!
— Rogovi tebi u dupe! — Iz Srbije.

Und die Hörner?

Zu Valjevo stahlen sie einen Ochsen, färbten ihn und verkauften ihn als ein Pferd.
— Und die Hörner?!
— Die Hörner fahren dir ins Arschloch hinein!

Anmerkung. Das Horn = Zumpt. Der Aufsitzer ist harmlos, obwohl der podizierte Geselle der Verachtung preisgegeben ist. Der Aktive als Herrenmensch genießt da und dort sogar höhere Achtung.

876. Pijevac.

Jedan šaljivi fratar vidio pijevca na kokoši pa usklikne: Blago vama, ne treba vam se ispovjedati! — Iz Dalmacije.

Der Hahn.

Ein zu Späßen aufgelegter Frater sah einen Hahn auf der Henne und rief aus: Heil euch, ihr braucht nicht zu beichten!

Anmerkung. Die Bauern müssen in der Beichte ihre fleischlichen Versündigungen bekennen, was so manchem unter Umständen peinlich ist. Der Mönch erlustigt sich offenbar über die ihm auferlegte Pflicht, sich um derlei Dinge zu bekümmern, die natürlich sind.

877. E što si sad bolja?

Pošao Banaćanin sa ženom u Srbiju na sabor nekoj crkvi. Uz put reče ženi: „Soso, kad dogjemo u Serviju dobro se čuvaj da te ne jebedu, jer su Servijanci majstori u tome. Oni što jebedu nema im ravna!“ — Sosu zagolica ljubopitstvo i jedva je čekala da dogje u Srbiju da proba. U veče joj se prikrade neki Srbijanac kome je ona dala povoda i pojebe je. Opazi to Banaćanin pa je stane koriti: E kaži mi, što si sad bolja? — Iz Šumadije.

Na, um was bist du jetzt besser?

Ein Banater machte sich mit seinem Weibe nach Serbien zu irgendeiner Kirmes auf. Auf dem Hinweg sagte er zu seinem Weibe: „Sopherl, wann wir nach Serbien kommen, sei wohl auf deiner Hut, damit sie dich nicht vögeln, denn die Serbischen sind Meister darin. Was die da im Vögeln leisten, ist ohne gleichen!“ Sopherl kitzelte die Neugierde, und kaum konnte sie es erwarten, serbischen Boden zu betreten, um es zu probieren. Abends stahl sich ihr ein Serbischer hinzu, dem sie Anlaß dazu geboten und vögelte sie ab. Das nahm der Banater wahr und hub sie zu tadeln an: „Na, sag mir, um was bist du jetzt besser?“ — Aus dem Waldland.

Anmerkung. Die südungarischen Serbinnen stehen bei den Serben im Königreich im Ruf großer Geilheit. Der Banater hat im Grund genommen nicht viel an dem Ehebruch seiner Ehegesponsin auszusetzen, nur hält er auf Anstand und tadelt sie, daß sie sich einem Fremden mir nichts dir nichts hingab, als ob sie von der Kost nicht daheim einen Überfluß hätte.

878. Kolo jahačā srpskih sestara.

Došao Banaćanin u Beograd pa ga neko provodio po Beogradu i pokazao mu sve znamenitosti. Beograd se Banaćaninu vrlo dopao pa izjavi, da bi rado i sam nešto priložio na korist Srpstva. Prijatelj, koji ga je provodio, stane mu regjati društva, u koja bi se mogao upisati: društvo svetoga Save, kolo jahača knez Mihajlo, kolo srpskih sestara, dom napuštene dece itd. — Banaćanin promisli malo pa reče: Upišite vi mene u kolo jahača srpskih sestara! — Iz Beograda.

Der Reigen der Reiter serbischer Schwestern.

Ein Banater kam nach Belgrad. Jemand führte ihn in Belgrad umher und zeigte ihm alle Merkwürdigkeiten. Dem Banater gefiel Belgrad sehr gut, und er erklärte, er möchte auch selber gern etwas zum Vorteil des Serbentums beisteuern. Der Freund, der ihn da umherführte, begann ihm die Gesellschaften aufzuzählen, in die er sich einschreiben lassen könnte: Gesellschaft des heiligen Sabbas (Schulverein), Reigen der Reiter Fürst Michael (militärischer Verein), Reigen serbischer Schwestern (Frauenkulturverein), Heim verwahrloster Kinder usw. — Der Banater überlegte ein wenig und sagte: Schreiben Sie mich in den Reigen der Reiter serbischer Schwestern ein! — Aus Belgrad.

Anmerkung. Das ist ein prächtiges Beispiel von Versprechen, wozu man Freuds berühmte Abhandlung nachlesen möge: Zur Psychopathologie des Alltaglebens, Berlin 1907. Das Versprechen enthüllt uns die Wahrheit aus dem Unbewußten, die sich gegen den Willen und die Kontrolle des Bewußtseins durchgesetzt hat. Des Banaters Sinnen war auf Befriedigung seines Geschlechttriebes in Belgrad gerichtet. Seine Rede verriet den in seinem Unbewußten vorherrschenden Gedanken, wofern er nicht absichtlich den erotischen Witz auf Kosten der aller Ehren werten serbischen Frauen verbrach.

879. Namesti se kako oćeš, salte jedna rupa nek iskoči.

Došao Niški turčin kod sobarice, legao s njom u krevet pa je šašolji. Kad ju je već dovoljno izmilovao, upita ga ona kako želi da mu se namesti radi jebanja. — Namesti se kako oćeš salte jedna rupa nek iskoči! odgovori joj turčin. — Iz istočue Srbije.

Richt dich, wie du magst,
nur soll ein Loch hervorspringen!

Ein Nišer Moslim besuchte ein Stubenmädchen, legte sich mit ihr ins Bett und trieb seine Kurzweil mit ihr. Nachdem er sie schon genügend abgekost hatte, fragte sie ihn, wie er es wünsche,

daß sie sich für ihn zum Vögeln richten solle. — Richt dich, wie du magst, es soll nur ein Loch hervorspringen! antwortete ihr der Moslim. — Aus Ostserbien.

Anmerkung. Auf der Balkanhalbinsel üben die Hotelstubenmädchen zugleich oder hauptsächlich auch das Gewerbe käuflicher Liebespenderinnen aus. Dem Moslim, den der Erzähler einen Türken heißt, ist es gleich, welche Öffnung sie ihm darbieten wolle, wenn es nur eine ist, in die er sich entladen könne, nachdem er das Vergnügen des Vorspiels genossen hat, auf das es ihm eben ankam.

880. Koliko sati?

Pita sin oca: „Koliko je, ćaća, sati?“ — „Pol na deset“, odgovoriće mu onako od prilike otac ne imajući sata uza se. „Tato, odaklem vi znate, koliko je sati?“ upitaće opet sin. Otac upne prst u čelo i kaže mu: „Odavle iz glave znam!“ — „A zato su u vas ona uteza izmed nogu!“ reče sin. — Iz Slavonije.

Wie spät ist es?

Fragt der Sohn den Vater: „Wie spät haben wir, Papa?“ — „Halb zehn“, antwortete ihm der Vater so beiläufig, weil er keine Uhr zur Hand hatte. „Papa, woher wissen Sie, wie spät es ist?“ fragte wieder der Sohn. Der Vater legte den Finger auf die Stirn und sagte zu ihm: „Von da aus dem Kopf heraus weiß ich es!“ — „Ach, darum hängen Ihnen die zwei Gewichte zwischen den Beinen herab!“ sagte der Sohn. — Aus Slavonien.

Anmerkung. Man muß sich erinnern, daß der Bauer im Sommer aller Kleidung bar auf dem Felde arbeitet. Der Junge sah ihm dabei zu, und es unterhielt ihn, daß dabei dem Vater der schlappe Hodensack zwischen den Beinen wie Uhrgewichte herabhing.

881. Sveti Nikola.

Bila je ljuta zimska noć. Usamljeni brod putovao je po nedoglednoj pučini. Ciča zima odbijala je meso od kostiju. Ledene, dugačke kaplje visile su na svim konopima broda. Na brodu je sve mirno i uljuljano u san, osim kapetana, kormilara i dvaju mornara, koji su tada po redu, bili u službi na straži. Jedan od ovih mornara dobije naredbu, da driješi njeke konope. Kako su se konopi od zime bili sledili, mučno ih je mogao driješiti. Dugo se mučio oko toga. Previjao je i savijao je sa svih strana. Odrezati nije smio. Od jednom će, ljutit na sebe i na svoj zanat izvaliti: „Pomozi, sveti Nikola, jebem ti Boga!“ — Aus Knin in Dalmatien. Erhoben von Dr. Alexander Mitrović.

Der heilige Nikolaus.

Es war in einer grimmigen Winternacht. Ein einsames Schiff fuhr dahin über der unübersehbaren Meerfläche. Schneidige Kälte schlug einem förmlich das Fleisch von den Knochen los. Eisige, lange Tropfen hingen an allen Schifftauen herab. Zu Schiff war alles ruhig und in Traum eingelullt, außer dem Kapitän, dem Steuermann und zweien Matrosen, die damals der Reihenfolge nach den Nachtdienst versahen. Einer von diesen Matrosen erhielt den Auftrag, gewisse Taue loszulösen. Weil nun die Taue von Kälte vereist waren, konnte er sie nur mit schwerer Mühe losmachen. Lange plagte er sich damit ab. Er bog und wand sie von allen Seiten. Abschneiden durfte er sie nicht. Erzürnt auf sich und seinen Beruf platzte er auf einmal heraus: „Hilf, heiliger Nikolaus, ich vögle dir G . . .!“ —

Anmerkung. St. Nikolaus der Wanderer (sv. Nikola putnik) ist der Schutzpatron, an den sich der Schiffer in jeder Not und Gefahr wendet. Allerdings unterläßt er es dabei selten, seine Bitte gewohnheitmäßig mit einem der kräftigsten erotischen Schmähungen gegen Gott oder einzelne oder sämtliche Heilige zu verstärken. Um dem größeren Übel der Vergewaltigung des Heiligen vorzubeugen, gibt der Angerufene lieber nach. Ähnlich bedroht auch der Neger seinen Fetisch, falls er seinem Ansuchen nicht willfahren sollte.

882. Pop jebe u pupak.

Došlo dijete doma plačući: „Majko, rekao pop, da te je jebavao u pupak!“ — „Muči, moj sinko“, odgovori mu mati, „za to se ti ne plaši. Naš oco, da je to istina, spustio bi i niže!“ — Aus Knin in Dalmatien. Mitgeteilt von Dr. Alexander Mitrović.

Der Pope vögelt in den Nabel hinein.

Ein Kind kam weinend heim: „Mutter, der Pope sagte, er habe dich in den Nabel gevögelt!“ — „Schweig, mein Söhnchen“, antwortete ihm die Mutter, „sei darob nicht erschrocken. Wäre das wahr, so hätte (ihn) unser Väterchen auch tiefer hinabgelassen!“

Anmerkung. Der Pope wies einfach den unartigen Jungen mit der üblichen Schmähung zu recht. Weil er aber als geistlicher Herr auf seine Würde hält, gebrauchte er statt des gemeinen Wortes pička (Voze) ein feineres pupak (Nabel). Der Junge faßte dennoch die vernewerte Redewendung als schwere Beleidigung auf und führte Klage.

883. Kozar i djevojka.

Nabasaju žandari na prelo megju ženskinje te će jedan reći: „Došli smo da vas vodimo, jer ste kozaru slomili kurac!“ — „Duše mi, ja nijesam“, odgovori snaha, „jer sam ja mirovala. Seka se s njim nešto vrtila; ako mu ga ona nije slomila!“ — Aus der Kniner Gegend. Mitgeteilt von Dr. Alexander Mitrović.

Ziegenhirt und Mädchen.

Zufällig gerieten Gendarmen in eine Spinnstubenversammlung zwischen Weibbilder hinein, und einer von ihnen bemerkte (Juxes halber): „Wir kamen, um euch abzuführen, weil ihr dem Ziegenhirten den Zumpt gebrochen habt!“ — „Bei meiner Seel, ich tat es nicht“, antwortete die Schwiegertochter (im Hausverband), „denn ich verhielt mich ruhig. Das Schwesterlein (die ledige Schwägerin) hatte mit ihm ein Techtelmechtel; sollte sie ihn am Ende gebrochen haben?“

Anmerkung. Die Bäuerin geht launig auf den Spaß ein, indem sie die alltägliche Redewendung für die Erduldung des Beischlafs dem Wortsinn nach auffaßt, als ob ein Verbrechen vorläge und den Verdacht auf die unschuldige, ledige Schwägerin hinlenkt.

884. Kako su postali unijati?

U sjevernoj Dalmaciji ima dolinica, koju zovu popadijinom dolinom. Jednoga jutra težaci, koji su prolazili uz tu dolinu, vidjeli su gdje katolički fratar jebe popadiju pravoslavnog sveštenika. „Rodi li se što od toga“, reče jedan, „ne će biti ni pravoslavno ni katoličko. Rodiće se unijat“. — Mitgeteilt von Dr. Alexander Mitrović in Knin.

Wie die Unirten entstanden sind.

In Norddalmatien gibt es ein kleines Tal, das man das Popenfrauental heißt. Eines Morgens erblickten durch dies Tal hindurchziehende Feldbauern, wie da ein katholischer Frater die Ehefrau eines altgläubigen (griech.-orient.) Geistlichen vögelt. „Sollte etwas daraus geboren werden“, sagte einer, „so wird es weder altgläubig, noch katholisch sein. Es wird ein Unirter geboren werden“.

Anmerkung. Das Tal heißt natürlich nach seiner einstigen Eigentümerin. — Die Griechisch-orientalischen, die den Papst in Rom als das Oberhaupt der Kirche anerkennen, sind noch weitaus schlimmeren Schmähungen ausgesetzt.

885. Glumac.

Jednom pitao neki zagrebački glumac jednog horvackog putujućeg glumca, da li je imao tremu, kad je prviput na pozornicu došao a on reče: Prviput sam imao malo tremu, ali drugiput, kad sam na pozornicu došao, bio bi se na publiku posrao. — Erzählt von einem Agramer Schauspieler.

Der Schauspieler.

Einmal fragte ein Agramer Schauspieler einen chrowotischen Schmierenkomödianten, ob er wohl beim ersten Auftreten auf der Bühne Lampenfieber gehabt, und der sagte: Das erstemal hatte ich ein klein wenig Lampenfieber, doch als ich zum zweitenmal auf die Bühne kam, da hätte ich mich aufs Publikum ausgeschissen.

Anmerkung. Die Mehrzahl der Mitglieder chrowotischer Wandertruppen sind im Leben sonst verkrachte, weil arbeitscheue Existenzen. Trotzdem bringt ihnen das naive Publikum der Kleinstädte und Marktflecken große Begeisterung entgegen, worüber so mancher kleine Possenreißer und Sprachverhunzer in Größenwahn verfällt und sich über die Leute, die ihm seinen Müßiggang ermöglichen, so ausdrückt, wie der Held dieser Erzählung.



Ergänzungen zu den Anthropophyteia,

St. Gobin. Im Dictionnaire Hagiographique von Pétit-Migne, Bd. I, finde ich, Spalte 1201/2 s. v. Gobin (saint), Gobinus: prêtre et martyr, né en Irlande dans le VIIe s. . . .

passa en France. Il se fixa d'abord à Corbény[1]), où il n'y avait point encore de monastère; de là il se retira à Laon, puis dans la grande forêt de Concy, près de l'Oise, entre la Fère et Prémontré. Le roi Clotaire III, qui avait pour lui une grande vénération, lui donna l'emplacement nécessaire pour bâtir une cellule et une église que saint Gobin construisit avec l'aide des habitants du voisinage. C'est là qu'il passa le reste de sa vie dans la prière, les austérités et le travail des mains . . . . Le lieu où il fut martyrisé, et qui s'appelait le Mont l'Ermitage, a pris le nom de Saint-Gobain ainsi que l'église qu'il avait bâtie, et où l'on garde son chef. (20 juin.)

Prof. Dr. Manger.

Zu Anthropophyteia, Bd. VIII, S. 368: (Aus Bremen) „Nu 'n Jung klei ehr an't Lock" heißt nicht, wie es in der nebenstehenden hochdeutschen Übertragung heißt „und ein junger Mann ‚klebte' ihr am Loch", sondern „kraute" ihr am Loch. „Kleien" = „krauen, kratzen" (vgl. „de Katt hett mi kleit").

Zu S. 393 „Was geht gegen die Natur? Dass man sagt: die Eierfrau und der Milchmann" — ist bekannt unter der Form:

Die Milch gehört den Frauen an,
Die Eier aber hat (trägt) der Mann.
Ausnahmen merke dir genau:
Der Milchmann und die Eierfrau.

Prof. U.

[1]) Liegt im Dép. Aisne und gehörte, wie Coucy, zur alten Picardie.

Zu VIII, S. 469, V. 4:

Die weiße Dame läßt sich,
Die weiße Dame läßt sich —
Im Saale wieder seh'n.

Zu Bd. VIII, S. 469, V. 5:

Sie hat ein Kind,
Sie hat ein Kind,
Sie hat ein kind—liches Gemüte.

Aus Hamburg. P. M.

Zur Bd. VII, S. 372 und Bd. VIII, S. 469:

Das Lied „Ich möcht' gleich Vögeln" hörte ich in Schwaben in folgender Form:

Ich möchte Vögeln, ich möchte Vögeln,
Ich möchte Vögeln gleich durch d' Lüfte ziehn,
Und Kinder machen, und Kinder machen
Und Kinder machen Eltern große Freud.
Sie hebt den Rock auf, sie hebt den Rock auf,
Sie hebt den Rock in ihrem Kasten auf,
Und hat ein Löchle, und hat ein Löchle,
Und hat ein Löchle in dem Parapluie.
Er hat 'nen steifen, er hat 'nen steifen,
Er hat 'nen steifen, steifen Chapeau claque.

Zu Bd. VII, S. 394 bzw. Bd. VIII, S. 467:

Das Distichon — mitgeteilt von Dr. Kühlewein — hörte ich etwa 1890 in Lindau i. B. in nachstehender Form:

Hurtig mit Donnergepolter entrollet dem Studio der Bierfurz;
Leise mit lindem Gesäusel entschlüpfet der Jungfrau der Zephir.

Zu Bd. VII, S. 368. Verstümmelungen. (Besonders auf Studentenkneipen üblich).

Das Lied „In des Waldes finstern Gründen" wird auch mit folgendem Zusatz gesungen:

von vorne — von hinten — zum Zeitvertreib — am Unterleib.

In des Waldes finstern Gründen — von vorne,
In den Höhlen tief versteckt — von hinten,
Ruht der Räuber allerkühnster — zum Zeitvertreib
Bis ihn seine Rosa weckt — am Unterleib.
usw.

Dem Liede „Ich lobe mir das Burschenleben“ wird als Refrain meistens noch angefügt:

Wir als Burschen haben nichts danach zu fragen,
Schöne Mädel führen zum . . . . tralalalala,
Schöne Mädel führen wir ins Bett.

Im Liede „Wohlauf die Luft geht frisch und rein“ wird in Strophe 5 statt „Schnitt'rin“ — „Schneid'rin“ gesungen:

Ich seh ihn an der Halde draus
Bei einer Schneid'rin stehen.

Zu Bd. VIII:

Zu XXXII: Aus dem erotischen Wortschatz der deutschen Mundarten usw.:

S. 6: Der Stiel: „Was ist der Liebe Hochgefühl?
Das sind vier Äpfel an einem Stiel.“

S. 7: Das Milchgewölbe, auch die Milchwirtschaft, das Milchhäusel. „Was ist der Unterschied zwischen dem englischen Garten bei München und einem Frauenzimmer? Der englische Garten hat ein Milchhäusel, das Frauenzimmer aber zwei.“

S. 8: Die Fotze, oberpfälzisch auch gleich Mund:
„Ich hau dir eine in die Fotze.“
Fotzhobel = Mundharmonika.

Im Artikel „Vom Geschlechtleben in Kalabrien“ ist auf S. 148 die Heilung des Bruches bei Kindern erwähnt, und da möchte ich darauf hinweisen, daß fast der nämliche Aberglaube auch in der Oberpfalz herrscht, wovon nachstehende in Nr. 208 der „Münchener Neueste Nachrichten“ vom 4. Mai 1911 erschienene Notiz Zeugnis gibt:

Die verkannte „Sympathiekur“. In der Gegend von Grafenwöhr, tief hinten in der Oberpfalz, in einem kleinen Bergnest, wurde jüngst des Nachts ein Mütterchen aus dem Schlaf geschreckt. Es hörte verdächtiges Knacken und Krachen, wie wenn Einbrecher das Bergkirchlein aufsprengen wollten. Die Alte schlug Lärm und alsbald rückte die Dorfmannschaft mit Prügeln und allerlei bäuerlichen Waffen hinauf, um den Kirchenfrevlern eins „aufzuzünden“. Auch die Gendarmerie war glücklich herausgetrommelt worden und fand den Schauplatz des Verbrechens voller Leute, die Kirche und Turm auf sorgfältigste, aber vergeblich absuchten. Murrend zogen die enttäuschten Rächer schließlich wieder von hinnen.

Die Gendarmerie aber hat es dann doch noch herausgebracht, was eigentlich los gewesen war. Dort in der Gegend herrscht nämlich, so gut katholisch die Oberpfalz sonst auch ist, doch noch der von den heidnischen Vorvätern übernommene christianisierte Aberglaube, daß Kinder von Bruchschäden dadurch zu heilen seien, wenn nachts zwischen 12 und 1 Uhr ein nahe bei einer Kirche stehender junger Eichenbaum der Länge nach gespalten und das bresthafte Kind durch diesen Spalt vom Vater und Taufpaten dreimal durchgeschoben wird. Das Spalten des Eichenbaums hatte nun das Mütterlein im Dorfe gehört und Lärm gemacht, worauf natürlich auch die Sympathierkurbeflissenen ausrissen, denn sie hätten wahrscheinlich zunächst Prügel bekommen, und dann muß so eine Sympathiekur, wie man die sympathetischen Kuren im Volkmunde nennt, überhaupt unb'schraue, das heißt unbeschrien, ohne Störung Unberufener, vor sich gehen, sonst gilt die ganze Geschichte nichts.

Zu Bd. VII, S. 248:

Über einen hierher gehörigen Fall wird auch in dem 6. Jahrg. der „Sexual-Probleme" 1910, Januarnummer S. 67 auszugweise berichtet, und zwar über die Neigung eines Hirsches zu einer Dienstmagd. Der Hirsch ließ sich durch nichts vom Kammerfenster derselben vertreiben uud mußte erschossen werden. J. Heimpel.

Druckversehen im VIII. Band der Anthropophyteia.

Seite	10	Zeile	3	von oben:	statt	Knut	lies	Kunt.
„	13	„	2	„ unten:	„	Laxer	„	Lexer.
„	20	„	10	„ „	„	Genitialien	„	Genitalien.
„	20	„	9	„ „	„	Amnilingus	„	Cunnilingus.
„	21	„	6	„ oben	„	Muse	„	Musik.
„	37	„	12	„ unten	„	libidio	„	libido.
„	41	„	3	„ „	„	IX	„	XIX.
„	52	„	1	„ „	„	engern hab	„	gerne haben.
„	53	„	1	„ „	„	be	„	bei.
„	66	„	13	„ „	„	die Liebste	„	der Liebste.
„	101	„	16	„ „	„	Abeit	„	Arbeit.
„	115	„	3	„ oben	„	Serbien	„	Serbin.
„	165	„	17	„ „	„	nach	„	ab.
„	165	„	15	„ unten	„	das	„	man.

Seite	210	Zeile	4	von	oben	statt	dessin	lies	dessins.
„	210	„	9	„	unten	„	son	„	sont.
„	232	„	6	„	„	„	vorjährigen	„	vorvorjährigen.
„	262	„	17	„	oben	„	nicht geschieht	„	geschieht.
„	309	„	11	„	„	„	jängerer	„	jüngerer.
„	331	„	13	„	„	„	brigst	„	bringst.
„	352	„	11	„	„	„	sei	„	sie.
„	405	„	1	„	unten	„	) Haus	„	26) Haus.
„	418	„	6	„	oben	„	unappettlichste	„	unappetitlichste.
„	454	„	12	„	„	„	etne	„	eine.
„	468	„	10	„	unten	„	S. 373	„	S. 372.
Tafel	XXIX	Z.	1	„	„	„	S. 247	„	S. 274.

3 A 292/11.
St.-A. 221/11.



Im Namen des Königs.

In der Strafsache, betreffend die Unbrauchbarmachung von Abbildungen in dem Werke: Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Erforschungen zur Entwicklunggeschichte der geschlechtlichen Moral, herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss in Wien VII/2, Neustiftgasse 12, II. Band: Das Geschlechtleben in Glauben, Sitte, Brauch und Gewohnheitrecht der Japaner von Dr. Friedrich S. Krauss, zweite starkvermehrte Auflage, mit 256 Abbildungen auf Kunstdruckpapier, Leipzig 1911, Ethnologischer Verlag, hat die 3. Strafkammer des Königlichen Landgerichts zu Leipzig in der Sitzung vom 24. Oktober 1911, an der teilgenommen haben:

1. Landgerichtdirektor Dr. Groß, als Vorsitzender, 2. Landgerichtrat J. R. von Sommerlatt, 3. Landgerichtrat Dr. Merz, 4. Landgerichtrat Schnauder, als beisitzende Richter, Staatanwalt Dr. Kunze, als Beamter der Staatanwaltschaft, Referendar Dr. Richter, als Gerichtschreiber, für Recht erkannt:

Der von der Königlichen Staatsanwaltschaft hinsichtlich des Werkes, das Geschlechtleben in Glauben, Sitte, Brauch und Gewohnheitrecht der Japaner nach § 42 des Str. G. B. gestellte Antrag wird abgelehnt.

Die gerichtlichen Auslagen des Verfahrens fallen der Staatkasse zur Last.

Gründe. Von der Königlichen Staatanwaltschaft ist der Antrag gestellt, die unter Nr. 64—74, 140—142, 158—220, 222—256 ersichtlichen Abbildungen des im Rubrum des Urteils genannten Werkes wegen ihrer objektiven Unzüchtigkeit im Sinne des § 184 I des Str.-G.-B. gemäß §§ 42, 41 des Str.-G.-B. und § 477ff der Str.-P.-O. unbrauchbar zu machen.

Hinsichtlich des betreffenden Werkes liegt folgender Sachverhalt vor: Im Selbstverlage des Dr. F. S. Krauss in Wien ist ein Werk unter dem Titel „Anthropophyteia, Jahrbücher für Folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklunggeschichte der geschlechtlichen Moral" in 8 Hauptbänden und 2 weiteren als Beiwerke zur Anthropophyteia bezeichneten Bänden erschienen. Um den Anschein zu erwecken, das Werk erscheine in Leipzig, ist auf den Titelblättern der einzelnen Bände als Verlagstelle angegeben: „Leipzig, Ethnologischer Verlag". Dieser Ethnologische Verlag wird durch eine Leipziger Kommissionsbuchhandlung vertreten, und zwar bis Mitte des Jahres 1911 durch die Firma L. Staackmann und jetzt durch J. F. Bösenberg, G. m. b. H. Die neu zum Verkauf kommenden Exemplare werden durch die Leipziger Buchhandlung den Bestellern geliefert. Die zweite Auflage des zweiten Bandes der Beiwerke ist das Werk, in dem die beanstandeten Abbildungen enthalten sind. Das dem Gericht vorliegende Exemplar dieses Bandes ist von der Antiquariatsbuchhandlung C. Rosner in Wien mit dem bei den Akten befindlichen Lieferschein vom 16. Juni 1911 unter der Adresse: Bergmann, Nic. Huber, in Elversberg, Reg.-Bez. Trier, postlagernd, abgeschickt und infolge der von dem Amtgericht Brilon in Westphalen am 17. Mai 1911 gegen Rosner angeordneten Briefsperre auf der Post beschlagnahmt worden. Auf welche Weise Rosner dazu gekommen ist, das Buch dem Bergmann Huber käuflich zuzusenden, ist unaufgeklärt geblieben.

Hiernach ist zunächst zu prüfen, ob das Landgericht Leipzig für den von der Staatanwaltschaft gestellten Antrag zuständig ist. § 7 der Str.-P.-O. begründet diese Zuständigkeit nicht. Tatsächlich ist das Werk nicht in Leipzig, sondern in Wien, also im Auslande erschienen. § 7 spricht nur von Werken, die im Inlande erscheinen. Die Zuständigkeit ist aber nach § 477 der St.-P.-O. gegeben, da die Druckschrift in Leipzig von L. Staackmann und J. F. Bösenberg ausgeliefert worden ist.

Hinsichtlich der materiellen Seite des staatanwaltschaftlichen Antrags ist folgendes festzustellen gewesen:

Der betreffende Band ist allein vertrieben worden. Es kommt also darauf an, ob dieser dem Gericht vorliegende Band an und für sich, also losgelöst von dem Hauptwerke und dem ersten Bande der Beiwerke, ganz oder in einzelnen Teilen unzüchtig ist. Das Buch behandelt in seinem 215 Seiten umfassenden Text in

einer auch von der Staatanwaltschaft nicht bemängelten, einwandfreien Form das Geschlechtleben der Japaner. Es verzeichnet unter Angaben der Quellen die Erscheinungformen und Betätigungen dieses Geschlechtlebens in Religion, Sagen, Sitten und Bräuchen in einer nach dem Urteile des sachverständigen Professor Dr. Weule bisher noch nicht vorhanden gewesenen Vollständigkeit. Es ist also als wissenschaftliches Werk zu betrachten, was trotz des behandelnden Stoffes auch nach deutschen Begriffen nicht verletzend auf das Sittlichkeit- und Schamgefühl in geschlechtlicher Beziehung wirkt.

Dem Text sind 256 Abbildungen und unter diesen die von der Königlichen Staatanwaltschaft beanstandeten beigegeben.

Sämtliche 256 Bilder sind abgesehen von den absolut einwandfreien Bildern Nr. 76—80 Wiedergabe von in Japan vorhandenen oder gefertigten Gegenständen. Sie dienen zum Verständnis des Textes und zum Beleg für die dort entwickelten Ansichten.

Das Buch behandelt im Abschnitt III S. 37—63 den Phallizismus, d. i. den mit den männlichen Geschlechtteilen getriebenen religiösen Kultus der Japaner. Zum Beleg für diesen Kultus werden in den Bildern Nr. 1—63 in Japan gefertigte und noch vorhandene plastische Darstellungen männlicher Geschlechtteile, sowie von den Japanern verehrte Naturgebilde aus Stein oder gewachsenem Holz, die männlichen oder weiblichen Geschlechtteilen ähneln, abgebildet.

Diesen Abbildungen folgt unter Nr. 64—74 die Wiedergabe einer Reihe von japanischen Bildern, die sämtlich Illustrationen zu den im Abschnitt IV des Textes S. 64—78 behandelten Fuchsgeschichten sind. Der Fuchs verwandelt sich (S. 64ff) nach der japanischen Sage oft in ein junges Mädchen und sucht in dieser Gestalt Männer in geschlechtlicher Beziehung zu betören und zu foppen. Es folgen dann die schon erwähnten Bilder Nr. 75—86, japanische Frauengestalten darstellend.

Hieran schließen sich die Bilder Nr. 87—91 mit Darstellung aus japanischen Freudenhäusern, den Joshiwaras, im Text beschrieben in Abschnitt X S. 119ff. Die hierauf Bezug habenden Abbildungen stellen, auch soweit die Karikatur S. 251 in Frage kommt, nichts dar, wodurch das Schamgefühl in geschlechtlicher Beziehung nach europäischen Anschauungen verletzt werden könnte.

Ebenso verhält es sich mit den Abbildungen Nr. 92—108 zum Abschnitt XI: Geburtgebräuche der Japaner.

Es folgt unter Nr. 109—110 die Wiedergabe japanischer Darstellungen homosexueller Geschlechtakte als Beleg zu der im Kapitel XII S. 156ff behandelten Verbreitung der homosexuellen Liebe der Japaner. Die weiter unter Nr. 111—139 ersichtlichen Abbildungen beziehen sich auf die in Kapitel XIV S. 183ff behandelten mechanischen Reizmittel im Geschlechtleben der Japaner; zum Teil sind es Wiedergaben von japanischen Bildern, welche die Anwendung solcher Reizmittel darstellen, zum Teil Abbildungen von Gegenständen, welche als Reizmittel benutzt werden. Hierunter befinden sich künstliche Geschlechtglieder.

Alle übrigen unter den Nr. 140—256 wiedergegebenen Abbildungen sind Beigaben zu dem XIV. Abschnitt (S. 197—213) des Textes, welcher die durch Sitte und Brauch bedingten, erotischen Bildwerke der Japaner behandelt. Die Abbildungen 140, 141 und 142 sind Darstellungen der Seite 193 beschriebenen Frühlingtäfelchen. Die Abbildungen Nr. 143—157 stellen plastische Erzeugnisse der Japaner dar, welche von ihnen als Vielliebchen zu Geschenken an Frauenpersonen verwendet werden. Text S. 197.

Es folgen unter Nr. 158—171 Darstellungen eines erotischen Wandschirmkalenders und der einzelnen auf diesem Wandschirm dargestellten Szenen. Text hierzu S. 196.

Die schließlich unter Nr. 172—256 folgenden Abbildungen sind abgesehen von der Abbildung unter Nr. 221, die ein altjapanisches Ärzteschwert in Form eines Penis zeigt, Reproduktionen japanischer Bilder, Nr. 172—245 unter der Rubrik: Ein Roll- oder Kissenbild, Hochzeitreise in 14 Bildern auf 26 Seiten (Text S. 195f), Nr. 186—197 unter der Bezeichnung: die Vögel, ein Roll- oder Kissenbuch auf 24 Seiten (Text S. 209 und S. 17), Nr. 198—207 unter der Überschrift: Ein Roll- oder Kissenbuch in 11 Bildern, die Sage von der Fraueninsel (Text S. 211), Nr. 290—220 als Bilder ohne Worte, Roll- und Kissenbuch mit 12 Bildern in Wasserfarben gemalt aus dem XVII. Jahrhundert im Stile des Monorobu, Nr. 222—256 unter jedesmaliger Angabe des Urhebers, soweit dieser bekannt und der Zeit der Entstehung.

Von diesen Bildern sind Nr. 64—74, 109—110, 140—142, 160—171, 172—185, 186—197, 202—207, 209—220, 222—256 Darstellungen von Beischlafszenen oder von gleichgeschlechtlichen Befriedigungweisen des Geschlechttriebes, bei denen fast durch-

gängig die Geschlechtteile unverhüllt dargestellt werden, und zwar die männlichen in der Seite 199 des Textes hervorgehobenen unnatürlichen Größe. Ähnliche Darstellungen enthält auch ein Teil der unter Nr. 143—157 abgebildeten Vielliebchen.

Jede einzelne dieser bildlichen Darstellungen ist nach den angegebenen Eigenschaften an und für sich geeignet, das Scham- und Sittlichkeitgefühl des Normalmenschen in geschlechtlicher Hinsicht, wenigstens nach europäischen Anschauungen zu verletzen, also unzüchtig im Sinne des § 184[1] des Str.-G.-B. Dessenungeachtet ist das Gericht nicht dahingekommen, das Buch als Ganzes oder die Gesamtheit der Bilder für sich allein oder auch nur einen Teil der Bilder für unzüchtig zu erklären und infolgedessen deren Unbrauchbarmachung zu verfügen.

Die Abbildungen sollen nach der Tendenz des Buches nicht durch das unmittelbare Objekt, durch den Vorwurf wirken, sondern durch die Art, wie das Objekt dargestellt wird. Nicht die Vorführung von Beischlaf- und Unzuchtszenen ist der Selbstzweck der Bilder, sondern die Vorführung der Art und Weise, wie derartige Stoffe von den Japanern bildlich oder plastisch behandelt worden sind. Die Erscheinungformen der japanischen Kunst werden hier gesammelt, nicht um eine Reihe obscöner Darstellungen zu geben, sondern um eine möglichst vollständige Sammlung desjenigen zu erhalten, was von den Japanern auf dem Gebiete der Erotik an Bildwerken und plastischen Erzeugnissen im Laufe der Zeit geleistet worden ist. Es soll durch die Wiedergabe der Bildwerke nicht die Sinnenlust des Beschauers, sondern dessen historisches Interesse erregt und befriedigt werden. Dieser Zweck wird durch die Bildersammlung in Verbindung mit dem dieser vorausgehenden Texte des Werkes auch wirklich erreicht. In dieser Zusammenstellung verlieren die einzelnen Bilder den Charakter der Unzüchtigkeit. Er tritt zurück hinter dem historischen Werte der Sammlung. Dasselbe hat auch hinsichtlich der übrigen unter Nr. 1—63 und Nr. 111—139 ersichtlichen Abbildungen zu gelten.

Diese festgestellte Wirkung wird auch durch die Umstände, unter denen das Buch nach der Absicht des Verfassers verbreitet werden soll, und unter denen das Buch in der Regel verbreitet worden ist, nicht beeinträchtigt. Über die Art des Vertriebes des Buches sagt der verlesene Prospekt d. d. Leipzig im Februar 1911:

„Die Beiwerke erscheinen unter strengstem Ausschlusse der

Öffentlichkeit lediglich für Forscher, die sich auf dem Gebiete der Anthropologie, Ethnologie, Folklori, Jurisprudenz, Medizin, Kulturgeschichte, Religionwissenschaft und Philologie wissenschaftlich betätigen. Subskription-Anmeldungen von Frauen (außer von Ärztinnen) können unter keinen Umständen Berücksichtigung finden. Subskribenten werden gebeten, sich bei einer Bestellung als Gelehrte zu legitimieren, die die Werke nur zu Studienzwecken benötigen. Ohne vorherige Genehmigung des Herausgebers folgt der Verlag kein Exemplar aus.

Der Bezugpreis beträgt 30 M. für den Band."

Ebenso ist als Aufdruck auf der Rückseite des Titelblattes des Buches zu lesen:

„Privatdruck.

Nur für Gelehrte, nicht für den Buchhandel bestimmt. Ohne Genehmigung des Herausgebers darf der Verlag kein Exemplar liefern. Wer die Anthropophyteia öffentlich ausstellt oder verleiht, setzt sich der Gefahr einer Verfolgung aus."

Im Mangel des Gegenbeweises muß auch davon ausgegangen werden, daß diese Bestimmungen bei der Verbreitung des Buches von dem Herausgeber eingehalten worden sind. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß das hier in Frage kommende Buch nach Angabe des vernommenen Sachverständigen Dr. Weule auch der Bibliothek des Museums für Völkerkunde in Leipzig wegen seines wissenschaftlichen Wertes einverleibt worden ist.

Nun ist allerdings ein Exemplar des Werkes durch den Antiquar Rosner in Wien im Buchhandel auf dem gewöhnlichen Wege vertrieben und einem annehmbar wissenschaftlich nicht gebildeten Bergmann in der Rheinprovinz zugesendet worden. Dieser vereinzelte, nicht auf den Willen des Herausgebers zurückzuführende Fall der anstandlosen Verbreitung kann aber nichts an der Beurteilung des Werkes ändern. Dadurch, daß mit einem Exemplare des Werkes Mißbrauch getrieben wird, wird weder das Werk, noch auch das einzelne Exemplar des Werkes seiner Eigenschaften, welche es als nicht unzüchtig erscheinen lassen, entkleidet.

Hiernach war so, wie geschehen, zu erkennen.

Die Regelung des Kostenpunktes rechtfertigt sich aus §§ 496, 499 der St.-P.-O.

Dr. Groß. von Sommerlatt. Dr. Merz.
Dr. Würfel. Dr. Schnauder.

Beglaubigte Abschrift.

St. S. IV 221/11
zu 3 A. 292/11
3 A. 229/11 Nr. 4 u. 5.

Zuzustellen
an Herrn Dr. Friedrich S. Krauss in Wien VII/2, Neustiftgasse 12.

Eing. 26./10. 11.

An das
Königliche Landgericht, Strafkammer 3
Leipzig.

In Sachen die Einziehung der Druckschrift: „das Geschlechtleben in Glaube, Sitte, Brauch und Gewohnheitrecht der Japaner“ betr. lege ich gegen das Urteil des Königlichen Landgerichts Leipzig vom 24. Oktober 1911

Revision

ein.

Leipzig, den 26. Oktober 1911.
Der Erste Staatanwalt beim Kgl. Landgericht.
Böhme.

St. A. IV 221/11.
3 A. 292/11 Nr 5. Eing. 14./11. 11.

Fristsache: Ablauf der Frist am 16. November 11.

An das
Königliche Landgericht, Strafkammer 3
zu Leipzig.

In der Strafsache betreffend die Unbrauchbarmachung von Abbildungen in dem von Dr. Friedrich Salomon Krauss in Wien herausgegebenen Werke: „Das Geschlechtleben in Glaube, Sitte, Brauch und Gewohnheitrecht der Japaner, wird beantragt:

das Urteil des Königlichen Landgerichts Leipzig vom 24. Oktober 1911 aufzuheben und die Sache zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung an die Vorinstanz zurückzuverweisen.

Als verletzt wird bezeichnet § 184 Abs. 1 Z. 1 Str.G.Bs. insofern, als der Begriff der Unzüchtigkeit verkannt ist.

Wie sich aus der Urteilbegründung Bl. 21 b Abs. 1 in Verbindung mit den Auslassungen des Prof. Dr. Weule Bl. 13 fg. d. A. ergibt, hat der genannte Sachverständige in der Verhandlung vom

24. Oktober 1911 das von ihm erstattete schriftliche Gutachten mündlich wiederholt, und ist daraufhin der Bl. 3b, 4a d. A. gestellte Antrag dahin abgeändert worden, die unter Nr. 64—74, 140—142, 158—220 und 222—256 ersichtlichen Abbildungen des oben näher bezeichneten Werkes wegen ihrer objektiven Unzüchtigkeit gemäß §§ 41, 42 d. Str.G.Bs. unbrauchbar zu machen. Daß nicht bloß diese, sondern überhaupt alle in jenem Werke befindlichen Darstellungen an und für sich geeignet seien, das Scham- und Sittlichkeitgefühl des normalen Menschen in geschlechtlicher Hinsicht zu verletzen, hat das Landgericht ohne weiteres angenommen Bl. 24a d. A. Dessenungeachtet ist es aber nicht dahin gekommen, das Werk als ganzes oder die Gesamtheit der Bilder für sich allein, oder auch nur einen Teil für unzüchtig zu erklären, indem es davon ausgegangen ist, daß durch die Wiedergabe der Bildwerke nicht die Sinneslust des Beschauers, sondern dessen historisches Interesse erregt und befriedigt werden soll, diese festgestellte Wirkung auch durch die Umstände, unter denen das Buch nach der Absicht des Verfassers verbreitet werden solle und unter denen es auch in der Regel verbreitet worden sei, nicht beeinträchtigt werde. Wennschon nun nicht bestritten werden mag, einmal, daß das Gericht von der richtig zutreffenden Begriffbestimmung ausgegangen ist, daß als unzüchtig im Sinne des § 184 des Str.G.Bs. nur eine solche Schrift zu gelten habe, die das Scham- und Sittlichkeitgefühl des normalen Menschen in geschlechtlicher Beziehung verletze, und zum anderen, daß es sich von der ebenfalls zutreffenden Erwägung hat leiten lassen, daß die Frage, ob eine Schrift in dem hervorgehobenen Sinne unzüchtig sei, nur nach objektiven Merkmalen beantwortet werden dürfe — E. RG. B. 24 p. 365 fg. — so ist doch die Prüfung insofern von einer unrichtigen Grundlage aus erfolgt, als nur wenige der in Frage kommenden begleitenden Umstände betrachtet worden sind, und insbesondere zuviel Wert darauf gelegt worden ist, welche Absichten der Verfasser mit seinem Werke verfolgt haben will und dabei nicht genügend gewürdigt worden ist, ob diese Absichten auch erreicht werden konnten und erreicht worden sind. Eigentümlich ist dem § 184 des Str.G.Bs. der Begriff des relativ Unzüchtigen, indem es von den begleitenden Umständen abhängt, ob derselbe Gegenstand einen unzüchtigen Charakter hat oder nicht. So kann aus dem Gesichtpunkt der Relativität des Unzüchtigen es für die Frage, ob ein Werk im ganzen oder in einzelnen Teilen unzüchtig sei, von Wichtigkeit sein, z. B. welche Ausstattung das Werk hat, für welchen Leserkreis es bestimmt ist, in welcher Art und Weise es

verbreitet wird, ob Text und Bild miteinander im Zusammhang stehen und insbesondere die Bilder zur Erläuterung des Textes notwendig sind, endlich auch, ob an sich grob unzüchtige Vorgänge in künstlerischer Form wiedergegeben sind und durch die reinigende künstlerische Form die grob sinnliche Erscheinung des Vorganges in den Hintergrund gedrängt wird[1]. Wenn man unter diesen Gesichtpunkten das in Frage kommende Werk betrachtet, so wird man dahin kommen, daß zum mindesten die oben näher bezeichneten Bilder als unzüchtig zu erachten sind. In allen diesen Bildern tritt, wie schon der Augenschein lehrt, der grob sinnliche Vorgang in den Vordergrund und aus dem Gutachten des Sachverständigen Bl. 14 d. A. muß entnommen werden, daß diese Reproduktionen ohne jeden Wert sind, da bei der japanischen Kunst der künstlerische Reiz ausschließlich in der Farbe zur Geltung gelangt und die einfache autotypische Wiedergabe von Farbenholzschnitten und anderen ganz zartfarbigen Dingen, noch dazu in minderwertiger Weise, nicht geeignet ist, dem Beschauer einen richtigen Begriff vom Wesen jener Kunst zu bringen[2]. Zwischen diesen Bildern und dem dazugehörigen Texte besteht auch nur ein ganz lockerer Zusammenhang. Nach der Absicht des Verfassers, die er in seinem Vordruck zur 1. und 2. Auflage zum Ausdruck gebracht hat, ist er

---

[1]) Eine solche rein ästhetisierende Fragestellung lehnt der Ethnologe als unwissenschaftlich ab. Sie ist auch psychoanalytisch ganz unhaltbar. Haben wir uns die Beischlafausübung zum Vorwurf der Betrachtung gewählt, so ist es für uns vollkommen gleichgültig, ob der Zeichner, Maler oder Bildhauer ein großer Künstler oder ein großer Patzer sei, weil uns die Handgymnastik nichts angeht, mit der die Arbeiten zustande kommen. Wonach wir fragen müssen, um die Volkseele zu ergründen, das steht schon ganz deutlich in meinem Buche zu lesen. K.

[2]) Die 35 beanstandeten Bilder sind im Original Schwarzdrucke, entbehren also die vom Herrn Staatanwalt vermißten Farben. Die Reproduktion besorgte eine der leistungfähigsten deutschen Kunstanstalten ausgezeichnet gut. Ich will es nicht verschweigen, daß auch der Chef dieser Anstalt an den Vorlagen vieles auszusetzen fand und sich erbötig machte, von seinen Künstlern die Bilder verschönern zu lassen. Das lehnte ich mit aller Entschiedenheit ab, weil doch so meine Leser aus meinem Buche nicht erfahren hätten, wie es denn in Wahrheit mit der Volkkunst der Japaner steht. Übrigens erwähne ich, daß v. Seydlitz in seinem gar sehr geschätzten Werke über den japanischen Farbenholzschnitt auf die Wiedergabe der Farben verzichtet hat. Für den Studierenden reichen eben die schlichten Umrißzeichnungen aus, und er braucht den „künstlerischen Reiz“ nicht, den eigentlich die Sammler solcher Bildern eigens andichten, um den eingebildeten Wert ihres Besitzes zu steigern. K.

angeblich bemüht gewesen, einige der bedeutsamsten Grundzüge des japanischen Volkstums sicher zu ermitteln, in einen sich gegenseitig erklärenden Zusammenhang zu setzen und sie möglichst in eine ethnologische und folkloristische Perspektive zu rücken. In eine derartige rein ethnologische Monographie, die nur zur Belehrung dienen soll, gehören aber derartige Bilder überhaupt nicht, Bl. 13b, 14a d. A. Wenn aber gleichwohl dem Verfasser geglaubt werden soll, daß er zur Erläuterung von Sitte, Brauch und Glauben eine größere Anzahl von Abbildungen zu bringen für nötig gehalten haben mag, so ist doch jedenfalls nicht ersichtlich, warum er zur Erläuterung ein und desselben Vorganges eine Unzahl von Abbildungen bringt, die mit Rücksicht auf die gleichartige Darstellung nicht belehrend, sondern abstoßend wirken müssen und nicht erkennen lassen, zu welchem Endzweck der Verfasser diese große Anzahl erotischer Bilder beigegeben hat[1]). Gerade diese Tatsache läßt auch die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß die von dem Gericht gezogene Schlußfolgerung, das Buch sei lediglich für einen Leserkreis bestimmt, der Aufklärung im Interesse des Studiums suche, mit seinen eigenen Feststellungen nicht im Einklang zu bringen ist, vielmehr beanzeigt ist, daß der Verfasser durch die Wiedergabe so zahlreicher unnötiger Darstellungen geschlechtlicher Vorgänge einen besseren Absatz seines Buches hat herbeiführen wollen[2]). Nach den Feststellungen, die das

---

[1]) Wohin solche Bilder eher als in eine ethnologische Monographie hineingehören, ist mir unbekannt. Ersichtlich ist aus der Unzahl von Abbildungen mit gleichartiger Darstellung die auf den ersten Blick befremdliche Armut an Erfindung der Japaner. Jahrhunderte hindurch gipfelt der Fortschritt der neuen Schulen gegen die älteren einfach in Änderungen, die wir für so unscheinbar halten, daß wir sie in gleichem Falle bei europäischen Künstlern als Plagiate bezeichnen müßten. Ob nun die schlangenmenschartigen grotesken Verrenkungen der ineinander verschlungenen Leiber abstoßend oder anziehend auf uns Europäer wirken, deren Schönheitsinn mit ganz anderen Kunstwerken von Jugend an verwöhnt wird, das kommt nicht in Betracht, dagegen wohl, daß die Bilder dem japanischen Volke sehr zusagen, das da ihnen eine die Potenz stärkende und erhaltende Kraft zuerkennt. Eben darum sammelt und bewahrt man sie dort auf und hält gerade die älteren Erzeugnisse hoch in Ehren. Heutigentags gehört diese Kunstübung wie das Bogen- und Pfeilschnitzen auch in Japan der Halbvergangenheit an, doch vervielfältigt man fleißig die alten Drucke nach anastatischem Verfahren und befriedigt so auf billigste Weise die noch immer rege Nachfrage. K.

[2]) Mit den Bildern, die wie der Staatanwalt ganz richtig zuvor bemerkt, abstoßend wirken müssen, kann man keinen besseren Absatz des Buches

Landgericht nach Bl. 21b getroffen hat, erscheint das fragliche Werk im Selbstverlag des Verfassers. Gleichwohl hat dieser, um den Anschein zu erwecken, daß die Druckschrift von einer angesehenen Leipziger Firma verlegt werde, auf den Titelblättern als Verlagstelle den „Ethnologischen Verlag“ in Leipzig angegeben. Von hier aus wird aber das Buch nicht einmal vertrieben, sondern ausschließlich von der Antiquariatsbuchhandlung L. Rosner in Wien[1]). Die genannte Buchhandlung, die, wie sich aus dem Lager- und Verlagkatalog V ergibt, in der Hauptsache pornographische Schmutzliteratur vertreibt[2])

herbeiführen. Im Gegenteil*). Ich war jedoch pflichtgemäß gezwungen, meine Arbeit mit der Bildermenge auszustatten, deren Erlangung und Vervielfältigung mir ein schweres Stück Geldes kostete. Wie gern wäre ich der großen Ausgabe ausgewichen! Als Verleger rechnete ich von vornherein damit, daß ich erst nach fünf, sechs Jahren meine Anlage wieder hereinbekommen werde. Nach weiteren vier Jahren wird es sich ja zeigen, ob ich im Verlust oder Gewinn bin. Ein besserer Absatz läßt sich nicht erzwingen, und ich muß zuwarten, d. h., wie gewohnt, neue Bücher schreiben. K.

[1]) Die Firma bezog von meinem Ethnologischen Verlag im ganzen zwei Exemplare des Buches, und zwar auf feste Bestellung zweier ihrer Kunden hin. Es sind Männer von wissenschaftlicher Bildung, denen ich meine Arbeit auch direkt hätte ausliefern können. K.

[2]) Die Wiener Geschworenen haben am 31. Mai 1912 den gewesenen Inhaber der Rosnerischen Buchhandlung, Herrn C. W. Stern, von der gegen

*) Dr. Magnus Hirschfeld, der auch als gerichtlicher Sachverständiger in Berlin seines Amtes waltet, bemerkt auf S. 106 und 110 seines Buches von den Naturgesetzen der Liebe (Berlin 1912): „. . . Der Anblick der Sexualorgane stößt viele direkt ab. Von den Eiferern gegen das Nackte in der Kunst werden diese wichtigen biologischen Tatsachen meist gänzlich übersehen. Da die verhältnismäßig stärkste sexuelle Anziehung immer noch ein schönes Gesicht ausübt, so müßten die Sittlichkeitfanatiker, denen ‚sexuell erregend‘ gleichbedeutend mit ‚schamverletzend‘ ist — wären sie naturwissenschaftlich geschult und konsequent — mit demselben Recht, wie sie gegen die Nachbildung des nackten Körpers eifern, für die Verhüllung des Gesichtes, der Augen, der Haare, der Hände eintreten. Warum sollen auch ein unbedecktes Gesicht, ein ausgeschnittener Hals, bloße Hände anständiger sein als nackte Beine oder andere Körperteile?“

[Weil sie nicht mit der Vorstellung von der Defaekation infantil verknüpft werden. K.]

„Die Genitalzone spielt als visueller Lockreiz keineswegs die Rolle, die man nach der Bedeutung, die sie in der Sexualbetätigung spielt, vielfach annimmt. Dieser Rückschluß von der sexuellen Entspannungsphäre auf die sexuelle Erregungsphäre ist eine der vielen Naivitäten, der wir wohl auf keinem Gebiet so häufig begegnen, wie auf sexuellem.“

[Der eigentliche Lockreiz geht vom Gesäß aus, wie dies Wegeli unwiderleglich und klar in diesem Bande dargetan hat. K.]

(vgl. auch Bl. 2b d. A.), trifft auch sicher unter Bestellern nicht die Auswahl, die der Verfasser angeblich getroffen wissen will, denn aus dem bei den Akten befindlichen Lieferschein ergibt sich, daß das fragliche Werk an eine Person abgegeben worden ist, die nach ihrer Vorbildung unmöglich Belehrung aus dem Buche schöpfen konnte. Damit mußte aber nicht nur der Verfasser rechnen, sondern hat auch sicherlich damit gerechnet; denn anders läßt sich nicht erklären, daß er unrichtige Angaben über den Verleger des Werkes gemacht hat und als Auslieferungfirma eine solche gewählt hat, die, wie ihm bekannt sein mußte, in der Hauptsache Schmutzliteratur vertreibt und deshalb keine Garantie dafür bot, daß sie nur an solche Personen das Werk abgeben werde, die auf Grund ihrer Vorbildung es nur zum Zwecke der Belehrung und nicht, um sich geschlechtlich zu erregen, lesen und die Abbildungen betrachten werden.

Leipzig, den 10. November 1911.

Der Erste Staatanwalt beim Kgl. Landgericht.
Böhme.

Beglaubigt am 15. November 1911.

Aktuar Georgi,
Gerichtschr. der Strafkammer 3 des Kgl. Landgerichts Leipzig.

Zur Einreichung einer etwaigen schriftlichen Gegenerklärung steht Herrn Dr. Krauss eine gesetzliche Frist von einer Woche zu.

Akt. Georgi, G.-S.

*

---

ihn erhobenen Anklage wegen Verlegung und Vertriebs unzüchtiger Bücher und Bilder freigesprochen. Sie erkannten zutreffend, daß der vielgefürchtete „pornographische Schmutz“ absolut kein Unheil zu stiften vermöge und niemand sonst geschadet habe, als nur dem Verleger allein, den seine verfehlte buchhändlerische Spekulation bereits lange vor der Erhebung der Anklage um Hab und Gut gebracht hatte. Die Behörde beschlagnahmte bei Stern fünfzehn volle Rüstwagen unverkäuflicher groberotischer Belletristik und enthob ihn der Mühe, selber die Makulatur einstampfen zu lassen. Wäre an derartigen Erzeugnissen etwas zu verdienen, so wäre das Geschäft den Luchsaugen der millionenreichen Verleger in Leipzig, Stuttgart, Berlin, München und Wien nicht entgangen, doch die Herren haben eine feine Witterung für den Geschmack des bücherlesenden Publikums und richten sich danach. Gesunde Menschen kaufen die mäßig unterhaltlichen Schriften nicht, die Neurotiker aber, die meist schreibeifrig sind, verfassen selber welche für ihren Bedarf oder erleben in ihren Phantasien Szenen, wie sie noch kein Pornograph je ersonnen hat. Darum kaufen auch sie nicht, und der Verleger sieht sich in seinen Hoffnungen enttäuscht. K.

Von den vielen Anwürfen ist wohl der schwerste der der unrichtigen Aussagen vor dem Kgl. Landgerichte, denn er zöge mir, wäre er irgendwie begründet, eine entehrende Freiheitstrafe zu. Die Fragen des Vorsitzenden beantwortete ich ohne jeden Vorbehalt. Ganz abgesehen davon, daß ich in meinem Tun und Lassen auch nicht das geringste zu verheimlichen habe, was irgendwie ein richterliches Forum zu scheuen hat, so wäre es grenzenlos töricht, deutsche Richter täuschen zu wollen. Die im Suchen und Ergründen der Wahrheit wohlerfahrenen Männer sind in ihrer eigenen Berufschule zu scharfsichtigen Psychologen geworden, die einen Beschuldigten bis aufs Herz durchschauen. Wie, womit und wozu ich sie hätte foppen sollen, das ist ein Rätsel, zu dessen Lösung der Revisionantrag nichts beibringt.

Die Anklage ist ein Schulbeispiel von Angstneurose. Man beachte die leidenschaftliche Heftigkeit der Anschuldigungen, die Anwendung und Betonung der Worte unmöglich und ausschließlich, die für Angstzustände immer so charakteristisch sind. Welch geistige Zerrüttung offenbart der Ohrenbläser, der sich vermaß, einen Kgl. I. Staatanwalt mit derartig jeder Unterlage baren Angaben irrezuführen! Wer da die Gewissenhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit deutscher Richter kennt, zweifelt nicht im entferntesten daran, der Staatanwalt sei in gutem Glauben vorgegangen. Der beherrschte ihn so vollkommen, daß er es für überflüssig erachtete, mich oder sonst einen Sachverständigen zu befragen, wie es denn mit den Dingen stehe, derentwillen er mich anklagen sollte. Erinnert man sich der Unverdrossenheit, Furchtlosigkeit und Entschlossenheit, mit der ich in allen meinen Schriften gegen Dippelhaber und Schwindelhaber in der Folkloristik losgehe, um der Forschung die Wege zu ebnen, wie mein wissenschaftliches Wirken allezeit der Bekämpfung der Unsittlichkeit und der Aufdeckung der Schlechtigkeit gilt, so ahnt man bald die Beweggründe des ungenannten Verzünders.

Es fiel mir leicht, die Haltlosigkeit der Anschuldigungen nach jeder Richtung hin nachzuweisen. Daraufhin verwarf das Kgl. Landgericht den Revisionantrag als unbegründet. Der Kgl. I. Staatanwalt Herr Böhme stand jedoch so sehr im Banne des Angebers, daß er eine weitere Revision beim Reichgerichte einbrachte. Bei Empfang der Verständigung hiervon, richtete ich gleich an den Herrn Oberreichanwalt folgende Eingabe:

Hochgeehrter Herr Oberreichanwalt!

Ihre w. Ladung v. 28. II. d. J. Gz. HD 1293. 11 für den 23. April d. J. habe ich erhalten und werde ihr nachkommen, denn es ist eine Ehre, vor dem hohen Reichgerichte für das Recht ethnologischer Forschungweise einzutreten. Insbesondere aber bin ich dies aus Ehrfurcht gegen die Richter des Kgl. Landgerichtes zu Leipzig schuldig, die da am 24. Okt. v. J. die neuerlich vom I. Kgl. Staatanwalte Herrn Böhme beanstandeten Abbildungen freigegeben haben.

Der als Sachverständige fungierende Herr Dr. Weule, Prof. für Ethnologie an der Universität und Direktor am Grassi-Museum in Leipzig, erstattete in meiner Gegenwart ein geradezu vernichtendes Gutachten, dem sich der Staatanwalt Herr Dr. Kunze teilweise anschloß. Ich ließ mich mit den Herren, an denen die Ergebnisse ethnologischer und psychoanalytischer Forschungen spurlos vorübergegangen sind, in keine Auseinandersetzung ein, sondern beschränkte mich kurz auf eine Klarlegung der Tatsachen des Volklebens. Zum Schluß der mich recht ermüdenden vierstündigen Verhandlung fragte mich der Vorsitzende Herr Direktor Groß: „Sind Sie mit der Vernichtung der letzten 35 Abbildungen einverstanden?“ — Ich antwortete: „Einverstanden bin ich damit nicht, doch wenn Sie das Urteil schöpfen, daß die Bilder irgendwie gefährlich sind, so werde ich gleich heute zu meinem Buchbinder sagen: ‚Reißens dö Büldln um Gotteswillen aussa, damit dö arme Söl a Ruah hat.‘“

Nach einer etwa zwei Minuten währenden Beratung erschienen die Herren Richter wieder und Herr Direktor Dr. Groß verkündete die Freigebung des ganzen Werkes. Unter dem Eindruck des Urteils rief ich den Richtern: „Herzlichen Dank!“ zu, worauf Herr Direktor Dr. Groß sehr verbindlich und liebenswürdig bemerkte: „Zum Danken liegt kein Grund vor. Wir haben nur unsere Pflicht erfüllt!“ Und er reichte mir zur Verabschiedung die Hand.

Ich habe die 35 Abbildungen bereits einmal aufgegeben und darum erhitze ich mich nicht, sollte der Angreifer über mich, den gesunden Mann, obsiegen, doch mein Dankgefühl bewegt mich, diesmal vor Ihnen zu erscheinen, um für das Urteil der ersten Instanz zu sprechen.

Man bezeichnet es als einen Triumph deutschen Forschergeistes, daß es gelungen, das Leben und Weben der Mikroben des Eingeweideparasiten der Hundelaus zu beschreiben. Ich behaupte nun und will es vor dem hohen 4. Strafsenate des Reichgerichtes zu beweisen versuchen, daß auch das Triebleben des Menschen in jeder seiner Äußerung ebenso wert und würdig ernsten Studiums ist wie das der Hundelauseingeweideparasiten-Mikroben.

Wie sich Forscher von Ruf und Rang zu dem Urteil des Kgl. Landgerichts stellten, mögen Sie aus anruhenden zwei Briefen des Rechtgelehrten Dr. G.'s in S. und einem Prof. H.'s in G., dann auch aus dem Exkurs ersehen, den Hnatjuk, der Generalsekretär der ukrainischen Akademie der Wissenschaften (Ševčenko-Gesellschaft) in Lemberg, einer der bedeutendsten slavischen Folkloristen, im Vorwort zum II. Bd. seines Geschlechtlebens des ukrainischen Bauernvolkes S. XV ff. abdruckte. Wie man aber mein angefeindetes Japanbuch in wissenschaftlichen Kreisen schätzt, zeigen Ihnen z. B. die mitfolgenden Referate des Ethnologen und Afrikaforschers Bieber im Februarhefte der Sexual-Probleme 1912, S. 131—135 und Dr. E. Wilhelms in E. Lacassagnes Archives d'anthropologie criminelle, 1912, S. 306.

Der I. Kgl. Staatanwalt Herr Böhme beschuldigte mich in seinem Revisionantrage zur neuerlichen Ansetzung einer Verhandlung beim Kgl. Landgerichte dreier gemeiner Verbrechen, ohne auch nur den Schatten eines Beweises für die Stichhaltigkeit seiner Anklagen erbringen zu können. Ich begnügte mich, dem Kgl. Landgerichte urkundlich nachzuweisen, daß die Anschuldigungen des Anklägers Halluzinationen sind. Julius Robert Mayer, der zuerst die Gleichwertigkeit von Arbeit und Wärme berechnete und mit seiner Lehre aufs mächtigste die gesamte Naturwissenschaft befruchtete, sperrten solche Verfolger ins Irrenhaus ein, wo er bei gesunden Sinnen elend endete; die glänzendste Errungenschaft der Medizin des vorigen Jahrhunderts, die Verhütung des Kindbettfiebers, verdankt man dem Budapester Arzte Semmelweiß. Ihn trieben seine Angreifer in den frühen Tod. Meine Entdeckungen hält so mancher Denker auch für sehr bedeutsam für die Menschheit. Sie helfen z. B. mittelbar den Ärzten bei der Bekämpfung der Neurosen.

Für mich, den Ethnologen, ist dies ein Nebenumstand, dessen ich nur beiläufig erwähne, weil ich die psychischen Impulse verstehe, die so manchen Herrn in die Rolle eines unerbittlichen Peinigers hineinpeitschen. Mir raubt dies Zeit und Geld. Beides weiß ich sonst auch gut anzuwenden, doch das mir widerfahrende Leid hat nicht viel an sich, denn ich bin nervenstark, aus einer langlebigen Familie und genug vermögend, so daß ich auch dieses Übel übertauchen werde. Vielleicht erlebe ich noch die Zeit, wo die Gerichte wider mich erstehende Ankläger nervenärztlicher Behandlung überweisen werden.

Ich bitte Sie, hochgeehrter Herr Oberreichanwalt, diese meine Zuschrift samt den Beilagen auch dem hohen Senate vorzulegen und die Beilagen für den 23. April aufzubewahren, damit ich sie wieder mitnehme.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Wien, 15. III. 1912. Dr. Friedrich S. Krauss.
VII/2. Neustiftgasse 12.

*

Zu Leipzig auf dem Harkortplatze erhebt sich, von allen Seiten frei emporstrebend, der gewaltige Renaissancebau, wo das Reichgericht tagt. Breite Steinstufen führen zu einer mächtigen säulenreichen Vorhalle, in die die Türen der Verhandlungsäle münden. Alles atmet hehre Ruhe, Würde und feierliche Weihe ernster Stimmung. Feierlich und ruhig wirkt auf den Eintretenden auch der 4. Verhandlungsaal. Auf einer mit einem Holzsäulengatter gegen den Parteienraum abgegrenzten Erhöhung saßen um einen hufeisenförmigen Tisch herum die Senatoren, ehrfurchtgebietende, Vertrauen einflößende Richter. Meine anfängliche Befangenheit wich angesichts dieser erhabenen Versammlung von keiner Leidenschaft beirrter Rechtfinder dem Gefühl unbedingter Sicherheit. Nach Verlesung der Anklageschrift erhob sich der Oberreichanwalt Herr Schweigger, ein vorzüglicher Redner, eine Prachtgestalt mit ergrautem Haupthaar. Er sprach klar, mit Nachdruck, kenntnisreich und einsichtvoll wie ein gewiegter Ethnologe und Psychoanalytiker. Mich überkam dabei die Empfindung, daß diese Stunde für immer in der Geschichte unserer Disziplin

von Bedeutung sein werde. Mein Entwurf zu einem dreistündigen Vortrag über die ethnologische Sexualforschung war somit gegenstandlos geworden. Das nachstehende Urteil des hohen Senates tut es uns allen kund, die wir uns um die Anthropophyteia bemühen, daß wir jederzeit so bei den Landgerichten als beim Reichgerichte Schutz gegen Bedrängungen und Verfolgungen finden. Wir dürfen nun getrost unsere Arbeiten fortsetzen.

---

3 A 292/n Nr. 7.
St. A IV 221/n.
4 D. 1293/1911.
XI. 1100/12.



In der Strafsache betreffend die Unbrauchbarmachung von Abbildungen in dem Werke: Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia, Jahrbücher für Folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklunggeschichte der geschlechtlichen Moral, herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauß in Wien, II. Band „Das Geschlechtleben in Glauben, Sitte, Brauch und Gewohnheitrecht der Japaner“ von Dr. Friedrich S. Krauß, zweite stark vermehrte Auflage: mit 256 Abbildungen auf Kunstdruckpapier, Leipzig 1911, Ethnologischer Verlag, hat das Reichgericht, vierter Strafsenat, in der öffentlichen Sitzung vom 23. April 1912, an welcher teilgenommen haben:

Als Richter: Der Präsident Dr. Reichhardt und die Reichgerichträte Bartsch, Richter, Dr. von Metzen, Dr. Oppermann, Dr. Büsing, Dr. Lobe,

als Beamter der Staatanwaltschaft: der Reichanwalt Schweigger,

als Gerichtchreiber: der Aktuar Partzsch,

nach mündlicher Verhandlung für Recht erkannt:

Die Revision der Königlichen Staatanwaltschaft gegen das Urteil des Königlichen Landgerichts zu Leipzig vom 24. Oktober 1911 wird verworfen. Die Kosten des Rechtmittels werden der Königlich Sächsischen Staatkasse auferlegt.

Von Rechts wegen.

Gründe:

Die Ablehnung des Antrags der Staatanwaltschaft, die von ihr bezeichneten Abbildungen des im Urteil genannten Werkes wegen ihrer objektiven Unzüchtigkeit im Sinne des § 184 Nr. 1 des Strafgesetzbuches gemäß §§ 42, 41 des Strafgesetzbuches unbrauchbar zu machen, ist in dem angefochtenen Urteil auf Erwägungen ge-

stützt, welche einen Rechtirrtum nicht erkennen lassen. Es ist richtig, daß dieselben bildlichen Darstellungen, welche für sich allein als unzüchtig betrachtet werden könnten, die Eigenschaft des Unzüchtigen nicht haben können, wenn sie einem Werke einverleibt sind, dessen wissenschaftlichen Zwecken sie dienen sollen. Die Strafkammer hat diese Voraussetzungen hier als vorliegend angesehen und festgestellt, daß nach der Tendenz des Buches die Abbildungen dazu bestimmt seien, vollständig zu zeigen, was von den Japanern auf dem Gebiete der Erotik an Bildwerken und plastischen Erzeugnissen im Laufe der Zeit geleistet worden sei, und daß dieser Zweck durch die Bildersammlung in Verbindung mit dem ihr vorausgehenden Texte des Werkes auch wirklich erreicht werde. Die Richtigkeit dieser Annahme kann in der Revisioninstanz insoweit nicht geprüft werden, als sie auf einer dem tatsächlichen Gebiete angehörenden Würdigung des Inhalts des Werkes, der ihm beigefügten Abbildungen und ihres Zusammenhanges mit dem Texte beruht. Was zur Begründung der Revision der Staatanwaltschaft geltend gemacht wird, richtet sich aber im wesentlichen gegen diese tatsächliche Würdigung. Das gilt von allen Ausführungen des Inhalts, daß die Bilder im Hinblick auf die dargestellten Vorgänge, ihre künstlerische Minderwertigkeit, den Mangel der für den künstlerischen Reiz der japanischen Kunst wesentlichen Farbe unzüchtig seien und es auch ungeachtet ihrer Verbindung mit dem Texte des Buches blieben, da zwischen diesem und den Bildern nur ein ganz lockerer Zusammenhang bestehe, derartige Bilder überhaupt nicht in eine rein ethnologische Monographie hineingehörten und die große Zahl gleichartiger Bilder zur Erläuterung von Sitte, Brauch und Glauben der Japaner unnötig sei und nicht belehrend, sondern abstoßend wirken müsse.

Dafür, daß die Strafkammer bei der Verneinung der Unzüchtigkeit der Bilder wegen ihres Zusammenhanges mit dem Texte des Buches und mit Rücksicht auf dessen Tendenz begleitende Umstände, welche vom Gesichtpunkte „der Relativität des Unzüchtigen“ in Betracht kommen könnten, unbeachtet gelassen habe, bietet das Urteil keinen Anhalt. Bezüglich der Verbreitung des Werkes ist festgestellt, daß nach der Absicht des Verfassers das Werk unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit lediglich für Forscher, die sich wissenschaftlich betätigten, erscheinen sollte und nur für Gelehrte bestimmt war, sowie daß die neu zum Verkauf kommenden Exemplare nur solchen Bestellern nach Legitimation

als Forscher usw. durch die Leipziger Buchhandlung, durch welche der auf den Titelblättern als Verlagstelle angegebene „Ethnologische Verlag“ vertreten werde, geliefert werden. Auch die hiergegen gerichteten Ausführungen der Staatanwaltschaft, daß das Buch nicht von Leipzig aus vertrieben werde, sondern ausschließlich von der Buchhandlung L. Rosner in Wien, welche in der Hauptsache Schmutzliteratur vertreibe und ohne Auswahl der Leser nach den angeblichen Intentionen des Verfassers das Buch an jedermann liefere, sowie daß dies dem Verfasser auch bekannt sein mußte und daß er damit auch gerechnet habe, können in der Revisioninstanz gemäß § 376 der Strafprozeßordnung keine Berücksichtigung finden, da sie dem tatsächlichen Gebiet angehören, zum Teil auch sich mit den allein maßgebenden tatsächlichen Feststellungen der Strafkammer in Widerspruch setzen. Der Vorgang daß ein Exemplar des Werkes durch den Antiquar Rosner in Wien an einen Bergmann in der Rheinprovinz geliefert worden ist, ist von der Strafkammer als ein vereinzelter, nicht auf den Willen des Herausgebers zurückzuführender Fall der Verbreitung angesehen worden, und unter diesen Umständen konnte ihm ohne Rechtirrtum bei der Beurteilung des Werkes und der ihm einverleibten Bilder eine entscheidende Bedeutung versagt werden.

In Frage hätte kommen können, ob dies einzelne Exemplar unter Umständen verbreitet worden ist, welche es zu einem der Einziehung nach Maßgabe der §§ 40, 42 des Strafgesetzbuches unterliegenden Gegenstande machten. Hierüber ist aber nicht entschieden, und eine Beschwerde in dieser Richtung ist nicht erhoben.

Auf die von der Staatanwaltschaft erhobene Beschwerde, welche nur gegen die Ablehnung des in der Hauptverhandlung vor der Strafkammer gestellten Antrages auf Unbrauchbarmachung der näher bezeichneten Bilder des Werkes gemäß §§ 41, 42 des Strafgesetzbuches gerichtet ist, war nur zu prüfen, ob die Nichtanwendung dieser Vorschriften auf Rechtirrtum beruht. Da dies zu verneinen ist, war die Revision — und zwar entsprechend dem Antrage des Oberreichanwalts — zu verwerfen.

(gez.) Reichardt. Bartsch. Richter. v. Metzen.
Oppermann. Büsing. Lobe.

Ausgefertigt
der Gerichtschreiber des 4. Strafsenats des Reichgerichts.
Lüpke, Geheimer Rechnungrat.

*

Aus österreichischen Gerichtsälen.

I. Die mißverstandene Zärtlichkeit des Vaters. Vor dem Bezirkgerichte Wien-Hietzing fand Samstag, den 10. Februar 1912 die Schlußverhandlung in dem Ehrenbeleidigungprozeß statt, den der Beamte Rudolf Henrici gegen die beiden Hilfarbeiter August Kutschera und Franz John eingebracht hatte. Wie sich aus dem Verlaufe der ersten Verhandlung ergab, hatte der Kläger nach einem Ausfluge sein zehnjähriges Töchterchen gegen halb 7 Uhr abends nach Hause gebracht und sich einige Häuser weit nächst der Tramwayhaltestelle von ihm verabschiedet, indem er das Kind in die Höhe hob und zärtlich auf beide Wangen küßte. Eine Passantin glaubte Ursache zu Bedenken zu haben und machte zwei vorübergehende Männer auf den Angeklagten aufmerksam, die den Kläger verhaften ließen. Der Kläger ersuchte den Wachmann mit ihm zu seiner nur sechs Häuser entfernten Wohnung mitzukommen, damit er dort feststelle, daß er der Vater des Kindes sei. Der Wachmann stellte Henrici mit seinem Kinde zunächst auf die Wachstube, von dort auf das Kommissariat, wo die beiden Anzeiger den in der Wachstube ausgesprochenen Verdacht, daß der Mann ein Sittlichkeitverbrechen an dem Mädchen begangen habe, wiederholten. Erst gegen halb 10 Uhr nachts wurde, nachdem sich die Anzeige als grundlos erwiesen hatte, Herr Henrici mit seinem Kinde entlassen. Der Richter sprach beide Angeklagten der Ehrenbeleidigung schuldig und verurteilte sie zu je 50 Kronen Geldstrafe oder zu fünf Tagen Arrest. Der Richter erklärte, daß die Angeklagten, die den Kläger direkt eines Verbrechens bezichtigt hätten, jedenfalls zu weit gegangen seien, da es sonst kein Vater mehr wagen dürfte, sein Kind öffentlich zu küssen.

II. Die dekolletierten Balldamen auf den Faschingplakaten. Vor dem Bezirkgerichte in Wels O.-Ö. hatte sich am 15. März 1912 der Mesner Karl Pichler wegen einer eigentümlichen Plakatzensur unter der Anklage der boshaften Beschädigung fremden Eigentums zu verantworten. Eines Tages waren die Ballplakate für den Faschingmontag von sämtlichen Anschlagtafeln herabgerissen worden. Es wurde festgestellt, daß der Mesner sich die Mühe genommen hatte, eigenhändig sämtliche Plakate abzureißen und abzukratzen, und zwar deshalb, weil die Balldamen auf den Abbildungen der Plakate zu stark dekolletiert seien und hiedurch die sittlichen Gefühle der Bevölkerung verletzt werden. Die Eigentümer der Plakate erstatteten die Strafanzeige gegen den Mesner, in der sie hervorhoben, daß die Bilder von den Ballplakaten anderer Städte sich nicht unterscheiden und übrigens mit Bewilligung der Polizei affichiert worden waren. Vor dem Bezirkgerichte rechtfertigte sich der angeklagte Mesner damit, daß die Ballplakate sein Schamgefühl verletzt hätten. Übrigens habe er nur die dekolletierten Damen von den Plakaten weggerissen, nicht aber die ganzen Plakate. Der Richter fand den Angeklagten der boshaften Beschädigung fremden Eigentums schuldig und verurteilte ihn zu einer Geldstrafe von fünf Kronen, eventuell zwölf Stunden Arrests. Der Angeklagte nahm die Strafe an.

III. Der Hausbesorger als Hüter der Moral. Der Hausbesorger Gottfried Willinger war am 10. Juli 1912 beim Strafbezirkgericht Josefstadt (Wien) angeklagt, aus einem eigenartigen Motiv den Privatbeamten Richard

Stürzel empfindlich beleidigt zu haben. Am 4. Juni begleitete der Kläger seine Braut, die in dem von dem Angeklagten betreuten Hause VIII, Blindengasse 32 wohnt, nach Hause. Als er, es war gegen 11 Uhr abends, anläutete und mit seiner Braut ins Haus hineinwollte, rief ihm der Hausbesorger zu: „Was wollen Sie hier, Sie haben in diesem Hause nichts zu suchen. So eine Frechheit und Gemeinheit.“ Ohne auf diese Worte zu reagieren, begleitete Stürzel seine Braut bis zu ihrer im dritten Stockwerk gelegenen Wohnung, kehrte dann sofort um und gab dem Hausbesorger zum zweitenmal ein Sperrgeld. Letzerer rief ihm dabei zu: „Wenn Sie noch einmal sich ins Haus trauen, lasse ich Sie durch die Polizei abführen!“ Wegen dieser Äußerungen brachte Stürzel gegen den Hausbesorger die Privatklage ein, über die Bezirkrichter Doktor Pohl zu judizieren hatte. Der Angeklagte gab an, daß er den Kläger zurechtwies, weil er als Hausbesorger auf Ordnung und Sittlichkeit im Hause zu schauen habe. — Richter: Welches Gut des Hauses war denn gefährdet, wenn der Kläger seine Braut nach Hause begleitete. — Angekl.: Wenn jedes Dienstmädel mit ihrem Geliebten nach 10 Uhr nachts ins Haus kommen möcht, wie schauet man da aus? — Der Klagevertreter dehnte die Klage auf diese Äußerung aus und hob hervor, daß die Braut des Klägers seit mehreren Jahren bei ihrer Mutter in dem Hause wohne. Über Befragen gab der Angeklagte zu, daß er den Kläger schon lange Zeit kenne, jedoch vom Hausherrn den Auftrag habe, ihn nicht in das Haus zu lassen. Die Braut des Klägers gab an, daß dieser sie immer nachts bis zur Wohnungtür begleitete, weil der Hausbesorger, um sie zu schikanieren, das elektrische Licht nie aufdrehen wollte. Der Richter verurteilte den Angeklagten zu einer Geldstrafe von 30 Kronen eventuell zu drei Tagen Arrest.

IV. Dr. Rode, Hof- und Gerichtadvokat riß als Verteidiger des oben in der Anmerkung auf Seite 544 vermeldeten Buchhändlers Stern in öffentlicher Verhandlung zum hellen Gaudium der Zuhörer einen Witz über das beleidigte allgemeine Schamgefühl. Dr. Rode zählt zu jenen Wiener Barreau-Barden, die einen Witz nicht unterdrücken mögen, und wann's Knödel anen Groschen kostet. Der Senat zog sich zu einer Beratung zurück und verkündete danach, daß der Spaß eine Ordnungstrafe von baren hundert Kronen wert sei. Richtig ist es, daß der Schwurgerichtsaal im K. K. Landesgericht für Strafsachen nicht der Ort für gute Wörtlein ist, doch ebenso richtig, daß derselbe sicher anderswo vorgebracht den Nagel auf den Kopf trifft. Dr. Rode witzelte, doch sein Klient lachte nicht mit. Wer den Schaden hat, der hat für den Spott nicht zu sorgen. Innerhalb der jüngsten drei Jahre hatte ich wegen der Anthropophyteia achtmal deutschen Gerichten Rede und Antwort zu stehen. Die Geldeinbuße verwinde ich gern, nachdem unsere gute Sache auch an der obersten Gerichtstelle siegreich durchgedrungen, nur eines

schmerzt mich, daß ich infolge der vielfachen Abhaltungen um ein Buch weniger fertig schreiben konnte. Wenn ich selber meine Sammlungen nicht veröffentliche, wer hat Zeit und Vorbereitung, um diese Arbeit statt meiner zu erledigen? Kämpfe und Anfeindungen machen einen endlich mürbe, et fugit, interea fugit irreparabile tempus!

I. Gutachten.

In Sachen der gegen B. Seligsbergs Antiquariatbuchhandlung (Inhaber F. Seuffer) in Bayreuth von der Kgl. Staatanwaltschaft daselbst erhobenen Anklage nach § 184 des Str.-G.-B.

Man ersucht mich als einen der Begründer ethnologischer Sexualforschung und als den Herausgeber der dem Ausbau dieser wissenschaftlichen Disziplin dienenden Jahrbücher, Beiwerke und historischen Quellenschriften zum Studium der Anthropophyteia ein Gutachten darüber abzugeben, ob die nachbenannten vier Druckwerke im Sinne des Gesetzes als unzüchtig zu bezeichnen seien:

Futilitates. Beiträge zur volkkundlichen Erotik.

Band I. Schamperlieder. Deutsche Volklieder des 16. bis 19. Jahrhunderts. Mit Singweisen. Gesammelt und herausgegeben von E. K. Blümml. Wien 1908, 180 Seiten 8⁰. (Der Verlag Dr. Rudolf Ludwig, Wien IV, Weyringergasse 37, nennt sich erst im Anhang zum III. Band und auf der 4. Seite des IV. Bandes.)

Band II. Schwänke und Bauernerzählungen aus Nieder-Österreich. Gesammelt und erläutert von Josef Polsterer, Wien 1908, 181 S.

Band III. Aus den Liederhandschriften des Studenten Clodius 1669 und des Fräuleins von Crailsheim 1747—49. Mit Singweisen. Herausgegeben von E. K. Blümml. Wien 1908, 178 Seiten.

Band IV. Militaria. Eine Sammlung der typischen handschriftlichen Literatur des deutsch-österreichischen Soldatenstandes. Herausgegeben von Josef Polsterer. Wien 1908, 205 Seiten 8⁰. Jeder Band kostet 12 M.

Um das Jahr 1860 gab der berühmte Freiheitliederdichter Hoffmann von Fallersleben, der als Germanist zweifellos Leistungen von bleibendem Werte für die deutsche Altertumkunde geschaffen hat, in dieser seiner Eigenschaft und als o. ö. Professor an der kgl. Uni-

versität zu Breslau eine Monographie unter dem Titel Futilitates Germaniae heraus. Darin behandelt er nach den damals noch sehr mangelhaften Quellen den weiblichen Geschlechtteil (die Fut) im Lied, Sprichwort und Rätsel des deutschen Bauernvolkes. Den Witz mit dem Titel mag man dem geistvollen und gelehrten Forscher verzeihen, denn seine Arbeit verdient alles Lob.

Blümml zeigt sich aber als Einfaltpinsel, indem er sich die erste Hälfte des Titels aneignet und damit geradezu eine niedrige Gesinnung bekundet, denn was er bringt, sind weder futilitates (= Nichtigkeiten), noch Sachen, die sich bloß auf die Fut bezögen. Den Eindruck verschlimmert noch die marktschreierische Aufmachung, die der Verleger den Büchern gab. Nach genauer Prüfung der vier Bände, die einen durchaus ernsten und für die Sexualforschung stofflich unanfechtbaren Inhalt aufweisen, kann ich nicht umhin, den Vorgang Blümmls und seines Verlegers als verwerflich zu bezeichnen.

Die Art und Weise, wie es Blümml in seinen Einleitungen versucht, die Herausgabe dieser Stoffe literaturhistorisch und sonst zu rechtfertigen, ist albern. Liest man z. B. seinen Kommentar im III. Band Seite 78 zu einem Liede, so muß man ihn entweder als einen mit philologischem Schwachsinn behafteten Menschen oder für einen Juxbruder erklären, der da einen gediegenen Bierschwefel mit ernster Miene von sich gibt. Wollte er damit den Titel futilitates als Schnurpfeifereien rechtfertigen, so muß man ihm recht geben. Von der Sexualforschung und deren Aufgaben hat er offenbar keine Ahnung. Weder ihm noch Polsterer sind die grundlegenden Werke Krafft-Ebings, Eulenburgs, Neissers, Hirschfelds, Blochs, Stolls, Wulffens, Molls und vollends die psychoanalytischen Freuds und seiner Schule irgendwie bekannt, selbst von den Anthropophyteia, die sie nachahmen möchten, haben die zwei Leute eine höchst ungenügende Kenntnis. Ihnen handelt es sich hauptsächlich um Varianten zu bereits publizierten Texten! (Vielleicht in Ermanglung anderer.)

Der I. Band hat literarisch eigentlich kaum eine wahre Daseinberechtigung, weil er bis auf fünf unbedeutende Texte nur Lieder enthält, die auch sonst in allgemein zugänglichen niemals beanstandeten Folklore-Sammlungen vorkommen. Er liefert eigentlich bloß den Beweis, daß jene Sammler ehrliche Menschen sind, die als deutsches Volklied noch jetzt weitverbreitete Texte ansahen. Daran ist nichts besonderes, das besondere tritt erst damit in Erscheinung, daß ein Blümml die Selbstverständlichkeiten herausgreift und sie als verbotene Früchte auf den Markt wirft.

In erhöhtem Maße gilt dies vom III. und IV. Band. Die nun in dritter Auflage und in sechs Großoktavbänden erscheinende Bibliotheca erotica Germanorum von Hayn (und Dr. Gotendorf) vermerkt an 20—25000 derartiger Schriften, wie die des Studenten Clodius und des Fräuleins Crailsheim. Wie Dr. Wilhelm Leonhardt in seinem Werke: Liebe und Erotik in den Uranfängen der deutschen Dichtkunst (Dresden 1910) nachweist, sind die carmina burana bereits im 11. und 12. Jahrhundert üblich und ebenso die lockeren Schnadahüpfel, deren Vorkommen Ende des 16. Jahrhunderts Blümml als seine Entdeckung preist! Wie unwissend! Ihm ist auch die große, weit verbreitete maccaronische Poesie völlig unbekannt geblieben!

Band IV. Militaria ist rein ein Aufsitzer der zwei Ignoranten, denn der Inhalt dieser Sammlung ist lediglich ein von irgendeinem Soldaten, der bloß aufs Weib dressiert war, zurecht gelegter Auszug aus den vier Jahrgängen der von Saphir in Wien in den Jahren 1830—1836 herausgegebenen „Sauglocken", die in vielen tausenden Exemplaren, sowohl zum Teil in Druck als auch handschriftlich verbreitet sind. Man kann sie ein Kompendium des Sexualwissens des deutschen Volkes in Österreich vor 80 Jahren nennen.

Einen hohen Wert muß man dagegen den 81 Erzählungen des II. Bandes zuerkennen. Wenn sie auch größtenteils europäisch-asiatisches Wandergut — den Stoffen nach — darstellen und auch anderweitig schon publiziert sind, so geben sie doch ein ziemlich anschauliches geschlossenes Bild der Folklore deutscher Landbevölkerung Niederösterreichs und Mährens. Auf solche Überlieferungen, einschließlich der echten Volklieder, kann die wissenschaftliche Detailforschung vom Volke nun und nimmer verzichten. Die Zeit der lieblich säuselnden, das Volk mit romantischem Schimmer verklärenden Salonwissenschaft ist endgültig vorüber. Heutzutage weiß man, daß die breite Menge des Volkes in dunkler, öder Rückständigkcit trotzig verharrt, daß es in sexuellen Dingen eine noch recht primitive Moral befolgt und der Aufklärung sehr schwer zugänglich ist. Es bewahrt in seinen Überlieferungen primitive Rudimente und vielfach Überlebsel (survivals) aus Urzeiten. Alle diese Tatsachen sicher zu ermitteln und ins richtige Licht zu rücken, ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Folkloristik. Daß Blümml und Polsterer keine Folkloristen sind, das ist ihr Fehler, der uns nichts bekümmert und der dem Wert der vier Bände für wissenschaftliche Forschung keinen Abbruch tut. Für die Wissenschaft sind diese Publikationen nicht unzüchtig, ja, in unserer Disziplin ist gar kein Raum für dieses Wort, das da von vornherein ein Wert-

urteil ästhetischer Natur festhält, indem wir die Ästhetik in Gemäßheit der tiefgründlichen Ausführungen Eduard Kulkes (Kritik der Philosophie des Schönen, Leipzig 1906) gar nicht als eine Wissenschaft betrachten. Uns steht ja gar kein Recht zu, über das, was in der Natur vorkommt, schulmeisterlich zu Gericht zu sitzen und es so zu machen wie Xerxes, der das Meer peitschen ließ, weil seine Schiffe im Seesturm untergegangen waren.

Für die Sexualforschung des Menschen beeinträchtigt den Wert dieser 4 Bände sehr stark der Umstand, daß die darin enthaltenen Mitteilungen lediglich vom normalen Verkehr sogenannter Normalmenschen berichten, d. h. von Männern, die auf Frauen und von Frauen, die auf Männer für die Beischlafausübung erpicht sind. Vom unendlich wichtigeren und unermeßlich ergiebigeren Gebiet der paraphiletischen Betätigungen erfährt man da so gut wie nichts. Infolgedessen ermüdet die Anhäufung gleichartig geratener erotischer Witze, auf die es als auf Äußerungen des Unbewußten, in das das erotische Triebleben durch die Kultur zurückgedrängt wird, hauptsächlich ankommt. Der erotische Witz entspricht aber einer Naturnotwendigkeit, so komisch der Satz einem psycho-analytisch noch nicht geschulten Leser oder Zuhörer auch klingen mag. Seine Wahrheit ist leicht erweislich.

Hält einer den Harn aus irgendeinem Grunde sehr lang zurück, so läuft er Gefahr, sich mit der Zeit eine Nierenkrankheit oder den Stein zuzuziehen; bei Zurückhaltung des Kotes kann er leicht neben anderem einer Autointoxikation zum Opfer fallen; die Unterdrückung der Darmgase führt zu der unter Kulturmenschen so häufig auftretenden Blinddarmentzündung; wer jedoch die Erotik in sich zu ertöten sucht, der verfällt schwerer Neurose oder seine Erotik äußert sich in verbrecherischen Handlungen. Ein Ventil dagegen bildet die gesprochene, gesungene, gelesene oder geschaute witzige Erotik. Das ist ein sicheres Ergebnis der Anthropophyteia-Forschungen, das von der Psychoanalytik bestätigt wird.

An und für sich betrachtet sind derlei Erzeugnisse völlig indifferent. Der größere oder geringere Schmutz ist ein jeweiliger Beitrag des Lesers zu dem Buche. Das wundervolle Werk des amerikanischen Rechtgelehrten Theodore Schroeder, Legal counsellor to the medico-legal Society of New York: „Obscene Literature and constitutional law. A forensic defense of freedom of the Press“, New York 1911, 479 S. gr. 8°, stellt dies im einzelnen unwiderleglich fest

und enthebt mich der Verpflichtung, das nochmals darzulegen und das Bewiesene neu zu beweisen.

Solche Bücher, wie die 4 Futilitates, können überhaupt niemandem schaden, außer deren Verleger, der mit ihnen sein Geld einbüßt, weil sie keinen Absatz finden, es wäre denn, es fände sich ein Staatanwalt, der ihnen eine Bedeutung beimißt, auf sie Kraft seiner Autorität und Beredsamkeit aufmerksam macht und auf diese Weise Kauflustige wirbt.

Es ist zumal bei uns in Wien mit Futilitatibus kein Geschäft zu machen, denn wir haben zwei Budapester „Orpheum“, Volksängergesellschaften, Kabarette und Wimbergers (des Stadtrates und Hotelbesitzers): „Das Schwein. Nur für Herren“, vollends den „Maxim“, die unvergleichlich gröbere und für feinfühlige Menschen anstößigere Darstellungen allabendlich auf offener Bühne unter polizeilicher Aufsicht jedermann für geringes Eintrittgeld und vielfach umsonst darbieten. Unser halbverflossene christlich-soziale, sehr frumbe k. k. Finanzminister Dr. Weiskirchner pflegte häufig abends in Begleitung seines Sektionchefs nach vollbrachter täglicher Volkbeglückungaufgabe zum Maxim zu pilgern, um sich an den gesungenen und gehüpften Zoten des Nachts zu erholen. Das hat seinem Ansehen nicht einmal vor den Bigotten Abbruch getan.

Man sagt, derartige Bücher und Darbietungen reizten zum Geschlechtverkehr an, sie verführten den Menschen zum Schlechten. Nichts ist unrichtiger und unwahrer. Entweder man kann oder man kann nicht; ein drittes gibt es nicht. Kann man, so kann man eben und befriedigt seinen Geschlechttrieb entweder selber oder in Gesellschaft und — pfeift auf Bücher. Kann man aber nicht mehr, so pfeift man erst recht auf die Bücher, die einen nur an schönere Tage gemahnen. Gäbe es Bücher, denen eine die Potenz erweckende oder stärkende Kraft innewohnt, man wöge sie mit Radium auf und Autor wie Verleger wären in wenigen Jahren reicher als Rockefeller und Vanderbilt. Es gibt jedoch keine solchen Bücher außer in der krankhaften Einbildung sexueller Neurose verfallener Asketen, die in ihre Wahngebilde eingesponnen, weltfremd dahinsumpern.

Ich gedachte bereits des Riesenwerkes Hayns, der schon über 40 Jahre lang an der Bibliographie deutscher erotischer Literatur arbeitet. Mir lagen bloß einige Bogen davon vor, und ich stellte bedeutende Lücken darin fest, denn die Literatur ist unermeßlich groß. Sie hat das deutsche Volk in seinem Wachstum und Gedeihen nicht im mindesten aufgehalten, und ich erachte es als eine kolossale Über-

treibung, sollte oder wollte jemand anders als im Scherze behaupten, daß gerade von den Futilitates benamsten vier totsicheren Ladenhütern der deutschen Sittlichkeit auch nur die allermindeste Gefahr drohe. Wir von der Anthropophyteia und die mit uns verbündeten Psychoanalytiker sind daran, den alten, dem Teufel- und Hexenglauben in seinen Wurzeln gleichen Sittlichkeitwahn zu bannen und eine Aufklärung zur Gesundung der Geister zu verbreiten. In diesem Kampfe rechnen wir mit Bestimmtheit auf eine werktätige Mithilfe einsichtiger und gerechter Richter und weiser Staatanwälte. Auf Grund meiner mir im Laufe eines fünfunddreißigjährigen Studiums des menschlichen Trieblebens erworbenen Kenntnisse gebe ich auch dieses Gutachten nach bestem Wissen und Gewissen ab.

Wien, am 22. Jänner 1912. Dr. Friedrich S. Krauss.

In Würdigung dieser Ausführungen wurde das Verfahren gegen den angeklagten Buchhändler eingestellt. Herr Seuffer sagte mir besten Dank für meine „Liebenswürdigkeit“. Wie Herr Landgerichtdirektor Dr. Gross zu mir, so sage ich nun zu Herrn Seuffer: „Zum Danken liegt kein Grund vor. Ich habe nur meine Pflicht erfüllt.“

II. Gutachten.

Der Verlag von Max Spohr (Ferd. Spohr) in Leipzig übersandte mir nachbenannte in seinem Verlage erschienenen Werke mit dem Ersuchen, sie dahin zu begutachten, ob sie im Sinne des § 184, 1 und 3 des deutschen Str.G.Bs. als unsittlich anzusehen seien oder nicht.

1. Dr. H. Schröder, Die Vorbeugung der Empfängnis aus Ehenot.
2. Dr. med. F. J. Justus, Theorie und Praxis des Neumalthusianismus.
3. Dr. med. Mensinga-Hasse, Fakultative Sterilität. II. Teil. (Supplement.) Das Pessarium occlusivum und dessen Applikation.
4. Johannes Guttzeit, Ein dunkler Punkt, das Verbrechen gegen das keimende Leben.
5. Ein einfaches und natürliches Mittel zur Verhütung der Empfängnis.
6. Dr. med. A. von Lesser, Liebe ohne Kinder, ein ärztlicher Ratgeber.
7. Hans Ferdy, Die Mittel zur Verhütung der Konzeption. I. Teil.

Ich befasse mich seit vollen 35 Jahren mit dem Sammeln erotischer Volküberlieferungen und gebe nun im neunten Jahre unter

Mitwirkung einer Reihe der hervorragendsten Ethnologen und Kulturhistoriker die „Anthropophyteia" heraus, die mit ihren Beiwerken und historischen Quellenschriften die ethnologische Sexualforschung als eine besondere wissenschaftliche Disziplin fest begründet haben.

Auf Grund meiner Einsicht in den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen in der Fülle von Erscheinungen des menschlichen Trieblebens, die da Sitte, Brauch, Glauben und Recht der Menschen beeinflussen und endgiltig bestimmen, erkläre ich nach genauer Prüfung der obengenannten sieben Schriften mit bestem Wissen und Gewissen, daß sie für den Sexualforscher sozusagen offene Türen einbrechen. Sie enthalten nämlich nichts, was der Forscher von Beruf nicht schon ohnehin wissen muß. Es sind durchweg Tatsachen, die unbestreitbar richtig ermittelt sind, und für die die Verfasser der Schriften nicht die allergeringste Verantwortung trifft. Durch die klare und zusammenfassende Behandlung des sehr spröden und heiklen Stoffes sind sie vorzüglich geeignet, allgemein nützliche und für das Volkwohl ungemein ersprießliche Erfahrungen und Kenntnisse in weitere Kreise zu tragen und mit der Aufklärung endloses Unheil zu verhindern.

Die Werke von Johannes Guttzeit (Nr. 4), von Hans Ferdy (Nr. 7) und Mensinga (Nr. 3) sind unstreitig als wissenschaftlich verdienstvolle Leistungen anzusprechen, über die kein Forscher hinweggehen darf, der sich mit den darin behandelten Themen weiter befassen will. Sie erschöpfen einen großen Teil vorangegangener deutscher, englischer und französischer Fachliteratur, und die Verfasser bildeten sich auf Grund ihrer eigenen Kenntnisse ein selbständiges Urteil, das da mit den Ergebnissen ethnologischer Sexualforschung vollkommen im Einklang steht. Ich muß daher diese Monographien als streng sittlich bezeichnen, sofern man die von keinem Glauben und keinerlei sozialen Vorurteilen befangene Forschungweise der Gelehrten als berechtigt und sittlich gelten lassen mag. Unbedingt regen diese Werke zu ernstem Nachdenken an, und es ist unerfindlich, wieso, wodurch und warum sie nicht etwa sittlich und veredelnd auf den bedächtigen, auf den gesunden Durchschnittmenschen einwirken sollten. Zudem ist ihre deutlich ausgesprochene und vielfach ausreichend sachlich begründete Tendenz die der Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit.

Die anderen vier kleineren Schriften halte ich für nichts anderes als für popularisierende Paraphrasen der drei erstgenannten. Sie sind allerdings mit vielem literarischen Geschick verfaßt und können nur

vorteilhafte Einsichten vermitteln. Ich will es jedoch nicht unterlassen, insbesondere hervorzuheben, daß sich Dr. med. A. von Lesser (Nr. 6) auf Seite 8 seiner Schrift in einem argen Irrtum mit seiner Behauptung befindet: „Geschlechtliche Exzesse und Jalousien sind Beigaben des Kulturmenschen". Gerade das Gegenteil ist wahr, wie dies die „Anthropophyteia" Band für Band unwiderleglich dartun. Beim Kulturmenschen wird die Energie des Geschlechttriebes für höhere Ziele mannigfach verwendet, sie wird sublimiert, in geistige oder seelische Kulturleistung umgesetzt. Dr. von Lesser merkte es nicht, daß er mittelbar hierfür mit seinen eigenen Ausführungen den vollen Beweis erbringt. Schon die Tatsache allein, daß wir solche Schriften, wie die sieben angeführten, in unserer Literatur aufzuweisen haben, spricht dafür, daß man die unabweisliche Eindämmung des Geschlechtverkehrs und die Notwendigkeit einer Verhütung seiner antisozial wirkenden Folgen einsieht. Auch das ist eine Kulturtat, die um so höher einzuschätzen ist, weil man sich als Vorkämpfer damit den Haß und den Zorn so vieler Unverständiger und Begriffstütziger zuzieht, die absichtlich nicht sehen und nicht hören wollen, was sie in ihrer Traumhäuptigkeit stören könnte.

Wien VII/2, Neustiftgasse 12, am 19. April 1912.

Dr. Friedrich S. Krauss.

Vom Büchertisch.

Karsch-Haack, F.: Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker. Mit sieben Abbildungen im Text und sieben Vollbildern. München 1911, Ernst Reinhardt, XVI, 668 S. Gr.-8°.

Dieses Buch habe ich zweimal aufmerksam durchgelesen und mir vieles darin für weitere Studien vorbehalten. Ich zögere nicht, es als eines der wichtigsten Werke unserer Literatur zu bezeichnen. Und dabei ist es erst der I. Band einer auf fünf Bände angelegten Monographie, von der die anderen die mongolischen, hamitischen, semitischen und arischen Völker behandeln werden. Daran soll sich eine zweite, biographische und eine dritte, naturwissenschaftliche Reihe anschließen. Um dem vorliegenden Bande auch nur einigermaßen gerecht zu werden, müßte mir wenigstens ein Druckbogen zur Verfügung stehen. Einen vagen Begriff vom kolossal reichen Stoff gibt schon die Inhaltübersicht von neun Seiten, die bloß die Namen der Völker anführt, von denen im Buch, je nach der Ergiebigkeit der von ihnen berichtenden Quellenschriften, die Rede ist. Im allgemeinen Teil erörtert Karsch die Grundbegriffe der Liebe, die Gleichgeschlechtlichkeit, die Berührungen des gleichgeschlechtlichen Lebens mit dem Recht, mit der Sittlichkeit, und mit dem Mystisch-Magischen, die G. als Veranlagung einzelner, als verdächtige Erscheinung bei allen Völkern und die Geschichte der Literatur von der Gleichgeschlechtlichkeit. Die I. Abteilung des besonderen Teils bespricht die Päderastie und die II. die Tribadie bei den Naturvölkern. Der Anhang (S. 515—595) bringt die Quellennachweise (leider en petit), nicht weniger als 1564 Anmerkungen, zum Teil sehr wichtiger Art, dann (S. 596—656) eine Literatur von rund 600 Werken, aus denen Karsch geschöpft hat. Das Nachwort ist zur Hälfte polemisch, zum Schlusse aber faßt es (S. 664—666) das Ergebnis der Studie zusammen. Daraus hebe ich einige Sätze hervor:

„Solche Menschen beiderlei Geschlechts haben oder hatten alle Naturvölker ohne Ausnahme aufzuweisen.“

„Die bei den Naturvölkern zur Beobachtung gekommenen Erscheinungen geschlechtlichen Lebens machen auf jeden Unbefangenen den Eindruck elementarster Natürlichkeit. Sie beruhen offensichtlich auf dem allen gesunden Menschen natürlichen Triebe zur Wollust der Liebe und zeigen sich fast gänzlich frei von rohem Eigennutz, von Grausamkeit und Mordgier. Roher Eigennutz, Grausamkeit und Mordgier haften dagegen unverkennbar denen an, welche als anders veranlagte Naturen oder aus Geldgier und Herrschsucht die gleichgeschlechtlichen Befriedigungformen des Geschlechttriebes nicht nur nicht dulden wollten, sondern sogar durch schwere Bestrafung und Tod ausrotten zu können für möglich hielten.“

Meine allerdings auf ein enges Gebiet beschränkten Erfahrungen stimmen damit nicht ganz überein. Ich halte die Urninge oder Homoerotiker nicht um Haarbreite für edler veranlagt als die Frauenfreunde oder Alloerotiker, wie Karsch sagt,

sondern bin der Überzeugung, daß die Gechlechtlichkeit in jeder Äußerungform als der Ausgang antialtruistischer Betätigungen aufzufassen ist. Man beachte die in den jüngsten Jahren in Chrowotien, Bosnien und Serbien erfolgten aufsehenerregenden Attentate der Lustknaben gegen hochgestellte Beamte und die Kämpfe der Regierunggewalt, um die weitverzweigte chrowotisch-serbische Lustknabenorganisation zu zerstören. Die Kerlchen streben eine politische Macht an, zu der sie ihren Fähigkeiten nach gar nicht geeignet sind und wollen sich mit Revolverschüssen emporbringen. Es gibt auch eine Unzahl Homoerotiker, die sich ihrer Triebrichtung gar nie oder nur infolge besonderer Ereignisse bewußt werden. Wie hat man die einzureihen, von denen kein Tourist und kein Folklorist, sondern nur gelegentlich der Nervenarzt etwas Genaueres erfährt? Alles gebietet uns Zurückhaltung in Aufstellung von Klassifizierungen. Jede vertiefte Erfahrung erheischte wieder neue Rubrizierungen, und ein Ende davon wäre nicht abzusehen. „Schulfälle sind nur in Lehrbüchern zu finden. Jeder neue Fall bedeutet für uns ein neues Rätsel.“ (Stekel.)

„Die Annahme oder die Behauptung, Päderastie und Tribadie seien Laster, die ausschließlich bei in Grund und Boden verderbten Kulturvölkern zur Ausbildung gelangten, ist nur möglich aus vollkommenster Unkenntnis der wirklichen Welt oder durch zielbewußte Ableugnung unbestreitbarer Tatsachen.“ Ein Laster sind die gleichgeschlechtlichen Betätigungen ebensowenig als die alloerotischen an und für sich, denn, wie Karsch auf S. 219 richtig bemerkt, „kommen die gleichgeschlechtlichen Akte ohne Zweifel auf ebenso einfachem Wege zustande, wie die verschiedengeschlechtlichen, nämlich auf dem Wege des instinktiven Trieblebens“. Hier ziehe ich nur das Wort „instinktiv“ in Zweifel, denn die Psychoanalytiker lehren uns, die Homoerotik als eine Rückständigkeit infolge einer frühzeitigen Triebverankerung zu erkennen. Die wieder läßt sich durch Behebung der Hemmungen beseitigen, wofern die Homoerotiker damit einverstanden sind, meist jedoch empfinden sie kein Bedürfnis danach, und man soll sie unbelästigt lassen, solange sie allgemeinen Interessen keinerlei merklichen Schaden mit ihrer Neigung zufügen. Dieselbe Gerechtigkeit, die in Liebangelegenheiten der Alloerotiker für sich in Anspruch nimmt, muß man von Rechts wegen auch dem Homoerotiker gewähren, sonst ist das Recht nur ein Vorrecht der Mehrheit. Wie wenig Sinn und Verstand bei so vielen Federfuchsern für Rechts besteht, zeigen die zahlreichen Beispiele dafür bei Karsch. Eines der gröbsten ist das der „Nationalen Zeitung für soziale Reform“ in Berlin, aus der Karsch (S. 130 f.) einen schamlos frechen Ausfall eines Duckmäusers beibringt. Dieses Blatt sähe es mit Wonnegeheul vielleicht, beglückte man die Neger in Deutschafrika nicht bloß mit dem § 175 des Str.-G.-B., sondern auch mit dem malleus maleficarum. Begreiflich und sicher der Zustimmung eines jeden Anthropophyteiakenners ist darum Karschs Glosse dazu: „Und wenn das deutsche Volk die ihm ins Antlitz geschleuderte Verleumdung des Lügenblattes ‚für soziale Reform‘ auf sich sitzen lassen müßte, dann wäre es wahrlich besser, Deutschland würde eine Negerkolonie, als es wäre auch nur das winzigste Stückchen vom schwarzen Erdteile deutsches Schutzgebiet geworden.“ Das ist gut gesagt, doch haben wir kaum einen wahren Anlaß uns zu ereifern, so lang als wir uns in deutschen Landen aufgeklärter, unabhängiger Richter berühmen dürfen, die sich selbständig ein Urteil bilden. Am 23. April d. J. sagte ich vor den Richtern in Leipzig: „Vor den Bedrängern und Verfolgern habe ich förmlich die Flucht ins Reichgericht ergriffen“, und ich bin als Deutscher stolz darauf, daß mir und uns allen, die wir die Wahrheit zu ergründen suchen, der oberste Gerichthof, gleichwie die Landgerichte, seinen Schutz angedeihen läßt.

Unseren vollen Beifall findet jedesmal Karsch mit seinen kräftigen Zurechtweisungen der Berichterstatter, die aus Gschamigkeit erotische Worte und Wendungen aus volktümlichen Texten ausmerzen, wie z. B. G. Herring in seiner englischen und Elsbeth Rohr in ihrer deutschen Ausgabe von Knud Rasmussens dänisch erzählten grönländischen Märchen (S. 503): „das heißt nicht, der Moral dienen, sondern die Tatsachen fälschen und wissenschaftliche Engelmacherei treiben und das ist um so verwerflicher, als diese Märchen durchaus keine reinen Erfindungen sind, sondern in fantasievoller Ausschmückung sich auf einem gewissen Wirklichkeitgehalt aufbauen“ usw. Wir von der Anthropophyteia sind gegen den Vorwurf wissenschaftlicher Engelmacherei so ziemlich gefeit, um so mehr befremdet

mich Karschs Bemerkung (S. 663): „Es gibt doch nur zwei Wege, über Tatsachen und Vorgänge weit zurückliegender Vergangenheit positiven Aufschluß zu erhalten, nämlich die Benutzung alter, gedruckter Quellen oder Handschriften und die noch weit weniger zuverlässige mündliche Überlieferung oder Tradition". Die Frage ist genauer die, ob wir jeweilig die Mittel besitzen, die Richtigkeit der Beobachtungen, die Wahrheitliebe und die Absichten der uns gar so häufig ganz unbekannten Verfasser alter Zeugnisse zu überprüfen. Die Folkloristik zwingt uns die Erkenntnis auf, daß wir noch immer in der Vergangenheit leben und daß wir mit einer erschöpfenden Aufsammlung aller Folklore, wo möglich auf der ganzen Ökumene, untrüglich alles herbeischaffen können, was uns über den geistigen Werdegang des Menschengeschlechtes befriedigenden geschichtlichen Aufschluß gewähren muß. Wir sammeln nicht bloß erotische Schnurren, sondern auch, und zwar mit Fleiß und Bedacht alle anderen Äußerungen, die zur Erkärung erotischer Sitten, Bräuche, des Glaubens und Rechts dienen. Angaben dieser Art vermag schwerlich ein mit pomphafter Ausrüstung durch fremde Lande pilgernder Tourist zu ermitteln, dagegen wohl der im fremden Lande einheimische, mit der Volksprache innig vertraut gewordene, geschulte Folklorist. Darum eben legen wir den größten Nachdruck auf die Idiotika und stellen sie regelmäßig einem jeden unserer Bände an die Spitze. Das Idiotikon ist sozusagen ein Inhaltverzeichnis des erotischen Folklorebestandes. Neben unseren Erhebungen werden die älteren gedruckten Zeugnisse einmal kaum viel mehr als einen literarhistorischen Merkwürdigkeitwert behaupten, soweit es sich um die Psychologie der Erotik handelt, oder auch bloß als Angaben über Völker, die von der Bildfläche verschwunden sind, geschätzt werden. Gerade aus dem letzteren Grunde würdige ich sehr hoch die riesige Arbeitleistung Karschs, die jeden einzelnen von uns der gleichen Mühe enthebt. Darum nehme ich sehr ernsten Anstoß daran, daß sich Karsch (S. 230) den „Verfasser dieser Kompilation" nennt. Vor etwa einem Menschenalter veröffentlichte Friedrich Ratzel in der Wochenschrift „Das Ausland" eine Artikelserie über die Nordamerikaner, worin er ihnen die Befähigung zu rechtschaffener geistiger Tätigkeit absprach. Als abschreckendes Beispiel führte er Bancrofts fünfbändiges Werk The Native Races of the Pacific States of North America an, das er eine wüste Kompilation schalt. Diese Kompilation, ein Seitenstück zu Karschs Unternehmung, behauptet sich nun bis auf unsere Tage als ein Quellenwerk ersten Ranges und ist zur Grundlage der ethnologischen Forschung in Nordamerika geworden. Daß uns seither die amerikanischen Fachgenossen in so mancher Beziehung überholt haben und überholen konnten, immer zu Nutz und Frommen der Wissenschaft vom Menschen, verdankt man der Freigebigkeit der viel verschrienen amerikanischen Moneymakers. Wie schaut es in dieser Hinsicht bei uns aus? Der „Kompaß", der 16000 Millionäre Österreich-Ungarns verzeichnet, hat nur einen Namen, der auch in meiner Liste der Anthropophyteiasubskribenten wiederkehrt. Von den 1300 Millionären im Königreiche Sachsen (nach Martin) steht noch kein einziger bei mir vermerkt. Bancroft war ein Millionär, der etwas Erkleckliches für die Wissenschaft hergab, ohne ein Forscher wie Karsch zu sein, der doch fast zu jedem einzelnen Auszug irgendetwas von Belang bemerkt und uns immer belehrt. Auf eine solche Arbeit darf man das wegwerfende Wort einer Kompilation nicht anwenden. Das bemerke ich auch meinetwegen. Wir kompilieren ja auch in den Anthropophyteia die Stoffe für unsere Nachfolger, die verläßliche Quellen benötigen werden. Der nur auf Bücher angewiesene Gelehrte kann seine Autoren selten um nähere Aufschlüsse angehen, wir dagegen ermitteln durch Umfragen bei Zeitgenossen die wahren Meinungen und Ansichten, die im Umlauf sind. Am 24. Oktober 1911 sagte zu mir, um mich zu kränken (vor Beginn der Verhandlung beim Landgerichte zu Leipzig), Professor Weule recht verächtlich von meinem Japanbuche: „Das ist eine Kompilation". Ich verteidigte meine Arbeit gegen ihn nicht, denn solange es dem Forscher nicht möglich ist, Tatsachen des Völkerlebens, gleich wie die Spinne aus ihren Afterwarzen die Fädchen, aus sich herauszuziehen, muß er sie entweder aus dem Volkmunde oder aus den Werken seiner Vorgänger schöpfen. Professor Weule, der da im Bewußtsein endloser Überlegenheit auf unsere Methode so geringschätzig herabschaut, muß es sich aber gefallen lassen, daß ihm Professor Karsch an einigen Stellen des vorliegenden Buches, gleichwie damals die Königlichen Richter, die Gabe der Beobachtung und die Urteilfähigkeit abspricht.

Karsch stichelt öfters die Engländer wegen ihrer Prüderie. Glücklicherweise ist dieses Verschämttun nur eine erzwungene oder lächerliche Nachgiebigkeit gegen die das englische Gesellschaftleben tyrannisierende Gouvernante oder alte Tante. Dankbaren Sinnes gestehe ich, daß sich ohne die ständigen englischen Subskribenten unsere Anthropophyteia nicht behauptet hätten, und ich bin der Meinung, daß auch für Karschs Werk englisches Gebiet einen günstigen Absatz verspricht. — Nicht unerwähnt darf zum Schluß meiner Anzeige bleiben, daß das Werk prachtvoll schön ausgestattet ist und trotzdem bloß 15 Mark kostet. Krauss.

Stekel, Dr. Wilhelm: Störungen des Trieb- und Affektlebens. (Die parapathischen Erkrankungen.) I. Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Siegmund Freud. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. . . . Hinter jedem Gedanken lauert eine Leidenschaft . . . August Strindberg. — Urban & Schwarzenberg, Berlin, Wien 1912, VIII, 448 S. Gr.-8°.

Die Entdeckungen Freuds schufen eine Literatur, die sich lawinenartig vergrößert. Ebenso groß wächst der Widerstand an, den sie erwecken, was aber für den Psychoanalytiker vollkommen verständlich ist. Trotzdem erlebte das vorliegende Werk in kaum drei Jahren eine neue Auflage bei einem Preise von 18 Mark. Es ist auf dem Boden fruchtbarer klinischer Erfahrungen erwachsen und bietet nicht allein dem Arzte als Lehrbuch, sondern auch jedem Sexualforscher kaum übersehbaren Stoff zum Nachdenken dar. Zudem ist Stekel ein Meister des Stils, ein Darsteller, der über die feinsten Nuancen der Sprache gebietet, auch darin ein echter Jünger seines Lehrers. Er ist einer der gesuchtesten Nervenärzte in Wien, Redakteur, fleißiger Mitarbeiter an vielen Zeitschriften, hält sehr oft öffentliche Vorträge, ist ein Gesellschaftmensch und dabei ein ungemein produktiver Schriftsteller. Er lebt sich in der Arbeit aus und ist dabei von einer wohltuenden, natürlichen Fröhlichkeit und Gutmütigkeit, die ich als eine Folgeerscheinung dauernder Beschäftigung mit Psychoanalytik bezeichnen möchte. Wer die Seele anderer zergliedert, der zergliedert immer auch seine eigene mit und profitiert vom kathartischen Prozeß. Man beobachtet dies öfters an älteren, erfahrenen Richtern, Geistlichen und Lehrern, die auch tiefe Einblicke ins menschliche Seelenleben gewinnen, weise werden und Vertrauen einflößen.

In XXXVI Abschnitten bespricht Stekel 140 Fälle sehr ausführlich und viele kleinere mit daneben. Es sind durchweg Angehörige der wohlhabenderen städtischen Bevölkerung; Leute, die entweder aus eigenem Antrieb oder von ihren Angehörigen gedrängt, den Seelenarzt aufsuchen. Es ist bemerkenwert, daß Stekel von keinem einzigen seiner Patienten zu berichten weiß, er sei durch die Lektüre pornographischer oder erotischer Schriften oder Betrachtung unzüchtiger Bilder zum Neurotiker geworden, offenbar weil derartige Schriften und Bilder keinerlei traumatischen Eindruck erwecken. Alle Perversitäten oder Paraphilien, wie ich sage, um jedes Vorurteil zu vermeiden, sind entweder infolge minderwertigen Keimplasmas angeboren oder ererbt, oder infolge infantiler sexueller Eindrücke erworben oder fixiert. Das Kind ist polymorph-pervers, wie Freud lehrt und man hat hinzuzufügen, daß ein großer Bruchteil der Menschen zeitlebens in der Kindheit stecken bleibt. Bei reiflicher Überlegung der 140 Fälle geht klar hervor, daß die zu sexuellen Übertreibungen und Ausschreitungen Veranlagten nicht einmal aus unseren Anthropophyteia etwas Neues zuzulernen haben, weil sie bereits alles und noch etwas darüber aus ihrer Fantasie besser wissen. Sie finden darin nur Äußerungen der Sexualität vor, doch keinerlei Anregungen zu unerhörten Sensationen. Einmal rät Stekel einem Patienten die Lektüre pikanter Schriften an. Das hat einen guten Sinn. Mir kommt es als möglich und wahrscheinlich vor, daß so mancher Neurotiker gerade durch die Lektüre unserer Werke, die Verdrängungen in seinem Unbewußten selber aufspüren und sich ohne Hilfe eines Nervenarztes von dem auf ihm lastenden, ihn peinigenden Schuldbewußtsein befreien kann. Seite für Seite mahnen die Anthropophyteia ihre Leser an die Sprüche pulvis et umbra sumus und intra faeces et urinam nascimur, so daß man bescheiden in seinen Ansprüchen wird. Zum Überfluß lösen sie häufig ein kräftiges Lachen aus, und vor dem Lachen flüchten alle Gespenster, auch die der Neurose. Stekel weist einigemal auch auf unsere Anthropophyteia hin, wie wenn man eine dringende Arbeit dringenderer wegen auf eine spätere Zeit verschiebt. Es bedarf gewiß noch ungeheuer viel expe-

rimentaler Vorarbeiten, bis die Psychoanalytiker auch an eine gründliche Verarbeitung des in unseren Anthropophyteia aufgehäuften Stoffes schreiten werden. Sie schließen vom besonderen auf das allgemeine, wir vom allgemeinen aufs besondere, sie spüren im einzelnen den Ursachen, wir vielfach und hauptsächlich den Wirkungen des Geschlechtlebens bei Menschengruppen nach. Im Kind und im Neurotiker sind noch immer jene Kräfte tätig, die in den Anfängen menschlicher Gruppenbildungen Sitte, Brauch, Glauben und Recht bestimmt haben. Hier näher darauf einzugehen, hieße eine Abhandlung schreiben, ich merkte mir aber an hundert Stellen bei Stekel vor und will davon einige zitieren, weil sie unseren Stoffkreis mitbetreffen.

S. 13: Der Psychotherapeut, der den Verdrängungen nachforschen will, muß eine keusche und ernste Natur sein. Mit solcher Gesinnung können wir über alle Dinge sprechen, die andere Leute als „Schweinerei" verdammen. Allein wir können uns die Ursachen der Neurosen nicht wählen. Wir müssen sie so nehmen, wie sie uns die allgütige Mutter Natur entgegenbringt. Doch tun wir der Natur nicht unrecht. Die Natur hat mit den Neurosen nichts zu tun. Die Kultur ist die einzige Schuldige, weil sie sich anmaßt, die Natur ungestraft vergewaltigen zu können. Alle Krankheiten sind doch im tiefen Kern nichts anderes als Sünden gegen die Natur. [Sehr viele Konflikte, denen die Neurotiker der höheren Schichten unterliegen, sind gar keine für die kulturell rückständigen Volkschichten, mit denen sich die Anthropophyteia befassen. K.]

S. 22: Die Angstneurose entsteht durch irgendeine aktuelle schädliche Form des sexuellen Lebens.

S. 26: Jedes Individuum, das die ihm adäquate Form der Sexualbefriedigung nicht findet, erkrankt an einer Angstneurose.

S. 80: Plötzlicher Heißhunger, wie der Hunger überhaupt, hatte (beim Patienten) eine sehr interessante Beziehung zur Libido. Ein heftiges Begehren kann sich als quälender Hunger äußern. Es ist der bekannte Hunger nach Liebe.

S. 81: Schamgefühl und Ekelgefühl müssen erst anerzogen werden und sind die ersten Empfindungen, die das Kind vor der Außenwelt gegen seine eigenste Überzeugung zeigen muß. — Alle Perversitäten sind bekanntlich Fixierungen erster Sexualempfindungen.

S. 83: Der Ekel muß einmal eintreten, er ist unausbleiblich, weil er ein wirkliches Stück der Sexualempfindung überhaupt ist.

S. 88: Die krankhaften Gelüste der Schwangeren sind ebenfalls psychische Äquivalente eines im Unbewußten als krankhaft bezeichneten sexuellen Verlangens.

S. 101: Das Studium der sexuellen Anästhesie ergibt immer wieder, daß es eigentlich anästhetische Menschen nicht gibt. Irgendeine unterdrückte, unbewußte Perversion hat alle Libido in Beschlag gelegt, so daß für den normalen Geschlechtakt nichts übrig bleibt.

S. 111: Unsere Tugenden entstehen häufig — man könnte sich vermessen, zu sagen, fast immer — als Reaktion auf die unterdrückten Laster, und die gute Tat ist oft nur ein Haar breit am Verbrechen vorbeigegangen.

S. 114: In der Kindheit entscheidet sich eigentlich das Schicksal des Menschen. Von da aus führen drei Wege, deren Bahnen ursprünglich parallel laufen, mit zunehmendem Alter jedoch weiter auseinander gehen: Perversion, Neurose oder normales Geschlechtleben. Solche erogene Zonen können der Mastdarm, die Afteröffnung, einzelne Körperteile (Wurzel des Fetischismus!) usw. sein. Erogene Zonen können auch die Zunge und die Mundschleimhäute sein und für das ganze Leben bleiben.

S. 119: Der Instinkt ist nur die Erfahrung des Unbewußten. Die Angst ist der Beitrag des Unbewußten zur Sexualerregung. Die normale Sexualerregung setzt sich aus (weiblichen) dem Unbewußten stammender Angst und der (männlichen) Libido zusammen.

S. 124: Man kann Gyon nur bestätigen, die Gonorrhoe sei „der Prüfstein der schwachen Gehirne".

S. 131: Manches schöne Beispiel heroischen Mutes ist nur motorisch umgewertete Feigheit.

S. 142: Beim sexuellen Akt strömt immer etwas Angst ab, die sonst aufgehäuft, die Menschen krank macht.

S. 146: Alle Pollutionen sind nur onanistische Akte mit Ausschaltung des Bewußtseins. (Lust ohne Schuld. — Das Leitmotiv aller Neurotiker.)

S. 157: Der Pavor nocturnus ist die infantile Form der Angstneurose und entsteht, wenn die Kinder in irgendeiner Form mit dem sexuellen Problem zusammenstoßen.

S. 163: Man irrt, wenn man nur die groben Reizungen der Sexualität für bedeutsam ansieht. Auch die kleinen Begebenheiten können fürs ganze Leben bestimmend wirken.

S. 175: Der Verbrecher ist der Tatmensch. Der Neurotiker ist ein Verbrecher mit Hemmungen, daher ein Fantasiemensch. [Es gibt auch sehr viele Verbrecher, die zugleich Neurotiker sind, und zwar von schlimmster Art. Zu ihnen gehört eine große Zahl der sozialen Weltverbesserer. K.]

S. 197: Die Religion spielt in der Psychogenese der Neurosen eine größere Rolle, als wir bisher geahnt hatten. Sie ist es ja, die die erotischen Regungen als Sünde empfinden läßt und wird so die Grundlage des psychischen Konfliktes. Alle Neurotiker sind fromme Menschen, mögen sie sich noch so als Freigeister geberden. [Das sind die Frömmler, die Heuchler, die die Religiösität anderer ausbeuten, um sich zu bereichern. K.]

S. 222: Die Ehe kann das Zustandekommen einer Hysterie begünstigen, wenn sie nicht aus Liebe geschlossen wird. [Das kann man ebensogut von den Liebehen sagen, die auch zuweilen brüchig werden. K.]

S. 254: Je scheuer und schüchterner der Mensch ist, desto mehr hat er von seinen bösen Gedanken zu verbergen. [Der Arme ist wie ohne Seele, wie ein lebendiger Leichnam, enttäuscht und eingeschüchtert, häufig ohne böse Gedanken. Der gewalttätige Frechling ist weder scheu noch schüchtern. K.]

S. 256: Fantasien können denselben schädlichen Einfluß haben, wie Erlebnisse. [Das gilt doch wohl nur von verbrecherischen Fantasien. K.]

S. 324: Die Onanie ist eine sehr beliebte Ablagerungstätte einer jeden Schuld. Sie ist das Sammelreservoir des Schuldbewußtseins und wird aus kriminellen, ethischen und religiösen Quellen gespeist. [In unserem Kulturkreis. K.]

S. 334: Ein gut Teil der modernen Abstinenzbewegung geht auf Zwangneurotiker zurück, die ihren Konflikt vom Religiösen ins Hygienische transponiert haben. [Oder sie arten zu Tugend- und Sittewächtern aus, die da z. B. gegen die Anthropophyteia die Staatanwaltschaften in Bewegung setzen. K.]

S. 350: Der epileptische Anfall ersetzt das Verbrechen, also auch eventuell einen Sexualakt, der ein Verbrechen ist.

S. 364: Jede Depression ist die Trauer über die eigene Tugend und die Antwort auf einen sexuellen Verzicht.

S. 367: Die Furcht, die Angst vor der Vernichtung und der Geschlechttrieb, die Sehnsucht nach der Schöpfung können nicht getrennt werden.

S. 368: Ich sehe in der Scham die Furcht vor der Sexualerregung und ihren Folgen.

S. 409: Alles Denken und Sinnen der Neurotiker dreht sich um die Sexualität. Alle ihre Symptome sind nur Ausdruckformen ihrer sexuellen Fragen.

S. 416: Wir lieben alle eigentlich nur einmal und jede folgende Liebe ist nur eine Ersatzliebe.

S. 429: Wir dürfen nie daran vergessen, daß unsere ganze moderne Gesellschaftordnung auf dem Prinzip der Lüge und Unterdrückung des Trieblebens aufgebaut ist. Speziell in sexuellen Dingen sagt selten ein Mensch dem anderen die volle Wahrheit. [Auch die Primitiven lügen, daß die Balken darüber krachen. K.]

S. 134: Das Wichtigste wäre eine Revision unserer Moral. Eine gesündere Moral würde eine gesündere Weltanschauung zur Folge haben. Die heutige hat aus dem natürlichen Geschlechttrieb eine Quelle der Laster gemacht.

S. 436: Je später das Kind der oberen Kulturschichten mit den rohen Ausdruckformen der Sexualität vertraut wird, desto größer ist seine Chance, ein seelisch normaler, lebenfreudiger Mensch zu werden.

S. 441: Für den individuellen Geschmack seines Geschlechtlebens sollte niemand bestraft werden.

Ausführliche Begründungen dieser aus den Zusammenhängen herausgegriffenen Sätze gibt das Werk, das den Leser ebenso mit dem Verfasser als mit der Freudschen Forschungweise sehr befreundet. Die Psychoanalytiker, mögen es Ärzte, Juristen oder Kulturforscher sein, erweisen sich als die zuverlässigsten Freunde unserer ethnologischen Sexualforschung. Wir von den Anthropophyteia dienen ihnen mit unseren Erhebungen, sie aber uns nicht minder, indem sie Schritt für Schritt den Boden ausheben, auf dem die Erscheinungen gedeihen, denen unser Studium gewidmet ist. Die Psychoanalytiker haben es vorzüglich mit den Kranken, wir wieder mit den gesunden, den sogenannten Normalmenschen zu tun. Wer kann da schon jetzt scharfe Grenzen ziehen? Wir alle haben in einer einander ergänzenden Arbeit eine riesige Aufgabe zu bewältigen. Wir haben keine Angst, wir und unsere Nachfolger sind uns unserer Mittel und Kräfte bewußt. Krauss.

Freud, Professor Dr. Sigm.: Die Traumdeutung. „Flectere si nequeo superos Acheronta movebo", III. verm. Aufl. Leipzig und Wien 1911, Franz Deuticke, X, 418 S. Gr.-8°.

Freud sagt auf S. 67: „Meine Arbeit ist in den meisten seither [seit 1900] veröffentlichten Publikationen unerwähnt und unberücksichtigt geblieben; am wenigsten Beachtung hat sie natürlich bei den sog. „Traumforschern" gefunden, die von der dem wissenschaftlichen Menschen eigenen Abneigung, etwas Neues zu erlernen, hiemit ein glänzendes Beispiel gegeben haben. ‚Les savants ne sont pas curieux,' meint der Spötter Anatole France." Auf die Gefahr hin, daß man mich den wissenschaftlichen Menschen nicht beizählen und mich als einen sehr neugierigen Gesellen in Verruf bringen werde, erkläre ich, daß ich dies Werk mit Bedacht studiert habe und noch studiere. Unwissenschaftlich und neugierig sind jedenfalls auch die 1500 Käufer der II. Auflage, die so binnen Jahrfrist eine dritte, verbesserte hervorriefen. Jene Gelehrten, die den Pfadfinder mit geringschätzigem Lächeln oder mit Totschweigen oder gar mit gerichtlichen Vernaderungen ‚unschädlich' zu machen bemüht sind, verlieren bald im Publikum Achtung und Ansehen. Hat sich einmal eine Entdeckung durchgesetzt, und fragt keine Katz mehr nach der Meinung der Gelehrten, so pflegen sie zuweilen aus ihrer Hinterhältigkeit hervorzutreten und zu offenbaren: ‚Das alles war uns schon eh längst bekannt, und wir verstehen das viel besser'."

Wir arbeiten an der Aufklärung der Psychosen, wenn wir uns bemühen, das Geheimnis des Traumes aufzuhellen, bemerkt Freud als Nervenarzt, während es mir, dem Folkloristen, weitaus wichtiger ist, das Sexualleben im Traume zu ergründen, das eine der Hauptwurzeln des Glaubens und Rechtes ist. Freilich, solange ich mich noch eines festen Schlafes ko klada u šumi (wie ein Holzklotz im Walde) erfreue, bin ich in Ermanglung von Analysen eigener nur auf die Auslegung der Träume anderer angewiesen und eigentlich gar nicht befugt, über dieses Werk zu berichten, das uns schon Sadger im VIII. Band der Anthropophyteia vorgeführt hat.

Freud verdanken wir die erste wissenschaftlich faßbare Technik der Traumdeutung. Was seine Vorgänger auf diesem Gebiete geleistet haben, das setzt er sehr umständlich auf den ersten 68 Seiten auseinander, nur die Folklore blieb dabei unbeachtet. Zu allernächst wären die Sprichwörter der Völker vom Traum heranzuziehen, dann die Traumauslegungen, die hauptsächlich divinatorischer Art und Angstträume sind. Dabei wären womöglich die Wach- von den Schlafträumen zu sondern. Auf den einen fußen vielfach Sitte, Brauch und Recht der Lebenden, auf den anderen hauptsächlich der Glaube und das Totenrecht. Mit dem Sprichwort što se babi shtilo to se babi snilo (was die Vettel gewünscht hat, das hat der Vettel geträumt) erkannte der serbische Bauer z. B. schon ganz richtig den Charakter des Traumes, so wie er mit dem Sprichwort san je tlapnja a Bog istina (der Traum ist ein krauses Wirrwarr, Gott [= das Schicksal] jedoch die Wahrheit) dem Traum die prophetische Bedeutung abspricht, wenn es ihm nämlich just so paßt. Wir Folkloristen haben ohne Rücksicht darauf die sozialen Wirkungen der Wach- und Schlafträume festzustellen. Wir erkennen, daß die Primitiven felsenfest an die Wirklichkeit der Erscheinungen, an die Phantasiegestalten des Geschlechttriebes, an die wiederkehrenden Seelen und an Traumwahrsagungen glauben. Sie projizieren das Geschaute ins volle Menschenleben hinein und richten danach ihr Tun und

Lassen ein. Sie stellen die Tätigkeit des Unbewußten nicht bloß der des Vollbewußten gleich, sondern oft noch höher.

Meiner Artemidoros-Verdeutschung setzte ich in Erkenntnis der Bedeutung des Traumlebens Goethes Spruch voran: Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen In dieser Stunde mehr gewinnen, Als in des Jahres einerlei. Freud variiert den Gedanken (S. 414): „Es bleibt auf alle Fälle lehrreich, den vieldurchwühlten Boden kennen zu lernen, auf dem sich unsere Tugenden stolz erheben. Die nach allen Richtungen hin dynamisch bewegte Komplikation eines menschlichen Charakters fügt sich höchst selten der Erledigung durch eine einfache Alternative, wie unsere überjährte Morallehre es möchte."

Als ich in meinen Jünglingjahren wegen meines Artemidoros gesellschaftlicher Ächtung anheimfiel, gab ich notgedrungen die Traumdeutung auf. Das kam mir um so weniger schwer an, weil ich für meine Person vom Träumen nichts wissen will. Meine bewußten Widerstände sind da zu groß. Ich zwinge mich, all das Leid und Wehe einer unter chrowotischen Tollhäuslern versäuerten Jugend und alle die Qual meines aus Enttäuschungen zusammengesetzten Lebens gänzlich zu vergessen. Es ist mir, als sagte ich jedesmal vor dem Einschlafen zu den Menschen: sat me ludistis, ludite nunc alios und vorsichthalber suche ich mein Lager erst bei völliger geistiger Ermüdung auf. Mich plagt dann kein Ehrgeiz mehr und kein heimliches Begehren nach einer Wunscherfüllung stört meinen Schlaf. Ich will nichts anderes sein und nichts werden, was ich nicht schon bin, ein mit sich zufriedener Mensch. Nur einen einzigen Traum vergönne ich mir seit allen Nächten meines Daseins, der in verschiedenen Fassungen immer wiederkehrt und mir, wie begreiflich, Vergnügen bereitet. Ich lustwandle am Fuße eines Hügels, wo aus einer mit Ähren umrahmten Grotte ein Bächlein quillt. Mit der Zigarre im Munde steige ich noch zwei Kegel hinan. In diesem Tale bin ich wohl geboren worden. Dieser eine Traum reicht selbstverständlich nicht aus, um einen zum Traumdeuter zu erziehen. Jede Traumdeutekunst muß man nämlich zunächst an den eigenen Träumen gründlich erprobt haben. Freud sagt (S. 377): „Das Träumen ist ein Stück des überwundenen Kinderseelenlebens", das aber habe ich bis jetzt auf den kleinen Rest glücklich überwunden und darum ist mir (S. 405) „die Traumdeutung als die Via regia zur Kenntnis des Unbewußten im Seelenleben" unmittelbar nicht zugänglich.

Obgleich Freuds Werk von der Art ist, daß es keine Auszüge verträgt, und es zudem die Beziehungen des Sexuallebens zum Traume erst streift, will ich es mir doch nicht versagen, einige Sätze daraus vorzuführen. S. 24: Der Einfluß sexueller Erregung auf den Inhalt der Träume ist für die Erfahrung eines jeden einzelnen greifbar genug und leiht der ganzen Lehre von der Traumerregung durch Organreize ihre stärkste Stütze. — 28: Wir erhalten bei der Analyse des Traumlebens bei jedem Schritt den Eindruck, daß es unstatthaft ist, allgemeine Regeln aufzustellen, ohne durch ein „oft", „in der Regel", „meistens" Einschränkungen vorzusehen und auf die Giltigkeit der Ausnahmen vorzubereiten. — 66: Wir arbeiten an der Aufklärung der Psychosen, wenn wir uns bemühen, das Geheimnis des Traumes aufzuhellen. — 72: Ein Traum kann in die psychische Verkettung eingeschoben sein, die von einer pathologischen Idee her von rückwärts in der Erinnerung zu verfolgen ist. — 80: Jeder Traum hat mindestens eine Stelle, an der er unergründlich ist, gleichsam einen Hebel, durch den er mit dem Unerkannten zusammenhängt. — 89: Der Traum ist ein vollgültiges psychisches Phänomen, und zwar eine Wunscherfüllung; er ist einzureihen in den Zusammenhang der uns verständlichen seelischen Aktionen des Wachens; eine hoch komplizierte intellektuelle Tätigkeit hat ihn aufgebaut. — 90: Das Träumen setzt sich an Stelle des Handelns wie auch sonst im Leben. — 95: Eingehendere Beschäftigung mit dem Seelenleben des Kindes belehrt uns, daß sexuelle Triebkräfte in infantiler Gestaltung in der psychischen Tätigkeit des Kindes eine genügend große, nur zu lange übersehene Rolle spielen, und läßt uns an dem Glücke der Kindheit, wie die Erwachsenen es späterhin konstruieren, einigermaßen zweifeln. — 99: Man beachte, daß unsere Lehre, nicht auf der Würdigung des manifesten Trauminhaltes beruht [wie in der Folklore], sondern sich auf den Gedankeninhalt bezieht, der durch die Deutungarbeit hinter dem Traume erkannt wird. Stellen wir manifesten und latenten Trauminhalt

einander gegenüber. [Dies kann der Folklorist vielleicht nie tun, weil es ihm an der Möglichkeit gebricht, das Latente zu erheben.] — 110: In der hysterischen Phantasie wie im Traume genügt es für die Identifizierung, daß man an sexuelle Beziehungen denke, ohne daß sie darum als real gelten müssen. [Für den Volkglauben ist die Baumseele mit der sich der Träumer vereint und mit der er Kinder zeugt, ein greifbares, wirkliches Wesen.] — 114: Freud wiederholt seine schon anderwärtig betonte Ansicht, daß er den Koitus interruptus als eines der ursächlichen Momente für die Entstehung der neurotischen Angst in Anspruch nehme. — 116: In der Sexualkonstitution so vieler Menschen gibt es eine masochistische Komponente, die durch die Verkehrung ins Gegenteil der aggressiven, sadistischen entstanden ist. Man heißt solche Menschen „ideelle“ Masochisten, wenn sie die Lust nicht in dem ihnen zugefügten körperlichen Schmerz, sondern in der Demütigung und seelischen Peinigung suchen. — 117: Der Traum ist die (verkleidete) Erfüllung eines (unterdrückten, verdrängten) Wunsches. — 122: Es gibt für jeden Träum einen Traumerreger aus jenen Erlebnissen, über die „man noch keine Nacht geschlafen hat“. — 131: Für die Traumarbeit besteht eine Art von Nötigung, alle vorhandenen Traumreizquellen zu einer Einheit im Traume zusammenzusetzen (Verdichtung). — 133: Der Traum gibt sich nie mit Kleinigkeiten ab; um geringes lassen wir uns aus dem Schlafe nicht stören. — 139: Im Traume findet man sich als Kind mit seinen Impulsen weiterlebend (vgl. S. 158). — 169: Der Traum ist der Wächter des Schlafes, nicht sein Störer. — 171: Die Angst in den Träumen kann psychoneurotisch sein, aus psychosexuellen Erregungen stammen, wobei die Angst verdrängter Libido entspricht.

Sehr bedeutsam für Kriminalpsychologen ist der Satz auf S. 177: In der Jugendgeschichte von Neurotikern spielt die Entblößung vor Kindern des anderen Geschlechtes eine große Rolle; in der Paranoia ist der Wahn, beim An- und Auskleiden beobachtet zu werden, auf diese Erlebnisse zurückzuführen; unter den pervers gebliebenen ist eine Klasse, bei denen der infantile Impuls zum Zwang erhoben worden ist, die der Exhibitionisten. [Ich kannte einen angesehenen Wiener Advokaten, der jeweilig vor armen Klienten sein Gemächte entblößte, um Wasser vor ihnen abzuschlagen. Gelang es ihm dabei laut seine Darmgase entweichen zu lassen, so war er besonders befriedigt. Er kam dadurch mit der Zeit in bösen Geruch und verarmte selber.] — Die Nacktheitträume sind Exhibitionträume. — 193: Die Zensur übt die Traumentstellung, um die Entwicklung von Angst oder anderen Formen peinlichen Affekts zu verhüten. — 204: Die nahe Verbindung des Fliegens mit der Vorstellung des Vogels [= vögeln] macht es verständlich, daß der Fliegetraum bei Männern meist eine grobsinnliche Bedeutung hat. [Der Flugtraum ist stark potenten Männern eigentümlich.] — 205: Je mehr man sich mit der Lösung von Träumen beschäftigt, desto bereitwilliger muß man anerkennen, daß die Mehrzahl der Träume Erwachsener sexuelles Material behandelt und erotische Wünsche zum Ausdruck bringt. [Ebenso der Gedankenkreis wacher Erwachsener.] — Kein anderer Trieb hat seit der Kindheit soviel Unterdrückung erfahren müssen, wie der Sexualtrieb in seinen zahlreichen Komponenten, von keinem anderen erübrigen so viele und so starke unbewußte Wünsche, die nun im Schlafzustande traumerzeugend wirken. [Es gibt aber Völker, bei denen eine derartige Unterdrückung nicht üblich ist. Bei ihnen entwickelte sich am vollsten der Phalloktenismus zu einer Grundlage der Religion.]

S. 207: Es gibt Träume von Landschaften und Örtlichkeiten, bei denen im Traume noch die Sicherheit betont wird: Da war ich schon einmal. Diese Örtlichkeit ist dann immer das Genitale der Mutter; in der Tat kann man von keiner anderen mit solcher Sicherheit behaupten, daß man „dort schon einmal war“. — 208: Der Geburtakt ist das erste Angsterlebnis und somit Quelle und Vorbild des Angstaffektes. — 223: Der Traum ist knapp, armselig, lakonisch im Vergleich zum Umfang der Traumgedanken. — 227: Jedes der Elemente des Trauminhaltes erweist sich als überdeterminiert, als mehrfach in dem Traumgedanken vertreten. — 243: Traumverschiebung und Traumverdichtung sind die beiden Werkmeister, deren Tätigkeit wir die Gestaltung des Traumes hauptsächlich zuschreiben dürfen. — 259: Zwischen Traummaterial und Traum findet tatsächlich eine völlige „Umwertung aller psychischen Werte“ statt.

S. 297: Alles was sich als scheinbare Betätigung der Urteilfunktion in den Träumen vorfindet, ist nicht etwa als eine Denkleistung der Traumarbeit aufzufassen, sondern gehört dem Material der Traumgedanken an und ist von dorther als fertiges Gebilde in den manifesten Trauminhalt gelangt. — 309: Die Analyse lehrt uns, daß die Vorstellunginhalte Verschiebungen und Ersetzungen erfahren haben, während die Affekte unverrückt geblieben sind. — 316: Die Traumarbeit kann die Affekte der Traumgedanken in ihr Gegenteil verkehren. — 322: Affektquellen, die den nämlichen Affekt liefern können, treten bei der Traumarbeit zu deren Bildung zusammen. — (S. 338 eine treffliche Zusammenfassung der gewonnenen Ergebnisse.) 380: Wir wissen den ganzen Schlafzustand über ebenso sicher, daß wir träumen, wie wir es wissen, daß wir schlafen. — 394: Die kompliziertesten Denkleistungen sind ohne Mittun des Bewußtseins möglich.

Sehr zu beachten sind die Auseinandersetzungen auf S. 350, 354, 356, 363, 369, 389, 396 und 398. Hier führte ich bloß eine kleine Auswahl von Bemerkungen Freuds an, die man in eine engere Beziehung zu unseren eigenen Erhebungen setzen kann und die für uns deren Wert beleuchten. Man muß dieses Werk, das doch nur ein Bruchstück der genialen Arbeitleistungen Freuds ist, eingehend studieren. Freud ist der eigentliche Typus eines Revolutionärs in der Wissenschaft, doch wenn er einreißt und niederwirft, so baut er wieder neue, gesunde Gebäude auf, in denen man sich frei bewegen kann. Er tritt förmlich wie ein Befreier auf. Wieviel wir ihm mittelbar im weiteren Fortschritt unsere Anthropophyteia-Studien noch zu verdanken haben werden, ahne ich schon jetzt, ohne es ganz ermessen zu können. Krauss.

Zentralblatt für Psychoanalyse. Medizinische Monatschrift für Seelenkunde, herausgegeben von Prof. Dr. S. Freud, redigiert von Dr. W. Stekel. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1911, Heft 9—12 Band II. 1912, Heft 1—9, Seite 377—620 und 1—550. Gr. 8°. (Vgl. die Anzeige in den Anthropophyteia, Band VIII, Seite 486—489.)

Dr. Theodor Lessing, Privatdozent für Psychologie in Hannover, veröffentlichte in der Nr. 46 der Wochenschrift „Die Gegenwart" vom 11. November 1911 eine Stilübung: Monomania erotica Freudiana. Der Herr Psychologe bedient sich eines bei einem Demagogen nicht auffälligen Kniffes, mit einem Schimpfworte den Leser zu haranguieren. Bei mir verfing das nicht. Ich merkte bloß, daß Lessing eine Angst vor der psychoanalytischen Pathographik hegt. Er verrät deutlich, daß ihm vor den neuen Grundlagen graut, die Freud mit seinen Jüngern der Psychologie schafft. Lessing ist ein Konservativer, d. h. lernfauler Mann, der sich recht wohl auf seinem Schulschimmel fühlt und die neue, den Geist zur Arbeit zwingende Richtung abmurksen möchte, damit er der Verpflichtung enthoben sei, sich anzustrengen. Den Trumpf gegen die Psychoanalytik spielt er mit dem Hinweis auf Freuds und angeblich der Mehrzahl aller Psychoanalytiker Zugehörigkeit zum Judentum aus. Seine Bemerkung ist ebenso wahr und geistvoll, wie die jener Amerikanerin, die da zu Dr. Jones in Toronto sagte, als er vom Egoismus der Träumer sprach, das gelte doch nur für Träume von Österreichern, sie jedoch für ihre Person sei sicher, daß alle ihre Träume streng altruistisch seien. Dr. Lessing kann für sich als sicher nur behaupten, er sei kein Jude, seine urteutonische Herkunft wird man seines slavischen Namens wegen (lesnik = Waldmann) bezweifeln, doch wes Geistes Kind er ist, steht nun nach seiner Elucubration außer Zweifel. Die stärkste Psychoanalytiker-Ortgruppe in Zürich, die unter Jungs und des Pastor Pfisters Vorsitz, hat keinen einzigen Juden, und die zweitstärkste, die zu New York, nur einen Juden zum Mitglied. Wenn Dr. Lessing den Germanen, die er mit Christen identifiziert, mittelbar das Denken und Forschen abspricht und es als eine Eigentümlichkeit des „talentierten Volkes" hinstellt, so mögen sich mit ihm deshalb seine Kollegen an der Hochschule auseinandersetzen, an der er seine Weisheiten vorträgt.

Ihn abzuweisen halte ich für meine Pflicht, weil ich selber, der ich gar wenig konservativ bin, zu den Psychoanalytikern gehe, um ihnen zuzuhören und mit dem, was ich ihnen ablerne, unsere Anthropophyteia besser auszugestalten. Sie erwiesen mir sogar die große Ehre, mich zu ihrem ständigen Gast (oder, wie man sonst sagt, zu ihrem Ehrenmitglied) zu erwählen, und, wenn mich nicht just unaufschiebbare Arbeit anderweitig abhält, besuche ich regelmäßig ihre wöchentlichen Versammlungen.

So bin ich denn wieder ein fleißiger Schüler, wie in Jugendjahren, geworden. Zu meiner weiteren Ausbildung vertiefe ich mich in jedes neue Monatheft des Zentralblattes. Meine Einsicht in die Bedeutung der Folklore nimmt damit vielfach zu, und so wird es wohl jedem ergehen, der da meinem Beispiel folgen sollte. Wir Folkloristen sind in erster Reihe selbstverständlich Sammler und müssen bei der Stange bleiben, so lang als es etwas zu erheben und zu erklären gibt, doch ich sehe die Zeit herannahen, wo aus einer stofflich bedingten Vereinigung der Psychoanalytik mit der Folkloristik eine Disziplin der Psychobiologie entstehen muß. Sie wird nicht bloß für die Medizin, sondern auch für die Rechtfindung eine einschneidende Bedeutung zum Wohl der Gesellschaft erlangen.

Die seit dem vorigen Berichte hinzugekommenen 13 Hefte enthalten eine große Reihe sehr gediegener Beiträge verschiedenster Art, aus denen eine Fülle kostbarer Anregungen quillt. Wem ein leichter Sinn beschieden ist, der mag über so manche schonunglos aufgedeckte menschliche Narretei wie bei der Lektüre unserer Anthropophyteia auflachen. Aber man wird da wie dort doch ernst und nachdenklich gestimmt. Ist das ewig hämische, grausame, der Lustbefriedigung blindlings zustrebende Menschentier zu veredeln? Die Psychoanalytiker bejahen es selbst in Fällen, wo der Folklorist verzagen zu müssen glaubt. Ihre Zuversicht, Entschlossenheit und Tatkraft flößen mir großes Vertrauen für die Zukunft ein. Das eine halte ich für gewiß, daß sie eine neue Erziehungweise der Jugend anbahnen, eine, die zur Entlastung und Entsündigung führt. Gerechtigkeit und Liebe werden nicht, wie bisher als Geschenke unsichtbarer Geisterwelt, sondern als unabweisliche Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung Achtung und Geltung erlangen.

Einige Beiträge, die für uns insbesondere von großem Wert sind, will ich hier hervorheben. I, 383ff.: Maeder, Zur Entstehung der Symbolik im Traum, in der Dementia praecox usw. — 390ff.: Ferenczi, Über obscöne Worte; Beitrag zur Psychologie der Latenzzeit. — 433ff.: Riklin, Über einige Probleme der Sagendeutung (Verwandlungfähigkeit, Krankheitgeister, Entmannung, Schatzsagen). — 498ff: Stekel, Zur Psychologie des Exhibitionismus. — 577ff.: Ferenczi, Reizung der dualen erogenen Zone als auslösende Ursache der Paranoia. — 589f.: Sadger, Zur Genealogie der Liebe. — Infantile Theorie über die Einführung in das sexuelle Leben. — II, 6ff.: Wulff, Beiträge zur infantilen Sexualität. — Hárnik, (S. 37, Inf. Sex.). — 78ff.: Silberer, Mantik und Psychoanalyse. — 109ff.: Freud, Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse — 114ff.: Reitler, Eine infantile Sexualtheorie und ihre Beziehung zur Selbstmordsymbolik. — 149ff.: Freud, Zur Dynamik der Übertragung (Introversion der libido). — 174ff.: Morichau Beauchant, Homosexualität und Paranoia. — 190ff.: Sadger, Über sexualsymbolische Verwertung des Kopfschmerzes. — 200ff.: Storfer, Jungfrau und Dirne. Ein völkerpsychologischer Beitrag über Schleiersymbolik. — 297ff.: Freud, Über neurotische Erkrankungtypen. — 367ff.: Stekel, Masken der Homosexualität. — 372ff.: Rank, Völkerpsychologische Parallelen zu den infantilen Sexualtheorien (eine höchst bemerkenswerte Untersuchung). — 383ff.: Silberer, Lekanomantische Versuche. — 483ff.: Freud, Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. (Sie sind mutatis mutandis auch für den Folkloristen maßgebend. Die einem in den Schulen eingetrichterte Kritik bildet für den Sammler ein Hemmnis, das er unbedingt überwinden muß, sonst hört und sieht er falsch.) — 490ff.: Marcinowski, Gezeichnete Träume.

Für den Kenner unserer Anthropophyteia ist es ein leichtes, zu allen den Ausführungen der genannten Forscher Belege aus unserem Stoffkreis beizubringen. Das Zentralblatt ist sozusagen ein fortlaufender Kommentar zu unseren Ermittlungen, aus ihm ziehen wir für unsere Bildung ganz andere, bleibende Vorteile als aus dem sich ungeheuer gelehrt geberdenden Bolteanismus, dem die Folkloristen früher oder später den Abschied geben werden müssen, um nicht geistig einzutrocknen.

Krauss.

Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. Sigm. Freud, redigiert von Otto Rank und Dr. Hanns Sachs, 1912. Heft 1, 99 Seiten in 4°, Hugo Heller & Co., Leipzig und Wien.

Die neue Zeitschrift ist populär, d. h., die Mitarbeiter lassen es sich angelegen sein, sich in ihrer Muttersprache gemeinverständlich auszudrücken. Das sichert dem Unternehmen einen weiten Leserkreis. „Von der Einzelpsyche läßt sich unschwer der Übergang zum Verständnis der Kulturformen als Niederschlages des Zusammenwirkens zahlloser Einzelseelen finden“, bemerken die Redakteure in ihrer Einführung, die von der Entwicklung und den Ansprüchen der Psychoanalyse abhandelt. Nebenher bemerkt, ist dieser Aufsatz ein kleines Meisterstück, das da auf 16 Seiten die Freudischen Entdeckungen und seine Methode klar und deutlich vorführt. Zum Folkloristen spricht auch jeweilig nur ein Einzelner und auf Grund der Aussagen und Übungen sehr vieler Einzelner schließt er auf die Folklore der Gruppe. Die Psychoanalytiker nähern sich uns damit, daß sie sich der Erforschung des gesunden Durchschnittmenschen zuwenden. Zu beachten ist der Satz (S. 11): „Der Schaulustige (Voyeur) wird sich, bei sonst günstiger Veranlagung, zur Auslebung seiner Triebe der bildenden Kunst zuwenden, wenn ihm aber infolge innerer oder äußerer Widerstände dieser Weg verschlossen ist, im Gefolge der Bändigung seines überstarken Instinktes besonders prüde und durch Wiedergabe des Nackten leicht entrüstbar werden.“ Er wird sich auch zum Ehrabschneider, Verleumder und Inwendiggeflickten entwickeln, weil ihm das Loshauen auf diejenigen, die sich mit der Geschlechtforschung ernst befassen, auf die billigste Weise zum Heiligenschein der Tugend und Sittlichkeit verhilft. Dahinter verbirgt sich häufig der Hang zur Selbstbefleckung, ein verflossenes Hurenleben, ein schlecht ausgeheiltes Geschlechtleiden und oft ist es blos das Anzeichen beginnender Verblödung. Ein altes Wort sagt: „Ehender kann einer kein Sittenprediger sein, bevor er nicht alles Böse angestellt hat“.

Freud bemerkt (S. 17) in einer Abhandlung über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker: „Es sollen nicht nur ähnliche Vorkommnisse und Zusammenhänge im Seelenleben der Völker aufgespürt werden, wie sie durch die Psychoanalyse beim Individuum ans Licht gezogen werden, sondern auch der Versuch gewagt werden, was in der Völkerpsychologie dunkel oder zweifelhaft geblieben ist, durch die Einsichten der Psychoanalyse aufzuhellen. . . .“ Eine Schwierigkeit des Unternehmens liegt in der Qualifikation der Männer, die sich dieser neuen Aufgabe unterziehen. Es wäre vergeblich zu warten, bis die Mythenforscher, Religionpsychologen, Ethnologen, Linguisten usw. den Anfang machen, psychoanalytische Denkweisen auf ihr eignes Material anzuwenden.“ Darauf entgegne ich: Auf Bolte, Weule und deren Anhang kommt es nicht an. In Betracht kommen doch nur die Mitarbeiter der Anthropophyteia, die die Erforschung des Geschlechtlebens als die wahre Grundlage der Folkloristik ansehen. An uns fehlt es nicht. Die Schwierigkeit liegt darin, daß wir uns vorerst gegen die wutentbrannten Verfolger durchsetzen müssen. Es wagte z. B. Prof. Weule mir in offener Gerichtverhandlung (am 24. Oktober 1911) ins Gesicht zu sagen, daß ich mit Absicht Unzüchtigkeit verbreite. Ruhig fragte ihn der Vorsitzende: „Woraus schließen Sie das?“ — „Nach meinem Gefühl“, erwiderte Prof. Weule. — „Das ist kein Beweis“, entgegnete der Richter. Für Weule und seinen Anhang ist wohl auch die Psychoanalytik bloß eine Mordschweinerei, nur getraut man sich nicht dagegen den Staatanwalt in Bewegung zu setzen, weil man mit den medizinischen Fakultäten nicht anbandeln mag, denn die gingen am Ende zu einem für den Naderer gefährlichen Angriff über. Von den Einsichten und Ergebnissen der Psychoanalyse wollen wir sehr gern Nutzen ziehen, mehr darf man jedoch von uns vorderhand nicht erwarten, die wir auf lange hinaus nur unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit der Wissenschaft vom Menschen dienen müssen. — Das Ergebnis der Freudischen Untersuchung gipfelt im Satze: „Die Inzestscheu der Wilden ist ein infantiler Zug, der sich beim Neurotiker wiederfindet“. Die Inzestscheu bespricht auch Ranks lichtvolle Studie vom Sinn der Griselda-Fabel (S. 34—48). Er gibt uns eine befriedigende Aufklärung, warum sich die einem gesunden Geschlechtempfinden widerstrebende Schauermär jahrhundertelang in der Gunst der Volkmenge behaupten konnte. Den Mutterkomplex hat Hitschmanns feinsinnige Analyse einer Jugendgeschichte Wassermanns zum Vorwurf: Zum Werden des Romandichters. Pfarrer Pfister greift mit seiner Darlegung der Anwendungen der Psychoanalyse in der Pädagogik und Seelsorge ins volle Menschenleben hinein und

beweist, daß für den Priester, der auch Seelenarzt sein soll, die Psychoanalyse ein unersetzliches pädagogisches Hilfmittel ist. Zum Schluß beleuchtet Robitsek anknüpfend an Jugenderinnerungen Kekulés das symbolische Denken in der chemischen Forschung. Es kommt mir so vor, als ob Kekulé die Geschichte darum zum Besten gab, um sich wichtig zu machen. Chemische Entdeckungen macht man zufällig oder durch Berechnungen. Die Symbolik dabei hat keinen Sinn. Man könnte wohl mit Hinblick auf den Sonderfall sagen, daß ein großer Chemiker auch ein Träumer sein kann, doch muß er keiner sein. Dr. Gegenbauer, Prof. für Mathematik und Physik an der Universität und wirkliches Mitglied der K. K. Akademie der Wissenschaften in Wien nahm es z. B. mit jedem Kerzelweib an Geisterfurcht auf. Er starb allerdings im Irrenhaus. Wieviele seinesgleichen sterben vorher?

Der Anhang von $8^1/_2$ Seiten gibt eine Übersicht bisheriger Leistungen der auf die Geisteswissenschaften angewandten Psychoanalyse. Krauss.

Neue Heimat. Illustrierte Zeitschrift für Volkkultur, Naturforschung und Landwirtschaft im südlichen Brasilien. Organ der „Deutschen Zentralstelle für Naturforschung in Südbrasilien". Herausgeber Hugo E. Luedecke. Porto Alegre 1912, Heft 1—3 (seit Jänner).

Unser trefflicher Mitarbeiter Luedecke, ein tüchtiger Biolog und Dichter von Haus aus, übernahm die Leitung des Tagblattes „Neue Deutsche Zeitung" in Porto Alegre, dem er mit seiner reichen publizistischen Erfahrung und seinen ausgebreiteten Kenntnissen zu einer führenden Stellung emporhilft. Daneben erübrigt er noch Zeit und Muße zu ausgedehnten Reisen, um naturwissenschaftliche Beobachtungen anzustellen und gleichgesinnte Männer sowohl unter Deutschen als Portugiesen zu gemeinsamer Arbeit zu gewinnen. Die neue Zeitschrift ist voll Leben und Geist. Allem Anschein nach erfüllt sie eine bedeutende Kulturaufgabe, denn beim 2. Hefte hatte sie bereits 2000 Käufer. Entsprechend der großen Beteiligung ist auch ihr Inhalt mannigfaltig und nach jeder Richtung hin gediegen. Sie bringt lauter wertvolle neue Mitteilungen, die wahrscheinlich sonst nirgends erschienen wären. Daß dabei die Folklore mit zur Geltung gelangt, versteht sich bei Luedecke von selbst, der da in der Schule der Anthropophyteia zum Folkloristen herangereift ist. Zuerst haben es ihm, wie natürlich, die schönen Frauen angetan, und so widmet er seine erste Studie den Frauentypen (mit Abbildungen), seine zweite gilt der Folklore als der Wissenschaft vom Volke, und er belegt sie reichlich mit neuen Erhebungen, so eigenen wie mit denen seiner Mitarbeiter. Wilhelm Wustrow teilt ein Märchen der Tupiindianer (Guarany) mit, das eine indianische Fassung der weltbekannten Traumgeschichte von dem Kindlein ist, dem die Tränen seiner Mutter die Grabrube rauben. Es kehrt als Vöglein zu den Eltern wieder zurück, das nun Saïra (Tangará) heißt. Es wäre sehr erwünscht, veröffentlichte Wustrow seine ganze Sammlung zugleich mit den Texten und sparte nicht mit Erläuterungen. — Federico Schmidt aus Gloria schildert die Neger (S. 56 f.). Unter anderem bemerkt er: „Mir fiel auf, daß so oft die Tochter dem Vater zu Liebefreuden dienen muß; das soll hier schon am lichten Tage geschehen sein". Zu ermitteln wäre, ob nicht etwa zwischen Mutter und Sohn, Schwiegermutter und Schwiegersohn eine Inzestscheu besteht, und ob der Vater auch noch mit einer verheirateten Tochter einen Geschlechtverkehr pflegen darf. — Wertvoll sind die darauf folgenden 15 Notizen aus dem Zauberglauben (Krankheitgeister, Liebe- und Totenzauber) und zehn portugiesische Liedchen mit Verdeutschungen. — S. 89 ff. teilt Albrecht Besprechungen mit. Nr. 2. Bei Anwachsen des Embryo: „Herzgespann und Angewachs, geh aus dieses Kindes Rippen, sowie der Herr Jesus Christ gegangen ist aus seiner Krippen!" — Nr. 15. Der Werwolf ist der jüngste von sieben Knaben derselben Eltern. — Man sieht, daß der deutsche Bauer seinen Glauben mit in die neue Heimat verpflanzt hat, doch lernte er auch zu, so z. B. Schlangenbeschwörungen und den Gebrauch von Amuleten. — In Südbrasilien entsteht durch die Mischbevölkerung aus allen Weltteilen eine neue Gruppe, deren werdendes Volktum aller Beachtung wert ist. In 100 Jahren wird man Luedeckes Zeitschrift als ein Quellenwerk allgemein hoch schätzen. Krauss.

Saintyves, P.: La Simulation du Merveilleux. Préface par le Dr. Pierre Janet, Professeur de psychologie au Collège de France. I. Les maladies simulées.

Les supercheries des mendiants et la cour des miracles. II. La simulation des maladies surnaturelles: Médiums, Possédés. Extatiques III. Les fausses guérisons miraculeuses. Le cas de Pierre de Rudder. — Paris 1912, p. XIII, 387 in 8°, Ernest Flammarion.

Gäbe es einen Teufel, der diejenigen bestraft, so da an seine Macht nicht glauben, er hätte schon längst Saintyves geholt und für dieses Buch erst recht bei lebendigem Leibe knusperig braun gebraten. Das mag hingehen, doch nicht das Motto an der Spitze des Buches: Omnis homo mendax (Ps. CXV, V. 2), denn wie jeder Psychoanalytiker weiß, gibt es eine Menge Fanatiker der Wahrheit, selbst unter Neurotikern, so wie es wahrheitliebende und wieder verlogene Völker gibt, worüber man bei Spencer nachlesen mag. Saintyves wendet sich an die Psychologen und Psychopathologen unter den Ärzten, er hätte auch sagen dürfen, an die Folkloristen; denn auch wir wissen den Ernst seiner Kampfnatur und die Erhabenheit seiner von Wahrheit erfüllten Tätigkeit vollauf zu würdigen. In den dunkelsten Zeiten des Mittelalters traten Ärzte und Priester in einzelnen Fällen gegen den echten und gefälschten Wunderglauben mutig auf, und weil er sich als schier unausrottbar erweist, solange man die Kindergemüter mit Sündenbegriffen und Wundermären in Haus und Schule verdummt, muß man auch Saintyves' Mut rühmen, mit dem er gegen die losgeht, die von der Dummheit und Leichtgläubigkeit anderer leben, gut leben und zehren. Es ist leider kein Zufall, daß gleichzeitig mit ihm und unabhängig von ihm Hans Freimark in Deutschland gegen den Wunderglauben zu Felde zieht. Der Franzose kümmert sich nicht um Deutschland und der Deutsche nicht um Frankreich, dieweil jeder daheim genug und übergenug vom gemeinschädlichen Atterglauben vorfindet.

Schön übersichtlich teilt Saintyves seinen Stoff in 12 Abschnitte ein, von denen die von der Mythomanie und Pathomimie, der mythomanie occultiste, den erlogenen Wahrsagungen, den übernatürlichen Schwangerschaften, den unbewußten und halbunbewußten Betrügereien und Gaunereien auf unser Forschunggebiet eingreifen. Sehr belehrend ist das Schlußwort von der Rolle des Betrugs und der Lüge bei der Bildung des Glaubens. Einem Umstand schenkt er indessen viel zu wenig Beachtung, der Sexualität als dem Hauptanstoß zur Entstehung der Neurosen, was bei einem intimen Freunde Janets schwer zu erklären ist. Lügenhaftigkeit und Glaubenseligkeit sind pathologische, auf schlecht verdrängter Sexualität beruhende Erscheinungen, denen man mit der Psychoanalyse beikommen kann. Ist einmal diese Erkenntnis zum Gemeingut des Volkes geworden, so ist damit unendlich viel zum Wohl unserer Kultur gewonnen. Dann wird eine Kultur entstehen, deren man sich nicht zu schämen braucht, wie unserer Scheinkultur, in der man den erfolgreichen Mogler bewundert und verehrt.

Saintyves' Buch ist voll Klugheit und Verstand. Wären wir alle nicht Leidtragende, so könnten wir die Geschichten fröhlich belachen, wie es vielleicht einmal unsere späten Nachkommen tun werden oder wie wir so gern, wenn uns wer derartiges von den Niam niam oder den Chrowoten berichtet. Auf Einzelheiten darf ich hier nicht eingehen, um nicht selber ins Buchschreiben zu geraten, doch will ich mit einigen Sätzen Saintyves selber zu Worte kommen lassen. S. 53: Les mythomanes inventent et mentent, comme le poisson nage, par un véritable besoin de mentir (mir fallen dabei gewisse chrowotische Akademiker und Politikaster ein, deren Zorn sich gegen mich entlädt). 90: On ne doit pas moins se défier de ceux qui vivent pour fourber, que de ceux qui simulent pour vivre. — 230: La plupart du temps, les mythomanes mystiques fraudent inconsciemment. Die chrowotischen Akademiker erfinden so lange Götter- und Mordgeschichten, bis sie damit mitunter auch deutsche Gelehrte meschugge machen und an ihre Wahngebilde selber glauben. — 245: Le merveilleux se résout soit en phénomènes naturels incompris par suite d'une insuffisante analyse, soit en impostures. (Unterhaltliche Beispiele dafür stehen in meinen „Böhmischen Korallen aus der Götterwelt".) — 252: La fraude peut être une oeuvre tout à fait innocente; mais le plus souvent il s'y mêle une part de conscience et de mensonge effective. Presque toujours l'automatisme se complique de mythomanie. — 360: Des temoignages médicaux. — Le Dr. Boissarie nous parle d'un médecin juif (pour lui, il n'y a qu'un juif capable de cette indélicatesse) qui avait fourni à un malade un certificat de complaisance et certainment men-

songer. »Je n'entends diffamer personne et je ne sais ce qu'il faut penser du Dr. E... qui avait donné à Mme. Rouchel un certificat attestant qu'elle était attente d'un lupus, alors qu'il aurait confié à l'un de ces confrères que cette malade était atteinte d'avarie. Toutefois, on peut affirmer qu'il y a des malhonnêtes gens, même parmi les catholiques et même dans la profession médicale. D'autre part, les erreurs de diagnostic ne sont point absolument rares. Aussi devra-t-on toujours se rappeler cet adage de droit: testis unus, testis nullus. Un unique certificat médical parait tout à fait insuffissant, lors qu'il s'agit d'établir une guérison miraculeuse." Es gibt echte Zeugnisse, die gut sind, es gibt aber auch gefälschte, und die sind besser stilisiert. Bei den G'sibelfelberern in Wien, Budapest usw. kann man Zeugnisse von 2 K. aufwärts erhalten. In Agram besteht sogar ein berühmtes Institut zur Erzeugung historischer Urkunden, an deren Echtheit zu zweifeln um so weniger ein Anlaß vorliegt, als die Fabrikation unter Ausschluß von Juden stattfindet.

Dr. Boissarie erinnert mich an meinen Lehrer, den Sprachforscher und Ethnographen Professor Friedrich Müller. Einmal im Frühling des Jahres 1887 ergingen wir uns im Stadtpark. Wie gewöhnlich erzählte er mir von sexuellen Lastern. Die Podizierung der Weiber war nach ihm ein Laster der Franzosen. Das mußte er wissen, weil er sein Lebtag nur zwischen Jemnik, seinem Geburtort, und Wien gependelt war. Dann fügte er hinzu: „Den Mundfick (irrumatio) haben die polnischen Juden in Wien eingeführt". Dabei stampfte er entrüstet mit dem Stock auf den Boden auf. Verwundert fragte ich ihn: „Wieso wissen Sie das?" — „Mir hat's eine Grabenhur gesagt!" erwiderte er. Nach einer Pause bat ich ihn: „Ich bitte um die genaue Adresse des Mädchens". — „Sie wollen Sie doch nicht besuchen?" meinte er. „O doch", sagte ich, „vielleicht weiß sie noch welche heilige Wahrheiten. Einem Grabenschlampen bringe ich unbedingtes Vertrauen entgegen, wie den Behauptungen eines chrowotischen Akademikers". Professor Müller liebte es nämlich, um mich zu kränken, mir die verleumderischen Rezensionen eines chrowotischen Lügenschüppels unter die Nase zu reiben. Als hungernder Student um das Jahr 1860 paßte er öfters einem jüdischen Kohlenhändler auf, der ihm jeweilig fünf Gulden schenkte. So oft der Jude, der es später zu großem Reichtum brachte, dem Professor Müller begegnete, erkundigte er sich teilnehmend nach seinem Befinden, und diese Frechheit konnte ihm Müller nie vergeben.

S. 375: „Cela ne se pense pas" n'est pas un argument, même dans la bouche d'un savant ou d'un philosophe. — „Cela ne se fait pas" n'est point une raison, même sur les lèvres d'une dame respectable. — „Cela se croit de moins en moins" n'est pas une réfutation. — Il faut être très hardi aujourdhui pour rire de ce qui est ridicule.

Solche Kühnheit ist beim Studierenden der Anthropophyteia und der Psychoanalyse selbstverständlich. Krauss.

Hirschfeld, Dr. **Magnus** und **Max Tilke:** Der erotische Verkleidungtrieb (Die Transvestiten). Illustrierter Teil. Berlin 1912, 2 S. und LIV Tafeln auf Kunstdruckpapier. Alfred Pulvermacher.

Die 124 sehr schön ausgeführten Abbildungen dieses Heftes sind eine gewiß willkommene Beigabe für den Besitzer des im VII. Band der Anthropophyteia S. 481 f. angezeigten Buches Hirschfelds. Auf den ersten 14 Tafeln gibt Tilke einen „ethnographisch-historischen Teil". Warum der gleiche Ausdruck nicht auch auf die übrigen Abbildungen bezogen werden darf, verraten uns die Herausgeber nicht. Sie vermöchten es auch nicht wissenschaftlich zu begründen. Zu den Bildern Tilkes wäre ein Kommentar über Trachten und Körperbemalungen angebracht gewesen. Der Begriff männlicher und weiblicher Tracht unterliegt gar zu sehr der Mode, der auch die Primitiven gehorchen. Apollo (T. V) erscheint in Frauentracht, offenbar, weil er als Kitaroede priesterliche Funktionen versieht. Man hat immer genau zu unterscheiden zwischen jenen, die die Tracht des anderen Geschlechts als Uranier anlegen, weil ihnen die Verdrängung ihres Infantilismus mißglückt ist und zwischen den anderen, die mit der Trachtänderung wirtschaftliche oder soziale Vorteile anstreben. Daß Personen des Schauspielerberufes häufig, wo nicht regelmäßig nach Bedarf männliche, wie weibliche Rollen spielen und spielen müssen, ist unabweislich. In der glücklich gelungenen Verkleidung erringen sie mitunter Erfolge, die ihnen beim Publikum sonst versagt blieben. Eben darum schreiben auch so

manche Frauen unter Männernamen und gebärden sich wie Mannsbilder, sonst aber betreiben sie nach alter Methode Männerfang zur Befriedigung ihrer unersättlichen Wollust. Männern wieder gewährt zuweilen das Frauenkleidertragen eine gewisse Bequemlichkeit. Manchem schmeichelt es, „so schön wie ein Frauenzimmer“ zu sein. Alle die Verhältnisse sind jeweilig von Person zu Person zu ermitteln, um nicht den Kreis der im Uranismus verharrenden Menschen allzusehr zu vergrößern. Nicht alle Männer, die ins Feld ziehen müssen, sind Helden und nicht alle Weiber daheim feige Gestalten. Das hat man angesichts der Weiber als Krieger zu bedenken. Vielleicht werden uns die Fortsetzungen der Bilderreihe Aufklärungen über manche dunkle Fragen des Verkleidungbedürfnisses bringen. Es ist nämlich zwischen erotischem Bedürfnis, der einem Trieb gerecht werden soll und zwischen der Spielsucht genauer zu unterscheiden. Wieviele tauschen die Kleider aus Befolgung des Spitzbubengrundsatzes: vulgus vult decipi, ergo decipiatur? Krauss.

Wesselski, Albert: Der Hodscha Nasreddin. Türkische, arabische, berberische, maltesische, sizilianische, kalabrische, kroatische, serbische und griechische Märlein und Schwänke gesammelt und herausgegeben. Alexander Duncker, Weimar 1911. I. B. LII, 279, II. B. 266 S. 8°.

Eine Reihe erotischer Geschichten von Nasreddins Leben, Taten und Meinungen kennen unsere Leser aus den Anthropophyteia. Von der Art sind die allermeisten, die man sich im Orient von ihm zu erzählen weiß. Bei ihm gibt es keine rechte Verdrängung ins Unbewußte. Er tut und redet, wie die anderen denken. Er spricht also wie ein enfant terrible immer die Wahrheit und hat die Lacher auf seiner Seite. Weil er Hodža und zugleich ein Halbnarr ist, darf er sich so ziemlich über Anstand, Sitte und Brauch hinwegsetzen und sich mit seinen Trieben ausleben. Wesselski sammelte die Schnurren nicht aus dem Volkmunde, sondern aus gedruckten Büchern, allwo sie vorwiegend unseren Schicklichkeitbegriffen gemäß umstilisiert vorkommen. W. hat sie nach Möglichkeit noch mehr gesäubert und daher unsere Stücke bloß in den Anmerkungen als vorhanden da und dort vermerkt. Jeder chrowotoserbische Lustknabe trägt sein Stilet und seinen geladenen Revolver mit sich herum, jede rapplige Dienstmagd kann sich mit Vitriol oder Laugenessenz versehen, um sich an ihrem treulosen G’schwufen zu rächen. Solche Mordmittel sind frei zu haben, schädlich sind nur erotische Schnurren, weil sie das angebliche öffentliche Schamgefühl verletzen, und darum merzt man sie aus oder entstellt sie bis zur Unkenntlichkeit. Trotz alledem kommt man noch immer auch bei Wesselski auf seine Rechnung. Er stellte nicht weniger als 555 Schnurren zusammen, versah sie mit einer vortrefflichen orientierenden literargeschichtlichen Einleitung und mit 164 S. Kommentarien, die Fundstellen und Parallelennachweise enthalten. Folkloristischen und psychologischen Erörterungen weicht W. aus. Im übrigen bewährt er sich wieder als ein Meister der Erzählungkunst, und sein neues Buch wird gewiß viele Leser dauernd erheitern. Die Ausstattung der zwei Bände ist herrlich schön.

Brandt, Paul: P. Ovidii Nasonis Amorum libri tres. Erklärt von — —. Leipzig 1891, 239 S. Gr.-8°. Dieterich (Theodor Weicher).

Als eine Merkwürdigkeit zeigte ich in der Wiener psychoanalytischen Vereinigung dieses Buch herum. Brandt, ein grundgelehrter klassischer Philologe, erweist sich als einer unserer Zeitgenossen so sehr, daß er Ovid nicht bloß als ein allseitig in der Sexualforschung bestens bewanderte Gelehrte würdigt, sondern sogar Freud anführt! Die Einleitung umfaßt 38, und die Zusätze und die Ausführungen zum Kommentar 32 Seiten, der Kommentar selbst aber durchschnittlich zwei Dritteile der 152 Seiten, die Ovids Verse bringen. Brandt verschont den Leser ganz mit der albernen Konjekturalkritik der Philologen, die uns damit auf der Universität die Freude an den Alten fürs Leben vergällten, dagegen erklärt er den Dichter und seine Zeit, so daß wir sie verstehen, erkennen und lieben lernen, um so mehr als er uns dartut, wie kolossal viel wirklicher Erotik in den leichten Versen des Dichters den bisherigen Glossatoren entgangen war. Die 14 Spalten des Registers zum Kommentar sind ein Schlüssel zu den Fundgruben reichsten Wissens von der Sexualität der Römer und Hellenen. Brandt hat Ovid für uns wieder entdeckt und unter die besten Erotiker der Weltliteratur eingereiht.

Aus der Einleitung hebe ich den Satz hervor: „In unserer Zeit, in der journalistische Großmäuligkeit im Bunde mit dem gemeinsten aller Instinkte, nämlich

dem, das Sexualleben des lieben Nächsten bis in seine intimsten Heimlichkeiten durchzuschnüffeln, sich in widerlichster Weise breit macht, fällt es ja dem Laien schwer, bei dem Worte Knabenliebe all das häßliche zu vergessen, wozu diese genau wie die normale Liebe schließlich führen kann.“ Die zwei Schlußworte muß man unterstreichen und statt Instinkt oben hat man das Wort Rückständigkeit einzusetzen, denn bei den Sittlichkeitsumpern steckt das Übel wohl nur in mißlungenen Verdrängungen des Sexualtriebes. Wieviele geborene Verbrecher und Paralytiker auch noch in ihren Reihen zu zählen sind, das läßt sich kaum feststellen. Ich bestreite ferner die unbedingte Richtigkeit des Satzes auf S. 9: „Den Alten ist das Weib nur Gefäß sinnlicher Energie, dazu da, dem Manne Lust zu verschaffen.“ Den Jungen ist es auch nichts anderes. Was sucht denn das Weib beim Manne als Lustbefriedigung? Der Schrei nach dem Kinde ist eine Sache für sich. Nach Brandts Meinung wird bei den Alexandrinern (S. 10) „der geheimnisvoll magnetisch wirkende Zwang, der zur Erhaltung der Art von der Natur den Menschen eingepflanzt ist, zum literarischen Ereignis“. Wenn der Natur an der Erhaltung der Art soviel gelegen ist, warum vergeudet sie die Spermatozoen in die Trillionen, um ein Paar Menschlein zu schaffen, für deren Erhaltung sie aus eigenem erst recht so gut wie nicht vorsorgt?! Wieso ist der Natur an unserem Fortbestand etwas gelegen?!

Brandt meint, man habe das Seelische im Weibe nicht gekannt, die Erotiker hätten stereotype Formen angenommen und „dies sollte genügen (S. 11), um nun wirklich endgiltig den alten Wahn zu zerstören, als ob wir es bei den antiken Erotikern mit wirklichen Herzenromanen zu tun hätten“. Ovid kannte sehr gut die älteren alexandrinischen Lyriker, die zu seiner Zeit in der römischen echten und Talmiaristokratie zu den Modedichtern gehörten. Er bedient sich ihrer Wortfügungen und Wendungen, zaudert nicht, ihre allgemein beliebten Vergleiche zu verwenden, um förmlich so seine Bildung und seine poetische Berufung zu beweisen, doch dabei ist er ein wirklicher, ein unverfälschter Poet von eigener Begabung. Alle die besungenen Herzenromane bewegen sich im Rahmen der Alltäglichkeit des Durchschnittmenschen, und das erklärt an und für sich seinen ungeheuren Erfolg Jahrhunderte hindurch. Er, nicht seine von ihm angeblich geplünderten Vorbilder, hat sich behauptet. Das große Verdienst Brandts um die Nachweisung von Entlehnungen oder Parallelen ist unbestreitbar, es ist aber unrichtig, daß Ovid (S. 37) „die Motive alexandrinischer Erotik ungemein glücklich und gefällig zu neuem, wenn auch nur Treibhausleben erweckt hat“. Ovids Kunst hat ihnen erst ein Leben für Jahrtausende geschenkt. Ein Dichter, der einen gelehrten Forscher zu so einer außerordentlich schätzbaren Leistung, wie die vorliegende eine ist, anzuregen vermag, zählt gewiß zu den ganz bedeutenden aller Zeiten. Daß dabei auch die Sexualforschung einen rechten Nutzen hat, ist ein Übergewinn, für den wir Brandt vielen Dank wissen. Krauss.

Brandt, Paul: Sappho. Ein Lebenbild aus den Frühlingtagen altgriechischer Dichtung. Leipzig (o. J.) X, 144 Seiten Kl.-8°. Friedr. Rothbart.

Der große klassische Philologe Wilhelm Freund, dem der Name eines praeceptor iuventutis Germaniae eher als 50 auf Konjekturen herumreitenden Philologieprofessoren in Amt und Würden gebührte, rät in seinem Triennium philologicum alljährliche Lektüre von Platons Symposion an, das auch er jährlich einmal vornehme. Zur Prüfung hatte ich das Symposion mit dem ganzen Kommentar Arnold Hugs auswendig gekonnt, dann jedoch legte ich das Buch weg mit dem festen Vorsatz, es nie wieder zu lesen. Alle Hochachtung vor Platons unerreichbarer Darstellungkunst, doch die Knabenliebe, die er verherrlicht, läßt mich wie die Gletscherbewegungen in Grönland gleichgiltig. Es störte mich auch sehr die leidige Erinnerung an einen chrowotischen Lustknaben namens Vormastini aus dem Küstenlande, der uns mit seinen bitteren Erfahrungen ein dem platonischen scharf entgegengesetztes Bild von den Päderasten, allerdings von chrowotischen, nicht von hellenischen entwarf.

Riete mir einer die alljährliche Lektüre von Brandts Sappho an, so sagte ich zu ihm: „Darauf bin ich schon selber gekommen. Das Werkchen habe ich bereits dreimal durchgelesen.“ Es gehört nämlich zu jenen seltenen, geistig gehaltvollen, in der Gelehrtenliteratur der Sexualforschung leider vereinzelten Schriften, in die man sich verliebt. Seit meinem 16. Lebenjahre ist Sappho unter den Dichtern

mein Liebling und noch immer kenne ich ihre, uns, ach so spärlich erhaltenen Liedchen auswendig. Ihre Erotik bleibt ewig jung. Sie veraltet nie. Wie hat sie noch nach 2550 Jahren Brandt so ganz umfangen und ihn zu dieser Monographie begeistert, die sich bei aller allseitigen Gelehrtheit wie eine Liebegeschichte in Prosa liest, wie eine jener wundervollen Erzählungen Boccacios oder wie Grillparzers Novelle vom armen Spielmann. Ein Sprachkünstler, dem die Sprache eine ihm angeborene Kunst ist, erzählt uns hier, was ihm Herz und Gemüt, Verstand, Wissen und Überlegung eingaben.

Mit ihm genießen wir die lesbischen Frauenschönheitwettbewerbe (S. 6ff.) durch, die doch etwas ganz anderes waren, als die Nachäffungen unserer Tage, wo man eigentlich nur das Lärvchen und die Kunst des Miedererzeugers mit dem Schönheitpreise krönt. Seltsam mutet mich dagegen Brandts Frage (S. 9) an: „Wer will es dem äolischen Mädchen verargen, wenn es mit einem gleichgestimmten Wesen einen Freundschaftbund schloß, der an Innigkeit und Leidenschaftlichkeit freilich weit über das hinausging, was wir kühleren nordischen Naturen zu empfinden vermögen, der aber für den zu einer durchaus verständlichen, um nicht zu sagen notwendigen Erscheinung wird, der sich nur einmal die Mühe genommen hat, den Charakter jenes Volkes kennen zu lernen.“ Die Anthropophyteia lehren uns, daß unsere kühleren nordischen Naturen doch nur auf gesellschaftlicher Unwahrhaftigkeit beruhen. Auch bei uns gibt es leidenschaftliche Frauenfreundschaften ohne urnisch-gröbste Betätigung, die mir übrigens nur bei der urnischen Angreiferin widerlich ist, vielleicht darum, weil ich mich von ihr wie verdrängt fühle. Sie ersetzt doch niemals einen Mann beim liebenden Weibe, sondern betrügt blos die Partnerin unter Vorspiegelung falscher Tatsachen. Die „Leidenschaftlichkeit“ Sapphos übersteigt nicht das Maß des Gewöhnlichen und entbehrt unbedingt eines jeden pathologischen Einschlags. Wie Brandt auf S. 135 anmerkt, taucht der Vorwurf des Urningtums gegen Sappho erst ums Jahr 1470 beim Humanisten Domitius Calderinus, einem Mitglied der römischen Akademie auf. Von einem Mitglied einer gewissen anderen Akademie hätte es mich gar nicht befremdet, eine derartige jeder Grundlage entbehrende Behauptung zu erfahren. Schändlich ist es, daß man mit Sappho und Lesbos eine bei uns übel verrufene Neigung schier unzertrennlich verknüpft hat. Brandt verteidigt die Dichterin sehr gut, doch meine ich, daß sie von dem „Verdachte“ keiner Reinigung bedarf. Gibt es denn für uns Männer etwas Gleichgiltigeres als Urnindentum? Man könnte Sappho und alle Griechinnen alter und neuer Zeit mit mehr Recht wegen ihrer Vorliebe für Knoblauch anklagen.

Die alte Liebgeschichte zwischen Sappho und Phaon weist Brandt glattweg als Fabelei zurück. Wie sie entstanden und von den Komödiendichtern ausgeschrotet worden sein mag, kann ich mir denken, Sappho galt als die zehnte Muse. Als Muse aber war sie Apollos Geliebte, der den Beinamen Phaon führt. Apollo ist himmlischer Fährmann, Phaon in der Travestie vermittelt als Felge zwischen dem Eiland und dem Festland. Apollo und Phaon sind Günstlinge Aphroditens.

Treffend sagt Brandt (S. 78) bei Schilderung griechischer Hochzeitbräuche: „Dabei schwatzen wir gedankenlos noch immer den Unsinn nach, als ob erst das Christentum der Ehe eine wahre Weihe gegeben hätte.“ Uns von den Anthropophyteia berührt das nicht, denn wir lernen von den Völkern. Hinreißend anmutig ist Brandts Darstellung der hellenischen Ehe und der Seelengemeinschaft zwischen Mann und Frau. So hat er selber die schlagendste Widerlegung seiner im Vorwort zu den Amores Ovids ausgedrückten Meinung vom Weib als dem Gefäß sinnlicher Energie bei den Alten erbracht.

Brandts gereimte Verdeutschungen reimloser griechischer und römischer Lieder sind Perlen der Übersetzungkunst. Krauss.

Johannes Guttzeit: Schamgefühl, Sittlichkeit und Anstand besonders in geschlechtlicher Hinsicht. Das wechselnde und bleibende in den Anschauungen darüber. Mit vielen Abbildungen. 2. verm. Aufl. Leipzig 1911, Max Spohr (Ferd. Spohr). 308 S. gr.-8°.

Wer den früheren Himmelstürmer Guttzeit aus seinen älteren Schriften kennt, der ist erstaunt, mit welcher philosophischen Ruhe und Gründlichkeit er in dem vorliegenden Buche ein Problem behandelt, das vor ihm schon viele in Bewegung

gesetzt hat, und das auch nach ihm noch manchen Bearbeiter finden wird. Aber spätere Behandlungen dieses Stoffes werden nur noch geschichtlich vorgehen können, da wir heute zu der Anschauung gekommen sind, daß Schamgefühl, Sittlichkeit und Anstand geographische Begriffe sind, die auch mit der Zeit innerhalb ihres Bezirkes wechseln. Und diese wechselnden Anschauungen stellt Guttzeit in seinem Buche in gut geordneter Weise dar, um unter Zuhilfenahme einer reichen Stoffsammlung den Nachweis zu erbringen, daß keine besondere Anschauung über Schamgefühl, Sittlichkeit und Anstand irgendwelchen Anspruch auf Allgemeingültigkeit hat, daß aber doch — für den vernünftig denkenden Menschen setze ich hinzu — aus der Natur des Menschen und der Sache sich diesen Anschauungen gegenüber bestimmte Begriffe feststellen lassen, von denen der Verfasser hofft, daß sie als gesunder Zug der Zeit uns zu einer Vernatürlichung unseres Fühlens und Denkens bringen werden. Und dieses natürliche Schamgefühl sieht Guttzeit darin, daß man gewisse Dinge meidet und unterläßt, aus Rücksicht auf unsere Mitmenschen oder eigentlich der fühlenden Wesen allgemein. Dieses Schamgefühl ist also das natürliche Taktgefühl, der Takt des Herzens, der aus sich heraus beurteilen kann, was wahrhaft anständig und vornehm ist. Mit dieser Begriffbestimmung ist gewiß der Verkehr der Menschen geregelt, selbstverständlich, sobald es gelungen wäre, dieses Ideal einer vernünftigen Erziehung bei allen Menschen zu erreichen. Wir sind wenigstens auf dem Wege dahin und Guttzeit bespricht ausführlich alle neueren Bestrebungen, wie Licht- und Luftbäder, Nackttturen usw., die uns wieder zu Menschen erziehen wollen, die natürlich fühlen und denken lernen sollen. Sehr beherzigenswerte Worte widmet der Verfasser auch der Unsittlichkeit und Unzucht in Schriften und Bildern, indem er auch hier eine vernünftige Erziehung verlangt, um solche Erzeugnisse, die auf Erregung der Lüsternheit hinzielen, weil sie geschäftlichen Gewinn bringen sollen, einfach überflüssig zu machen. Überall bietet sich hier genug Stoff zum Nachdenken und Guttzeit hat sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er angesehene Schriftsteller zu Worte kommen läßt, um uns zu Vergleichungen anzuregen. — Die beigegebenen 75 Bilder sind gut ausgewählt, um das Verständnis des Textes zu erleichtern. Ihm.

Sexual-Probleme, Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik. Herausgeber Dr. med. Max Marcuse. Frankfurt a. M. 1911 und 1912. J. D. Sauerländer.

Die vorliegenden zwölf Hefte des siebenten (August bis Dezember 1911) und des achten (Januar bis Juli 1912) Jahrganges der „Sexual-Probleme“ erweisen die erfreuliche Fortentwicklung unserer Sexologie, deren gelesenste Zeitschrift die „Sexual-Probleme“ sind.

Aus der Fülle der in ihr, die eine nicht mehr zu missende Revue des Sexuallebens und seiner Erforschung darstellt, enthaltenen größeren Arbeiten seien die folgenden Artikel besonders hervorgehoben, in denen teils neue Fragen des Sexuallebens angeschnitten, teils alten Problemen neue Gesichtpunkte abgewonnen oder wissenschaftlicher Behandlung unterzogen werden. Es sind dies die Artikel: Über die Sexualität im Kindalter von L. Loewenfeld, — Die volkpsychologischen Unterschiede in der französischen und deutschen Sittlichkeitgesetzgebung und -rechtsprechung von Dr. Eugen Wilhelm, — Der Eunuch; ferner Unfälle beim geschlechtlichen Verkehr von Dr. Lipa Bey, — Die Entstehung der Exogamie, — Krankhafte Eifersucht und Eifersuchtwahn von Dr. Karl Birnbaum, — Recht- oder Beweisfrage von Dr. Eduard R. v. Liszt, — Die Folgen der Blutverwandtschaft-Ehe von Dr. Hermann Rohleder, — Die Arbeit der Dirne von Dr. Heinz Potthof, — Die frigide Frau von Dr. med. Otto Adler, — Der gegenwärtige Stand der Familienforschung von Dr. Arthur Crzellitzer, — Die Zeugungunfähigkeit des Mannes von Dr. med. Max Marcuse, — Zwei Typen der Märchenerotik von A. J. Storfer, — Das menschliche Haar und seine Beziehungen zur Sexualsphäre von Dr. Oskar Scheuer, — Die Psychologie der Frauen von Henriette Furth, — Koloniale Mischehen in biologischer Beziehung von H. Fehlinger, — „Schlafburschen“ und „Möblierte Zimmer“ von Victor Noack, — Das Versehen der Schwangeren in Volkglauben und Dichtung von Fritz Rahn, — Frauenerwerbarbeit, Frauenkrankheiten und Volkvermehrung von Dr. Max Hirsch.

Nicht weniger wertvolles Material enthält die Rubrik „Rundschau" mit ihren Hunderten von Nachrichten über Vorgänge des sexuellen Lebens und vor allem über die zuweilen wirklich recht absonderliche deutsche Rechtsprechung über Sexualdelikte, und die Rubrik „Bibliographie" mit ihren trefflichen Referaten.

Friedrich J. Bieber.

Vierteljahrberichte des wissenschaftlich-humanitären Komitees. Fortsetzung der Monatberichte und des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgeber Dr. Magnus Hirschfeld, III B. (Oktober 1911 bis Juli 1912), 512 S. 8°, Leipzig, Max Spohr.

Der vorliegende dritte Jahrgang der „Vierteljahrberichte" steht seinen Vorgängern nicht nach. Das zielbewußte und beharrliche Wirken des wissenschaftlich-humanitären Komitees zeitigt bescheidene, aber schöne Erfolge im Kampfe des bewußt homosexuellen Teiles der europäischen Menschheit gegen Unwissenheit und Unduldsamkeit. Nach dem Rückschlag in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts ist in den homosexuellen Emanzipationbestrebungen im Deutschen Reiche ein, wenn auch nur allmählicher, so doch sichtlicher und stetiger Fortschritt festzustellen. Es ist nicht nur die Zahl der sich offen als Mitkämpfer und Mitstreber bekennenden gestiegen, abgesehen davon, daß führende deutsche Gelehrte, wie Häckel, A. Eulenburg, Freud und Krauss, die Bemühungen des wissenschaftlich-humanitären Komitees fördern, sondern es hat auch die Beachtung, Anerkennung und das Verständnis für die Homosexualität überhaupt in ethnologischen, medizinischen und juristischen Kreisen zugenommen, was im letzten Jahre in häufigen Freisprechungen und der Verhängung ganz geringer Strafen bei Anklagen aus § 175 in Erscheinung trat. Diese Erfolge sind sicherlich erfreulich. Geht es doch den Heterosexuellen im Deutschen Reiche auch nicht zum Besten: Jedes Mittel, das geeignet ist, auf eine Konzeptionverhütung im außerehelichen Verkehr hinzuwirken, ist nach der Rechtsprechung des Reichgerichts unzüchtig (Sexualprobleme, 8. Jahrgang, Seite 518)! Auch im Kampfe gegen das Erpressertum erzielte das wissenschaftlich-humanitäre Komitee viele Erfolge. Besonderes Gewicht wurde auf die Information jener Faktoren gelegt, die berufen sind, das neue deutsche Strafgesetzbuch zu schaffen, in dessen Vorentwurf der § 175 als § 250 wiederkehrt.

Die „Kritischen Äußerungen über den Homosexualitätparagraphen 250 usw." nehmen denn auch in allen vier Vierteljahrberichten einen großen Raum ein. Von weiteren größeren und bedeutsamen Arbeiten seien genannt, außer den Abhandlungen und Äußerungen zur Schutzalterfrage: J. Leo Pavia, Die männliche Homosexualität in England mit besonderer Berücksichtigung Londons (Fortsetzung), — Dr. jur. W. Leonhardt, Die Homosexualität in der ältesten deutschen Dichtkunst, — Dr. Hirschfeld, Über den Begriff der „Widernatürlichkeit", — Gründe für das Angeborensein der Homosexualität, — ferner die biographischen und literarischen Artikel von Ed. Bertz, Dr. Numa Praetorius und Hans Land. Hunderte von Tatsachen sind wieder in der Rubrik „Materialien" über Erpressungen aus § 175, über Selbstmorde Homosexueller und über Transvestiten zusammengetragen. Die Bibliographie der Homosexualität im Jahre 1910 und aus dem Jahre 1911 hat nach wie vor den vortrefflichen Kritiker Dr. Numa Praetorius zum Verfasser. Sie ist ein unerreichbares Vorbild für so manchen Bücherkritiker. Die Summe geistiger, und zwar hochwertiger geistiger Arbeit, die auch der dritte Jahrgang der Vierteljahrberichte darstellt, erhärtet es, daß es geradezu eine geistige Elite ist, die in diesen Blättern frei und unerschrocken für die Homosexualität und ihr Recht eintritt.

Friedrich J. Bieber.

Naturgesetze der Liebe. Eine gemeinverständliche Untersuchung über den Liebeeindruck, Liebedrang und Liebeausdruck, mit 2 erläuternden Tafeln in Farbendruck, von Dr. Magnus Hirschfeld. 281 Seiten 8°. 1912. Alfred Pulvermacher & Co., Berlin.

Es ist eigentlich sehr verantwortlich, für die „Anthropophyteia" Buchreferate zu schreiben. Die wissenschaftliche Bedeutung unserer Jahrbücher ist wohl der Grund, daß bei der Redaktion der „Anthropophyteia" Bücher einlaufen, deren Gediegenheit mit wenigen Ausnahmen so zweifellos ist, daß der Referent in die Gefahr kommt, zu wenig über die Arbeit zu sagen.

Unbedingtes Lob erheischt das neueste Werk Dr. Hirschfelds, in dem es der rühmlichst bekannte Gelehrte unternimmt, die Naturgesetze der Liebe zu ergründen, so weit dies bei dem gegenwärtigen Stande der Naturforschung eben schon möglich ist. Denn wie jede Anziehung in der Natur, beruht auch die Liebe auf Gesetzen, die eins sein müssen mit denen, die Welten und Atome um- und zueinander treiben, auf Gesetzen, die wir noch nicht allseitig gründlich studiert haben. Den Weg zur Erkenntnis in seinem geistreichen, und durch eine fesselnde Darstellung ausgezeichneten Buche gewiesen zu haben, wird ein unbestreitbares Verdienst Dr. Hirschfelds sein. Das Buch ist Haeckel gewidmet. Fast jede Seite bringt neue und glänzende Bemerkungen. Hirschfeld erweist sich hier nicht nur als der alle Gebiete der Sexualbetätigung beherrschende Beobachter, sondern auch als ein sehr gewandter Schriftsteller, der auf kaum 300 Seiten einen Stoff verarbeitet hat, der in die Sexualwissenschaft ausreichend einführt. Hirschfeld selber lehnt es ab, in dem Buche Erschöpfendes über die Naturgesetze der Liebe zu sagen. Dazu sei der Komplex der Liebefragen bisher zu wenig biologisch erforscht und untersucht worden, und dazu sei vor allem das Gebiet zu unerschöpflich groß. Jede Seite des Buches ist ein Fürsprecher für die Disziplin, deren Ausbau die „Anthropophyteia" gewidmet sind. Dr. Hirschfeld wäre einer der Berufensten, mit den Ergebnissen, zu denen die in den Anthropophyteia mitgeteilten Erhebungen und Studien führen, einen großen Leserkreis vertraut zu machen.

Friedrich J. Bieber.

Sullo studio dei riti nuziali. — Belazione del dott. Raffaele Corso. (Primo Congresso di Etnografia Italiana, Roma 19.—24. Ottobre 1911), 11 S. 8°, Sonderabdruck.

Corso, den Lesern der „Anthropophyteia" als einer der glänzendsten und berufensten Mitarbeiter wohl bekannt, gibt in diesem Kongreßbericht eine Übersicht über den Stand der Folkloreforschung in Italien, soweit sie sich auf Sitte und Brauch bei der Eheschließung bezieht und weist den Fachgenossen den Weg zu ersprießlicher Arbeit auf diesem gerade in Italien mit seinen noch immer lebendigen uralten Traditionen noch eine reiche Ernte verheißendem Gebiete der Volkkunde. Es ist eine ebenso gelehrte als lehrreiche Studie, die Corso als einen würdigen Schüler Altmeister Pitrès zeigt. Friedrich J. Bieber.

Hartmann, Dr. Georg: Die Mischrassen in unseren Kolonien, besonders in Südwestafrika. 1912. 19 S. 8°, S.-A.

Dr. Hartmann behandelt in dem vorliegenden Vortragbericht ein äußerst verwickeltes Rassenproblem, die Mischlinge, und zwar im besonderen die Mischlinge in den deutschen Kolonien. Es ist sicherlich ein Beweis des Ernstes und der Gründlichkeit, mit der die Deutschen kolonisieren, daß sie in dieser für die Zukunft der deutschen Kolonialreiche bedeutungvollen Frage Stellung zu nehmen suchen und sogar auf gesetzgebendem Wege — wie eine vor kurzem im Deutschen Reichtage abgeführte Debatte erwies — Vorsorge im Interesse der lichthäutigen Europäer zu treffen versuchen. In Deutschafrika erweist sich der Neger vorläufig noch als das sieghafte Rassenelement, das die anderen, die sich mit ihm vermischen, mehr oder weniger vernegert. Die Zahl der Europäer in den deutschen Kolonien, noch mehr die Zahl jener, die sich mit Negern geschlechtlich vermischen und gewollt oder ungewollt Nachkommen zeugen, ist gegenwärtig noch zu gering, um über die Entwicklungmöglichkeiten einer deutsch-afrikanischen Mischrasse zu einem sicheren Schlusse zu gelangen. Wie die Erfahrungen der Holländer auf den Sundainseln beweisen, scheint die Tropennatur der Entwicklung einer germanisch-negerischen Mischrasse eher hinderlich zu sein. Die Südeuropäer dagegen, selber das Produkt Jahrtausende andauernder Rassenmischung, so die Spanier und Portugiesen wie auch die Italiener, haben eine ganze Reihe von Mischvölkern in ihren Kolonialreichen entstehen lassen.

Hartmann versteht es, das Thema bei aller Kürze von verschiedenen Standpunkten zu beleuchten. Insbesondere betont er das soziale Moment dieser Frage, was um so wichtiger ist, als ja die Bewohnerschaft des Deutschen Reiches selber in zwei, nur mehr wenig durch gemeinsame Interessen aneinander gebundene Teile zerfällt, in das Proletariat mit seinem Streben und Kämpfen nach politischer und wirtschaftlicher Gleichheit und Freiheit auf der einen, das Bürgertum mit seinen Idealen von Kaiserherrlichkeit, Waffenruhm und Wohlleben auf der anderen Seite,

die sich fremder gegenüber stehen als zwei Rassen. Das erweist auch Hartmann (S. 918), wenn er sich der sozialdemokratischen Phrase von der Gleichheit der Menschen entgegenzutreten bemüßigt sieht. Der Sozialdemokratie ist die anthropologische Gleichheit der Menschen mehr oder weniger Hekuba. Das gibt Hartmann selber zu (S. 918), wenn er ausführt, daß vor der harten Frage zu leben oder zu sterben, auch die Rassenfrage schwindet. Daß aber die Rassenfrage von Tag zu Tag an Bedeutung gewinnt, geht auch aus den von hoher Begeisterung getragenen Schlußausführungen hervor. Friedrich J. Bieber.

Havelock Ellis. Die Welt der Träume. Deutsche Originalausgabe, besorgt von Dr. Hans Kurella. XII, 296 Seiten 8°, Würzburg, Curt Kabitzsch (A. Stubers Verlag), 1911, Preis broschiert 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Den sieben Bänden seiner sexual-psychologischen Studien läßt Ellis ein Buch über den Traum folgen, und zwar vornehmlich über seine eigenen Träume. Es sind wesentlich introspektiv angestellte Traumstudien, die aber nicht vom psycho-analytischen Standpunkte betrachtet sein wollen. Ellis' Material beruht auf der im Laufe von zwanzig Jahren gesammelten Tatsachen, d. h. Traumerlebnissen, die er stets nach ihrem Auftreten festgehalten hat und die so sicher tatsächlich sind, als man es eben von dem Stoffe selber erwarten kann. Es sind sozusagen Normalträume, und Ellis will mit dieser Arbeit nur einen anspruchlosen Beitrag zur Psychologie der Träume geben, nur die Elemente der Traumerscheinungen. In den Träumen sieht er den Schlüssel, der das Leben als Ganzes erschließt, mit anderen Worten: „Sage mir, was Du träumst, und ich sage dir, wer und was du bist." Im Traume und durch seine Deutung enthüllt sich uns das Geheimnis dessen, was wir bisher Seele nannten, das im Unbewußten verborgene wahre Sein des Menschen, jene chemisch-mechanischen Vorgänge in der Nervensubstanz, die wir heute noch nicht erkenntnistheoretisch ergründen und erklären können. Dr. Kurella, der bewährte Herausgeber der Schriften „Ellis", hat auch dieses Buch mit literarischen Hinweisen ergänzt und einige Bemerkungen über die mythen- und religiongeschichtliche Bedeutung des Flugtraumes aus Eigenem beigesteuert und die Indices angefertigt.

Ellis gliedert seine Traumstudien in zehn Kapitel. Sie handeln von den Träumen überhaupt, von den Elementen des Traumlebens, von der Logik des Traumes, von den Sinnen im Traume, von den Gemütbewegungen der träumenden Seele, vom Flugtraume, von der Symbolik der Träume, das er in eine Einleitung und in eine Abhandlung über die Traumdeutung gliedert, von den Träumen von Verstorbenen, von dem Gedächtnisse im Traume und deren letztes die Ergebnisse seiner Traumstudien zusammenfaßt und in dem Gedanken Bergsons ausklingt, daß gegenüber dem vollständigen psychischen Leben im Traume. dem bewußten wie dem unbewußten, das beengte Leben das des Wachens ist und daß auch die Traumforschung ein Wegweiser zum Unendlichen, ein Pfad ist, der schließlich einmal zum Herzen des Weltalls führen könnte, zur Erkenntnis des wahren Seins, wie es uns der Monismus verheißt.

Und wie Ellis selber Freuds Buch „Die Traumdeutung" als die originellste, die kühnste und herausfordernste der neueren Schriften über die Träume bezeichnet und ihm als dem profundesten unter den modernen Seelenforschern huldigt, so können auch wir nur dieses Buch, das selber ein Wegweiser zu einer Biologie der Zukunft ist, allen Denkenden, nicht nur den Fachgenossen, mit dem aufrichtigen Wunsche empfehlen, daß sie daraus die gleiche Bereicherung und Beruhigung schöpfen mögen, wie ich. Freilich vermisse ich eine Auseinandersetzung über Träume und Geschlechtleben in der Folklore. Wie nur brachte es Ellis übers Herz, die in ihrer Art für die Traumforschung einzigen Erzählungen der Anthropophyteia unbesprochen und unerwähnt zu lassen? Friedrich J. Bieber.

Freimark, Hans: Die okkultistische Bewegung. Eine Aufklärungschrift. Leipzig 1912, 79 Seiten gr.-8°.

— Moderne Theosophen und ihre Theosophie. Leipzig 1912. 72 Seiten gr.-8°. Wilhelm Heims.

Geblendet vom riesigen Aufschwung der Naturwissenschaft und Technik, sowie von der Entstehung ehedem unfaßbar großer wirtschaftlicher Hilfquellen, die gesellschaftliche Verschiebungen zur Folge haben, übersieht man leichtfertigerweise die Rebellierung der Massen, die in geistiger Rückständigkeit verbleiben. Man übersieht es wohl aus Unkenntnis, daß die Menge ihre Erotik nicht zu sublimieren vermag, sich jedoch austoben will, ohne dem Strafgesetz zu verfallen. Dieser Sehnsucht kommen die Okkultisten und Theosophen bereitwillig entgegen, deren Lehren nichts anderes als verkappte Sexualbefriedigung darstellen. Daß sich die männlichen und weiblichen Führer und Verführer dabei bereichern, das fällt nicht so stark ins Gewicht als die unverkennbar kulturfeindliche, kulturzersetzende Macht der Bewegung. Es droht die Gefahr, daß man die Intellektuellen dank der neuen Organisationen majorisieren und unterdrücken werde. Wer bürgt uns vor der Wiederkehr verhängnisvollsten Zauberglaubens? Wer schützt uns davor?

Freimark, ein tüchtiger Sexualforscher, Mitarbeiter an den Anthropophyteia, studiert seit vielen Jahren das soziale Übel, das die Volkverdummer in die Welt setzen und unternimmt auf Grund seiner Vertrautheit mit deren Gebaren den Kampf gegen sie. Schon allein die Erwägung, daß aus den Kreisen der Okkultisten und Theosophen die grimmigsten Feinde unseren Anthropophytei-Studien erwachsen, müßte uns bestimmmen, die zwei vorliegenden Abwehrschriften Freimarks, die zum Angriff gegen die Finsterlinge aneifern, aufs freudigste zu begrüßen. Die geschichtlichen Darlegungen Freimarks sind vorzüglich, sehr gut auch die Hervorhebung des erotischen Momentes sowohl im Okkultismus als in der Adyar-Theosophie, doch sind die zwei letzteren Abschnitte etwas zu knapp gehalten. Das ist ja der wahre Untergrund der Mystizismen, den man vorerst bloßlegen muß, um den Halb- und Ganznarren der Heiligengefolgschaften die Augen zu öffnen. Hat sich einmal wieder, wie einst eine erotische Besessenheitepidemie über deutsche Lande ausgebreitet, so helfen weder Polizei noch Gerichte dagegen, weil wir doch nicht einmal die Gewißheit haben, daß diese Kreise vor dem Ergriffenwerden unbedingt verschont bleiben. Aufklärung verbreitet auch der Abschnitt über Theosophie und Geschäft. Die Wundermänner und verzückten Weiber predigen immer Entsagung von nichtigen, irdischen Gütern, und um ihren Opfern die Erreichung der höchsten Vollkommenheit zu erleichtern, befreien sie sie von den Sorgen um ihr Hab und Gut.

Freimark ist ein ausgezeichneter Schriftsteller, doch fehlt ihm ein Einschlag von Spott und Sarkasmus, die sicherer die Propheten und Geisterseher töteten als gründliche Aufdeckung des Gimpelfanges. Die von unserem Krauss herausgegebenen „Böhmischen Korallen aus der Götterwelt“ entzogen z. B. den Götter- und Mythenerzeugern den Boden, so daß die Humbugmacher rettunglos der Lächerlichkeit anheimfielen. Auf ähnliche Weise käme man am ehesten auch den Okkultisten und Theosophen bei. Nach meiner Meinung wäre es eine Pflicht des Staates, diese zwei Schriften Freimarks zu hunderttausenden von Exemplaren unentgeltlich unter das Volk zu verbreiten, ne quid res publica detrimenti capiat.

Friedrich J. Bieber.

P. Saintyves, Les Reliques et les Images légendaires, 334 Seiten 8°, Paris, Mercure de France, 1912.

In dieser geistvollen Arbeit behandelt Saintyves eines der bemerkenswertesten Gebiete des in der europäischen Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts nicht weniger als bei den weltfernen Papua oder Kaffitscho lebendigen Zauberglaubens. Tritt er uns hier auch in christlicher oder verchristlichter Gestalt entgegen, so ist er doch nichts anderes als ein ewig grüner Zweig aus der Urzeit der Menschheit, aus jenen Zeiten und Kulturstufen, die noch keine geoffenbarten Gottheiten kennen.

Saintyves behandelt in seinem Buche an erster Stelle das Blutwunder des römisch-katholischen Heiligen Januarius von Neapel, wobei seine Feststellung bemerkenswert ist, daß der Blutzauber ein spezifisch katholischer Glaube sei. Er entwickelt die Genesis dieses Glaubens und gibt uns eine wissenschaftliche Erklärung der blutenden Reliquien. Dieses ganze Wunder ist ja im besten Falle ein recht harmloses chemisches Kunststück. Die Welt will betrogen sein!

Dann unterzieht er die Buddha-Reliquien einer eingehenden Kritik, und zwar sowohl die sogenannten Buddha-Geräte, so die Eßschüssel, die Wasserkufe, das Kleid Buddhas usw., als auch die „Fußspuren“ Buddhas, die Grabreliquien, die

Zähne Buddhas, besonders den auf Ceylon verehrten Backenzahn und schließlich den Bodhi-Baum oder Baum der Erkenntnis in Siam. Auch hier erweist sich Saintyves der lebendige Zusammenhang zwischen „toter" und „lebendiger" Religion, der Buddhismus ist ihm ein Fortwirken des alten Vishnu-Kultus und die Reliquien Buddhas nichts anderes als Reliquien einer fernen Vergangenheit, in der auch den indischen Kultur-Völkern das Tier, der Baum — die Baumseele — und die Sonne voll wahren göttlichen Seins waren.

Von den Bildern mit den Augen, die sich schließen und öffnen, führt seine Untersuchung zu den Körper-Reliquien des christlichen Heilandes, die sich von den Haaren bis auf die Vorhaut[1]) erstrecken, Zugeständnisse an eben dem uralten Zauberglauben, in dem das große Heer der Gottgläubigen, seien es nun Christen oder andere, mehr Genügen findet als im geistigen Gottum. Der vorurteillose Leser wird mit Befriedigung zur Gewißheit gelangen, daß der Unterschied zwischen dem Fetischdienst des afrikanischen Negers und den wundertätigen Knochen, Haaren oder Bildern des frommen Bretonen oder Wiener Spießbürgers, nur ein Unterschied im Betriebe ist.

Die zweite Hälfte seines Buches, gegen hundertfünfzig Druckseiten, widmet Saintyves jenen Reliquien und Talismanen, „die vom Himmel fallen". Wie in den vorhergehenden Abschnitten bringt der Verfasser auch in dieser Studie eine schier erdrückende Fülle von Belegen. Dieser Reichtum an ganz oder halb verschollenen Nachrichten auf einem von deutschen Folkloristen auch schon fleißig bearbeitetem Gebiete macht den besonderen Wert dieses neuesten Werkes des rühmlich bekannten französischen Ethnologen aus. Es ist nur bedauerlich, daß ihm bei seinen Studien unsere Anthropophyteia entgangen zu sein scheinen.

Friedrich J. Bieber.

Sartori, Paul: Sitte und Brauch. Zweiter Teil: Leben und Arbeit daheim und draußen, Handbücher zur Volkkunde, B. VI, VIII und 209 S. 8⁰. Leipzig 1911, Wilhelm Heims.

Während der erste Teil der verdienstvollen Arbeit Sartoris Sitte und Brauch der festlichen Tage im Leben des Volkes umfaßte, behandelt dieser Band der wertvollen Sammlung das Alltagleben vornehmlich des deutschen Bauers. Nicht in geringerem Maße als die Menschen auf der Kulturstufe der Urzeit in den Wildnissen der fremden Erdteile, die sich allenthalben von dem Übelwollen unerkannter Gewalten belauert fühlen, hält auch unser Volk — soweit es nicht von der neuzeitlichen Stadtkultur seiner Eigenart entwöhnt und zum heimatlosen Lohnsklaven erniedrigt ist, in nahezu allen Handlungen des täglichen Lebens zähe an alt überliefertem Brauchtum fest. Dieser und jener Brauch soll ihm fast immer nur Schutz und Schirm gegen die noch immer unbegriffene höhere Gewalt sein.

In der Tat ist das meiste von den vielen hundert Sitten und Gebräuchen, die Sartori in diesem Buche mit wahrem Bienenfleiß gesammelt und in äußerst gelungener Weise gruppiert hat, Überrest alten Volkglaubens, ein Rest der Religion unserer Vorväter, die als „Aberglaube" trotz dem Jahrtausend fremden Kirchenglauben lebendig geblieben ist! Als ein überaus wertvoller Behelf ist das Buch Sartoris für den Folkloristen und Kulturforscher sehr willkommen.

Friedrich J. Bieber.

Büchler, Dr. Max: Der Kongostaat Leopolds II. Erster Teil, Schilderung seiner Entstehung und seiner wirtschaftlichen Verhältnisse. Zürich und Leipzig 1912, Rascher & Cie. 235 S. 8⁰.

Dieses Buch ist mehr als die bloße Geschichte des Werdens des großen Kolonialreiches am Kongostrom, das freilich nur dem belgischen Kapitalismus ein Land voll Milch und Honig ist, nicht aber den zwei belgischen Völkern. Büchler, der als kongostaatlicher Justizbeamter in Boma und im Lualaba-Kassai-Distrikt lange Zeit am Kongo lebte, ist es gelungen, in dieser vieltausendsten Schrift über das Kongo-

---

[1]) Vgl. Anthropophyteia IV, S. 437f., das Referat über A. V. Müllers: Die hochheilige Vorhaut Christi.

land — schon 1895 zählte man etwa 3800 Druckschriften über Land und Leute — Neues zu bringen. Der Inhalt dieses ersten Teiles seiner auf zwei Bände berechneten Kongomonographie ist im Untertitel gegeben, der freilich keine Vorstellung vom Fleiße des Verfassers und seinem Geschick gibt, in dem eng gesteckten Rahmen hunderte von Nachrichtenzitaten und Nachweisen zu bringen. Er behandelt darin die Vorgeschichte des Kongo, das „von der Parteien Gunst und Haß verwirrte" Charakterbild König Leopold II. und dessen Stellung zu dem innerafrikanischen Problem, die seinen Namen für alle Zeiten — seien die Beweggründe seiner Kongopolitik welche immer gewesen — mit der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Innerafrikas verknüpft. War doch die Erschließung Afrikas von 1855 bis zu seinem Tode 1909 seine Lebensarbeit. In den folgenden Abschnitten behandelt Büchler: Stanley, der ja längst als Übertreiber (s. S. 123) erkannt worden ist, dessen erste Kongofahrt, die Gründung des Kongostaates, wobei er den unbestreitbaren Verdiensten des Deutschen Pechuël-Loesche und des Franzosen Sarvognan de Brazza gerecht wird, unter Beibringung vertraulicher Dokumente, und die große Berliner Afrikakonferenz von 1884/1885. In einem umfangreichen Schlußabschnitt gibt Büchler eine kultivationwirtschaftliche Übersicht über Erze, Nutzpflanzen, Elfenbein und anderes.

Finden wir auch für unsere „Anthropophyteia"-Studien keine Ausbeute in dem I. Buche Büchlers — der sicherlich am Kongo und besonders vermöge seiner Stellung als Richter reiches Material über Sitte, Brauch und Recht der Kongovölker zu sammeln Gelegenheit hatte — so verdient es doch eine warme Empfehlung an dieser Stelle. In Bula Matari, wie die Neger am Kongo nach Stanleys Spitznamen den Kongostaat nennen, harrt noch eine reiche Ernte. Friedrich J. Bieber.

Excelsior: Michael der Große. Eine Kaiserbiographie der Zukunft. VII und 146 S. 8⁰. Leipzig 1912, Ethnologischer Verlag.

Einer unserer namhaftesten Kulturhistoriker und bewährter Mitarbeiter der „Anthropophyteia", ein wahrer Patriot und ein Deutscher, dem sein Volk und dessen Zukunft im Wettbewerb der Nationen um die Weltherrschaft über alles geht, hat diese geistvolle Utopie verfaßt. Er führt uns in der Erzählung des reformatorischen Wirkens einer ideellen Kaisergestalt in das Deutschland einer fernen oder vielleicht allzunahen Zukunft, in dem sich manches gewandelt hat und von einer besseren Einsicht hinweggefegt ist, was heute noch in deutschen Landen wahrer Kulturentwicklung und dem zu erstrebenden Aufschwung in der Lebenführung des Volkes hindernd im Wege steht. Excelsior läßt ein Deutschland vor uns erstehen, in dem frohe Wirklichkeit geworden ist, was die besten unseres Volkes erträumt haben, und er weist uns den Weg, auf dem wir dazu gelangen können. Er hält uns nicht einen Spiegel der heutigen Zustände vor, sondern zeigt uns die Möglichkeit der Wiedergeburt und wie wenig eigentlich zu tun nötig wäre, damit wir zu jenem erträumten Reich Michaels des Großen kämen.

Von dem, was uns hier im besonderen interessiert, vom Geschlechtleben, handeln S. 83 bis 88, wo von der Prostitution die Rede ist, die der Verfasser in seinem Staate nicht unterdrücken und abschaffen, sondern durch Hygiene und die Behandlung aller Geschlechtkrankheiten von Staats wegen, ihrer Gefahren für die Volkgesundheit entkleiden will. Dagegen will er die Bordelle abschaffen und die Lustmädchen in ihr Recht als Menschen einsetzen.

Ein besonderes Kapitel widmet er der „Frauenfrage", der modernen Frauenverbildung, der vor allem zu erstrebenden Erziehung der Mädchen zur Ehe, in welcher Erziehung und in einem für alle Mädchen ohne Ausnahme, obligatorischen „hauswirtschaftlichen Dienstjahre" er die Grundlagen einer glücklichen Ehe und eines gesunden Familienlebens erblickt. Das Buch sei bestens empfohlen.

Friedrich J. Bieber.

Luedecke, Hugo E.: Der Dialog vom freien Erdenbürger. Leipzig 1912, Ethnologischer Verlag. 37 S. 8⁰.

In formvollendeten und klangvollen Versen rollt Luedecke, der den Lesern der „Anthropophyteia" als Mitarbeiter wohlbekannt ist, in diesem Opus Bilder voll orientalischer Pracht, Üppigkeit und Wildheit vor uns auf, mit einer Gestaltungkraft, die eine längst verklungene und versunkene Welt neu vor unserm Auge er-

stehen läßt. Er führt uns nach Babylon, in die Sterbestunde Alexanders, um in einem Zwiegespräch zwischen dem sterbenden Beherrscher Asiens und seinem alten Lehrer Autonomos, in dem dieser den Königgott zur Erkenntnis echten Menschentumes bringt, wahrer Freiheit einen Hymnus zu singen. Luedecke erweist sich hier als ein gedankenvoller Dichterphilosoph. Friedrich J. Bieber.

Einläufe.

Boas, Franz: Handbook of American Indian languages. Part 1. with illustrative sketches by Roland B. Dixon, P. E. Goddard, William Jones and Truman Michelson, John B. Swanton and William Thalbitzer. — Smithsonian Institution, Bureau of Ethnology, Bulletin 40. Washington 1911, p. 1069, gr. 8°.

Hrdlička, Aleš: Contribution to the Anthropology of Central and Smith Sound Eskimo. — Anthropological papers of the American Museum of Natural History, Vol. V. Part II. New York 1910, p. 179—280 with 14 plates.

Wissler, Clark: The social life of the Blackfoot Indians. — Anthr. pap. of the Am. M. of Nat. Hist. — Vol. VII. Part I. N. York 1911, p. 64. gr. 8°.

Dávalos Y Líssón, Pedro: La Prostitución en la ciudad de Lima. Lima, Imprenta la Industria 1909, p. 97. 8°. (Im Auftrag des Ministeriums.)

Paramisa Amare Raleskr Jezu Christi Duk te meripen (Die Leidengeschichte unseres Herrn Jesu Christi in der Sprache der deutschen Zigeuner). Striegau 1911, Theodor Urban. S. 16, 8°. (Von Herrn Macfie, Sekretär der Gypsy Lore Society in Liverpool.)

Wiedemann, A.: Ägypten (1909), S.-A. Jb. d. Geschichtwissenschaft, Berlin 1909. Jg. XXXII, p. 26, 8°.

Corvin, junior: Klerikale Sittlichkeit. Leipzig, Verlag Bio 1911, 30 S., 8°.

Roda Roda: Junker Marius. Ein Buch für Backfische. Berlin 1911, 259 S., kl. 8°. Schuster & Löffler.

Swanton, John R.: Indian tribes of the lower Mississipi Valley and adjacent coast of the gulf of Mexico. Washington 1911, VII, 387, 8° with 32 plates, Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 43.

Fewkes, Jesse Walter: Preliminary report on a visit to the Navaho national monument Arizona. Washington 1911, IV, 35, 8° with 21 plates. Smith. Inst., B. of Am. Ethn., Bull. 50.

Sadger, Dr. **J.:** Beiträge zur Sexualfrage. 3 S. S.-A. Ztrbl. für Psychoanalyse 1911.

Indian languages of Mexiko and Central America and their geographical distribution by Cyrus Thomas assisted by John R. Swanton. Accompanied with a linguistic map. Washington 1911, p. 108, 8°. — Smith. Inst. Bull. 44.

Antiquities of the Mesa Verde National Park Cliff Palace by Jesse Walter Fewkes. Wash. 1911, p. 82, 8°, with 35 plates and 4 Fig. — Smith. Inst. Bull. 51.

Touton, Prof. Dr. med.: Über die wissenschaftlichen Fundamente der Lehre von den sexuellen Abstinenzkrankheiten und die praktischen Konsequenzen für die D. G. B. G. Vortrag geh. auf der Jahresversammlung der D. G. B. G. in Dresden am 10. Juni 1911. 36 S., gr. 8°. Leipzig 1911, Ambrosius Barth.

Wilhelm, Dr. **Eugen:** Die volkpsychologischen Unterschiede in der französischen und deutschen Sittlichkeitgesetzgebung und Rechtsprechung. S.-A. Sexualprobleme 1911, 10. Heft.

Althoff, G.: Die entsiegelte Schrift. 3. Heft. Der tötende Buchstabe und der lebendig machende Geist. Lorch (Wttbg.) 1911, S. 16, kl. 8°.

Brandt, Paul: Sappho. Ein Lebenbild aus den Frühlingtagen altgriechischer Dichtung. Leipzig (v. J.) X, 144 kl. 8°. Friedrich Rothbart.

—, —: P. Ovidi Nasonis Amorum libri tres. Leipzig 1911, 239, gr. 8°. Dieterich (Theodor Weicher).

Marcuse, Max: Sexualleben und Arbeitleistung. S.-A. Medizin. Reform, Berlin 1911, S. 16, gr. 8°.

Homunculus (Dr. Robert Weil): Aus meiner Werkstatt. Wien 1911, 39 S., kl. 8°. Selbstverlag.

Major, Julius J.: Bosnische Lieder. Auf Grund der Originalmelodien zusammengestellt und mit Pianofortebegleitung versehen Julius J. Major. Budapest 1911 (20 Lieder), 33 S.

Schachtzabel, Dr. **Alfred**: Die Siedelungverhältnisse der Bantu-Neger. Mit 4 Tafeln, 36 Textfiguren und 2 Karten. Supplement zu B. XX des Intern. Archivs f. Ethnographie. Leiden 1911, E. J. Brill, 79 S., gr. 4°.

Hirschfeld, Dr. **Magnus** und Dr. **Ernst Burchard**: Spermasekretion aus einer weiblichen Harnröhre. Ein Mann mit vollkommen weiblichen äußeren Genitalien. S.-A., 11 S., D. Med. Wochenschrift, Leipzig 1911.

Corso, Dr. **Raffaele**: Sullo studio dei riti nuziali. Primo congresso di etnografia italiana. Roma 1911, p. 11, 8°.

Levy, Ludwig: Das „Steinewerfen" in Koheleth 3, 5, in der Deukalionsage und im Hermeskult. S.-A., 12 S., 8°.

Belucci, Prof. **Giuseppe**: La placenta nelle tradizioni italiane e nell' etnografia. Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. Vol XL, 1910, p. 39, 8°.

Jorgovan: Koledar za mladež za prijestupnu godinu 1912. Pola 1911.

Kahane, Dr. **Heinrich**: Der defekte Mensch (Zwang und Drang in der psychischen Mechanik). Wien 1912, 88 S., gr. 8°, Georg Szelinski.

—, —: Grundzüge der Psychomechanik. I. Teil: Die Autonomie der Seele. Wien 1912, 48 S., gr. 8°, G. Szelinski.

Major, Julius J.: Lieder der Sabatharier nach dem Gesange der Dorfältesten in Bözödujfalu in Noten gesetzt und harmoniert. — Ins Deutsche übertragen von Irene Gerö-Cserhalmi. Budapest, Méry Béla.

Catalogo della mostra di etnografia italiana in piazza d' armi. Bergamo 1911, p. 183, 8°. (Von Dir. Prof. Loria.)

Thurnwald, Dr. **R.**: Die Denkart als Wurzel des Totemismus. S.-A. Korr.-Bl. d. D. Ges. f. Anthr. XLII. 1911.

—, —: Über ethno-psychologische Untersuchungen bei Naturvölkern. S.-A. Verh. d. 83. Vers. D. Naturforscher und Ärzte, Karlsruhe 1911.

Spiess, C.: Beiträge zur Kenntnis der Religion und der Kultusformen in Süd-Togo (Evhe-Gebiet), mit 8 Abb. — S.-A. Baessler-Archiv, B. II. B. G. Teubner, Leipzig 1911.

Hirschfeld, Dr. **Magnus**: Die biologischen Wurzeln der Askese. S.-A. Geschlecht und Gesellschaft VI. 11.

—, —: Kastratenstudien. Untersuchungen über sexuellen Chemismus. S.-A. Sexualprobleme 1912. 2. Heft.

Gjorgjevič, Tih. R.: O srpskim ženama. Belgrad 1912, 19 S., 8°.

Satriani, Raffaele Lombardi: Conti popolari di S. Constantino di Briatico. Vol II. Monteleone di Calabria 1910, p. 67, in 8°. Giuseppe Raho.

Kahane, Dr. **Heinrich**: Das psychogogische Heilverfahren. S.-A. Wiener klin. Wochenschrift XXV, 1912, S. 7.

Freud, Sigm.: Nachtrag zu dem autobiographisch beschriebenen Falle von Paranoia (Dementia paranoides). S.-A. Jahrb. f. psychoanalat. u. psychopatholog. Forsch. III. 1912, S. 3.

Sadger, Dr. **J.**: Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik. S.-A. Ebenda, S. 526—565.

Lenz, Rodolfo: Un grupo de Consejas Chilenas. Estudio de novelistica comparada precedido de una introduccion referente al orijen ila propagacion de los cuento populares (Rev. de folkl. chil. III). Santiago de Chile 1912, p. 152, 8°.

Flores, Eliodoro: Adivinanzas corrientes en Chile recopiladas por. — Santiago de Chile 1911, p. 198, 8°.

Goddard, Pliny Earle: Jicarilla Apache texts (Anthrop. papers of the Am. Mus. of Nat. History, Vol. VIII). 276, gr. 8°. New York 1911.

Wissler, Clark: Ceremonial Bundles of the Blackfoot Indians (Anthrop. pap. of the Am. Mus. of Nat. Hist. VII, 2), 223 p., 8°, New York 1912.

Dorsey, James Owen and **Swanton, John R.**: A dictionary of the Biloxi and Ofo languages accompanied with thirty-one Biloxi texts and numerous Biloxi phrases (Smithson. Inst., Bureau of Ethn., Bull. 47), Washington 1912, p. 304, gr. 8°.

Rank, Otto: Völkerpsychologische Parallelen zu den infantilen Sexualtheorien. S.-A. Zentralbl. f. Psychoanalyse III. 8. — Der Sinn der Grieselda-Fabel. S.-A. Imago I.

Wilhelm, Dr. **Eugen**: Die Behandlung der minderjährigen Prostituierten in Frankreich, insbesondere nach dem Gesetz v. 11. April 1908. — 35 S., S.-A. Ztschft. f. d. ges. Strafrechtwiss. XXXIII. 1912.

Praetorius, Dr. **Numa**: A propos de l'homosexualité en allemagne. S.-A. Archives d'anthropologie criminelle 1912, No. 218, p. 3.

Thomas, I. William: Race psychology: Standpoint and questionnaire with particular reference to the immigrant and the Negro. — Helen Culver fund for Race Psychology. Chicago 1912. The Am. Journ. of Sociology, Vol. XVII, 5, p. 51, gr. 8⁰.

Satriani, Raffaele Lombardi: Novelline popolari di S. Costantino di Brèatieo Monteleone di Calabria 1912, 66 p., 8⁰.

Skinner, Alanson: Notes on the eastern Cree and northern Saulteaux. Anthrop. Papers of the Am. Mus. of Nat. Hist. IX. I, New York 1911, 177 p., 8⁰.

Lotz, Frank E.: String-figures from the Patomana Indians of British Guiana. Anthrop. P. of the A. Mof. N. H. XII. I. p. 17.

Fletcher, Alice C. and **Flesche, Francis La**: The Omaha Tribe. — Twenty-Seventh annual Report of the Bureau of American Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution 1905—1906. Washington 1911, 672 p. Lex. Form. With 197 Fig.

Werke der **Gesellschaft für romanische Literatur** in Dresden: B. 25: Der festländische Bueve De Hantone. Fassung I. Nach alten Handschriften mit Einleitung, Anmerkungen und Glossen zum ersten Male herausgegeben von Albert Stimming, LXI, 535 gr. 8⁰, 1911 B. 26: Li quatre livre des Reis. Die Bücher Samuels und der Könige in einer französischen Bearbeitung des 12. Jahrhunderts. Nach der ältesten Handschrift unter Benutzung der neu aufgefundenen Handschriften kritisch herausgegeben von Ernst Robert Curtius. 1911, XCV, 243 S. gr. 8⁰.

Band 27. Sieben spanische dramatische Eklogen. Mit einer Einleitung über die Anfänge des spanischen Dramas, Anmerkungen und Glossar, herausgegeben von Dr. Eugen Kohler, 1911. 365 S. gr. 8⁰.

Vollmöller, Gottfried: Mira-Walzer. Dresden 1912.

Holder, August: Kommerzienrat Robert Vollmöller, Sein Leben und Wirken. Heilbronn a. N. 1912, 40 Seiten gr. 8⁰. A. Scheurlen.

Aarne, Antti: Verzeichnis der Finnischen Ursprungsagen und ihrer Varianten. Hamina 1912, 17 Seiten 8⁰. Suomalaisen Tiedeakatemian Kustantama.

Pitrè, Prof. **Giuseppe**: Per la inaugurazione del corso di demopsicologia nella r. università di Palermo. Prelezione letta il dì 12 gennaio 1911. Palermo 1911, 23 p. Lex.-Form.

Bellucci, Prof. **Giuseppe**: Amuletti italiani e contemporanei, Roma 1911, 21 pag., 8⁰.

Hnatjuk, Volodymyr: Etnografični materijali z Ugorskoj Rusi. T. VI. Folklore aus der Bačka. Ethnogr. Sammlung der Ševčenkogesellschaft, Band XXX. Lemberg 1911. 355 Seiten, gr. 8⁰.

Zeitschriften.

ΛΑΟΓΡΑΦΙΑ ΔΕΛΤΙΟΝ ΤΗΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΛΑΟΓΡΑΦΙΚΗΣ ΕΤΑΙΡΕΙΑΣ ΚΑΤΑ ΤΡΙΜΗΝΙΑΝ ΕΚΔΙΔΟΜΕΝΟΝ. — ΕΝ ΑΘΗΝΑΙΣ 1911, ΤΟΜΟΣ Γ'.

Monatschrift des Bergischen Geschichtvereines, 18. und 19. Jahrgang. Redakteur O. Schell. Elberfeld 1911 f. Martini & Grüttefien.

Ärztlicher Zentralanzeiger, Redakteur Dr. Wolter, Hamburg. XXVI. Jahrgang f. Gebrüder Lüdeking.

Medico. Medizinische Wochen-Rundschau. Redakteur Dr. med. Isenburg. Berlin 1911 f. J. Rosenberg.

Rijks ethnographisch Museum te Leiden. Verlag van den Directeur over het tijdoak van Oct. 1909 tot Sept. 1910. 's-Gravenhage 1911, S. 59 Gr.-8⁰.

Hessische Blätter für Volkkunde (begründet von Adolf Strack), herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkkunde von Karl Helm. Leipzig 1911, B. G. Teubner.

Ungarische Musikologie. Beiblatt der ungarischen Monatschrift „A Zene“ (Die Musik), redigiert von Dr. Anton Herrmann und Julius J. Major. Budapest 1912.

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Volkkunde der Bewohner Ungarns und seiner Nebenländer, herausgegeben von Prof. Dr. Anton Herrmann. I. B. 1887—1911, Budapest 1911.

Národopisny Věstník Českoslovansky. Vydává společnost národopisného musea českoslovanského. Redakčni komise A. Kraus, J. Polivka, V. Tille. Prag 1911/2.

Letopis Matice Srpske, Neusatz 1911/2.

Rivista di letteratura tedesca diretta da Carlo Fasola. Firenze 1911, Successori. B. Seeber.

Das literarische Deutsch-Österreich, Kritische Monatschrift herausgegeben von Dr. Valentin Teirich, XII. Jahrgang. Wien 1912.

Bosanska Vila. List zu zabavu, pouku i književnost. Sarajevo 1911/2. Herausgegeben von N. Kašiković.

Zdravlje. Lekarske pouke o zdravlju i bolesti. Herausgegeben von Dr. R. Vukadinović und Dr. V. Kujundžić, Belgrad 1911/2.

Proceedings of the American Philosophical Society held at Philadelphia for promoting useful knowledge. Vol. L. 1911. Nr. 198 sq.

Folk-Lore. Transactions of the Folklore Society. A quarterly Review of Myth, Tradition, Institution an Custom. Vol. XXII. London 1911. David Nutt.

Revista de Folklore Chileno publicade por la sociedad de Folklore Chileno de Santiago de Chile. Tomo I. 1909—1910. Segunda comunicacion a los membros de la sociedad de Folklore Chileno.

Revista de Folklore Chileno. Tomo II. 1911. 1. Comentarios del pueblo Araucano (La faz social) por Manuel Manquilef, p. 60. — 2. Juegos de bolitas por Maximiano Flores, p. 50. — 3. Costumbres i creencias Araucanas, Neigurehuen. — 4. Baile de Machis por Eulojio Robles Rodriguez, p. 22. — 5. La fiesta de Andacollo i sus danzas por Ricardo E. Latcham, p. 21. — 6. Costumbres i creencias Araucanas: Guillatunes por Eulojio Robles Rodriguez, p. 49. — 7 i 8. Las drogas antiguas en la medicina popular de Chile por Leon Fournier con anotaciones i un anexo del Dr. Rodolfo Lenz, p. 48, 8⁰.

Zentralblatt für Psychoanalyse. Medizinische Monatschrift für Seelenkunde. Herausgeber Professor Dr. Sigmund Freud. Schriftleiter Dr. Wilh. Stekel. I. Jahrgang. 1911. 620 S. Gr.-8⁰. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Pennsylvania Health Bulletin published monthly by the State Departement of Health Samuel G. Dixon M. D. LL. D. Harrisbury 1910—1912.

The Journal of American Folk-Lore edited by Franz Boas, assisted by Alexander Francis Chamberlain und George Lyman Kittredge, published by the Americain Folk-Lore Society. Lancaster, PA., and New York 1911 f. Vol. XXIV and XXV.

Vierteljahrberichte des wissenschaftlich-humanitären Komitees. Fortsetzung der Monatberichte und des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen, mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgeber Dr. med. Magnus Hirschfeld. Leipzig 1911 f. Max Spohr. Jährlich 6 Mk.

A magyar nemzeti múzeum néprajzi osztalyának Értesítöje. Az „Ethnographia“ melléklete. Szerkeszti Dr. Semayer Vilibáld. Budapest 1911/2.

Journal of the Gypsy Lore-Society. Liverpool 1911/2.

Keleti Szemle. Revue Orientale pour les études ouralo-altaïques. Rédigée par Dr. J. Kúnos et Dr. B. Munkacsi. Budapest 1911/2.

Proceedings of the Anthropological Society of Washington. 1910/11.

Neue Heimat. Illustrierte Zeitschrift für Volkkultur, Naturforschung und Landwirtschaft im südlichen Brasilien. Organ der Deutschen Zentralstelle für Naturforschung in Südbrasilien. Herausgeber Hugo E. Luedecke. Porto Alegre 1912. In 8⁰.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkkunde. Herausgegeben von Prümer, Sartori, Schell und Wehrhan. 8. Jahrgang. 1911. 324 S. Gr.-8⁰. Elberfeld, Martini & Grüttefien.

Der Zigeunerfreund. Herausgegeben vom Missionhause in Hausdorf unter besonderer Mitarbeit von Reinhold Urban, Striegau. Heßverlag in Striegau. 1912.

Internationales Archiv für Ethnographie (Organ der intern. Ges. f. Ethnographie). Herausgegeben von Prof. A. W. Nieuwenhuis. B. XX. 1912. Brill, Leiden.

Le maître phonetique. Organe de l'association phonétique internationale, Réd. Paul Passy & D. Jones, Bourg-La Reine & London W. 1912.

Živaja Starina. Osnovana V. J. Lamanskim. Periodičesko izdanie otdelenija etnografii imperatorskago Russkago Geografičeskago Obščestva. God. XX. 1911. St. Petersburg 1911.

Inhalt des VIII. Bandes der Anthropophyteia.

Hodža Buljubašić am Berge ober der Bimbaš. Eine Reise für die Anthropophyteia. Von Mlada Ana Gospoja. — **Umfragen.** 1. Erotische Kinderspiele. Eine Umfrage von Dr. Alfred Adler (Wien.). 2. Nachtwandeln und Mondsucht. Eine Umfrage von Dr. J. Sadger. 3. Die Brautnacht in Glauben, Sitte, Brauch und Recht der Völker. Eine Umfrage von Krauss. (Mit zwei Abbildungen.) 4. Von der Niederkunft in Brauch und Glauben der Völker. Eine Umfrage (vgl. Anthropophyteia III, S. 34—41; VII. S. 258—263) von Mila Kasparek. 5. Die Nachgeburt im Glauben der Völker. Eine Umfrage von Krauss. (Mit zwei Abbildungen.) 6. Fruchtbarkeitzauber. Eine Umfrage von Krauss. (Mit einer Abbildung.) 7. Geschlechtliche Reizmittel. Eine Umfrage. 8. Geschlechtbestimmung im Völkerglauben. Eine Umfrage von Karl Amrain. 9. Mittel gegen die Unfruchtbarkeit. Eine Umfrage von H. Enrique Brüning. 10. Von der Fruchtabtreibung. Eine Umfrage von J. Heimpel. 11. Von der Blutschande. Eine Umfrage von H. Enrique Brüning. 12. Onanie als Heilmittel. Von Karl Amrain. 13. Vom Frauenblut. Eine Umfrage von Krauss. 14. Nacktheitzauber. Eine Umfrage. Beiträge von Prof. Joh. Koštiál und Lj. T. Daničić. 15. Von den Muscheln und Schnecken. Eine Umfrage von Dr. Aigremont. (Mit elf Abbildungen.) 16. Hypertrichie im Volkmund. Eine Umfrage von Karl Amrain. 17. Das Frauenhemde. Eine Umfrage von Karl Amrain. 18. Die Erotik in der Lateinschule. Eine Umfrage. Vgl. Anthropophyteia VII, S. 237f. 19. Erotisehe und skatologische Übernamen. Eine Umfrage. I. Polnische Spitznamen (przezwiska) gesammelt von B. Blinkiewicz, verdeutscht von Prof. Joh. Koštiál. 20. Erotische und skatologische Schmähreden. Eine Umfrage. I. Polnische Folklore. Gesammelt von B. Blinkiewicz, verdeutscht von Prof. Joh. Koštiál. 21. Gewächse in der erotischen Symbolik. Eine Umfrage von Prof. Joh. Koštiál. 22. Tierstimmen und anderes in der Erotik. Eine Umfrage von H. Förster. — **Erhebungeu zur Geschichte der Volkerzählung.** 1. Erzählungen aus dem Vierlande. Von H. Förster. 2. Nassauische Erzählungen. Gesammelt von Otto Stückrath. 3. Erzählungen aus Hessen. Mitgeteilt von Phylax. 4. Städtische Erzählungen aus Heidelberg. Mitgeteilt von K. Wildhagen und Hans Freimark. 5. Westfälische Erzählungen. Aufgezeichnet von Friedrich Erich Schnabel. 6. Erzählungen aus dem Elsaß. Gesammelt von Karl Amrain und Numa Praetorius. 7. Erzählungen aus Zentralindien. Mitgeteilt von Dr. Susruta II. 8. Echt russische Schwänke aus dem Weichsellande. Von B. Blinkiewicz, verdeutscht von Prof. Joh. Koštiál. 9. Erzählungen aus Russisch-Polen. Gesammelt von B. Blinkiewicz, verdeutscht von Prof. Joh. Koštiàl. 10. Slovenische Erzählungen. Von Prof. Joh. Koštiál. 11. Eine friaulische Erzählung. Von Prof. Joh. Koštiál. 12. Indianererzählungen aus Eten in Perú. Von H. Enrique Brüning. — **Beiträge zur Volkliedforschung.** 1. Dictons. Von Karl Amrain. 2. Neue Parallelen zum Streit der Jungfrauen. Aus Westfalen. Mitgeteilt von Friedrich Erich Schnabel. 3. Handwerkburschenlieder. 4. Vierländer Lieder. Von H. Förster. 5. Unsere Magd. Eine Auslese derber Neckverse zusammengestellt von K. Amrain. 6. Vom Kiné. Elsässische Spottverse. Mitgeteilt von K. Amrain. 7. Hanseaten-Lied von 1813—1814. (Vielleicht von Dr. Bärmann, Hamburg.) 8. Scherzweisen. (Aus Ostholstein.) 9. Schön Malchen. (Aus dem Rheinlande.) 10. Wiener Dirnenlied. 11. Englische Soldatenlieder aus Zentralindien. Mitgeteilt von Dr. Susruta II. 12. Schnadahüpfeln (Špiewki) aus Russisch-Polen. Gesammelt von B. Blinkiewicz, verdeutscht von Prof. Joh. Koštiál. 13. Czechische Liedchen. Aufgezeichnet von

Inhaltverzeichnis.

Beiträge zur Volkliedforschung. Seite

Beiträge zur Sprichwörterforschung.

Beiträge zur Rätselforschung.

Historische Quellenschriften **zum Studium der Anthropophyteia.** Herausgegeben von **Dr. Friedrich S. Krauss.**

Bd. I. **Volktümliche Dichtungen der Italiener.** Von Jakob Ulrich.

Bd. II u. III u. IV: **Deutsche Schwankerzähler des XV.—XVII. Jahrhunderts.** Von Karl Amrain. Preis für alle vier Bände in eleg. Einband Mk. 20.—.

Volkerotik und Pflanzenwelt. Eine Darstellung alter wie moderner erotischer und sexueller Gebräuche, Vergleiche, Benennungen, Sprichwörter, Redewendungen, Rätsel, Volklieder, erotischen Zaubers und Aberglaubens, sexueller Heilkunde, die sich auf Pflanzen beziehen. Von Dr. Aigremont. II. Auflage. 2 Bände brosch. Ladenpreis Mk. 9.—.

Slavische Volkforschungen. Abhandlungen über Gewohnheitrechte, Sitten, Bräuche und die Guslarenlieder der Südslaven. Vorwiegend auf Grund eigener Erhebungen von Dr. Friedrich S. Krauss. VIII, 431, gr. 8°. Brosch. Mk. 11.50, Halbfranz geb. Mk. 13.—.

Böhmische Korallen aus der Götterwelt. Folkloristische Börseberichte vom Götter- und Mythenmarkte. Von Dr. Friedrich S. Krauss. 147 S. gr. 8°. Preis Mk. 2.— brosch.

Fuß- und Schuh-Symbolik und -Erotik. Folkloristische und sexualwissenschaftliche Untersuchungen von Dr. Aigremont. Mit einem Geleitwort von Krauss. Preis brosch. Mk. 2.25

Romanische Meistererzähler. Unter Mitwirkung vieler Romanisten herausgegeben von **Dr. Friedrich S. Krauss.**

Band I. **Die hundert alten Erzählungen.** (Le Cento Novelle Antiche.) Übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Jakob Ulrich. Preis geheftet Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

Band II. **Romanische Schelmennovellen.** Deutsch von Jakob Ulrich Preis geheftet Mk. 6.—, elegant gebunden Mk. 7.—.

Das Buch enthält im einzelnen: a) Die erste deutsche Übersetzung von **Trubert** (altfranzösisch). b) **Barat und Haimet** (altfranzösisch). c) **Boivin von Provins** (altfranzösisch). d) **Der Metzger von Abeville** (altfranzösisch). e) **Die drei Blinden von Compiègne** (altfranzösisch). f) **Der Bauer von Bailleul** (altfranzösisch). g) **Der Schatz von Venedig** (italienisch). h) **Der dicke Tischler** (italienisch). i) **Der Dieb von Perugia** (italienisch). k) **Santi** (italienisch). l) **Wie einer Bäuerin ein Esel gestohlen wurde und wie sie ihn wieder bekam** (italienisch). m) **Lazarillo de Tormes** (spanisch).

Band III. **Crébillon der Jüngere: Das Spiel des Zufalls am Kaminfeuer.** Deutsch von K. Brand. Preis broschiert Mk. 2.—, elegant gebunden Mk. 3.—.

Band IV. **Die Schwänke und Schnurren des Florentiners Gian-Francesco Poggio Bracciolini.** Übersetzung, Einleitung und Anmerkungen von Alfred Semerau. Preis broschiert Mk. 6.—, elegant gebunden Mk. 7.—.

Band V. **Unsere biederen Stadtleut.** Von Antoine Furetière. Deutsch von Erich Meyer. Preis geheftet Mk. 2.50, elegant gebunden Mk. 3.50.

Band VI. **Geschichte einer Neugriechin.** Von Abbé Prévost. — Übersetzt, eingeleitet und erklärt von K. Brand. Preis broschiert Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Band VII. **Das Volkbuch von Fulko Fitz Warin.** Deutsch von Leo Jordan. Preis broschiert M. 2.50, elegant gebunden M. 3.50.

Band VIII. **Ausgewählte Novellen von Prosper Mérimée.** Deutsch von Prof. Dr. O. Schultz-Gora. Preis broschiert Mk. 2.50, elegant gebunden Mk. 3.50.

Der Band enthält die Novellen: Die Venus von Ille; Die etruskische Vase; Die Seelen im Fegefeuer und die Partie Tricktrack.

Band IX. **Erzählungen von Pierre de Besenval.** Deutsch von K. Brand. Preis broschiert Mk. 2.—, elegant gebunden Mk. 3.—.

Der Band enthält die Erzählungen: Der Spleen; Die Liebenden als Soldaten; Alonzo; Der Einsiedler.

Band X. **Schnurren und Schwänke des französischen Bauernvolkes.** Deutsch von E. K. Blümml. Preis broschiert Mk. 4.—. elegant gebunden Mk. 5.—.

Band XI (d. N. F. B. I). **Eugène Fromentin: Dominik.** Deutsch von Ernst Dannheißer. Preis brosch. Mk. 5.—, elegant gebund. Mk. 6.—

☛ **Von diesen Bänden erschienen Band II, III, und IV als Privatdrucke und werden nur zu Studienzwecken an Gelehrte abgegeben.** ☚

Die Novellen der Nachtmale des Antonfrancesco Grazzini. Übersetzung, Einleitung und Anmerkungen von Afred Semerau. Preis in eleganter Ausstattung Mk. 10.—. (Privatdruck.)

Giovan Battista Giraldi: Novellen aus den Hekatommithi. Übersetzung, Einleitung und Anmerkung von Alfred Semerau. Preis in eleganter Ausstattung M. 7.—. (Privatdruck.)

Der Volkmund.

Alte und neue Beiträge zur Volkforschung Herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss Preis pro Band geheftet M. 1.—.

Band I. **Österreichische Volklieder** mit ihren Singweisen gesammelt von F. Tschischka und J. M. Schottky nach der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage herausgegeben von Friedrich S. Krauss.

Band II. Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben und bearbeitet von E. K. Blümml und Josef Latzenhofer. Erster Band: **Der Wegkürzer des Martin Montanus** (1557).

Band III. **Ausseer und Ischler Schnadahüpfel.** Als Anhang Vierzeiler aus dem bayerisch-österreichischen Sprachgebiet mit Singweisen. Gesammelt und herausgegeben von E. K. Blümml und Friedrich S. Krauss.

Band IV. **Österreichische Volkmärchen** von Frz. Tschischka. Als Anhang Kinderlieder und Kinderreime aus Niederösterreich. Neu herausgegeben und eingeleitet von E. K. Blümml.

Band V. Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und bearbeitet von E. K. Blümml und Josef Latzenhofer. Zweiter Band: **Jacob Frey's Gartengesellschaft** (1556).

Band VI. **Altägyptische Sagen und Märchen.** Deutsch von Prof. Dr. Alfred Wiedemann.

Band VII und VIII. **Die Apologe des Bernardino Ochino** herausgegeben von Karl Amrain.

Band IX und X. **Zigeunerhumor.** 250 Schnurren, Schwänke und Märchen. Deutsch von Dr. Friedrich S. Krauss.

Band XI. **Das alte Faustbuch** auf Grund der Ausgaben von 1587, 1599 und 1674 und anderer Quellen jener Zeit in neuer, sachlicher Anordnung der Sagen bearbeitet und herausgegeben von August Holder.

Band XII. **Bergischer Volkhumor** von O. Schell.

Band XIII. Deutsche Schwänke des XVI. Jahrhunderts. Ausgewählt und bearbeitet von Josef Latzenhofer. Dritter Band: **Schumanns Rastbüchlein und Montanus anderer Teil der Gartengesellschaft.**

Bibliothek ausgewählter serbischer Meisterwerke.

Mit literarhistorischen Einleitungen herausgegeben von **Dr. Friedrich S. Krauss.** Bisher sind erschienen:

Band I. **Auf uferloser See.** Drama in 4 Aufzügen von Branislav Gj. Nušić. Geheftet Mk. 1.50.

Band II. **Ein Geniestreich.** Volkstück in 5 Aufzügen oder 9 Bildern von M. Gj. Glišić. Mit echt serbischen Sang- und zigeunerischen Spielweisen von V. R. Gjorgjević. Geheftet Mk. 1.50.

Band III. **Um hohen Preis!** Ein bürgerliches Trauerspiel von B. Gj. Nušić. Geheftet Mk. 1.50.

Band IV. **Der französisch-preußische Krieg. Ich gratuliere. Große Wahl schafft große Qual. Ein Liebebrief.** 4 Lustspiele von Kosta Trifković. Geheftet Mk. 1.50.

Band V. **Die Blume von Cannosa. Mater Dolorosa.** Zwei Novellen von Vid Vuletić Vukasović. Geheftet Mk. 1.—.

Band VI. **Liebe und Leben im Herzogland.** Mit Erzählungen von Svetozar Ćorović. Geheftet Mk. 1.—.

Eduard Kulke, Kritik der Philosophie des Schönen.

Mit Geleitworten von Prof. Dr. E. Mach und Prof. Dr. Friedr. Jodl herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss. 23 Bogen 8° in eleganter Ausstattung Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart

herausgegeben von **J. R. Bünker**, ca. 26 Bogen gr. 8°. Broschiert Mk. 6.—, elegant gebunden Mk. 7.50.

Band V. Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und bearbeitet von E. K. Blümml und Josef Latzenhofer. Zweiter Band: **Jacob Frey's Gartengesellschaft** (1556).

Band VI. **Altägyptische Sagen und Märchen.** Deutsch von Prof. Dr. Alfred Wiedemann.

Band VII und VIII. **Die Apologe des Bernardino Ochino** herausgegeben von Karl Amrain.

Band IX und X. **Zigeunerhumor.** 250 Schnurren, Schwänke und Märchen. Deutsch von Dr. Friedrich S. Krauss.

Band XI. **Das alte Faustbuch** auf Grund der Ausgaben von 1587, 1599 und 1674 und anderer Quellen jener Zeit in neuer, sachlicher Anordnung der Sagen bearbeitet und herausgegeben von August Holder.

Band XII. **Bergischer Volkhumor** von O. Schell.

Band XIII. Deutsche Schwänke des XVI. Jahrhunderts. Ausgewählt und bearbeitet von Josef Latzenhofer. Dritter Band: **Schumanns Rastbüchlein und Montanus anderer Teil der Gartengesellschaft.**

Bibliothek ausgewählter serbischer Meisterwerke.

Mit literarhistorischen Einleitungen herausgegeben von **Dr. Friedrich S. Krauss.** Bisher sind erschienen:

Band I. **Auf uferloser See.** Drama in 4 Aufzügen von Branislav Gj. Nušić. Geheftet Mk. 1.50.

Band II. **Ein Geniestreich.** Volkstück in 5 Aufzügen oder 9 Bildern von M. Gj. Glišić. Mit echt serbischen Sang- und zigeunerischen Spielweisen von V. R. Gjorgjević. Geheftet Mk. 1.50.

Band III. **Um hohen Preis!** Ein bürgerliches Trauerspiel von B. Gj. Nušić. Geheftet Mk. 1.50.

Band IV. **Der französisch-preußische Krieg. Ich gratuliere. Große Wahl schafft große Qual. Ein Liebebrief.** 4 Lustspiele von Kosta Trifković. Geheftet Mk. 1.50.

Band V. **Die Blume von Cannosa. Mater Dolorosa.** Zwei Novellen von Vid Vuletić Vukasović. Geheftet Mk. 1.—.

Band VI. **Liebe und Leben im Herzogland.** Mit Erzählungen von Svetozar Ćorović. Geheftet Mk. 1.—.

Eduard Kulke, Kritik der Philosophie des Schönen.

Mit Geleitworten von Prof. Dr. E. Mach und Prof. Dr. Friedr. Jodl herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss. 23 Bogen 8^{0} in eleganter Ausstattung Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart

herausgegeben von **J. R. Bünker**, ca. 26 Bogen gr. 8^{0}. Broschiert Mk. 6.—, elegant gebunden Mk. 7.50.



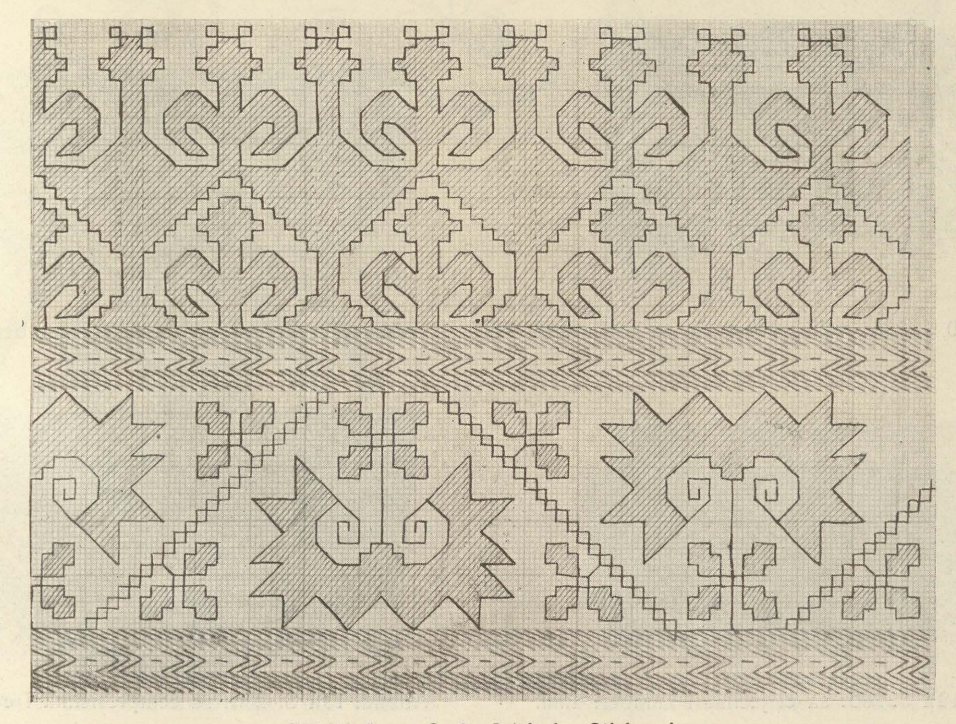
Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

Tafel I.

Zu Daničić: Die Frauenschürze in Glauben und Sitten der Südslaven.



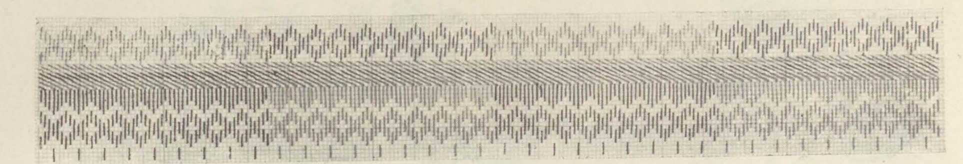
Abbild. 1 zu S. 206: Ecke einer weißen Bauernschürze aus Sv. Ivan Zelina in Chrowotien, zusammengestellt von einem neunjährigen Mädchen namen Barica Koščer im Jahre 1905. An dem Bilde ist absichtlich von anderer Hand kein Strich geändert. Ornamente: zwei einander küssende Knospen, ein vierblättriges Kleeblatt, Blättergrün, das Fingerzeichen (prostalija), Ähren, Eicheln, Dotterblumen und zwei gekrönte Vogelleiber. Dazu Beeren, Schweifchen und das Svaz-Zeichen.



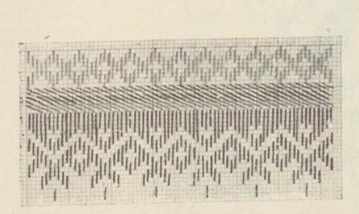
Abbild. 2 zu S. 2: Istrische Stickerei.

Tafel II.

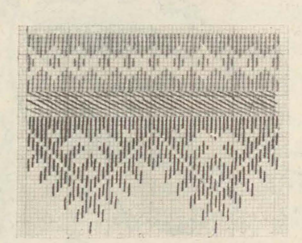
Zu Daničić: Die Frauenschürze in Glauben und Sitten der Südslaven.



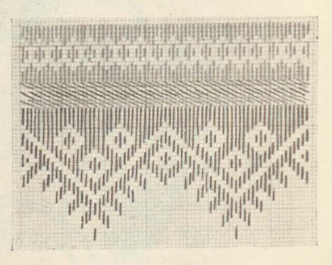
Abbild. 3 S. 206: Canaleser Seidenstickerei. Gewählter Flachstich wie bis Abbild. 13 und 16—18. Ärmel s po zupka ili na kitice ili na kokotiće. Oben: primetci, Prutci, grane.



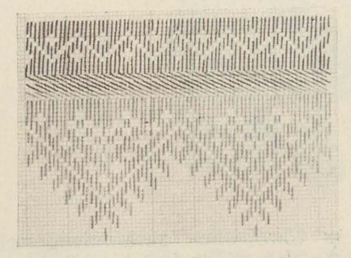
Abbild. 4 S. 206: sa jednom zupkom.



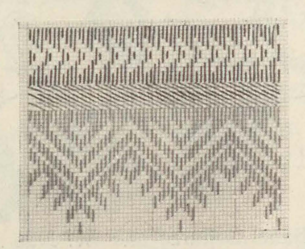
Abbild. 5 S. 206: mala kosjerača.



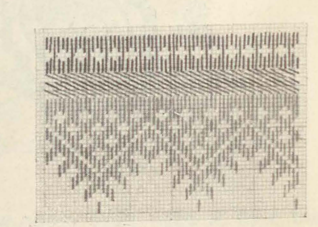
Abbild. 6 S. 206: rukav sa cvijeturcima.



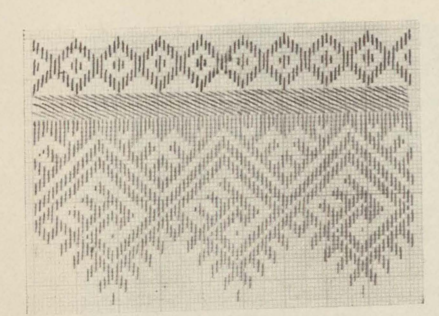
Abbild. 7 S. 206: sa cvijeturcima i sitnim pećicama.



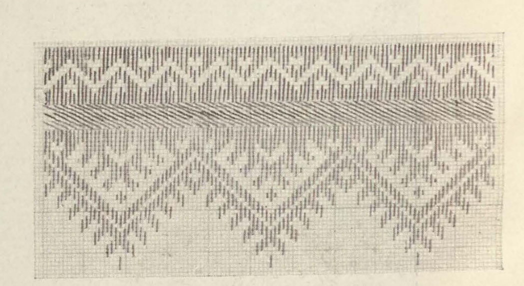
Abbild. 8 S. 206: rukav sa ćempresićima. (Ärmel mit Zypreßchen).



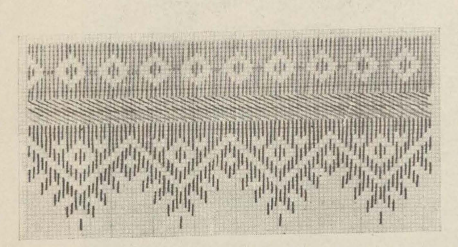
Abbild. 9 S. 206: s deset cvijetaka (mit zehn Blümlein).



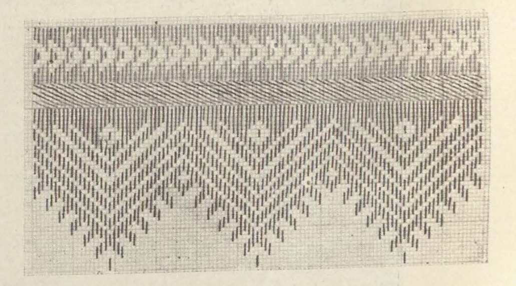
Abbild. 10 S. 206: velika kosjerača sa zorkovima.



Abbild. 11 S. 206: sa rubcima i žumbericama.



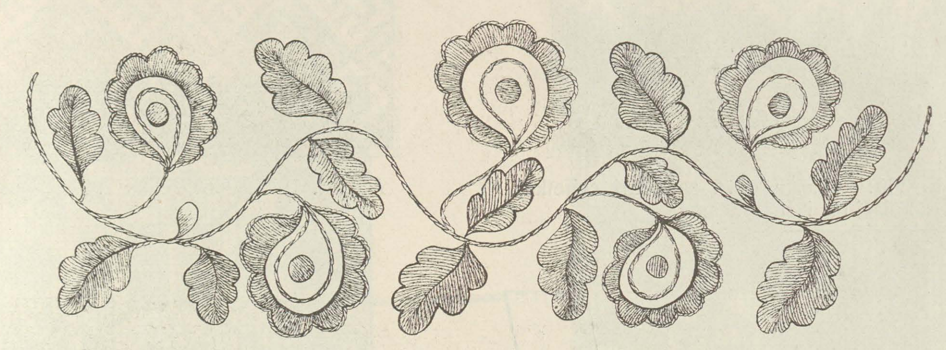
Abbild. 12a S. 206: sa cvijecima i žumbericama.



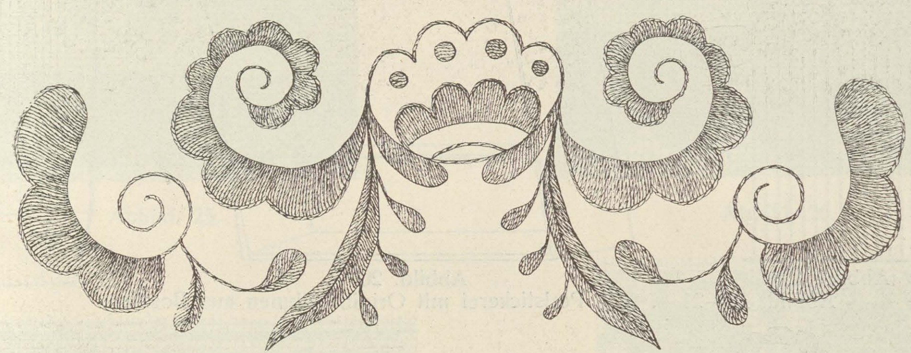
Abbild. 13a S. 206: sa ćempresićima i cvijecima

Tafel III.

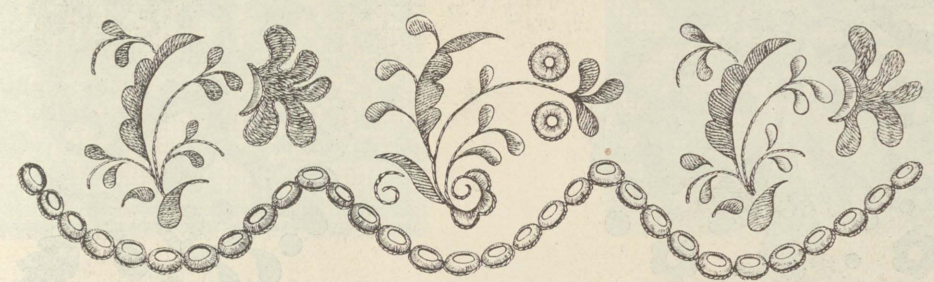
Zu Daničić: Die Frauenschürze in Glauben und Sitten der Südslaven.



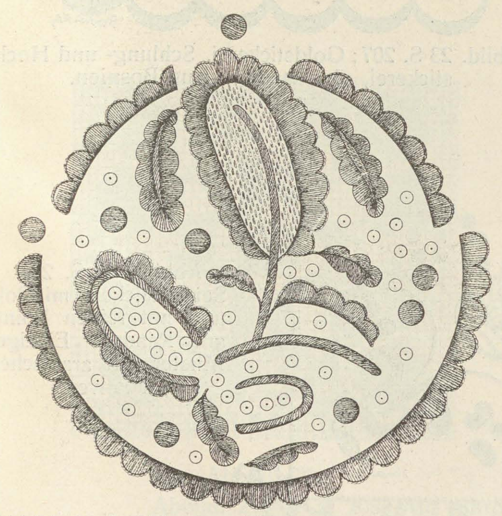
Abbild. 12 S. 206: Aus Sirmien und Südungarn.



Abbild. 13 S. 206: Aus Sirmien und Südungarn.



Abbild. 15 S. 206: Aus Serbien und dem Herzogtum. Mit Klöppelspitze.



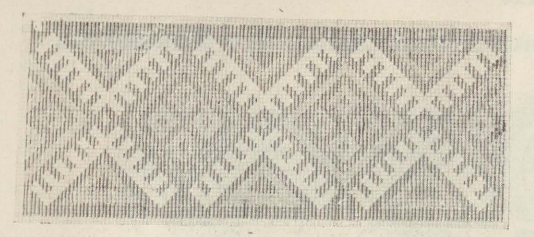
Abbild. 14 S. 206: Aus Chrowotien und Bosnien.



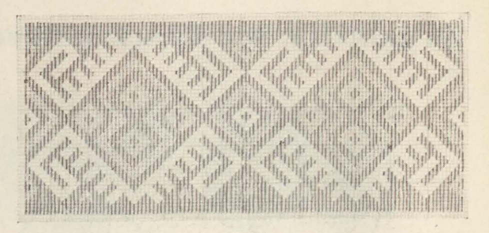
Abbild. 16 S. 206: Aus Dalmatien. Canale. Ošva s dvije vodnje, kolače, žmirice i perajice.

Tafel IV.

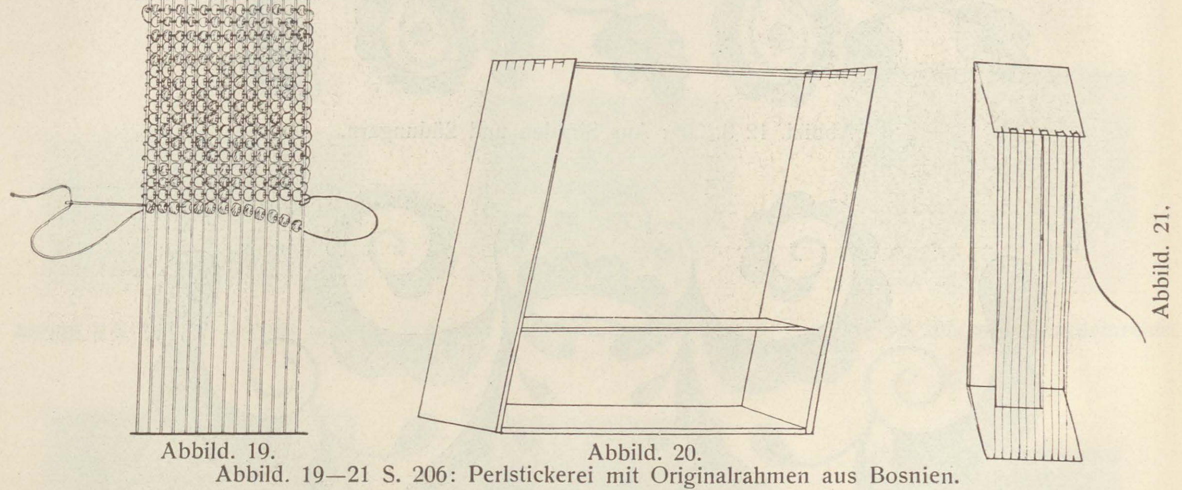
Zu Daničić: Die Frauenschürze in Glauben und Sitten der Südslaven.



Abbild. 17 S. 206: zubačka ošva sa četiri cvijetka, kolačima i škatulicama.

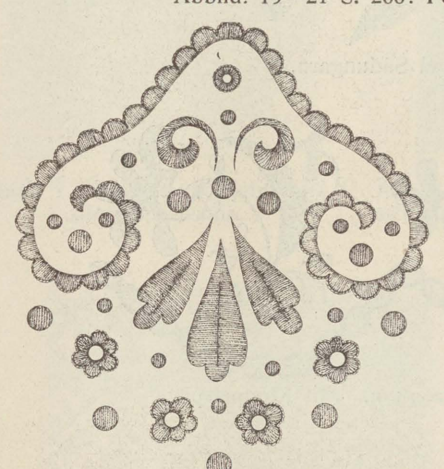


Abbild. 18 S. 206: velika zubačka ošva.

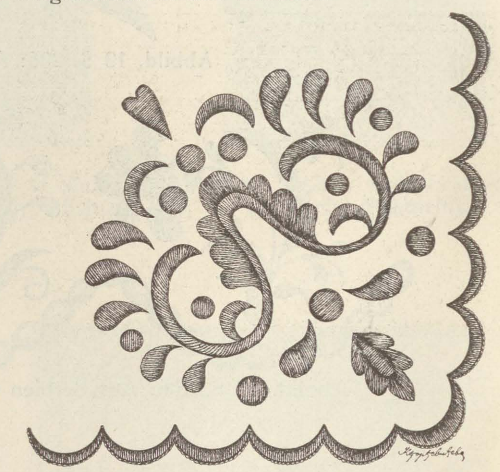


Abbild. 19. Abbild. 20.

Abbild. 19—21 S. 206: Perlstickerei mit Originalrahmen aus Bosnien.



Abbild. 22 S. 207: Goldstickerei aus Sirmien auf feinem Tüll- oder Izvod-Leinen. Reliefarbeit.



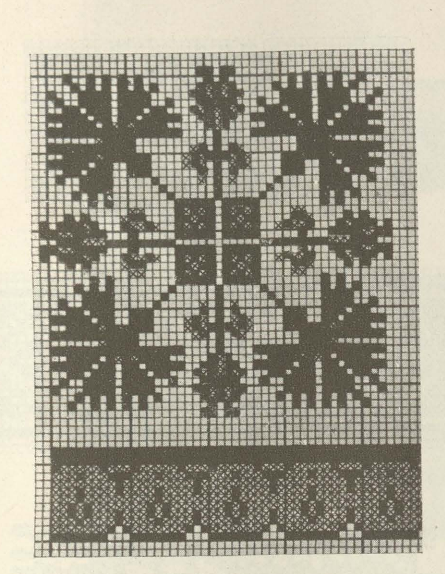
Abbild. 23 S. 207: Goldstickerei. Schlung- und Hochstickerei, gleichseitig. Aus Bosnien.



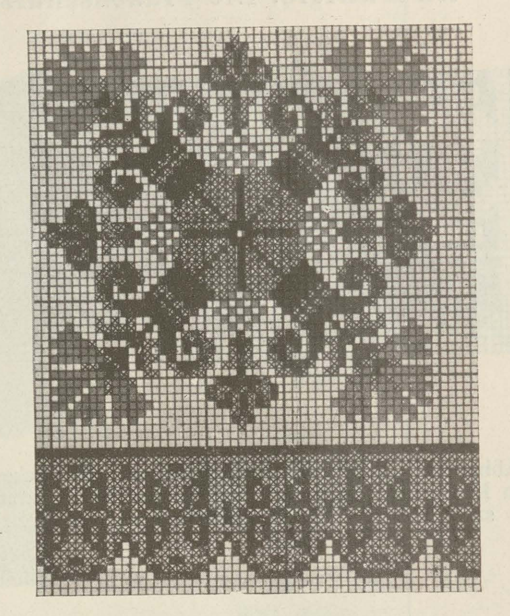
Abbild. 24 S. 207. Seidenstickerei mit Gold und mit feinen Points am Rande. Einziges Muster mit arabischen Motiven.

Tafel V.

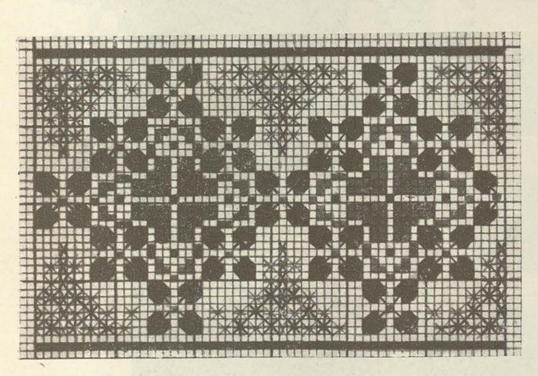
Zu Daničić: Die Frauenschürze in Glauben und Sitten der Südslaven.



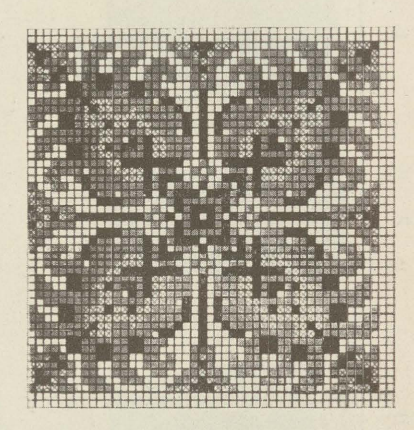
Abbild. 25.



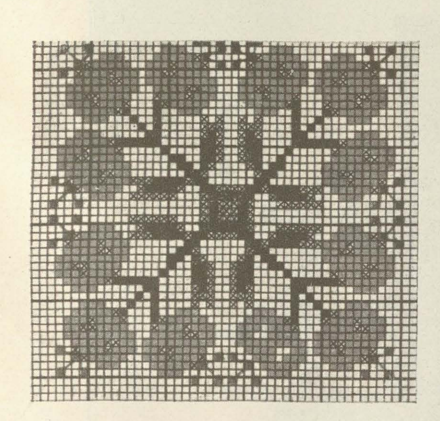
Abbild. 26.



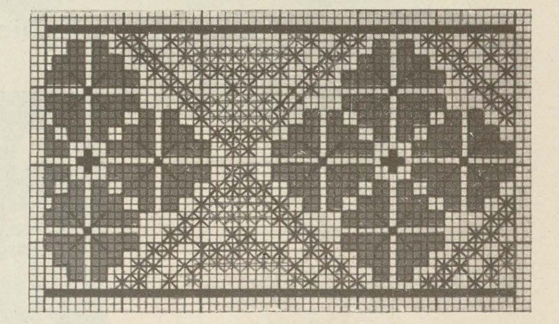
Abbild 27.



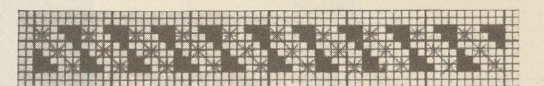
Abbild. 28.



Abbild. 29.



Abbild. 30.

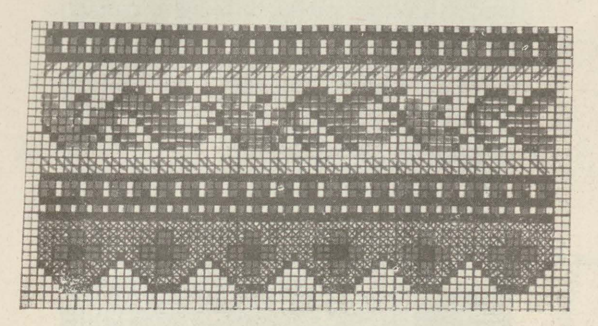


Abbild. 31.

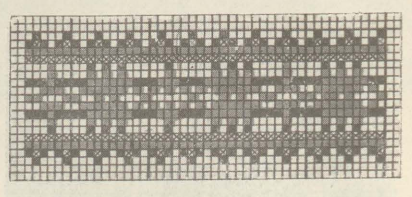
Abbild. 25—31 S. 208: Aus Chrowotien (Čazma, Križ, Sisak, Sunja, Galdovo).

Tafel VI.

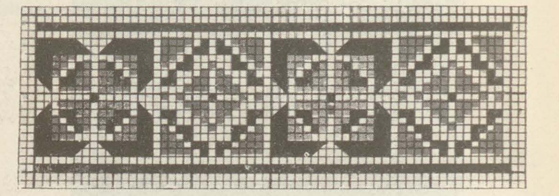
Zu Daničić: Die Frauenschürze in Glauben und Sitten der Südslaven.



Abbild. 32.



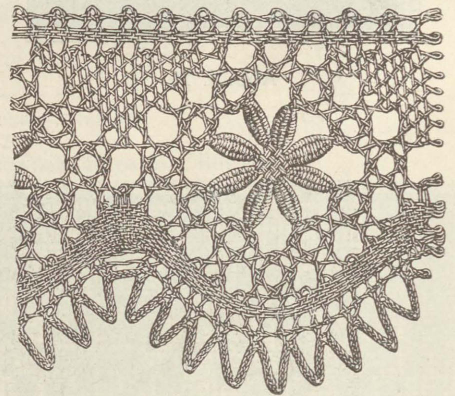
Abbild. 33.

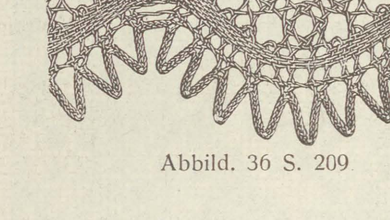


Abbild. 34.

Abbild. 32—34 S. 208: Aus Slavonien. Buntstickerei in Kreuzstich, Lockenstich, Webestich, Doppelkreuzstich, Häkelei, Netzarbeit, Durchbruchstickerei.

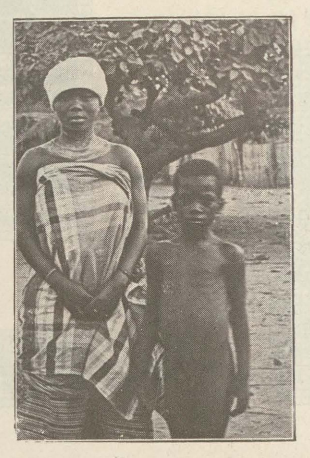
Abbild. 35 S. 209.





Abbild. 36 S. 209

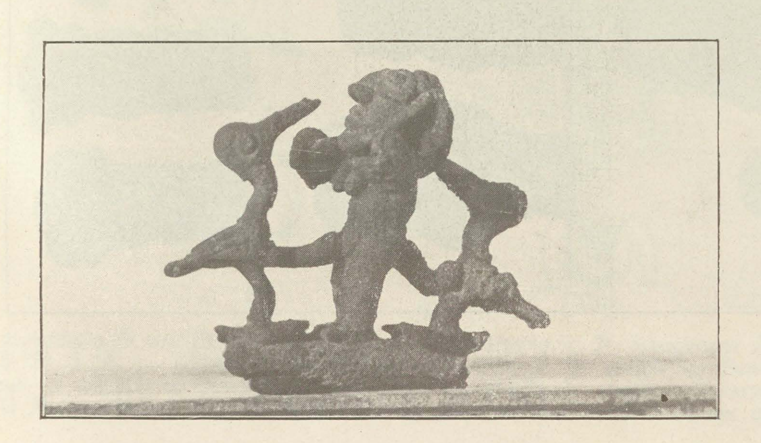
Zu C. Spieß: Die Beschneidung. S. 279.



Beschnitterer Togoknabe.

Tafel VII.

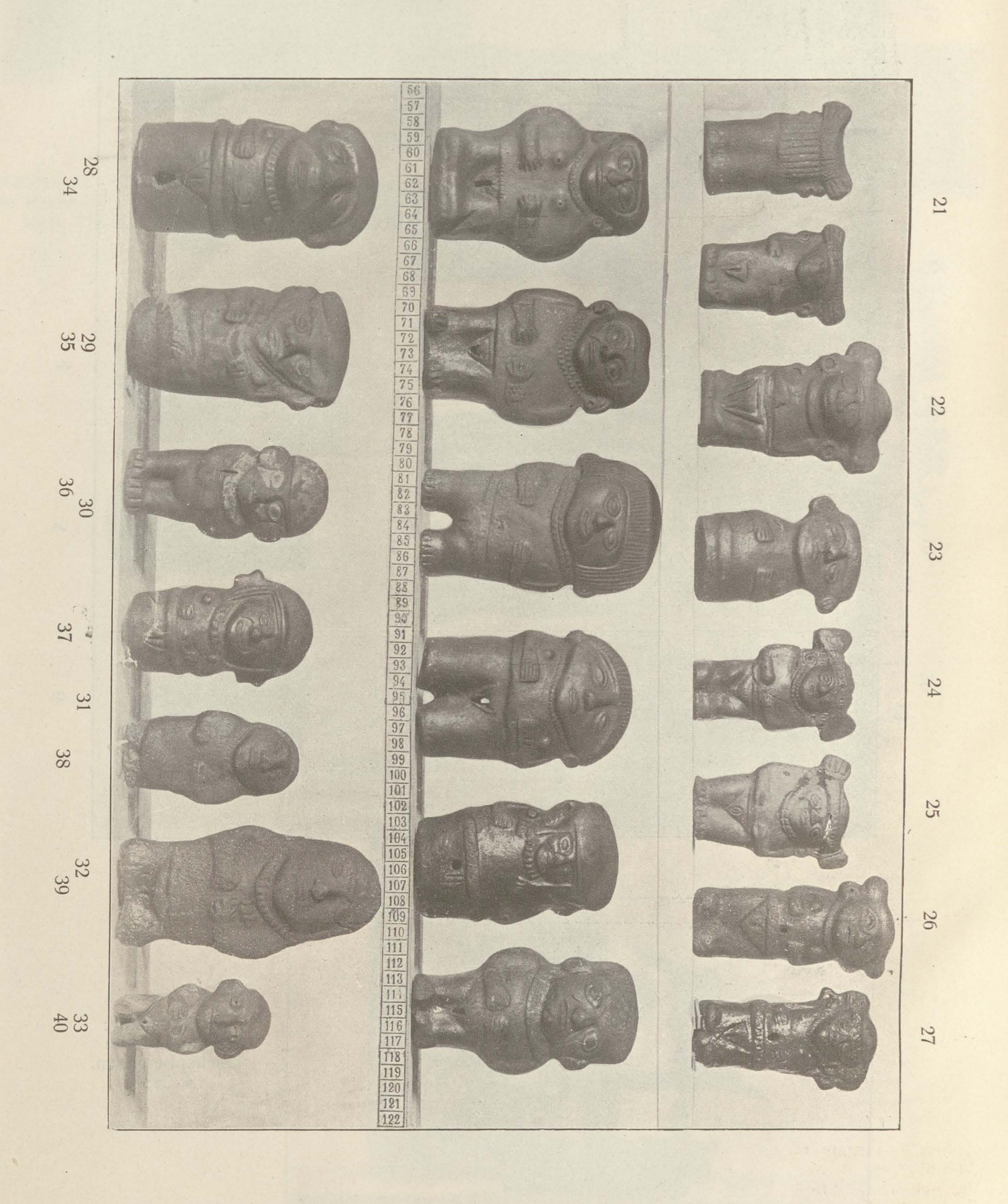
Zu Brüning: Altindianische Leichenbeigaben. S. 256 ff.



Zu Brüning:
Altindianische
Leichenbeigaben.
S. 252.

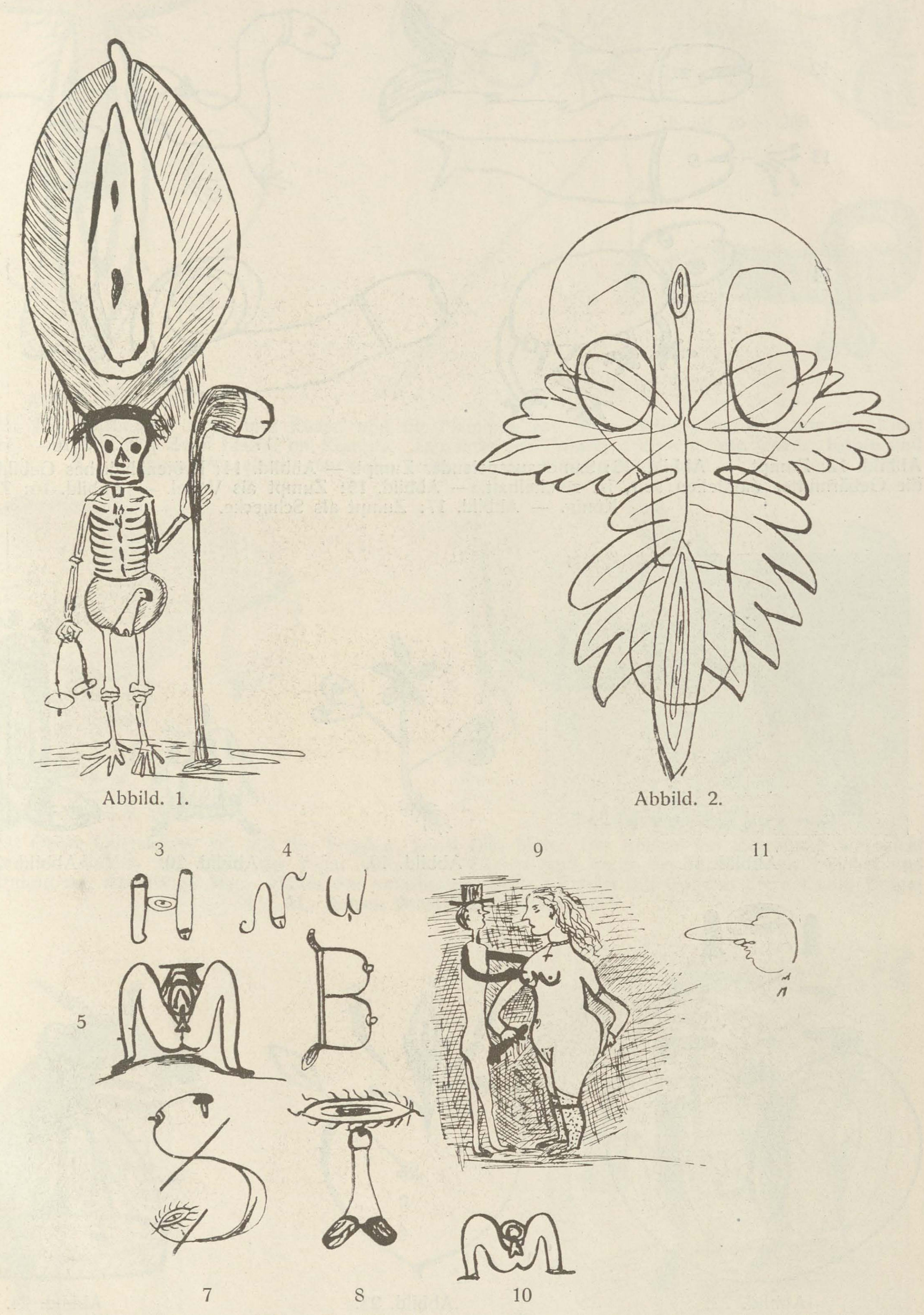
Tafel VIII.

Zu Brüning: Altindianische Leichenbeigaben. S. 256 ff.



Tafel IX.

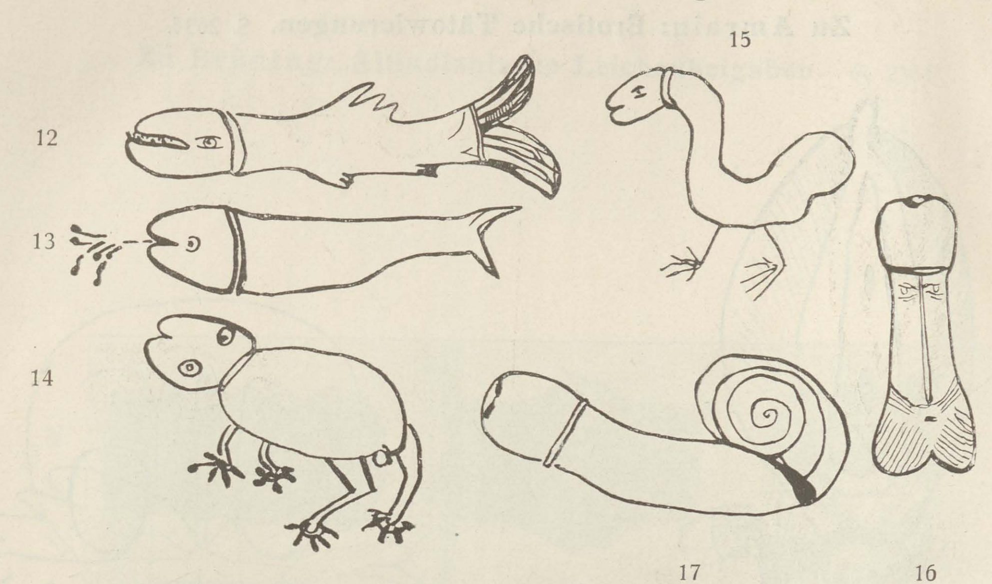
Zu Amrain: Erotische Tätowierungen. S. 263 f.



Abbild. 3: Initiale **H** aus Zumpt und Voze. — Abbildungen 4: **N**: hängender Zumpt und **W**: Arschkerbe. — Abbild. 5: **O A M.** — Abbild. 6: **B**: Brüste. — Abbild. 7: **S**: weiblicher Busen oben, Gesäß rechts, unten die Scham. — Abbild. 8: **T**: Zumpt und Voze. — Abbild. 9: Rotblauschwarze Tätowierung. — Abbild. 10: **O M.** — Abbild. 11: Der Name **Cohn** als erotisches Symbol Zumpt und Hoden darstellend.

Tafel X.

Zu Amrain: Erotische Tätowierungen. S. 264.



Abbild. 12: Zumpt. — Abbild. 13: Samenausspeiender Zumpt. — Abbild. 14: Krötenähnliches Gebilde; ob es die Gebärmutter darstellen soll, ist zweifelhaft. — Abbild. 15: Zumpt als Vogel. — Abbild. 16: Zumpt als König. — Abbild. 17: Zumpt als Schnecke.

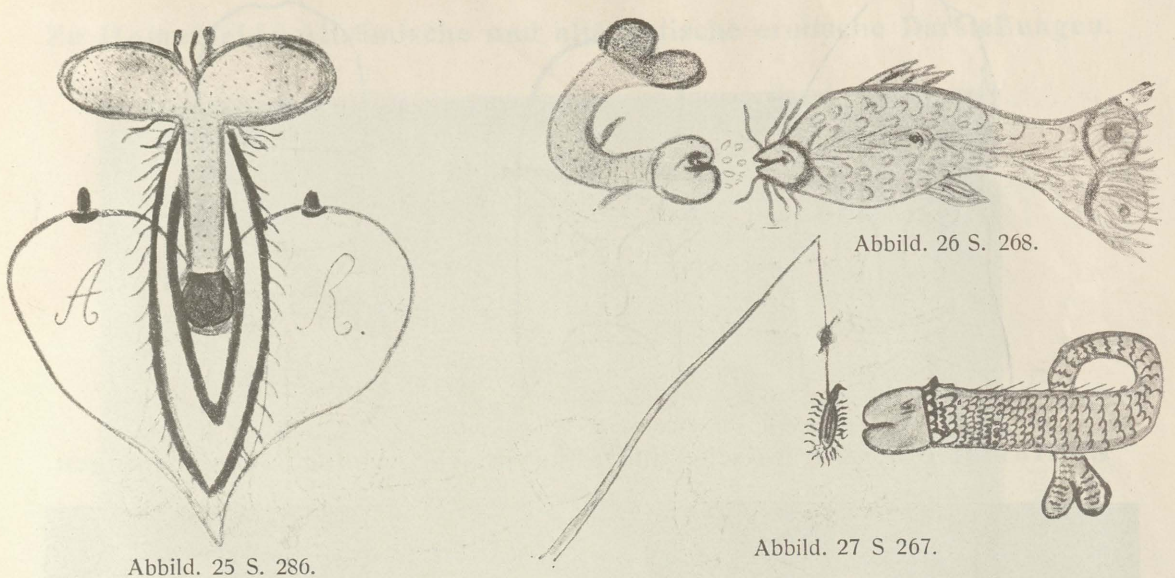
Abbild. 18. Abbild. 19. Abbild. 20. Abbild. 21.

Abbild. 22. Abbild. 23. Abbild. 24.

Abbild. 22: Blauweißrote Tätowierung eines belgischen Schiffknechtes. — Abbild. 23: Die eines belgischen Schiffjungen. Es ist eine ins geschlechtliche übersetzte kirchliche Darstellung, deren Urbild Henri Gaidoz bereits in Assyrien nachwies. — Abbild. 24: Aufsatz unten und Eichel rot, die Vertiefungen der Vozen und Strahlen ebenso, alle Striche sonst blau. „Die Krone der Schöpfung". Brusttätowierung eines Matrosen.

Tafel XI.

Zu Amrain: Erotische Tätowierungen.

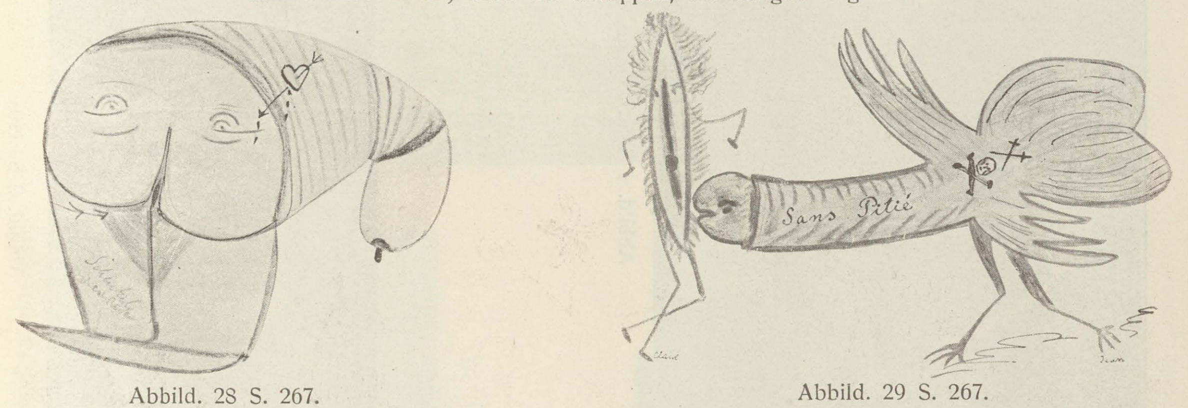


Abbild. 26 S. 268.

Abbild. 25 S. 286.

Abbild. 27 S 267.

Abbild. 25: Die Zeichnung: Voze und Eichel und die Flammen rot, alles übrige blau, hier um ein Drittel verkleinert. — Abbild. 26: Zwei Fische im Kampfe. Der links der Zumpt, der rechts die Voze. Köpfe und Schwanzflossen rot, auch die Schuppen, die übrigen Züge blau.



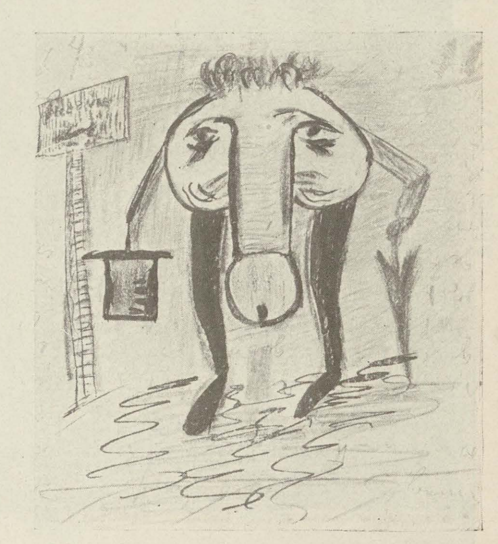
Abbild. 28 S. 267.

Abbild. 29 S. 267.

Abbild. 28: Obere Querstriche rot, wie die Tropfen, sonst alles blau. Die Absicht der Zeichnung war nicht zu erfragen. — Abbild. 29: Unter der Figur links steht Claire und unter der rechts Jean. Eichel und Scheideöffnung rot, das übrige blau. Hälfte der natürlichen Größe. Erklärt mit Combat éternel vom Träger N. J. M., dessen Brust damit geziert ist.

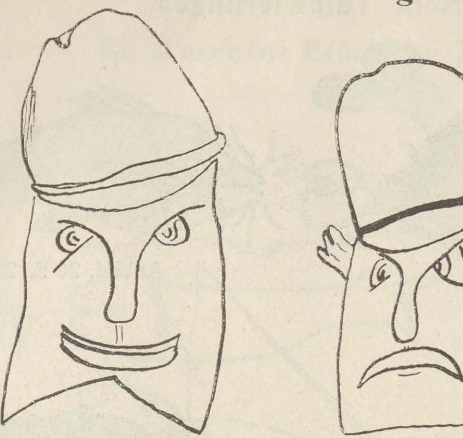


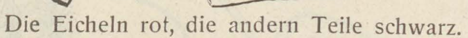
Abbild. 30 S. 268.



Abbild. 31 S. 268.

Zu G. Schmidt: Ein Beitrag zur Frage der Analerotik. S. 269.



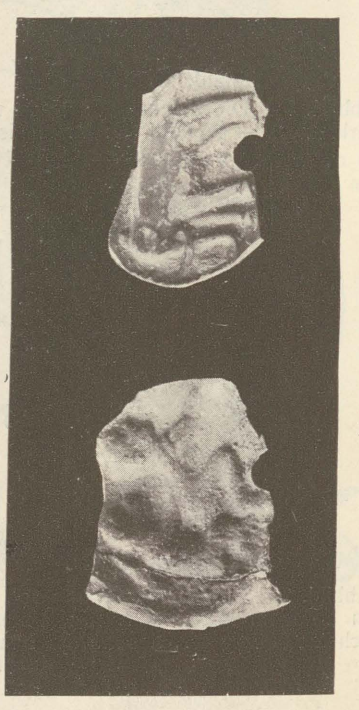


Die Eicheln rot, die andern Teile schwarz.

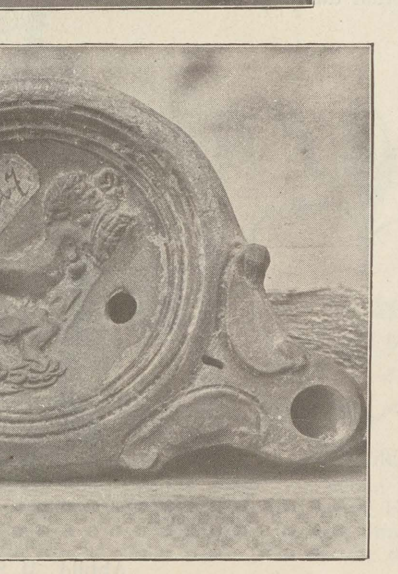
Zu Homefield: Altrömische und altägyptische erotische Darstellungen.



Abbild. 1 S. 270.



Abbild. 2 S. 270.



Abbild. 3 S. 270.

Abbild. 4 S. 270.

Tafel XIII.

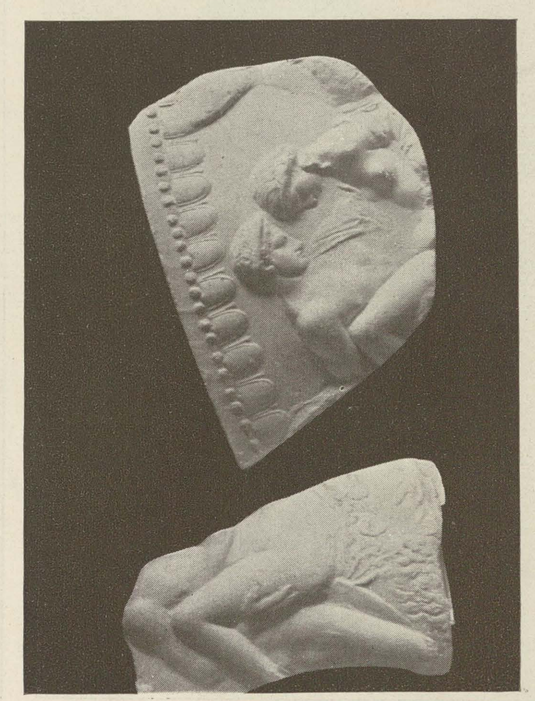
Zu Homefield: Altrömische und altägyptische erotische Darstellungen.



Abbild. 5 S. 271.



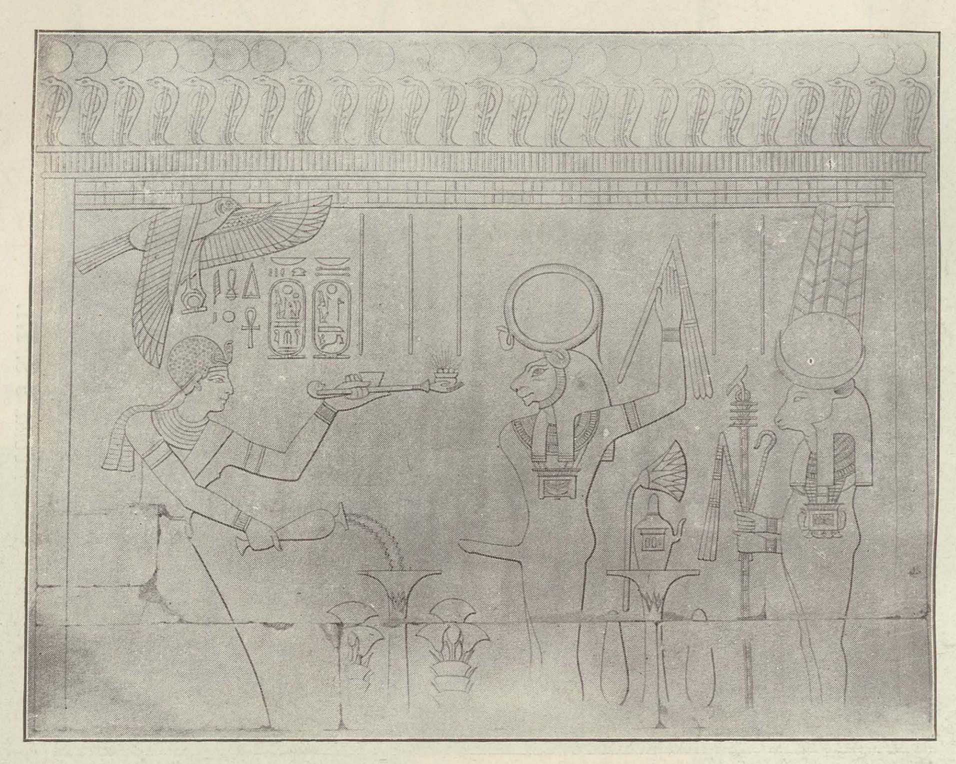
Abbild. 6 S. 271.



Abbild. 7 S. 271.

Tafel XIV.

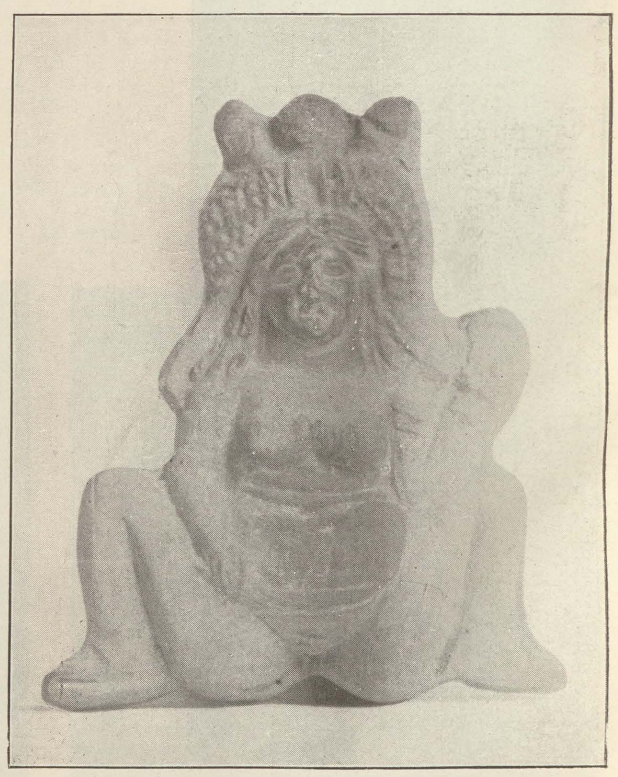
Zu Homefield: Altrömische und altägyptische erotische Darstellungen.



Abbild. 8 S. 271.



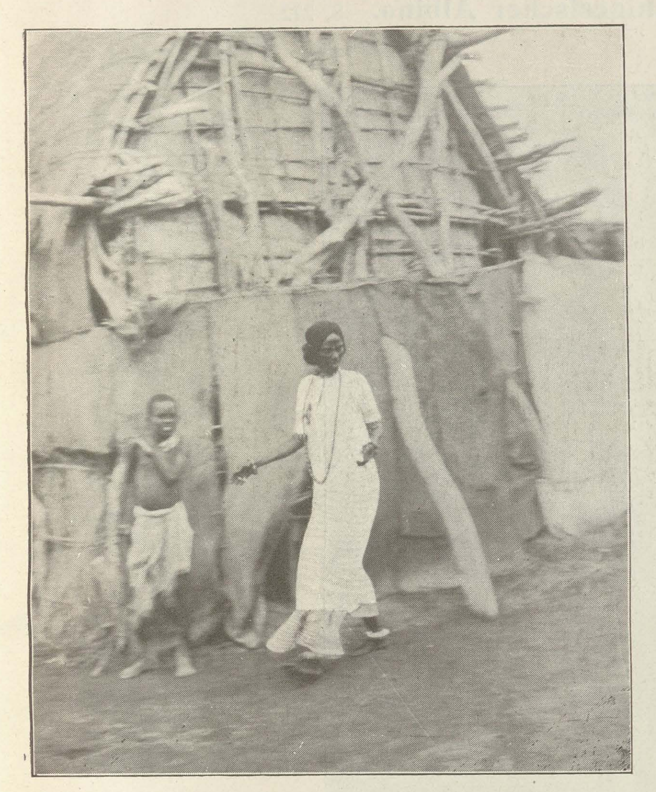
Abbild. 9 S. 271.



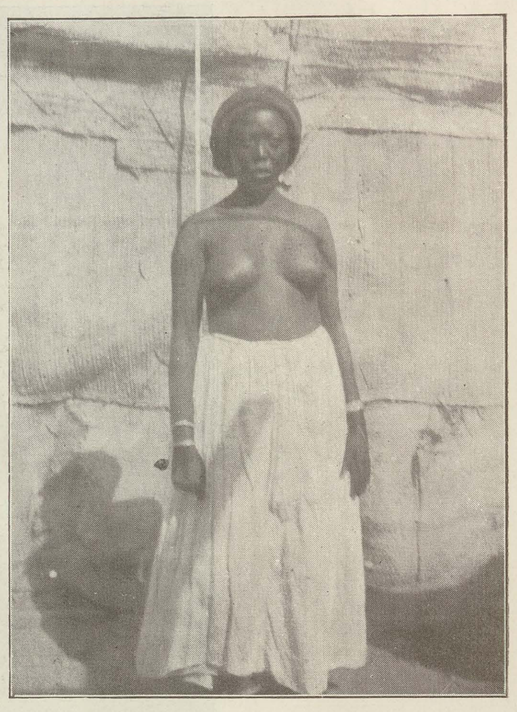
Abbild. 10 S. 271.

Tafel XV.

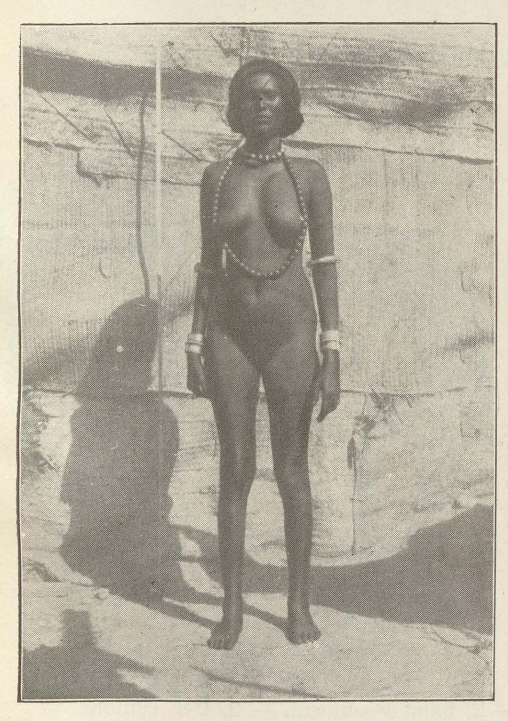
Zu Bieber: Die Prostitution in Dschibuti. S. 272 ff.



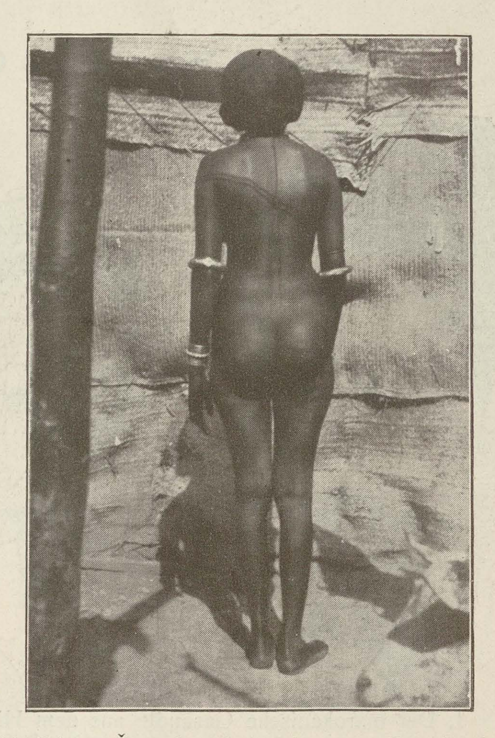
Abbild. 1: Bordéll, d. i. Dirnenhaus in Dschibuti, mit Šarmúta, d. i. Dirne und Zutreiber oder Kundenfänger.



Abbild. 2: Šarmúta, d. i. Dirne aus Dschibuti.



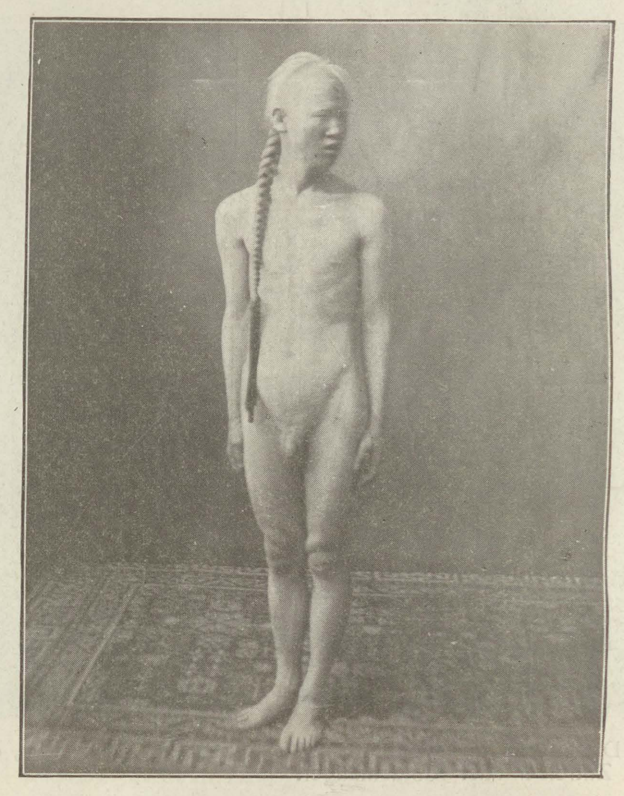
Abbild. 3: Šarmúta, d. i. Dirne aus Dschibuti.



Abbild. 4: Šarmúta, d. i. Dirne aus Dschibuti.

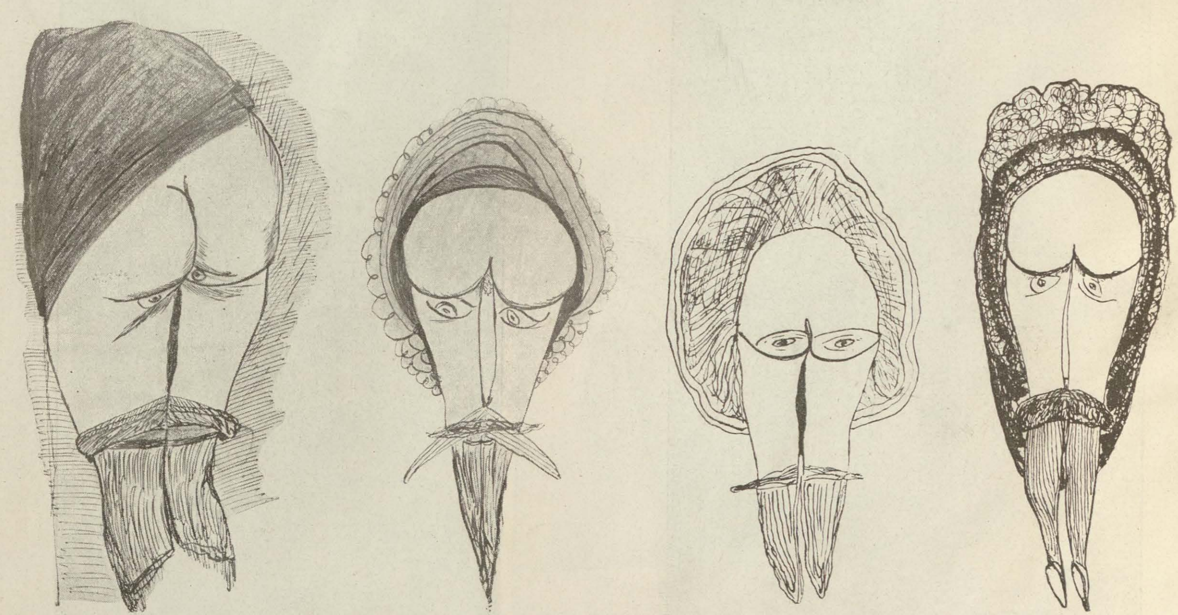
Tafel XVI.

Zu Schedel: Ein chinesischer Albino. S. 272.



Chinesischer Albino, 21 Jahre alt, hat eine ältere und jüngere Schwester, beide normal schwarzharig.

Zu Jean Wegeli: Das Gesäß im Völkergedanken. S. 232.



1. Der marokanische Gesandte aus dem Hinterlande. — 2. Saint Ris-du-cul. — 3. Der Teutone. — 4. Ainsi parlera Pet-r-arc-a. Also sprach Furzatastra.



KRAUSS

ANTHROPOPHYTEIA

IX
BAND

KRAUSS

ANTHROPOPHYTEIA